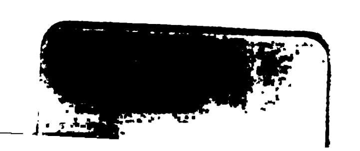






Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen.

Aus meinem Leben.

Aufzeichnungen

des

Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen,

weiland Generals der Artillerie

und

Generaladjutanten Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I.



Vierter (Schluß-) Band.

Der Krieg 1870/71. Reise nach Rußland.

Mit zwei Bildertafeln, der Nachbildung eines Briefes, zwei Skizzen im Text und vier Kartenbeilagen in Steindruck.

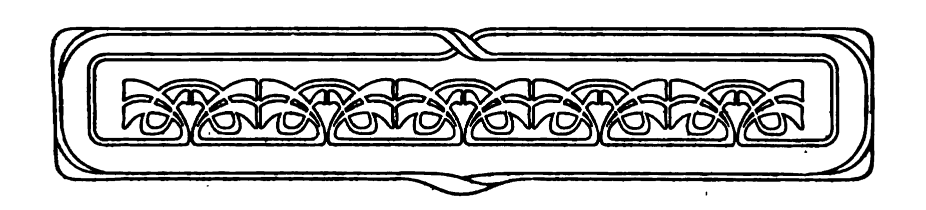
Fünfte Auflage.

Berlin 1907.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68—71.



Vorwort.

Mit diesem vierten Bande schließen die Aufzeichnungen des Prinzen. Hatte er schon im Feldzuge 1866, im Gegensatz zu den damals herrschenden Ansichten, seine Waffe, die Artillerie, zu hervorragender Wirksamkeit gebracht, und war er in der Friedenszeit bis 1870 als Kommandeur der Garde-Artillerie-Brigade mit allen Kräften bemüht gewesen, sie für die nach seiner Überzeugung ihrer harrenden hohen Aufgaben vorzubereiten, so sollte der große Krieg der Jahre 1870/71 den Beweis erbringen, daß es ihm gelungen war.

Als Brigadekommandeur der Garde-Artillerie zog der Prinz im Hauptquartier des Gardekorps in den Krieg. Die Schlacht von Gravelotte—St. Privat am 18. August brachte ihr die Feuerprobe, die glänzend bestanden wurde. Stundenlang hatten alle Batterien im heftigsten Chassepotfeuer auszuharren. Mit unerschütterlicher Ruhe leitete der Prinz ihr Feuer zu einheitlicher Wirkung und bereitete damit die Entscheidung kräftig vor. Noch glänzendere Erfolge vermochte er am 1. September bei Sedan zu erringen. Wie er hier fast alle seine Batterien gleichzeitig ins Feuer zu bringen verstand, wie er damit die Wegnahme von Givonne vorbereitete, wie er den Wald von Garenne unter so vernichtendes Feuer nahm, daß Tausende von Franzosen darin die Waffen streckten, das kann für alle Zeit als vorbildlich für die Tätigkeit der Artillerie gelten.

Als dann die deutschen Heere ihren eisernen Ring um die feindliche Hauptstadt gezogen hatten, ernannte der Allerhöchste Kriegsherr den

Prinzen zum Kommandeur der gesamten Belagerungsartillerie vor Paris. Wenn dies unter Umgehung mehrerer älterer Artilleriegenerale geschah, so darf man ohne Zweifel darin die höchste Anerkennung seiner bisherigen Wirksamkeit erblicken, und so wurde in der Tat diese Zeit der Höhepunkt seiner militärischen Laufbahn. Unter Überwindung zahlloser Schwierigkeiten gelang es ihm, zehn Tage nach der Übernahme seiner Stellung die einheitliche Beschießung zu beginnen, die nach weiteren drei Wochen die Übergabe der Riesenfestung herbeiführen half.

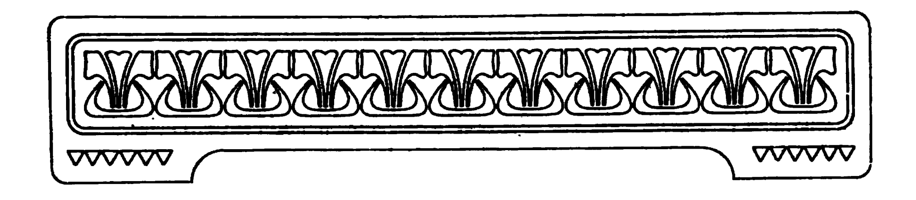
Der Soldat wird in diesen Erinnerungen an unseren großen Krieg einen wertvollen Beitrag zur Kriegsgeschichte erkennen und darin eine Fülle von Lehren finden, aber auch dem Laien bieten sie ein anschauliches Bild jener weltgeschichtlichen Ereignisse. Sie zeigen ihm, welch ungeheure Verantwortung auf den Führern Tag für Tag und Stunde um Stunde lastet, wie sie nur mit Anspannung aller ihrer Körper- und Seelenkräfte ihre hohe Aufgabe dauernd zu erfüllen vermögen, sie bezeugen zugleich, welch eine Fülle von Tüchtigkeit und Kraft 1870 im deutschen Heere vom ersten bis zum letzten Manne wohnte.

Neben dem Ernst der Stunde fehlen aber auch die heiteren Bilder des Kriegslebens nicht.

Wer jene große Zeit noch erlebt hat, dem wird sie aufs neue lebensvoll in diesen Erinnerungen vor Augen treten, das jüngere Geschlecht aber mögen sie mahnen, immer bereit zu sein, wenn die Stunde ruft, Gleiches zu tun, denn auch von seinen Taten werden dereinst die Geschicke unseres Vaterlandes abhängen.

Berlin, im September 1906.

v. Bremen,
Oberstleutnant z. D.
zugeteilt dem Großen Generalstabe.



Inhaltsverzeichnis.

Elftes Buch.

Der Krieg von 1870/71.

Erster Teil.

Von Berlin bis Paris.

1. Mobilmachung.

2. Von Berlin bis zur Grenze.

3. Von der Grenze bis zur Schlacht von St. Privat.

4. Die Schlacht von St. Privat.

5. Von St. Privat bis Sedan.

6. Die Schlacht von Sedan.

7. Von Sedan bis Paris.

Zweiter Teil.

Vor Paris.

1. Vom 19. September bis 27. Oktober.

2. Die Erstürmung von Le Bourget.

3. Vom 3. November bis 20. Dezember.

4. Das zweite Gefecht um Le Bourget.

5. Einleitung des Artillerieangriffs auf Paris.

6. Der Artillerieangriff auf Paris.

7. Nach dem Kampf.

Nachtrag.

8. Die Reise nach Rußland.

Verzeichnis der Bilder und Karten.

Bilder und Beilagen.

Karten.

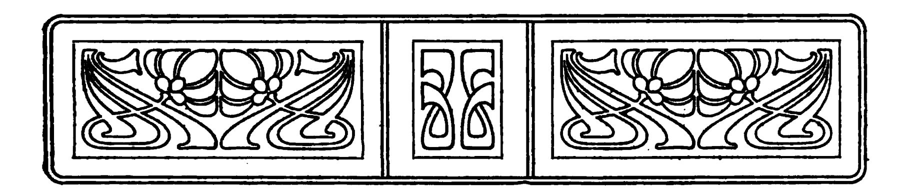
(Am Schluß des Bandes.)

Im Text.

Elftes Buch.

Der Krieg von 1870/71.





Erster Teil.

Von Berlin bis Paris.

1. Mobilmachung.

Mobilmachungsbefehl. In der Nacht vom 15. zum 16. Juli 1870 war der Befehl zur planmäßigen Mobilmachung des ganzen Heeres beim Generalkommando des Gardekorps eingetroffen, wie ich früher erwähnte.*) Der 16. Juli ward als der erste Mobilmachungstag festgesetzt. Die ersten Tage der Mobilmachung brachten nur Vorbereitungsarbeiten für die Truppen. Ich benutzte den 16. Juli zu den Arbeiten, welche nötig waren, um die Schießübung abzubrechen und den Schießplatz aufzuräumen.

Roon. Im übrigen hatte ich am 16. nur noch die Verteilung der Offiziere für den Krieg an die General-Inspektion behufs Genehmigung einzureichen. Hierbei begann eine recht tragisch endende Episode. Ich mußte mich bei der Verteilung der Offiziere an die bestehenden Bestimmungen halten, und danach wurde der Hauptmann Bernhard v. Roon, Sohn des Kriegsministers, zum Chef einer Festungs-Kompagnie vorgeschlagen. Bei der Eröffnung des Reichstages am 19. Juli, der ich als General à la suite beizuwohnen hatte, trat der Kriegsminister mit Tränen in den Augen an mich heran und sagte mir, es sei sehr betrübend für sein kriegerisches Vaterherz, daß sein Sohn schon wieder bei der Festungsartillerie zurückbleiben müsse. Das sei nun der dritte Krieg, den wir in sechs Jahren erlebten, und sein armer Junge solle immer untätig zu Hause bleiben. Ich konnte dem Kriegsminister mit gutem Gewissen sagen, daß die bestehenden Bestimmungen mich verhinderten,

*) Vgl. III, S. 404.

eine Ausnahme für seinen Sohn zu machen, und er den Platz erhielte, der ihm nach seiner Anciennität zukomme. Als ich von dieser Unterredung nach meiner Wohnung kam, fand ich einen Befehl der General-Inspektion der Artillerie vor, eine andere Verteilung der Batterie- und Kompagniechefstellen vorzuschlagen, und zwar nicht nach den bisherigen Bestimmungen, sondern nach der Geeignetheit und Übung jeder einzelnen Persönlichkeit. Der Hauptmann v. Roon hatte sich nun bei der Festungsartillerie bisher fast gar keine Praxis erworben, dagegen eine Feldbatterie schon mit großer Sicherheit geführt und, von einer eisernen Ruhe und einem sehr scharfen Auge auf das günstigste unterstützt, sich besonders dadurch ausgezeichnet, daß er mit seiner Batterie auf dem Schießplatz am besten schoß. Ich mußte ihm also nach jener Verfügung eine Feldbatterie übergeben. Denselben Abend konnte ich noch, da die Entscheidungen jetzt immer umgehend erfolgten, dem besorgten Vater durch ein Billett Meldung von dieser Änderung der Bestimmung seines Sohnes machen. Er war sehr glücklich darüber. Der Hauptmann v. Roon führte seine Batterie mit großer Bravour in den Schlachten von St. Privat und Sedan. In dieser letzteren aber traf ihn eine Chassepotkugel in den Unterleib, und zwei Tage darauf starb er. Der Vater war untröstlich, denn er glaubte, seine Bitte habe mich lediglich bewogen, seinem Sohne diese Stellung zu geben, in der er seinen Tod fand. Ich konnte ihn erst im November sehen und damit trösten, daß der Platz, den sein Sohn erhalten, unabhängig von den Bitten des Vaters bestimmt sei.

Doppelmair. Im Laufe des 19. Juli suchte mich der russische Hauptmann Doppelmair auf. Dieser war erst vor kurzem Hauptmann geworden und in Berlin kommandiert, um die Geschütze von Krupp abzunehmen, die Rußland bestellt hatte. Der junge Mann teilte mir mit, daß Preußen sich zwar die Anwesenheit aller fremden Offiziere in der preußischen Armee verbeten habe, für Rußland aber im geheimen eine Ausnahme gemacht werden solle. Er habe Aussicht, vom Kaiser Alexander mit Genehmigung unseres Königs bei uns kommandiert zu werden, um dem Kriege beizuwohnen, und frage mich, ob es mir genehm sei, wenn er darum bitte, in meinem Gefolge den Krieg mitzumachen. Ich holte das Einverständnis des Prinzen August von Württemberg ein und gab gern meine Zustimmung. Dabei fragte mich Doppelmair, wieviel Zeit er zu seinen Vorbereitungen habe. Ich sagte ihm, er habe sehr viel Zeit, denn zehn Tage seien sehr viel Zeit. Ich ersuchte ihn nun, binnen zehn Tagen zu jeder Stunde bereit zu sein, um mit seinen Pferden und Effekten mit der Eisenbahn transportiert zu werden. Un-

gläubig lächelnd sah mich Doppelmair an und meinte, er kenne die Organisation der preußischen Armee auch und wisse, daß kein Armeekorps, geschweige denn das Gardekorps binnen zehn Tagen marschbereit sei; indessen er werde fertig sein. Ich zuckte mit den Achseln und sagte ihm, wenn er in zehn Tagen nicht bereit sei, so laufe er Gefahr, zu spät zu kommen.

Nach zehn Tagen teilte ich Doppelmair mit, er habe sich am nächsten Abend mit Sachen und Pferden auf dem Anhaltischen Bahnhofe einzufinden, heute, den 29., werde die 3. Fußabteilung bereits mit der Eisenbahn abreisen. Der Russe schüttelte wieder mit dem Kopfe und sagte: „Ich glaube, Ihr Preußen, Ihr könnt zaubern."*)

Stimmung. Überhaupt machte die Ruhe und Sicherheit, mit der unsere Mobilmachung vor sich ging, einen imponierenden Eindruck auf die fremden Diplomaten.

Vom 21. bis 25. Juli trafen die Augmentationsmannschaften in Berlin ein, und man sah hier und da in den Straßen von Berlin wohl einen Trupp von mehr oder weniger Landleuten, die, von Soldaten regelmäßig geführt, mit einem Effektenbündel in der Hand, wohl als Einberufene kenntlich waren. Auch sah man zuweilen bedeutendere Pferdetransporte, als Händler sie zu bringen pflegen. Im übrigen aber sah Berlin äußerlich so friedlich aus, daß jemand, der die Zeitungen nicht gelesen, nicht hätte ahnen können, daß wir einen Krieg vor der Tür wußten. Alles ging seinen gewöhnlichen Gang. Ja, man sah weniger Truppen durch die Straßen marschieren als sonst, denn die Berliner Garnison war vollauf von früh bis abends in den Kasernen beschäftigt, und die Truppentransporte anderer Garnisonen, welche Berlin berührten, wurden mittels der Verbindungsbahn um die Stadt herum weitergeschafft, den Blicken der Menge entzogen. Wo Offiziere an einer öffentlichen Mittagstafel, wie an der Table d'hote der Hotels oder im großen Kasino speisten, da verkehrten sie auch weiter, wie bisher, als ob gar nichts im Werke sei, zur gewohnten Stunde. Nur sah man fast keinen Offizier mehr im Theater, auch blieben sie kürzere Zeit nach dem Essen in den betreffenden Lokalen, denn sie hatten zu tun.

Allmählich fehlte der eine oder der andere an dem gewohnten Tisch. Das fiel erst nicht auf, denn es kam ja vor, daß sie einer Einladung

*) Der damalige Hauptmann v. Doppelmair war nach dem Kriege, inzwischen zum Obersten befördert, zur russischen Botschaft in Berlin kommandiert und verunglückte hier tödlich durch einen Sturz mit dem Pferde am 27. Oktober 1871 in der Nähe des Zoologischen Gartens, wo ein Denkstein an den Unglücksfall erinnert.



folgten, bis endlich alle fehlten, denn sie waren abmarschiert. Diese vornehme Ruhe, mit der unsere Armee ihr Mobilmachungsgeschäft betrieb, stand in einem angenehmen Gegensatz zu dem entsetzlichen Straßenskandal, von dem die Zeitungen aus Paris berichteten, und diejenigen Diplomaten, die mir davon sprachen, wollten darin Vorboten des Erfolges zu unseren Gunsten erblicken.

Wir in der Armee waren nicht so fest von unserem Siege überzeugt. Wir machten uns im speziellen darauf gefaßt, im Anfang recht bedeutende Echecs zu erleiden, denn die französische Armee war noch vom Krimkriege und vom italienischen Kriege her mit einem Nimbus umgeben, der in unseren Augen selbst durch unsere Siege von 1866 noch nicht ganz geschwunden war. Indessen wir vertrauten auf die geeinigte deutsche Kraft, auf die Zahl der ausgebildeten Streiter, die unser Wehrsystem geliefert hatte, und das Endurteil nach allen Privatgesprächen über unsere Aussichten war immer das: „Zuletzt siegen wir doch; wir müssen nur bei den ersten unglücklichen Schlägen den Mut nicht verlieren."

Moltke. Am 16. Juli spielte der Telegraph auch in alle Himmelsrichtungen, um die entfernt von Berlin sich erholenden Spitzen unserer Behörden zurückzurufen. Inzwischen war Moltke am 12. nachmittags aus seinem Kreisau zurückgekehrt. Zur gewohnten Stunde ritt er im Tiergarten spazieren, als ob gar nichts Besonderes im Werke sei. „Nun, wie steht es Exzellenz", rief ihm ein neugieriger Bekannter aus dem Zivil in höchster Aufregung zu. „Nun, gut!" „So, also Exzellenz meinen, daß —" — „das heißt", unterbrach ihn Moltke, „ich meine die Sommersaat. Mit den Kartoffeln bin ich auch zufrieden, aber das Winterkorn steht nicht besonders."

Bismarck und Gortschakoff. Bismarck sah ich aus Varzin zurückkehren. Er kam vom Stettiner Bahnhofe und kreuzte von der Neuen Wilhelmstraße her die Linden in dem Augenblicke, als der russische Kanzler, Fürst Gortschakoff, von Wildbad kommend, um nach Petersburg zu reisen, nach der letzten Nachtfahrt mittags eine Spazierfahrt nach dem Tiergarten machte. Die beiden Kanzler sahen sich, ließen die Wagen halten und tauschten einen Händedruck aus. Es war ein recht bemerkenswerter historischer Augenblick, den hier der Zufall schuf. Sie werden beide wohl noch denselben Tag mehr miteinander besprochen haben

Prinz von Württemberg. Den 18. Juli früh kehrte auch unser kommandierender General von Petersburg zurück und übernahm das Kommando seines Korps wieder.

Der Prinz von Württemberg war bereits an der Grenze in Eydtkuhnen auf dem Bahnhofe durch einen Sängerchor empfangen worden, der ihm die Wacht am Rhein vortrug. Es war in der Tat wie ein Zauber, der dieses bis dahin noch wenig bekannte Lied im ganzen Deutschland wie mit einem Schlage bekannt werden ließ, denn als es in Ostpreußen dem Prinzen vorgesungen ward, waren noch nicht zwei Tage verstrichen, seit der König aus Ems zurückgekehrt war und die Mobilmachungsordre gegeben hatte.

Die jubelnden Offiziere. Schon während der Mobilmachungsarbeiten lernte ich den Obersten v. Scherbening*) von seinen vortrefflichen Seiten kennen. Nichts machte ihm irgend eine Schwierigkeit. Was er auch für einen Befehl erhielt, er nahm ihn mit Lächeln auf und führte ihn sofort aus. Da sollte das Regiment, weil die vom Lande gelieferten Pferde meist sehr schwach waren, tausend Stangenpferde in der Eile ankaufen. Er sagte: „sehr schön" und besorgte den Ankauf in wenigen Tagen, dann kam während des Ankaufs der Wunsch des Generalkommandos, er solle noch schnell einige hundert Pferde für den Train und einige hundert für das Pionier-Bataillon kaufen. Mit größter Bereitwilligkeit war er auch hierzu erbötig und leistete das Gewünschte. Er war von früh bis abends tätig, sah dabei rosig blühend aus und war von der besten Laune. Er schien eine große Freude über diesen Krieg zu haben.

Außer ihm jubelten einige Hauptleute am lautesten. Da war Hauptmann v. Dewitz, der seine Festungs-Kompagnie in Cüstrin zwar vortrefflich kommandierte, aber als alter reitender Artillerist doch in der Feldartillerie mehr heimisch war. Nach der Bestimmung, die Hindersin erlassen hatte, mußte ich ihm also eine Feldbatterie geben. Er jubelte, als er die 1. leichte übernahm. Dann konnte sich der elegante Hauptmann v. Niederstätter vor Freude über diesen Krieg gar nicht lassen, den er an der Spitze der 2. leichten Batterie mitzumachen berufen war. Hauptmann v. Friederici-Steinmann, der im Frühjahr eine große Erbschaft gemacht und zu deren Verwaltung vorläufig ein halbes Jahr Urlaub genommen hatte, um nach Ablauf dieser Zeit voraussichtlich seinen Abschied zu erbitten, kehrte voller Freude von seinem Urlaube zurück an die Spitze seiner, der 3. leichten Batterie. Wie aber jubelte Bernhard v. Roon, als er die 5. schwere Batterie übernahm! Und gerade diese fröhlich und hoffnungsvoll in den Krieg ziehenden braven vier Offiziere

*) Oberst v. Scherbening war an Stelle des Prinzen Hohenlohe seit 1868 Kommandeur des Garde-Feldartillerie-Regiments. Vgl. Hohenlohe, III, S. 378.

waren die ersten Opfer der Gardeartillerie, welche die feindlichen Kugeln forderten.

Reichstag. Am 19. Juli fand die Eröffnung des telegraphisch zusammenberufenen Reichstages statt, welcher die Geldmittel zu dem Kriege bewilligen sollte, der uns aufgedrungen war. Diese Zeremonie war diesmal mehr als eine Zeremonie. Die Stimmung war sehr ernst und feierlich. Ein jedes Reichstagsmitglied erkannte die Größe der Gefahr an, die wir zu bestehen hatten, aber auch die Notwendigkeit, ihr festen Blicks ins Auge zu sehen. Der Enthusiasmus, mit dem der König empfangen ward, war so stürmisch, wie er wohl nicht leicht wieder vorkommen wird, und der Wille, die Mittel zu gewähren, einstimmig. Es war ein recht erhebender Anblick. Von da kehrte ich zu meinem täglichen Geschäft zurück, an die Speiche, die mir in dem großen Rade angewiesen war, welches jetzt die Geschicke der Nationen in Bewegung setzen sollte.

Kriegsgliederung. Am 20. Juli trafen die Ordre de Bataille (Kriegsgliederung) und die Bestätigung der Feldstellen ein. Die allgemeine Ordre de Bataille bestimmte die Zuteilung der 1. Fußabteilung an die 1. Garde-Infanterie-Division, der 3. Fußabteilung an die 2. Garde-Infanterie-Division und der drei reitenden Batterien an die einzelnen drei Brigaden der Garde-Kavallerie-Division, die Korpsartillerie sollte aus der 2. Fußabteilung bestehen. Es hatte somit die Korpsartillerie nur vier Batterien. Dies widersprach allen Grundsätzen der Instruktion für die höheren Truppenführer und allen denen, die der König bei jedem Manöver über die Vereinigung einer entscheidenden Artilleriemasse ausgesprochen hatte, sowie allen Ideen, denen sich der Prinz von Württemberg bisher über eine Verwendung der Artillerie in Masse hingegeben hatte, um Entscheidendes zu erreichen, denn sie zersplitterte die neunzig Geschütze des Korps in sechs Teile, drei zu vier Batterien und drei zu je einer Batterie. Alsbald ließ mich der Prinz durch den Chef des Stabes aufsuchen, der um meinen Rat fragte. Gegen die Ordre de Bataille ließ sich nichts machen, denn sie war vom Könige unterschrieben. Aber ich wies darauf hin, daß eine Nachtragsbestimmung eine Hintertür offen gelassen hatte. Da war nämlich gesagt, daß die Ordre de Bataille, wie sie der König genehmigt, im allgemeinen zu gelten habe, daß aber die kommandierenden Generale nach Bedarf jeden Tag in ihrer speziellen Truppeneinteilung davon abweichen könnten. Darauf fußend, schlug ich dem Generalkommando vor, einen Befehl hinzuzusetzen, wonach die drei reitenden Batterien bis auf weiteres bei der Korpsartillerie zu verbleiben. und nur auf speziellen Befehl des kom-

mandierenden Generals der Kavallerie-Division zugeteilt werden sollten. Der Prinz gab diesen Befehl, und ich habe mich bei jedem Gefecht im Verlaufe des nun folgenden Krieges über diesen Befehl beglückwünscht, denn zu jeder größeren Aktion hatte ich eine imposante Korpsartillerie von zweiundvierzig Geschützen bei der Hand, welche da, wo der Hauptstoß erfolgen sollte, sich gleich im Anfang mit der betreffenden Divisionsartillerie zu der ungeheuren Artillerielinie von sechsundsechzig Kanonen vereinigte. Wenn aber die Kavallerie isoliert vorgeschoben wurde, gab ihr das Korps die drei reitenden Batterien mit, die sich somit verdoppelten, denn sie traten sowohl als die Artillerie der Kavallerie-Division als auch als Schlachtenartillerie auf. Wir werden sehen, wie sich dies im Verlaufe des Krieges leichter gestaltete, als man es in der Theorie für möglich halten sollte. Niemand war froher über meinen Einfall als Oberst v. Scherbening und der Kommandeur der reitenden Artillerie, der Major Baron v. Buddenbrock.

Audienz beim kommandierenden General. In derselben Zeit hatte ich noch eine kleine unbedeutende, aber sehr komische Etikettendifferenz mit dem kommandierenden General. Offiziere, die ihn und den Chef des Generalstabes, den eben zum General beförderten Obersten v. Dannenberg, sowie mich kannten, hatten sich dahin geäußert, es sei ganz unmöglich, daß wir drei uns im Laufe des Feldzuges vertragen könnten. Allerdings hatte ich 1866 während des Feldzuges Differenzen genug mit dem Generalkommando gehabt, die zuweilen so aussahen wie Streit mit diesen beiden Herren. Aber ich war ja jetzt berufen, täglich mit ihnen zu verkehren, und konnte den Unzuträglichkeiten, die mir 1866 das Leben schwer gemacht hatten, an der Quelle vorbeugen. Jetzt sagte mir Dannenberg, der kommandierende General wundere sich, daß ich mich noch nicht bei ihm gemeldet. Ich war sehr erstaunt über diese Zumutung, denn ich hatte ja nichts zu melden. Ich war ja in meiner Stellung zu ihm geblieben, die ich seit mehr als zweieinhalb Jahren einnahm. Er wolle mich aber sprechen, hieß es. Ich meinte zwar, er könne mich ja holen lassen, nahm aber die Worte des Generals v. Dannenberg so an, als ob er mich befohlen, und ging zu ihm, aber nicht im Meldeanzuge, sondern nur im Dienstanzuge, und rechtfertigte mein Eintreten, da ich gleich vorgelassen ward, mit den Worten: „Euer Königliche Hoheit haben mich zu sprechen befohlen." Nun entwickelte sich eine spaßhafte Unterredung von lakonischer Kürze: „Wie steht's mit den Batterien?" „Sehr gut." „Na, das ist schön." „Wie geht die Mobilmachung?" „Planmäßig, ohne die geringste Störung." „Wie sind die Offiziere?" „Vor-

trefflich." „Na, das freut mich sehr." Darauf entließ mich der kommandierende General mit einem Händedruck. Indem ich seine Hand festhielt, sagte ich ihm: „Euer Königliche Hoheit waren 1866 mit der Artillerie zufrieden. Was die Batterien aber jetzt leisten werden, soll alles Frühere in den Schatten stellen." Dem Prinzen mißfiel diese Zuversicht nicht. Ich hatte aber auch guten Grund dazu. Meine fünfzehn Batterien schossen vortrefflich, waren gut einexerziert, taktisch geschult, und ich hatte doppelt so viel Offiziere als 1866. Nie kann ein Führer mit größerer Zuversicht in seine Truppe in den Krieg gehen als ich damals. Die Stabsoffiziere waren: Scherbening, der Held von Blumenau,*) als Kommandeur der Korpsartillerie, mit den beiden schneidigen Majors v. Krieger und v. Buddenbrock als Abteilungskommandeuren, bei der 1. Garde-Division Bychelberg, der dieselbe Abteilung schon 1866 mit Auszeichnung geführt hatte, und bei der 2. Garde-Division mein alter Freund und Dutzbruder Rheinbaben. Der letztere wurde zwar durch den Feldzug wahnsinnig, aber diese Krankheit brach erst beim Einzug in Berlin nach dem Kriege aus.

Offiziereinteilung. Bei der Mobilmachung der Munitionskolonnen und der Verteilung der Offiziere machte ich einen glücklichen Griff, der im Laufe des Feldzuges von den nützlichsten Folgen war. Das Generalkommando überwies mir eine beträchtliche Anzahl von Reserveoffizieren der Garde-Kavallerie zur Dienstleistung für die Dauer des Krieges. Diese Herren fanden ihre natürliche Verwendung bei den Munitionskolonnen. Ich ließ nun die Mobilmachung der Munitionskolonnen zunächst durch Offiziere der Artillerie ausführen, denn die Reserveoffiziere der Kavallerie hatten keine Idee von dem, was dazu nötig war. Die mobilen Kolonnen besetzte ich derart, daß ich die Artilleriekolonnen den ältesten zur Batterie heranstehenden Hauptleuten dritter Klasse und Premierleutnants der Artillerie übergab, die Infanteriekolonnen aber durch Reserveoffiziere der Kavallerie führen ließ, denn nachdem der Truppenkörper fertig formiert war, konnten diese Herren recht geeignet erachtet werden, ihn zu führen, da sie meist Gutsbesitzer waren, also mit Pferden, Beschirrung und Behandlung der ausgedienten Bauern vertraut sein mußten. Die Hauptleute der Artillerie aber, welche Artillerie-Munitionskolonnen führten, galten mir als Reserve für Verluste durch feind-

---

*) Oberst v. Scherbening hatte sich im Gefecht von Blumenau, den 22. Juli 1866, als Kommandeur der Reserveartillerie besonders ausgezeichnet. Vgl. hierüber das Nähere in den „Denkwürdigkeiten des Generals v. Fransecky", S. 426, 434, 460. Bielefeld u. Leipzig 1901.

liche Kugeln, denn wir mußten auf harte Kämpfe gefaßt sein. So konnte ich in der Tat am Tage nach der verlustreichen Schlacht von St. Privat den empfindlichen Abgang an Batteriechefs auf dem Felde durch geeignete Artillerieoffiziere derart ersetzen, daß nicht die geringste Störung in der Führung stattfand, indem ich die Kolonnenkommandeure zu Batteriechefs machte, und bei den Kolonnen hatten sich andere Kavallerieoffiziere wieder so weit in deren Dienst orientiert, daß ich ihnen ihre Führung anvertrauen konnte. Im Anfang waren die Herren von der Kavallerie wenig erfreut darüber, daß sie bei mir den Munitionskolonnen zugeteilt wurden. Sie hatten geglaubt, an der Spitze von Batterien den Feind bekämpfen zu können. Jetzt sollten sie Fuhrwerke führen. Später haben sie sich alle getröstet, denn sie sind fast alle ins Gefecht gekommen und haben für ihr Verhalten, das musterhaft war, das Eiserne Kreuz erhalten. Dazu bildete diese Vereinigung von vornehmen, wohlhabenden Herren ein so nettes Offizierkorps, daß sie sich sehr wohl zusammen fühlten. Am spaßhaftesten war die Enttäuschung und nachherige Beruhigung bei einem Herrn v. S., der bei dem 2. Garde-Dragoner-Regiment sein Jahr gedient hatte und dann Reserveoffizier geworden war. Im Zivil hatte er den Rang eines Referendars oder Assessors. Als er sich meldete, sprach er die Bitte aus, lieber einer reitenden Batterie zugeteilt zu werden als einer Fuß-Batterie, da er Dragoneroffizier sei. Ich mußte ihm eröffnen, er werde den Munitionskolonnen beigegeben. Er erblaßte, und ich glaubte, er werde vor mir umfallen vor Schreck. Ich tröstete ihn und versprach ihm, ihn ordentlich ins Feuer zu bringen. Da er in seinem Beruf mit der Feder gut Bescheid wissen mußte, so machte ich ihn zum Adjutanten der Kolonnen-Abteilung, deren Kommandeur Hauptmann v. Heineccius, ein sehr schneidiger Offizier, war. Denn bei der Kolonnen-Abteilung sind behufs Nachliquidation der Munition viel schriftliche Arbeiten nötig. In der Schlacht von St. Privat waren beide bald an meiner Seite und trafen mit großer Todesverachtung die ersprießlichsten Maßregeln zur Versorgung der fechtenden Truppen mit Munition. S. strahlte nach der Schlacht vor Freude, denn er hatte diesen großen Kampf von den übersichtlichsten Punkten aus gesehen, seine Tätigkeit war sehr anerkennenswert gewesen, und sein Pferd trug eine Wunde durch eine Chassepotkugel, die es unter ihm erhalten hatte, davon. Auch schmückte ihn das Eiserne Kreuz bald darauf. „Nie will ich wieder anderswo den Krieg mitmachen als bei den Munitionskolonnen“, rief er begeistert.

Colomier. Zum Kommandeur der Artillerie der Zweiten Armee, beim Prinzen Friedrich Karl ward der Generalleutnant v. Colomier

ernannt, der bis jetzt Inspekteur in Koblenz gewesen war. So stand ich wieder unter den Befehlen meines alten Waffengefährten und Gönners. Ich hatte keine große Freude darüber, denn ich fürchtete, er werde mit seiner schon im Jahre 1866 ausgeübten Pedanterie bei der Anordnung der Munitions-Bestandsnachweisungen die Maßregeln hemmen, die ich getroffen.*) Aber es gestaltete sich anders. Colomier kam in Berlin an und suchte mich bald auf. Er beschwerte sich bitter, daß er so plötzlich in diese Stellung gekommen. Er sei ganz unvorbereitet und habe noch gar keine Anordnungen ausgearbeitet, die Artillerie dieser Armee betreffend. Deshalb fragte er mich, was ich denn in dieser Richtung getan. Ich teilte ihm meine Befehle mit und motivierte sie. Er ließ Abschrift nehmen, und lange nachher, als wir schon dem Feinde gegenüberstanden, kam von seiten der Zweiten Armee eine Instruktion über das alles, welche im wesentlichen dasselbe anordnete, was ich befohlen. Es wäre zu spät gewesen, wenn es nicht vorher schon angeordnet gewesen wäre.

Mannschaften. Vom 21. bis 26. Juli dauerte die Arbeit des Eintreffens der Augmentationsmannschaften und Pferde, der Verteilung und Einkleidung. Es ging alles so schnell, daß die Transporte nicht vorher angemeldet wurden. Manche recht großen Transporte von Mannschaften trafen mitten in der Nacht ein. Zu keiner Stunde war man sicher, daß nicht neue ankämen. Die Leute waren von der langen Eisenbahnfahrt meist sehr müde und hatten sich unterwegs weidlich durch Spirituosen gestärkt. So kamen sie übermüdet an. Da mir das vom Jahre 1866 her bekannt war, so hatte ich Maßregeln vorgesehen, um etwaigen Unordnungen vorzubeugen, die unter sotanen Umständen leicht zu Exzessen hätten führen können. Ich ließ große Räume zu ebner Erde in der Kaserne am Kupfergraben freimachen — die Speisesäle der Mannschaften wurden mitbenutzt — und darin Strohlagerstätten einrichten, wo die Ankömmlinge sich erholen konnten.

Besichtigung der Batterien. Während wir mit dieser Arbeit beschäftigt waren, erhielt ich Befehl, die Mobilmachung derart zu leiten, daß eine Abteilung, und zwar die dritte Fuß-Abteilung, bereits vom 27. abends ab zur Verladung mit der 2. Garde-Division bereit sei. Diese Abteilung wurde also früher mit Mannschaften und Pferden vervollständigt als die anderen, empfing ihre Munition, und ich besichtigte sie am 27. früh auf dem Schießplatze, in dessen Nähe sie kantonierte. Die Verfassung der Batterien überstieg meine kühnsten Erwartungen.

*) Vgl. das Nähere über Colomier in Hohenlohe, III, S. 180.



Denselben Tag trafen die letzten Augmentationspferde ein, und am 28. Juli früh konnte ich melden, daß die Mobilmachung beendet sei. Es war der dreizehnte Mobilmachungstag. Der Transport der Truppen anderer Armeekorps nach dem Rheine zu hatte schon lange begonnen, denn diese hatten weniger Zeit zu ihrer Mobilmachung nötig, da sie in den Provinzen garnisonierten, aus denen sie ihre Mannschaften und Pferde erhielten. Stunde auf Stunde folgten sich die Transportzüge, welche die Truppen nach dem Rheine zu führten. Tag für Tag erwarteten wir, von dem Einbruch des Feindes zu hören. Aber er rührte sich nicht und ließ uns, obgleich er seit dem 19. Juli den Krieg erklärt hatte, Zeit, unsere Mobilmachung zu beenden. Was uns jetzt klar ist, daß nämlich der Feind noch gar nicht kriegsbereit war, als er uns den Krieg erklärte, das wollte damals kein Mensch glauben.

Am 28. und 29. Juli besichtigte ich die übrigen Batterien nach Beendigung ihrer Mobilmachung, und am 29. Juli nachmittags begann der Transport der 2. Garde-Division mit der 3. Fuß-Abteilung meiner Artillerie. Jeder Truppenteil erhielt nun den Befehl der Stunde und des Bahnhofs, wo er sich einfinden sollte. Alles übrige blieb geheim; die ganze Transportdisposition behielt der Generalstab für sich, und niemand wußte, wohin er fuhr. Nur das wußte jeder, daß man lange Zeit auf keine Lebensmittel zu rechnen hatte, denn es mußten Vorräte für Mann und Pferd auf fünf Tage mitgeschafft werden, was seine großen Schwierigkeiten hatte.

Mein Vater in Berlin. In diesen Tagen hatte ich die Freude, meinen Vater noch in Berlin zu sehen. In dem Augenblick, als ich die Nachricht erhielt, daß er im Gasthofe sei, befiel mich erst ein nicht geringer Schreck. Ich wußte, daß alle Eisenbahnzüge dem Privatverkehr verschlossen waren, denn unaufhörlich rollten Truppentransporte, Reservisten- und Landwehrtransporte, Pferdetransporte hin und her. Es gab kein Betriebsmaterial für den Privatverkehr. Nur mit viel Aufenthalt, Umständen und Anstrengungen konnte man reisen. Daß der im vierundsiebzigsten Jahre stehende kränkliche Herr solchen Mühseligkeiten in der herrschenden Julihitze gewachsen sei, glaubte ich nicht. Ich eilte alsbald erschreckt nach dem Gasthofe, um zu sehen, ob er nicht erkrankt sei. Aber er war sehr vergnügt, und lachend meinte er, „soviel Kräfte werde ich doch noch haben, um meine Jungens zu sehen, die gegen die Franzosen gehen". Auch er war der Ansicht, wir würden zuerst Schläge kriegen, aber zuletzt siegen. Übrigens war er lange nicht so niedergeschlagen als vor dem Kriege von 1866, denn dieser jetzige Krieg war ganz nach seinem

Geschmack; war er doch selbst vor fünfundfünzig Jahren eben dahin marschiert und sah deshalb seine Söhne gern zu demselben Zwecke ausziehen. Ich war sehr froh, ihn so guter Laune zu sehen, und dies erleichterte mir den Abmarsch noch fast ebenso wie das Vertrauen, das ich zu meinen Batterien gewonnen hatte. Noch konnte ich einige Tage mit ihm im Gasthofe zu Mittag speisen. Es war recht amüsant da im Hotel du Nord an der Table d'hote. Eines Tages saß da mit einem Male Fransecky,*) der kommandierende General des II. Korps, dann Offiziere des I. Korps aus Königsberg. Wo kamen sie her? Ja, ihre Truppen standen auf den Dörfern in der Umgegend von Berlin und sollten bald weiterreisen!

Verladungsbefehl. Das Generalkommando des Gardekorps — ich mit meinem Stabe darunter — erhielt Befehl, am 30. Juli, abends zehn Uhr, auf dem Anhalter Bahnhofe zur Verladung bereit zu sein. Von meinen Munitionskolonnen erhielt die zweite Staffel, die letzten sechs Kolonnen, Befehl, nicht in Berlin, sondern am 6. August in Wittenberg verladen zu werden, wohin sie marschieren sollte. Das war eine sehr verständige Maßregel, die man künftig auf alle Truppen ausdehnen sollte. Eine eben mobilgemachte Truppe mit neuen Pferden und, was bei der Infanterie am wichtigsten ist, mit ganz neuen Stiefeln ist noch gar nicht recht kriegsbrauchbar, ehe sie nicht einige Übungsmärsche gemacht hat. Kommt sie aus der Garnison auf die Bahn, fährt sie zwei Tage und zwei Nächte, so schwellen die Füße an, und schließen sich an den Eisenbahntransport Kriegsoperationen an, so hat man durch die neuen Stiefel bald Fußkranke.

Offizierhandel. Ehe ich mich in meiner Erzählung auf die Eisenbahn und in den Krieg begebe, will ich noch einige kleine Details erzählen, die teils lehrreich, teils amüsant sind. In betreff der Annahme von Offizieren, die bereits verabschiedet waren, hatten die höheren Bestimmungen uns, vorbehaltlich der Bestätigung der Feldstellen, ziemlich freie Hand gelassen. Da entstand nicht ein Sklavenhandel, sondern ein Offizier a. D.-Handel. Es trat ein Herr in Zivil an mich heran und fragte mich, ob ich ihn für die Dauer des Krieges verwenden wolle. „Ihr Name?" fragte ich. „Schultze." „Hm! Weit verbreitete zahlreiche Familie. Haben Sie gedient?" „Ich war Hauptmann der Artillerie." „Wo standen Sie zuletzt?" „Bei der Feuerwerks-Abteilung in Spandau." „Sind Sie der Pulver-Schultze, der das braune Pulver

*) Vgl. über diese Tage auch die erwähnten Denkwürdigkeiten Fransecky's, S. 482 ff.



machte?" „Derselbe." „Wollen Sie eine Munitionskolonne der Artillerie führen?" „Ich wollte eben gerade darum bitten." Ich schlug mit Freuden ein. Es war ein Offizier vom besten Ruf. Er hatte Erfindungen gemacht, den Abschied genommen, um mit seinen Erfindungen reich zu werden, sie waren nicht geglückt, er aber bankrott. Daß er tüchtig war für den Krieg, wußte ich. Ich gab ihn ein. Auf Parole rief der Generalleutnant v. Schwartz den General v. Bülow und mich zusammen. Für den Frieden war nämlich Schwartz, für den Krieg Colomier mein Inspekteur. Oft erhielt ich von beiden widersprechende Befehle. Ich befolgte dann diejenigen, die mir zusagten. Es war ihm aufgefallen, daß sowohl Bülow für die 3. Artillerie-Brigade als auch ich für die Garde einen Hauptmann Schultze aus dem Inaktivitätsverhältnis zum Kommandeur einer Munitionskolonne vorgeschlagen hatten, und Schwartz wollte erst nachfragen, ob wir nicht jeder auf denselben rechneten. „Meiner ist der braune Pulver-Schultze," sagte ich. „Das ist meiner auch," rief Bülow, und richtig, Herr Pulver-Schultze hatte gedacht: „Doppelt reißt nicht" und sich bei zwei verschiedenen Truppenkörpern engagiert, um sicher mitzukommen. Wir hätten ihn also beinahe entzwei gerissen. Aber ich gab nach und trat ihn an Bülow ab. Ich fand Ersatz. Ein kleines vertrocknet und grimmig aussehendes Männchen, nicht gerade luxuriös gekleidet, trat an mich heran und fragte mich, ob ich ihn gebrauchen könne. „Wo dienten Sie?" „Bei der 1. Artillerie-Brigade als Premierleutnant." „Gingen Sie wegen Invalidität ab?" „Nein!" „Warum denn?" „Weil ich eine Heirat eingehen wollte, mit der das Offizierkorps nicht einverstanden war." „Sie sind also Familienvater?" „Nein! Ich bin unvermählt geblieben." „Verstehe das, wer da will," dachte ich mir im stillen, denn das griesgrämige Gesicht zeigte jetzt noch Kummerfalten dazu und bewies mir dadurch, daß ich eine corde sensible angeschlagen hatte. Seine Papiere waren in Ordnung, seine Zeugnisse aus dem aktiven Dienste vortrefflich; er war sehr erfreut, eine Artillerie-Munitionskolonne führen zu sollen, und ich gab ihn dazu ein, nicht ohne einiges Bedenken wegen des allzu mürrischen Aussehens.

Was seine Leistungen im Kriege anbetrifft, so werde ich im Laufe der Erzählung darauf zurückkommen, wie er der erste Offizier unter den Munitionskolonnen war, für den ich das Eiserne Kreuz erbitten mußte. Jetzt aber will ich noch von seinem mürrischen Wesen erzählen. Anfangs war es dem armen alten R. unter den vornehmen und reichen jüngeren Rittergutsbesitzern, Reserveoffizieren der Gardekavallerie, recht unheimlich. Er wechselte mit keinem ein Wort, das der Dienst nicht erforderte. Bei näherer Bekanntschaft muß er gesprächiger geworden sein. Während

der Einschließung von Paris lag die Munitionskolonnen-Abteilung zusammen. Das Offizierkorps hatte sich ein Kasino improvisiert, aß gemeinschaftlich und verbrachte die Abende zusammen. Papa R., wie er allgemein genannt wurde, leitete das Ganze und schalt den, der zu spät kam usw., und alle liebten ihn und gehorchten ihm. Immer hieß es da: „Papa R.! Papa R.!“ Er lachte nie, aber er kommandierte die andern, obwohl er an Patent der Jüngste war. Nur selten verzog ein Schmunzeln das griesgrämige Gesicht zu einer komischen Maske. Es ging ihm schlecht im Frieden, dem armen Mann. Er hatte mit Not zu kämpfen. Die Existenz während des Krieges war ein Sonnenblick des Reichtums und Wohllebens in sein entbehrungsreiches Leben.

Persönliche Mobilmachung. Meine persönliche Mobilmachung machte mir nicht viel Sorge. Meine Pferde waren alle kriegsbrauchbar. Ich kaufte noch eins für meinen Diener, d. h. ich ließ es ihn kaufen. Er hat einen guten Handel gemacht, denn nach dem Kriege erhielt ich noch mehr dafür, als ich gegeben hatte. Dann beschaffte ich einen Wagen für meine Effekten und die meines Stabes. Ich ließ mich bereden, dies durch den Regimentssattler besorgen zu lassen, der, von seinen vielseitigen Verbindungen unterstützt, eine Art von Handel damit trieb. Daß er mich gründlich betrog und mir einen verbrauchten Wagen anschmierte, sollte ich bald zu meinem Schrecken bemerken.

Mein Stab bestand aus dem ersten Adjutanten, dem bisherigen Brigadeadjutanten Premierleutnant Braumüller, dem zweiten Adjutanten, dem bisherigen Feuerwerksleutnant der Brigade Sekondleutnant Clauson v. Kaas, dem mir attachierten russischen Hauptmann v. Doppelmair, zwei Schreibern, und wir waren mit Ordonnanzen, Dienern und Trainsoldaten: 1 General, 3 Offiziere, 2 Unteroffiziere, 12 Mann und 21 Pferde. Dieser Stab rückte also am 30. Juli abends auf den Anhalter Bahnhof, wo wir um zehn Uhr verladen werden sollten.

Mittags hatte ich noch mit meinem Vater im Hotel du Nord gegessen. General v. Fransecky und mein Bruder Friedrich Wilhelm, der die 3. Garde-Ulanen kommandierte, aßen ebenfalls daselbst.

---

2. Von Berlin bis zur Grenze.

30. Juli bis 1. August. Berlin—Mannheim. Auf dem Bahnhofe erhielten wir das Fahrtableau für unseren Zug, auf dem außer dem Generalkommando noch, wenn ich nicht irre, ein Bataillon verladen werden sollte. Dieses Fahrtableau war bis dahin in das undurchdring-

lichste Geheimnis gehüllt gewesen. Von allen anderen Transporten aber erfuhren wir gar nichts. Unser Ziel war Homburg in der Pfalz, unweit Saarbrücken. Das Fahrtableau enthielt alle Stationen, im besonderen diejenigen, wo für die Truppen Frühstück, Mittag und Abendessen bereit gestellt war.

Der Beginn war nicht viel versprechend. Wenige hundert Schritt vor dem Bahnhofe hatte ein Zusammenstoß stattgefunden, und zwei leere Transportwagen lagen auf den Schienen. Unsere Abfahrt konnte nicht stattfinden, und es dauerte bis den andern Morgen um fünfeinhalb Uhr, ehe das Gleis frei wurde. Wer abergläubisch gewesen wäre, der hätte darin eine üble Vorbedeutung erblickt. Aber der preußische Offizier kennt keine üblen Vorbedeutungen, wenn er in den Krieg zieht. „Die Woche fängt gut an", sagte der Mörder, als er am Montag das Schafott besteigen mußte. Dies wurde lachend erzählt, und die Nacht verging unter langweiligem Warten, das mitunter durch erheiternde Scherze unterbrochen ward.

Es hatten sich Gerüchte von einem Vorgehen der Franzosen auf Saarbrücken verbreitet, aber nicht bestätigt. Wir fürchteten nur, zu spät zu kommen und die Abteilungen an der Grenze nicht unterstützen zu können, denn die rätselhafte Untätigkeit des Feindes dauerte nun schon zwölf Tage seit seiner Kriegserklärung.

Viel bedenklicher war uns das Nächste, nämlich die Anhäufung von Truppen auf dem Platz am Bahnhof. Die Transporte sollten sich mit Intervallen von einer Stunde folgen. So kam also jede Stunde ein neues Echelon an, 1¼ Bataillon oder 1¼ Eskadron oder 1 Feldbatterie. Alles marschierte auf dem Platze auf und wartete dort die Nacht hindurch. Es konnte nicht verhindert werden, daß sich einzelne Leute in benachbarte Lokale stahlen, um sogenannte Erfrischungen zu kaufen, mit denen sie sich mehr erhitzten als erfrischten, und es mußten strenge Maßregeln ergriffen werden, um Ausschreitungen vorzubeugen.

Endlich wurde das Signal zum Einsteigen gegeben, und wir setzten uns am 31. Juli früh in Bewegung. Unsere Reisegesellschaft erhielt noch einen Zuwachs durch den General v. Tiedemann, der General-Etappeninspekteur der Dritten Armee geworden war, und durch einen Literaten Rudolph Lindau, der sich dem Generalkommando des Gardekorps anschloß, um diejenigen Mitteilungen an die verschiedenen heimatlichen Blätter zu schreiben, welche das Generalkommando genehmigen würde. Anderweitige Mitteilungen an die Tagespresse der Heimat waren verboten. Dieser Mann hatte ein eigentümliches Leben hinter sich. Als deutscher Schulamtskandidat ohne Aussicht auf Anstellung war er nach

Südfrankreich gegangen, um sich sein Leben durch Unterricht in der deutschen Sprache zu fristen. Dort lernte er so gut französisch, daß er mehrere Jahre die Stelle eines französischen Konsuls in Yokohama ausfüllen konnte. Er ward dann Vertreter eines der ersten amerikanischen Handlungshäuser. Nach zehnjährigem Aufenthalt in Japan kehrte er nach Paris zurück, wo er seit einem Jahre sein wohlerworbenes Vermögen zu genießen begonnen hatte, als ihm jetzt der plötzlich ausbrechende Krieg sein Vaterlandsgefühl zum Wiedererwachen brachte. Somit war er nach Berlin geeilt und hatte in uneigennützigster Weise Kopf, Arme und Feder zur Verfügung des bedrohten Vaterlandes gestellt. Die Literaten sind, wie alle Zuschauer und sonstigen „Schlachtenbummler", in der kämpfenden Truppe nicht gern gesehen und begegnen scheelen Blicken. So ging es Lindau anfangs auch. Aber sein taktvolles und bescheidenes Betragen, sein kaltes Blut in allen Gefechten gewannen ihm bald die Zuneigung aller, mit denen er verkehrte.

Unser langsamer Zug — Militärtransportzüge bewegen sich in der Regel nicht schneller als Güterzüge — ließ uns Zeit, uns gegenseitig kennen zu lernen. Im allgemeinen erlebten wir nichts besonders Bemerkenswertes.

Nur eins war sehr komisch. Nach den Fahrtdispositionen hatten wir auf dieser Station Frühstück, auf jener Mittag, wieder auf einer anderen Abendessen zu erwarten und den entsprechenden Aufenthalt innezuhalten. Nun war aber unser Zug statt abends zehn Uhr, den andern Morgen fünfeinviertel Uhr abgefahren. Die Folge davon war, daß wir unsere Stationen behufs Innehaltung der Mahlzeiten siebeneinviertel Stunden zu spät erreichten. Da aßen wir also unser erstes Frühstück nachmittags, unser Mittagessen spät abends. Am meisten Gelächter erregte es aber, wenn früh sechs Uhr gerufen wurde: „Station für Abendbrot!" Wir Offiziere kauften uns für unser Geld, was wir genießen wollten, und da kam es nicht so sehr darauf an, ob wir es Mittagbrot, Souper oder Dejeuner nennen sollten. Aber für die Mannschaft war das Essen bestellt und bereitet, und es wartete siebeneinhalb Stunden, war also nicht besser geworden. Das Unglück war aber auch nicht so groß, als es nach der Erzählung scheint, denn auf allen Stationen, wo wir hielten, war der Zug von Patrioten umschwärmt, die Erfrischungen aller Art an die Truppen umsonst verteilten. Da litt niemand Not. Im Gegenteil, der Überfluß war unliebsam, und die Gemüter wurden während der Fahrt immer erhitzter, denn die Erfrischungen bestanden in Wein, Bier und Branntwein. Zuletzt baten wir die opferwilligen Landsleute, unseren Soldaten gar nichts mehr zu geben, damit

die Ordnung aufrecht erhalten werden könne. Nach einiger Zeit stimmte auch in anderer Richtung das Fahrtableau nicht mehr. Es wurden nicht nur die Zeit, sondern auch die Stationen für die Eisenbahn nicht innegehalten. Wir hielten an Stationen, die es an der für uns anfangs vorgeschriebenen Linie gar nicht gab. Wir schüttelten die Köpfe, mußten uns aber dem Lokomotivführer überlassen. Die Sache hatte, wie wir später erfuhren, folgende Bewandtnis. Durch die Verspätung unserer Abfahrt hätten wir auf unserer Linie Störung mit anderen Transporten gehabt. Die Eisenbahn-Abteilung des Generalstabes hatte daher von Berlin aus, wie eine Kreuzspinne im Versteck die Fäden in der Hand haltend, unseren Zug auf eine andere Linie übergeleitet. So berührten wir zwar Halle, Nordhausen, aber dann Kassel und Gießen, statt Bebra—Hanau. Am 1. August früh hielt der Zug auf freiem Felde in der Nähe von einer Reihe eben errichteter Bretterbuden. Die Station wurde Frankfurt a. M. genannt. Erstaunt sahen wir uns um, denn man entdeckte nichts von der alten freien Reichsstadt. Aber eine Anzahl elegant gekleideter Herren, trotz der frühen Morgenstunde im schwarzen Frack, weißer Krawatte und weißen Glacéhandschuhen, traten an die Türen der Coupés und baten uns, zu frühstücken. Es waren keine Kellner, sondern Herren aus der vornehmsten Börsenaristokratie. Das Frühstück war opulent und umsonst. Der seit vier Jahren zur Schau getragene Widerwille der Frankfurter gegen uns war angesichts der französischen Gefahr geschwunden und hatte einer freudigen Opferwilligkeit und Gastfreundschaft Platz gemacht.

Von Frankfurt ging es langsam weiter, aber über die Mainbrücke nach Süden. Lachend meinten wir, der Lokomotivführer müsse den rechten Weg verfehlt haben, denn ein Blick auf die Eisenbahnkarte lehrte, daß man dort nicht nach Homburg in der Pfalz fährt.

Abends hielt der Zug in Mannheim, und wir wurden belehrt, daß wir das Ziel unserer Reise erreicht hätten. Die vorausgesandten Quartiermacher erwarteten uns am Bahnhofe und hatten in Mannheim Quartier gemacht. Sie meldeten, daß auch sie unterwegs anders geführt worden seien und in Mannheim telegraphisch Befehl erhalten hätten, dort und nicht in Homburg Quartier zu machen.

Nach der Ankunft in Mannheim erfuhr das Generalkommando den Grund der Veränderung. Die Erkundungen an der Grenze hatten ergeben, daß sich französische Massen auf Saarbrücken bewegten, und daß sich der Kaiser Napoleon dabei befand. Es ward im Generalstabe für untunlich gehalten, die Eisenbahnzüge bis Homburg zu instradieren, solange nicht genügende Massen an der Grenze versammelt

wären, um den Feind zu verhindern, während der Transporte soweit vorzurücken und etwa gar die einzelnen Transporte in Empfang zu nehmen und zu vernichten. Deshalb mußte das Gardekorps zunächst seine Truppen hinter dem Rhein von Mannheim bis Worms ausladen und erst dann mit Fußmarsch vorrücken, wenn es stark genug ward, um einem ersten Anprall zu begegnen, während gleichzeitig die übrigen Armeekorps von Mainz, ebenso von Trier vorrückten. Die noch später aus Berlin abgehenden Transporte endigten dann immer weiter vorwärts, je nachdem wir vormarschiert waren.*)

Die Sicherheit, mit der alles geleitet ward, imponierte uns. Obgleich auf jeder Linie täglich achtzehn Transporte nach Westen rollten, und obgleich sechs bis acht Linien gleichmäßig im Auge behalten werden mußten, ist auch nicht eine einzige Verwirrung oder ein Versehen vorgekommen. Selbst an die Quartiermacher der einzelnen Transporte war gedacht worden, und so empfingen sie uns denn auf dem Bahnhofe und übergaben einem jeden sein Einquartierungsbillett.

Dennoch waren wir alle nicht in der rosigsten Stimmung. Wer zweimal vierundzwanzig Stunden auf der Eisenbahn zugebracht hat, kommt in der Regel in einem gewissen Zustand der Erregung und Abspannung zugleich mit benommenem Kopf und in ärgerlicher Stimmung an. Weit anstrengender als eine Fahrt im Schnellzuge ist eine solche im Militärtransportzuge. Die Fahrt geht langsam und langweilig. Die langen Lastzüge stoßen und rucken viel heftiger als die glatt laufenden Schnellzüge. Die Aufenthalte sind unbestimmt in der Zeit und können oft nicht genau innegehalten werden, so daß die Unmöglichkeit, sich mit seinen Lebensbedürfnissen einzurichten, die Ermüdung durch die Reise wesentlich erhöht. Der Anfang, das Warten auf dem Bahnhof in Berlin während der ersten Nacht, hatte schon unseren Humor auf eine harte Probe gestellt und ein gut Teil davon absorbiert. Es war also im ganzen Generalkommando beim Ankommen in Mannheim die üble Laune wesentlich vorherrschend.

Die Quartiermacher waren nicht sehr gewandt gewesen. Wir Offiziere des Generalkommandos waren in einem Gasthofe einquartiert. Die Pferde kamen am äußersten Ende der Stadt unter, die Trainsoldaten am anderen Ende. Diese Trainsoldaten waren vom 2. Garde-Dragoner-Regiment gestellt. Es waren diesjährige Rekruten, ohne genügende

*) Über diese Verlegung der Endpunkte für die Ausschiffung der Truppen vgl. Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes, I, S. 102 ff.



militärische Erfahrung und Zucht. Sie behandelten zunächst den Krieg als Mittel, sich zu amüsieren. Daß sie nach den auf allen Stationen ihnen so reichlich zugesteckten Lebensmitteln aller Art in Mannheim ganz trunken ankamen, darf nicht wundernehmen. Den andern Morgen mußten sie erst mit vieler Mühe in den einzelnen Quartieren gesucht und geweckt werden, damit unsere Pferde Futter erhielten.

2. August. Die Nachricht aus dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, daß dieser seinen Stab mit Helm marschieren lasse, machte alles schlechter Laune, denn der Prinz von Württemberg ordnete nun dasselbe auch für seinen Stab an, und es war keine erfreuliche Aussicht, in bevorstehender Hitze anstrengende Ritte mit dem Helme auf dem Kopfe machen zu sollen. Die Nachricht erwies sich aber als falsch, und wir ritten in Mütze.

3. August. Dürkheim. Der Befehl, am 3. August nach Dürkheim marschieren zu müssen, war uns nicht unwillkommen. Sobald alles unterwegs war, wurden wir auch alle wieder guter Laune. Der Marsch war nicht anstrengend. Alle Truppen des Korps, die schon angekommen waren, marschierten ebenfalls nach vorwärts, die anderen Korps der Zweiten Armee rechts von uns.

Noch begingen viele unserer Trainsoldaten Unordnungen. Hauptmann v. Trotha, der Kommandant des Hauptquartiers, erhielt Befehl zu energischen Maßregeln und ließ nachmittags im Garten, während eine Regimentsmusik spielte, einen Teil dieser Schlingel an Bäumen anbinden.*) Das half.

Wir hörten von dem Gefecht, das gestern bei Saarbrücken stattgefunden, und wobei ein ganzes französisches Armeekorps ein preußisches Bataillon zum Rückzug genötigt hatte.**) Dann hatten die Franzosen Saarbrücken in Brand geschossen (eine offene unverteidigte Stadt), aber nicht gewagt, sie zu betreten. Bei diesem Gefecht, das in Paris als ein glänzender Sieg gefeiert wurde, hatte sich Napoleons Sohn mit Ruhm bedeckt! Er hatte eine Kanone gerichtet, als der Feind schon fort war! Nachdem somit endlich die feindliche Armee ihren Vormarsch angetreten hatte, erwartete man unserseits, daß sie in Bewegung vorwärts bleiben werde, und wir konnten nicht darauf rechnen, unsere Armee

*) Da Arreststrafen im Kriege oft nicht ausführbar sind, so fand statt dessen meistens das Anbinden an Bäumen statt.

**) Es war das II. Bataillon Hohenzollernschen Füsilier-Regiments Nr. 40, das 14 Tage lang mit Teilen des Ulanen-Regiments Nr. 7 bei Saarbrücken drei französischen Armeekorps gegenübergestanden hatte.

weiter vorwärts zu vereinigen als in der historischen Stellung von Kaiserslautern in der Pfalz.

Es wurde uns dieser Ort daher als das Marschziel des nächsten Tages bezeichnet. Der Name dieses Schlachtfeldes erfreute mich sehr. Hatte sich doch dort vor mehr als fünfundsiebzig Jahren mein Großvater hohen Ruhm erworben.

In Dürkheim war der Wirt des Gasthofs von einer klassischen Unverschämtheit. Er machte eine kolossale Rechnung für die Unterkunft, während er doch für unsere Aufnahme die ausreichende Entschädigung für Einquartierung erhielt. Der Prinz von Wüttemberg war sehr erregt darüber. Er beruhigte sich aber, als man ihm vorstellte, er brauche ja nur die Rechnung einfach nicht zu zahlen. So geschah es auch.

Wir erhielten vom Armeekommando die Einteilung und Stärke der französischen Armee sowie ihre Verteilung mitgeteilt. Einzelheiten fehlten noch, aber im großen und ganzen hat sie sich doch als richtig bewährt. Es fehlte zwar noch manche Einteilung von Regimentern und Brigaden. Darüber sollte der erste Zusammenstoß mit dem Feinde Klarheit verschaffen, und es ward Befehl gegeben, die Gefangenen gut auszufragen. Lindau, der französisch sprach wie ein Franzose, ward damit beauftragt, und zwei Offiziere sollten die gewonnenen Nachrichten militärisch zusammenstellen.

4. August. Kaiserslautern. Der Marsch nach Kaiserslautern war sehr anstrengend. Die Entfernung betrug fünf deutsche Meilen. Aber es war weniger die Entfernung als die Witterung, welche den Marsch recht beschwerlich für die Truppen machte. Es wechselte ein feiner Regen mit Sonnenschein bei einer recht schwülen Temperatur. Kein Lüftchen regte sich, und die Hitze lag schwül und bleiern in den gewundenen, engen Tälern des Hardtgebirges, die wir entlang marschierten. Die Infanterie hatte ihre neuen Stiefel noch nicht ausgetreten, und die von der achtundvierzigstündigen Eisenbahnfahrt angeschwollenen Füße schmerzten, dadurch die Ermüdung und Erhitzung des Gehirns vermehrend.

Daß unter solchen Umständen auf eine strenge Marschordnung von den Kommandeuren gehalten wurde, ist wohl begründet. Aber diese Marschordnung mußte derart eingerichtet werden, daß die Truppen dadurch erleichtert wurden. Statt dessen gab es Bataillone, ja ganze Regimenter, die keine andere Ordnung kannten als den Ruf: „Rechts ran, dicht auf, Tritt gefaßt!" Das ist barer Unsinn und ruiniert die Truppe. Man muß doppelten Gliederabstand, lose Fühlung, große Kompagnie- und Bataillonsabstände, häufige Ruhepausen und häufiges Wassertrinken

anordnen. Wo dies geschah, da lief der Marsch ganz gut ab. Aber es gab Truppen, die in dem sogenannten „strammen Marschieren" zu glänzen suchten. Bei solchen Truppen fielen die Soldaten um wie die Fliegen, und es war bezeichnend, daß von einzelnen Regimentern Marode die Straßengräben füllten, während von anderen Regimentern kein Mann zurückblieb. Der kommandierende General hielt sich mit Recht an die Kommandeure und verwies ihnen ihre fehlerhaften Anordnungen, wodurch ihre Truppen ruiniert würden. Er war in seinen Rügen immer sehr gehalten und ruhig.

Wiederholt ward er ungnädig, daß trotz aller Erinnerungen und Befehle nicht darauf gehalten ward, die rechte Seite der Straße inne-, die linke freizuhalten, und daß nur seitwärts der Straße geruht und die Gewehre zusammengesetzt werden dürfen.

Bei diesem Marsche wie allen folgenden machte ich die Bemerkung, daß der Vorgesetzte, der eine große Truppenmasse kommandiert, solange an dem Marschtage kein Zusammenstoß mit dem Feinde zu erwarten ist, am besten tut, wenn er spät aufbricht und von hinten an seiner Truppe vorbei in schneller Gangart an die Tete reitet. Viele Vorgesetzte reiten mit den ersten Truppen an und lassen im Laufe des Marsches ihre Truppen an sich vorbeimarschieren. Solange sie vorn reiten, sehen sie nicht, ob hinter ihnen alles in Ordnung ist. Lassen sie vorbeimarschieren, dann wird „Richt Euch!" kommandiert, und dann ist gewiß alles in Ordnung. Wenn sie aber mit den Letzten ausmarschieren und dann an die Spitze galoppieren, dann weiß die Truppe nicht, wann sie kommen, und sie können alle Unordnungen sehen und abstellen. Außerdem strengen sie sich dabei persönlich am wenigsten an und können, bei spätem Aufbruch, vor demselben noch manche Geschäfte erledigen. Manche höhere Führer fahren von einem Quartier zum anderen. Armeekommandeure werden dies sehr oft, Korpskommandeure zuweilen nicht vermeiden können, wenn die Quartiere zu weit auseinanderliegen, denn es kommt vor, daß zwingende Gründe sie einen Tag länger an einem Ort fesseln, während die Truppen schon marschieren. Aber in der Regel ist es besser, wenn auch die höheren Führer reiten und auf dem Marsche wenigstens einen Teil der Truppen sehen und von ihnen gesehen werden.

Als ich in Kaiserslautern ankam und mein Quartier suchte, da sah ich zu meinem nicht geringen Erstaunen eine Munitionskolonne marschieren. Es war meine erste Munitionskolonne erster Staffel. Wußte ich doch, daß sie erst einige Tage nach uns aus Berlin abfahren sollte, und nun war sie früher in Kaiserslautern als wir. Das lag eben in dem Umstande, daß die Transporte gleichzeitig mit unserem Vormarsche

weiter vorwärts geleitet waren. Die Kolonne war soeben auf dem Bahnhofe ausgeladen worden und marschierte durch die Stadt nach ihrem Biwaksplatze dicht dabei. Ich besichtigte sie, während sie an mir vorbeimarschierte, und freute mich über ihre gute Verfassung. Man sah deutlich die Übung der Offiziere und Unteroffiziere durch die Mobilmachung von 1866.

Zugleich erfuhr ich, daß die Kavallerie-Division des Korps ebenfalls schon auf dem Bahnhofe Kaiserslautern angekommen sei und neben der Stadt biwakiere. Es war uns befohlen worden, den nächsten Tag in Kaiserslautern Ruhetag zu halten, weil die anderen Korps noch in die Stellung zu rücken hatten. Da nahm ich mir vor, morgen die Stellung zu erkunden, das Schlachtfeld zu besichtigen und meinen Bruder bei der Kavallerie-Division zu besuchen. Der Ruhetag war mir auch sonst sehr angenehm, denn ich hatte die sehr unerfreuliche Meldung erhalten, daß an meinem Gepäckwagen alle vier Räder entzwei waren und keinen Marsch mehr aushalten könnten. Das geschah schon nach dem zweiten Marsche! Ein Beweis, wie ich beim Ankauf des neuen Wagens betrogen worden war! Die Räder waren alt und morsch und nur durch einen Anstrich erneut. Ein Stellmacher in Kaiserslautern übernahm die Anfertigung neuer Räder.

Ich ging zum Essen nach dem Gasthofe, in dem der Prinz von Württemberg einquartiert war. Der Prinz ließ nämlich für alle Offiziere des ganzen Hauptquartiers des Korps die Verpflegung empfangen und bewirtete uns dafür von früh bis abends. Wenn er uns nun das Empfangene hätte kochen lassen, wie es der alte Wrangel 1864 tat, so wäre das kein großes Opfer gewesen, denn er hatte dafür die Bequemlichkeit, seinen Stab immer um sich zu wissen. Aber er machte es möglich, täglich ein vollständiges reichliches Essen zu geben. Wir waren, glaube ich, täglich fünfundzwanzig Personen bei Tisch, und dazu kamen noch alle, die gerade zur Zeit der Mahlzeit eine Meldung hatten oder sonst dienstlich anwesend waren, denn der Prinz lud dann jeden zur Tafel. Das war sehr freigebig und angenehm. Der Dienst im Generalkommando ward dadurch wesentlich gefördert, weil keiner sich um seine eigene Nahrung zu kümmern brauchte und sich ganz dem Dienste hingeben konnte, den man von ihm verlangte. Zwar war der Grad von Etikette, welcher durch ein tägliches Frühstück, Mittag- und Abendessen von fünfundzwanzig bis dreißig Personen bei einem Königlichen Prinzen entstand, anfangs ein wenig unbequem. Aber als wir uns alle an die Lebensweise desselben gewöhnt hatten, hörte auch diese Unbequemlichkeit auf. Sobald sich alle gegenseitig kennen gelernt hatten, wurde diese

Tafelrunde eine sehr gemütliche und vertrauliche, denn der Prinz war so liebenswürdig und verlangte so wenig Rücksicht auf sich selbst, daß man das Gefühl hatte, in einer Familie zu leben, deren Familienhaupt von allen geliebt und verehrt wurde. Allmählich fühlte er das auch selbst durch, er bemerkte, daß die Rücksichten, die man auf ihn nahm, seiner Person, seinem Wesen noch vielmehr galten als dem Rang, den er hatte, und da fühlte er sich selbst auch vollkommen heimisch, trat aus der Reserve heraus, die ihm sonst sein etwas schüchternes, zugeknöpftes Wesen auferlegte, und war in der Regel in diesem Kreise von der besten Laune der Welt, ging aus sich heraus, ward mitteilsam und lachte viel. Ich lernte diesen Herrn erst jetzt wirklich kennen, der im militärischen Publikum als beschränkt galt, aber bei näherem Umgange mir oft bewies, wie klug und unterrichtet er war, und wie sein Schweigen, das man für Unkenntnis hielt, auf Grundsatz und System beruhte und eine nicht geringe Schlauheit verbarg. Dabei war er wohlwollend und durch und durch vornehm.

In der Tür des Hotels standen mehrere junge Offiziere des Hauptquartiers um den Korpsintendanten gruppiert, welcher sehr erregt und laut sprach. Die jungen Herren machten lange Gesichter. Herzutretend, hörte ich noch den Intendanten sagen: „Bei solcher Art der Kriegführung muß die Armee verhungern. Ich kann die unbedingt nötige Verpflegung nicht herbeischaffen!“ Ich rief mir den aufgeregten Herrn beiseite und bedeutete ihm, daß, wenn er Bedenken habe, er die volle Wahrheit dem kommandierenden General und dessen Chef des Stabes mitzuteilen, aber nicht Besorgnisse öffentlich auszusprechen und die Menge mutlos zu machen habe. Als er mir darauf erwiderte, diesen beiden habe er bereits alles gesagt, sie könnten nichts ändern, erklärte ich ihm, wenn er noch eine einzige derartige Unglücksprophezeiung öffentlich ausspreche, ich dafür sorgen werde, daß er wegen Verbreitung von Furcht und Mißvergnügen vor Gericht gestellt werde. Er ward still. Wir sind nicht verhungert. Die Aufregung dieses Herrn legte sich nach einigen Tagen, und seiner rastlosen Tätigkeit war es außerdem zu danken, daß das Korps im ganzen Feldzuge nie den geringsten Mangel gelitten hat. Ich habe mich später oft gefragt, wie es möglich sei, daß ein so gewandter Intendant im Anfange so den Kopf verlieren konnte. Ein Vergleich der Geschäfte der Intendantur im Frieden mit denen im Kriege gibt den Schlüssel zu diesem Rätsel. Im Frieden werden die Intendanturbeamten durch eine fürchterliche Masse von Bestimmungen eingeengt, deren Vorschriften sie nicht befolgen können, wenn sie nicht schon einige Monate vor den Truppenbewegungen und Manövern wissen, wo jeden Tag die

Verpflegung zu empfangen, die Magazine zu etablieren sind. Sollen sie plötzlich die Lebensmittel beschaffen, ohne mit bekannten Lieferanten vorschriftsmäßige Kontrakte auf Grund von vorschriftsmäßigen Submissionen abgeschlossen zu haben, sollen sie gar ins ungewisse hinein marschieren und zusehen, wo Lebensmittel zu finden sind, so halten sie dies für unmöglich und glauben, es müsse alles verhungern. Dann verlieren sie leicht den Kopf. Dem Feldherrn aber wird es schwer, zu entscheiden, wieviel er von den erhobenen Schwierigkeiten auf die Pedanterie, wieviel auf die Wirklichkeit zu schreiben hat.

Ich kam zum Essen. Die Stimmung des Kommandierenden und seines Chefs des Stabes war etwas nervös, wahrscheinlich infolge der Schwierigkeiten, mit denen ihnen der Intendant die Hölle heiß gemacht hatte. Die Besorgnisse gründeten sich in der Hauptsache darauf, daß der Befehl gekommen war, drei Armeekorps, das Gardekorps, das IX. und das XII., sollten von Kaiserslautern auf ein und derselben Straße vorwärts marschieren. Auf die Dauer ist das allerdings unmöglich, denn wenn mehr als 100 000 Streiter eine Straße einschlagen, so bedecken sie diese in einer Länge von mehr als einem Tagemarsche den ganzen Tag, und die Verpflegung findet die Straße nie frei, um nachzumarschieren und die Truppen zu erreichen, denen sie zugedacht ist.

Dies wird noch schwieriger, solange die rückwärtigen Eisenbahnen noch durch Truppentransporte in Anspruch genommen sind und keine Lebensmittel nachführen können. Daher kann ein Marsch so großer Massen auf ein und derselben Straße nur so lange dauern, als die Truppen Verpflegung bei sich führen. Wir hatten auf fünf Tage Verpflegung mit. Also dann erst brauchten uns neue Vorräte zu erreichen.

Bei Tische erzählte ich, wie überrascht ich gewesen, eine Munitionskolonne der ersten Staffel schon in Kaiserslautern zu sehen, und daß die anderen noch heute hier eintreffen sollten. Sofort schnitt mir Dannenberg ein Gesicht und wurde unruhig. Ich fragte ihn, was er habe, und er meinte, wenn schon von Staffeln der Munitionskolonne die Rede sei, werde ihm unwohl. Ich konnte nicht umhin, ihm zu bemerken, daß doch die Munitionskolonnen ebensogut Truppen des Armeekorps seien, dessen Chef des Generalstabes er darstelle, wie jede Kompagnie oder Eskadron, und daß er sehr froh sein werde, wenn diese Staffeln zur rechten Zeit einem etwaigen Munitionsmangel der Truppen abhelfen würden. Da riß dem guten Dannenberg die Geduld: „Na, verlangen Sie etwa auch, wie Ihr Vorgänger Colomier, eine ganze Infanterie-Brigade Bedeckung für die Staffeln der Munitionskolonnen?“ „Da müßte ich ein Narr sein“, sagte ich, „denn eine Brigade Infanterie ist zu wenig, um die Muni-

tionskolonnen zu decken. Dazu gehört das ganze Korps, indem es sie so leitet, daß sie durch die Lage gedeckt sind. Gegen einzelne Landstreicher aber haben die Kolonnen an ihren mit Infanteriegewehren bewaffneten Begleitmannschaften Bedeckung genug." Da wollte Dannenberg mich umarmen. „Wenn Sie nicht auch eine Brigade verlangen, dann sind Sie mein Freund und können immer von Staffeln reden." Der Kommandierende lachte herzlich, und der Humor war hergestellt.

Daß die Munitionskolonnen nicht durch den Feind gefährdet waren, wenn sie mit 100 000 Streitern auf derselben Straße marschierten, war mir wohl klar. Wie sie aber Platz zum Marschieren finden, also vorwärts kommen sollten, war mir noch unklar. Ich nahm mir vor, sie den anderen Tag aufzusuchen und ihnen darüber Weisungen zu geben.

Nachmittags hatte ich noch viel Wirtschaft in meinem Stabe. Außer meinem Privatdiener und mir selbst hatte noch niemand eine Idee, wie man sich im Kriege benimmt und behilft. Ich übergab die Leitung des Stabes dem Leutnant Clauson v. Kaas.

Abends besuchte ich noch meinen Bruder im Biwak und sah das Biwak der Munitionskolonnen. Dann erfuhr ich im Hauptquartier, daß der Befehl angekommen, wir sollten schon den folgenden Tag aufbrechen, statt Ruhetag zu halten.

Wo blieb mein Wagen ohne Räder? Ich ließ nur den Hafer vom Wagen herunternehmen und auf die Pferde packen, bei dem Wagen ohne Räder ließ ich einen Unteroffizier mit den beiden Wagenpferden und Trainkutscher und beschloß, vorläufig ohne andere Sachen, als die wir trugen, weiterzumarschieren.

Mit meiner Gesundheit begann in diesen Tagen eine für mich sehr erfreuliche Veränderung. In Berlin hatte ich mich während der Schießübung infolge der mir im Mai zugezogenen Erkältung von Tag zu Tag elender gefühlt. Ich konnte zuletzt kaum sprechen und mußte, wenn ich eine Kritik geben wollte, vorher immer meinen Hals mit einer Lösung chlorsauren Kalis gurgeln, wozu ich fortwährend eine Medizinflasche in der Tasche tragen mußte. Die Mobilmachung ließ mir keine Zeit, meine Gesundheit wiederherzustellen, und mit Besorgnis fürchtete ich, daß ich während des Krieges dienstunfähig werden könnte, ohne etwas geleistet zu haben. Die Eisenbahnfahrt von fast 48 Stunden verbesserte meinen Zustand nicht. In Dürkheim aber kam ich mit Dr. Cammerer zusammen, zu dem ich viel Vertrauen hatte. Er riet mir, meinen Hals mit Natron bicarbonicum zu spülen und mich möglichst viel in der frischen Luft zu bewegen. Die Befolgung dieses Rats besserte meinen Zustand täglich, und als der Krieg im vollen Gange war, da war ich ge-

sund. Wie im Jahre 1866 hatte der Krieg meine Krankheit beseitigt. Man möchte fast meinen, daß ein Krieg ein gutes Mittel gegen einen chronischen Katarrh sei; dies Mittel ist nur nicht immer vorrätig.

5. **August, Landstuhl.** Wir marschierten um siebeneinhalb Uhr ab und trafen um zwölf Uhr in Landstuhl ein. Es war etwas kühler geworden, und der Marsch war sehr angenehm. Im Laufe des Tages, sowohl auf dem Marsche als auch des Mittags und Nachmittags, lernte ich den Prinzen Nikolaus von Nassau näher kennen. Der kommandierende General war sein Onkel,*) in dessen Hauptquartier er den Krieg mitmachte. Wenn ich auch im allgemeinen gegen die untätigen Zuschauer im Kriege eine Abneigung hatte, so war hingegen die Anwesenheit dieses Herrn im Heere mir sympathischer gewesen, denn er legte damit in seinem und seines Bruders, des depossedierten Herzogs von Nassau, Namen Zeugnis davon ab, daß Napoleon keine Unterstützung von dieser Familie zu erwarten habe. Jetzt fand ich in ihm auch einen Menschen von ebensoviel natürlichem Verstand, Wissen und Belesenheit als Takt und Bescheidenheit. Er war ein sehr angenehmes Element im Hauptquartier.

In Landstuhl hatte ich ein sehr schönes Quartier in der Villa eines Privatmannes italienischer Abstammung, eines Herrn Benzoni, welcher von Sympathien für die deutsche Sache überströmte. Aus den Fenstern seiner mit sehr schönen Gemälden und Statuetten herrlich ausgeschmückten Salons hatte man eine prachtvolle Aussicht auf die schöne Gegend. Denn Landstuhl liegt malerisch am Nordfuße des Hardtgebirges, an welchem entlang die Chaussee in der Ebene führte. Je sauberer und vornehmer das Quartier, umsomehr vermißte ich meine Sachen. Ich hatte nicht einmal Wäsche mit zum Wechseln und mußte mich in meinem Reitanzuge zeigen.

Vor dem Einrücken in Landstuhl besichtigte ich zwei Batterien der 2. Garde-Division, und nach dem Essen ritt ich ins Biwak des Korps und sah die Artillerie der 1. Garde-Division und die ganze Korpsartillerie. So hatte ich bis auf zwei Batterien die ganze Garde-Artillerie an diesem Tage gesehen. Die Röhrbrunnen, auch abessinische Brunnen genannt, die in den Feldzug von meinen Batterien versuchsweise mitgenommen wurden, leisteten zum Teil vortreffliche Dienste. Bei einzelnen Batterien

*) Die Mutter des Prinzen Nikolaus war eine Schwester des Prinzen August von Württemberg. Beide waren Kinder des 1852 verstorbenen Prinzen Paul von Württemberg, Großvaters des jetzt regierenden Königs von Württemberg. Prinz Nikolaus wurde später Generalmajor à la suite der Preußischen Armee und starb 1905.



aber gelang es nicht, Wasser durch sie zu erzielen. Es kam nämlich auf den Boden an. Hier am Fuße des Gebirges war der Unterschied recht deutlich. Wo die Batterie ein wenig höher lag, also noch Gebirgsboden unter sich hatte, war es nicht möglich, den Brunnen einzubohren. In der Ebene aber, in Sand und weichem Boden, hatte man binnen einer halben Stunde gutes Wasser. Das war sehr bequem, denn man konnte den Brunnen mitten im Batteriestall einbohren und brauchte die Pferde nicht nach der Tränke zu reiten. Dennoch hat die Freude nicht lange gedauert. Wenn man mit dem Bohrer auf einen Stein traf, ruinierte man ihn leicht. Unfehlbar trat dies mit den Bohrern ein, die auf gebirgigen Boden stießen. Die Reparatur ist schwierig, und einige Wochen später war keiner dieser Brunnen mehr brauchbar. Da waren die Röhren, Stangen und Bohrer von Eisen nur tote Last auf dem Packwagen und verschwanden allmählich von demselben. Ich glaube, es hat keine einzige Batterie einen solchen Brunnen mit nach Hause gebracht.

Es ward dem Korps eine Operationsübersicht der Armee des Prinzen Friedrich Karl für vier Tage mitgeteilt. Sie erstreckte sich auf sieben Armeekorps, nämlich III., IV., Garde-, IX., X., XII. und I. Korps. Nach dieser Übersicht erreichte das IV. Korps Homburg am 5. August, das Gardekorps am 6., das IX. am 7. und das XII. am 8. August. Es marschierten also vier Armeekorps hintereinander auf derselben Straße. Wenn man daran denkt, daß ein Armeekorps mit seinen Trains und Munitionskolonnen eine Marschlänge von fast sechs Meilen hat, aber hier diese vier Korps nicht in einer Tiefe von vierundzwanzig Meilen, sondern nur von zehn bis zwölf Meilen marschierten, so sieht man ein, daß nicht alle Truppen gleichzeitig marschieren konnten, sondern die einen vormittags, die anderen nachmittags, wieder andere nachts. Es konnten daher nicht alle Truppen die beste Tageszeit zum Marsch benutzen, sondern sie konnten nur marschieren, wenn die Straße für sie frei war. Was für Anstrengungen die Folge davon waren, kann man sich leicht vorstellen. Die Ärzte mögen warnen, wie sie wollen, man solle in dieser oder jener Jahreszeit die oder die Tageszeit zum Marschieren wählen. Das ist im Kriege unmöglich. Da marschiert man, wenn die Straße frei ist.

6. August, Homburg. Eine halbe Stunde vor dem Abmarsche von Landstuhl traf mein Wagen mit der Bagage meines Stabes ein, und er mußte sich dem Marsche nach Homburg mit anschließen. Er hatte vier neue starke Räder, die auch über drei Wochen ausgehalten haben.

Wir marschierten um siebeneinhalb Uhr ab. Unterwegs trafen wir

mit der Spitze der Korpsartillerie zusammen, ich beurlaubte mich vom Prinzen von Württemberg, blieb auf dem Felde anderthalb Stunden halten und ließ die Korpsartillerie an mir vorüberziehen. Ich freute mich über die gute Verfassung und fröhliche Stimmung dieser Batterien. Dann trabte ich wieder vor und erreichte Homburg zugleich mit dem Prinzen.

Dort war alles überbelegt. Das Oberkommando der Zweiten Armee, Prinz Friedrich Karl, hatte plötzlich seine ursprüngliche Absicht geändert und Homburg auch zum Hauptquartier gewählt. Dadurch häuften sich die höheren Offiziere in diesem kleinen Städtchen derart an, daß sie mit dem dürftigsten Unterkommen fürlieb nehmen mußten. Mir ward eine leere Stube für uns alle vier angewiesen. In dem ganzen frei stehenden Hause waren kein Stuhl und kein Tisch. Von Betten war keine Rede. Mit Mühe ward Stroh zum Lagern aufgetrieben. Meine Feldstühle und Tische, die Ausrüstung meines Zeltes, wurden für die schriftlichen Arbeiten benutzt. Das Haus gehörte zum Bahnhofe, der in der Nähe war. Dort erfuhr ich, daß der Kronprinz am vorgestrigen Tage die Weißenburger Linien passiert und in Weißenburg die Division Douay vernichtet habe.*) Ferner ward telegraphiert, daß bei Saarbrücken Gefecht stattfinde.**) Mit gutem Ohr und noch besserer Einbildungskraft konnte man auch den Kanonendonner wahrnehmen.

Da waren wir endlich am 6. August in dem Homburg, das wir nach dem ursprünglichen Eisenbahnfahrplan schon am 1. August hatten erreichen sollen.

War es ein Nachteil oder eine Zeitversäumnis, daß wir erst fünf Tage später in Homburg eintrafen? Ich glaube, nein! Eine Zeitversäumnis konnte es nicht sein, denn hinter uns rollten noch immer Truppentransporte nach, also war die Armee noch nicht genügend vereint, um den Feind energisch anzugreifen. Ein Nachteil aber war es nicht, daß wir vier Tage marschierten, statt stillzuliegen. Ersteres übt, letzteres erschlafft.

Ich begab mich in die Stadt in der übelsten Stimmung der Welt. Denn daß der Kronprinz bei Weißenburg gesiegt hatte, daß man sich bei Saarbrücken schlage, und daß wir hier in Homburg nach einem nicht zu

*) Im Treffen bei Weißenburg am 4. August schlug der Kronprinz mit dem V. Armeekorps, der 21. Division und der bayerischen Division Bothmer die französische Division Abel Douay entscheidend.

**) In der Schlacht bei Spicheren oder Saarbrücken wurde am 6. August das französische Korps Frossard von Teilen des VII., VIII. und III. Armeekorps geschlagen.

starken Marsche stillagen, das wollte mir nicht in den Sinn. Ich begriff nicht, warum man nicht von Homburg den kämpfenden Truppen zu Hilfe eile. In dieser Stimmung traf ich in der Stadt auf den Prinzen Friedrich Karl, der spazieren ging. Er begrüßte mich und sah mein saures Gesicht. Darauf Bezug nehmend, fragte er mich, wie es mir gehe. „Schlecht!" war die Antwort, „unter aller Würde schlecht." „Wieso? Was ist Ihnen? Sind Sie krank?" fragte er. „Nein," sagte ich, „aber vorgestern ist ein Sieg in Weißenburg gewesen, und heute schlägt man bei Saarbrücken, und ich muß noch immer faulenzen. Schlechter kanns mir nicht gehen." „Na, seien Sie ganz ruhig," sagte der Prinz, „es kommt die Reihe auch an Sie."

Nach dem Essen fand ich heiterere Gesichter, denn ich ging aufs Feld ins Biwak der 1. Garde-Division, wo die 1. Fuß-Abteilung ihr Quartier unter freiem Himmel aufgeschlagen hatte und lustig und guter Dinge war.

7. August, Aßweiler. Abmarsch von Homburg früh sieben Uhr bei angenehmem Marschwetter über Blieskastel auf Aßweiler. Der Kommandierende mußte wieder sehr viel über die Marschordnung zanken, weil die Infanterie die Gewehre auf der Straße zusammensetzte und den Verkehr sperrte, statt seitwärts aufs Feld herauszutreten. Mit der Marschordnung der Artillerie bezeugte er sich sehr zufrieden und äußerte sich, dies sei in diesem Feldzuge die einzige Truppe, welche ihm noch keine Ursache zur Unzufriedenheit gegeben. Der Marsch ging bis Blieskastel das Gebirge entlang in romantischer Gegend, dann in diesem kleinen Städtchen die Höhe hinauf.

Hier traf das Oberkommando, Prinz Friedrich Karl, wieder mit uns zusammen. Elf Uhr. Es hatte eingehende Meldung von dem Ausgang der Schlacht von Saarbrücken von gestern erhalten und ein Telegramm vom Kronprinzen des Inhalts: „Kronprinz in einer größeren Schlacht bei Wörth die Korps von Mac Mahon und Canrobert entscheidend geschlagen."*)

Prinz Friedrich Karl nahm den Prinzen von Württemberg und den ganzen Stab mit sich auf eine Höhe jenseits Blieskastel, links der Straße

*) Der Kronprinz schlug am 6. August bei Wörth mit dem V. und XI. Armeekorps den beiden bayerischen Armeekorps und der Württembergischen Division das 1. französische Armeekorps, die 1. Division des 7. Korps und die Kavallerie-Division Bonnemains unter Befehl des Marschalls Mac Mahon. Das 6. Armeekorps unter Marschall Canrobert nahm nicht an der Schlacht teil, sondern war zu dieser Zeit noch auf der Fahrt nach Nancy begriffen.



nach Aßweiler, und setzte mit gedämpfter Stimme die Lage auseinander: Das III. Korps, das gestern bei Saarbrücken mit geschlagen hatte, sollte seine Avantgarde heute nach Forbach vorschieben, das IV. Korps, das vor uns marschiert war, hatte nach links ausbiegen müssen, wir marschierten also gerade auf den Feind zu. Von links drohte uns noch Failly,*) der von Bitsch kommen konnte, von rechts war Ladmirault**) zu erwarten, in der Front konnte uns Bazaine***) angreifen. Die äußerste Vorsicht sei angeraten.

Nachdem der Oberkommandierende uns verlassen und wir alle mit den Fernröhren weit und breit vergeblich nach dem drohenden Feinde ausgeschaut hatten, erteilte der Prinz verschärfte Weisungen an die vorgeschobene Kavallerie, um das Gelände in Front und in beiden Flanken aufzuklären. Ehe wir dann auf dem Weitermarsche Aßweiler erreichten, trafen die Meldungen ein, welche besagten, daß weit und breit vom Feinde nichts zu sehen sei. Hauptmann v. Lindequist†) vom Generalstabe, dem der Humor nie ausging, sang lachend den Refrain des Helmerdingschen Liedes: „Das Gas verlischt, 's war wieder nischt!"

Prinz Friedrich Karl hatte vor seinem Scheiden noch die Bestimmung des Gardekorps dahin geändert, daß es den nächsten Tag nicht auf Saargemünd, sondern mehr links in der Richtung auf Rohrbach vorgehen solle, indem Saargemünd dem X. Armeekorps als Ziel angegeben worden war.

Ehe wir in Aßweiler einrückten, begegneten wir einem braunschweigischen Husarenoffizier, Leutnant v. König,††) dem Schwager meines bisherigen Brigadeadjutanten, Hauptmanns v. Elern, der jetzt eine Batterie der Korpsartillerie führte. Er kam von einer Patrouille, die er mit vier Husaren gemacht hatte, und trug einen ungeheuren Schlüssel in der Hand. Er war bis Saargemünd geritten. Mitten in dem Städtchen hatte er

*) Das 5. französische Korps Failly hatte allerdings mit seinen Hauptkräften bis zum 6. August bei Bitsch gestanden, ging aber nach der Schlacht von Wörth sofort auf Saarburg zurück, wo es sich schon am 7. mit Mac Mahon vereinigte. Man glaubte aber deutscherseits nach verschiedenen Nachrichten damals annehmen zu dürfen, daß Mac Mahon auf Bitsch zurückgegangen sei und dort aufs neue Widerstand leisten würde.

**) Das 4. Korps Ladmirault war am 7. August in Wirklichkeit schon auf dem Rückzuge von Bolchen nach Metz begriffen.

***) Marschall Bazaine befehligte seit dem 5. August das 2. Korps Frossard, das 4. Korps Ladmirault und sein eigenes, das 3. Korps.

†) Zur Zeit General der Infanterie und General-Inspekteur der 3. Armee-Inspektion zu Hannover.

††) Generalleutnant Freiherr v. König war bis 1905 Inspekteur der 4. Kavallerie-Inspektion.



zwei feindliche Kompagnien getroffen, weshalb er sich den Maire kommen ließ und ihm drohte, Saargemünd sofort bombardieren zu lassen, wenn diese Kompagnien die Stadt nicht alsbald räumten. Der Maire wußte nicht, was diesen vier Husaren folgte, erbat und erlangte die sofortige Räumung der Stadt durch die feindliche Infanterie und übergab dem Offizier den Schlüssel der Stadt für den Prinzen Friedrich Karl. So fiel dieser wichtige Engweg ohne Schuß in unsere Hände. Auf diese Meldung sandte man gleich Infanterie auf Wagen dorthin, und der Prinz Friedrich Karl kommandierte sich den kühnen Braunschweiger sofort als Ordonnanzoffizier in seinen Stab, wo er den Scherznamen „Herzog von Saargemünd" erhielt.

Aßweiler war unser letztes Quartier auf deutschem Boden. Es ist ein armes Pfälzer Grenzdorf oben auf der Hochfläche. Am ärmsten war es an Wasser, besonders in diesem trockenen Sommer. Die Einwohner waren gut deutsch gesinnt und empfingen uns mit großem Jubel.

Die Bauernstube, die mir angewiesen war, ließ an Schmutz und idyllischer Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Die dicke alte Bäuerin war sehr zutraulich, versicherte mich, wir müßten ja siegen, denn unsere Leute seien zu schmuck und rein, „aber die Franzose sein alls verlaxiert," meinte sie. Ich glaubte, ich hörte nicht recht, aber sie setzte mir auseinander, sie habe drei Überläufer gesehen, die ganz verlaxiert gewesen. Das käme von den weiten Hosen her, die unten zugebunden seien. Da genierten sich die Kerle nicht, meinte sie.

3. Von der Grenze bis zur Schlacht von St. Privat.

8. August, Moranweiler. Das Hauptquartier des Korps marschierte um sechs Uhr früh von Aßweiler ab. Schon seit vier Uhr früh zogen die Truppen der 1. Garde-Division durch den Ort. Die Spitze derselben sollte die Besetzung von Saargemünd verstärken, bis das X. Armeekorps dort eingetroffen sei.

Dem Gardekorps aber war, wie erwähnt, aufgegeben, sich weiter links zu wenden. Wir folgten der Saargemünder Chaussee bis Bebelsheim, mußten uns von da aber auf Reinheim links wenden. Der Weg war anfangs, nachdem er die Chaussee verlassen hatte, ein ganz leidlicher Fahrweg das Gebirge hinauf. Allmählich ward er steiler und weniger gepflegt, und bei dem letzten Hause des Tales oben verwandelte er sich in einen einfachen Fußpfad über das Felsengebirge. Stellenweise war es nicht bestimmt zu sagen, ob dieser Pfad nicht eher den Namen eines

Wasserrisses verdiene als den eines Weges. Nachdem wir den Kamm des Gebirges erreicht hatten, führte uns ein noch steilerer Weg, meistens auf Steingerölle, bergab. Es war unmöglich, da zu reiten. Wir mußten absteigen, unsere Pferde führen und stützen, damit sie nicht herabfielen. Gebirgspferde wären da wohl leicht gegangen, aber die unsrigen waren so etwas nicht gewöhnt. So erreichten wir Reinheim, wo ein Halt gemacht wurde.

Der Kommandierende erhielt hier die Meldung, daß Saargemünd ausreichend besetzt und vom Feinde nicht bedroht sei. Das Tal von Reinheim vereinigt sich dort mit dem von Bebelsheim, ebenso die darin entlang laufenden Chausseen. Der Prinz hatte Besorgnis, die Korpsartillerie werde den Bergrücken, den wir eben überschritten, mit Geschützen nicht passieren können, und sandte deshalb Befehl, sie solle sich in Bebelsheim vom nachfolgenden Armeekorps Erlaubnis ausbitten, die Chaussee über Saargemünd zu benutzen, die diesem zugewiesen war. Die Antwort aber war: „Die Korpsartillerie sei schon ohne Schaden über den Berg. Es sei eine sehr nützliche Übung gewesen." Der Prinz schüttelte den Kopf und sagte: „Das muß ich sagen, in diesem Feldzuge kennt die Artillerie keine Schwierigkeiten." In der Tat war allerdings dieser Übergang über das Gebirge recht interessant gewesen. Beim Marsche bergan hatten alle Bedienungsmannschaften schieben helfen müssen, um die Geschütze hinaufzubringen. Weit mehr Schwierigkeiten aber bereitete der Abstieg. Man hatte Stricke hinten an die Geschütze binden müssen, an denen die hinterher gehenden Bedienungskanoniere hielten, damit die Geschütze nicht ins Rollen kamen und mit samt den Gespannen in die Tiefe stürzten. So war jedem Unglück vorgebeugt. Nur ein halbes Dutzend Deichseln waren gebrochen und durch Vorratsdeichseln ersetzt.

Wir setzten unseren Marsch weiter fort in einem langen bewohnten Tale. Die Ortschaft hieß erst Nieder-Gailbach, dann Ober-Gailbach. Zwischen beiden Orten überschritten wir um neun Uhr die Grenze. Oben auf der Höhe erreichten wir die Chaussee zwischen Wölfling und Riemling, und das Generalkommando befahl:

Das Korps stellt sich auf: 1. Garde-Infanterie-Division zu beiden Seiten des Weges Wölfling—Riemling, 2. Garde-Infanterie-Division zu beiden Seiten des Weges Riemling—Groß-Rederchingen. Erstere schiebt eine Avantgarde gegen die Saar, letztere eine gegen die Linie Achen—Rohrbach vor. Diese beiden Avantgarden haben sich als Replis der Garde-Kavallerie-Division zu betrachten.

Kavallerie-Division nach Groß-Rederchingen—Achen.

Korpsartillerie hinter der 1. Garde-Infanterie-Division, gibt die 2. reitende Batterie an die Garde-Kavallerie-Division.

Saargemünd ist besetzt, nach links die Verbindung mit dem IV. Armeekorps hergestellt, also beide Flanken gesichert.

Hauptquartier: Ferme Moranweiler bei Riemling.

Dieser Befehl ward auf dem Felde ausgegeben. Ebendaselbst traf die Nachricht vom Oberkommando ein, daß und wie am 6. August das französische Korps Frossard bei Saarbrücken geschlagen sei, daß Forbach am 7. genommen worden, daselbst das IX. Korps sich vereinigen, das III. bei Saarbrücken bleiben, das X., Garde- und IX. Korps gegen die Saar operieren, das XII. sich bei Homburg konzentrieren und endlich auch noch das II. vom 8. bis 11. August eintreffen und zur Zweiten Armee stoßen solle. Das I. Armeekorps trat zur Ersten Armee über, also blieb die Zweite Armee sieben Armeekorps stark.

Nach Erledigung aller dieser Befehle marschierten wir weiter und erreichten nach zehn Uhr morgens unsere Meierei Moranweiler. Dies war ein einzelnes Haus mit Scheunen und Stallungen. Wie da das ganze Generalkommando und ein Bataillon Füsiliere 2. Garde-Regiments unterkommen sollten, war mir rätselhaft. Ich überließ die Lösung des gordischen Knotens meinem Adjutanten und ritt zu den Truppen.

Ich traf den Stab der Korpsartillerie im obersten Hause von Ober-Gailhaim und war nicht wenig erstaunt, daß die 2. reitende Batterie der Garde-Kavallerie-Division noch nicht gefolgt war. Wenn diese Division dem Feinde zunächst gesandt war, so konnte sie möglicherweise noch heute Artillerie dringend gebrauchen. Der Oberst v. Scherbening war etwas betreten über meine Vorwürfe, und es stellte sich heraus, daß er von dem Befehle nichts wußte. Der Adjutant hatte noch keine Zeit gehabt, ihm diesen dringenden Befehl vorzulesen! Der Fehler lag darin, daß der Oberst und sein Adjutant so diensteifrig und pflichttreu waren, daß sie alles allein machen wollten. Dadurch waren sie so mit Geschäften überhäuft, daß sie nicht rechtzeitig fertig werden konnten. Der Adjutant, ein sehr kräftiger, gescheidter und arbeitsfähiger junger Offizier, war übrigens am Ende seiner Kräfte angelangt und drohte zusammenzubrechen, denn er hatte nicht nur alle Geschäfte innerhalb der Truppe besorgt und alle Befehle dorthin gebracht, sondern war auch immer zum Befehlsempfang ins Generalkommando geritten, hatte dort natürlich manchmal stundenlang warten müssen und in den letzten Tagen keine Nacht Zeit zum Schlafen gefunden. Ich hielt dem Obersten eine Vorlesung über unzeitigen Diensteifer und lehrte ihm, wie er die Arbeit teilen könne, wenn er sich aus der Truppe täglich zwei Ordonnanzoffiziere komman-

diere, die er wechseln lassen könne. Dieser Umstand ist eine Kleinigkeit, und ich würde ihn nicht erwähnen, wenn ich nicht gesehen hätte, wie oft durch solche Einrichtungen und solchen unzeitigen Diensteifer gerade die tüchtigsten Männer im Beginn des Krieges ganz ruiniert werden und gänzlich erschöpft und leistungsunfähig sind, wenn die Tage der wichtigsten Entscheidungen gerade die höchsten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit aller stellen. Man muß beim Beginn des Krieges die Arbeiten so verteilen und einteilen, daß jeder auch die absolut notwendige Zeit zur Ruhe hat. Ein Schema läßt sich dafür nicht geben.

In der Meierei fand ich bei meiner Rückkehr das Hauptquartier eingerichtet, aber wie! Ich hatte eine bedeckte Lagerstelle erhalten. Lagerstroh war aber eine Seltenheit. Wasser war schwer zu finden, denn der Sommer war entsetzlich dürr gewesen, daher die Brunnen, wenigstens hier auf der Höhe, vertrocknet, wenn es auch heute den ganzen Tag geregnet hatte. Wir mußten also auf die Reinlichkeit verzichten und froh sein, wenn wir Wasser zum Trinken und Kochen hatten.

Holz zur Feuerung lieferten die Bäume des Parks, das Vieh im Stalle ward geschlachtet und diente manchen Bataillonen zur Nahrung. So ward der Besitzer der Meierei reinweg aufgefressen. Er erklärte sich für ruiniert. Als wir weitermarschierten, erhielt er eine Quittung, und wir trösteten ihn damit, er solle deutsch und dann entschädigt werden. Dies Versprechen ist erfüllt. Er ist deutsch und so reichlich entschädigt worden, daß er nach dem Kriege viel wohlhabender ward als vorher.

Den ganzen Tag über hofften wir noch auf eine kriegerische Tätigkeit. Unsere Aufstellung in der Nähe von Rohrbach trennte Failly von Napoleon, denn ersterer war doch bei Bitsch gewesen. Wir erwarteten daher den Versuch seiner Wiedervereinigung.*) Aber den ganzen Tag war kein Feind zu sehen, und Lindequist sang wieder: „Das Gas verlischt, 's war wieder nischt!"

Am Abend, als die Umgegend der Meierei Moranweiler von den Biwaksfeuern der Truppen erleuchtet war, tönte herrlicher Gesang durch die trübe regnerische Nacht. Ich begab mich dorthin und fand die besten Sänger des Füsilier-Bataillons 2. Garde-Regiments um ein Feuer gelagert, die verschiedene Lieder in einer Vollkommenheit sangen, wie man sie selten hört. Es waren meist Unteroffiziere, aber auch Füsiliere. Ich setzte mich zu ihnen und horchte zu. Auf meine Bitte sangen sie auch die

*) Das 5. Korps Failly war schon am 5. August unter Befehl Mac Mahons gestellt worden und vereinigte sich, wie schon erwähnt, mit dessen bei Wörth geschlagenen Kräften.

„Wacht am Rhein". Ich hatte soviel von diesem Liede reden, es aber nie vollständig singen hören. Heute zum ersten Male auf französischem Boden, in dunkler Nacht am Biwaksfeuer, selbst die Wacht am Rhein mithaltend, klang mir das Lied besonders schön und ergreifend. Malerisch saßen und lagen sie da, die jungen Männer mit den sonnverbrannten Gesichtern, meist von schwarzen Bärten umrahmt. Sie waren lustig und guter Dinge und freuten sich auf die kommenden Taten, den winkenden Ruhm. Ich merkte mir die Vorsänger, dankte und ging.

Elf Tage später suchte ich das Biwak des Bataillons wieder auf. Man sang nicht. Ich fragte nach den Vorsängern. Es war keiner mehr am Leben. Wir hatten Tags zuvor die Schlacht von St. Privat geschlagen.

Seitdem habe ich mehrere Jahre hindurch die „Wacht am Rhein" nicht mehr hören können, ohne so tief bewegt zu werden, daß ich fürchten mußte, mich weich zu betragen, wie es einem Krieger nicht ziemt. Bei den ersten Tönen der Melodie sah ich dann den Dirigenten im Geiste vor mir sitzen, wie er mit kirschbraunem Gesicht, schwarzbraunem Vollbart und Haar, mit Feldmütze und Mantel bekleidet, leuchtenden Auges mit dem ausgestreckten zweiten und dritten Finger der rechten Hand den Takt schlug, und dann hörte ich seinen kräftigen reinen Bariton, dann aber dachte ich daran, wie bald darauf sie alle unter der kühlen Erde lagen. Ja, der Krieg hat poetische Momente, aber die Poesie ist eine recht schauerliche.

Nachts traf ein Armeebefehl ein, nach welchem den in vorderster Linie stehenden Korps Kavallerie-Divisionen überwiesen wurden, die 6. dem III. Korps, die 5., Rheinbaben, mit der 11. und 13. Brigade dem X., mit der Brigade Bredow (12.) dem IV.*).

Für den 9. August ward befohlen, daß das III. Korps nach Forbach rücke, das X. bei Saargemünd auf dem linken Ufer halte, das Gardekorps solle bereit bleiben, wenn nötig auf Saargemünd herangezogen zu werden, das IV. Korps hatte in der Linie Saarunion—Rohrbach zu bleiben, aber bis an den Feind zu erkunden. Hinter uns rückte das IX. Korps auf St. Ingbert, das XII. mit der Spitze bis Habkirchen.

Man hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß Failly den Anschluß an Napoleon aufgegeben und sich der Flucht der Armee von Mac Mahon angeschlossen habe. Im wesentlichen blieb also die vorderste Linie halten,

*) Die Zweite Armee hatte am 8. August eine solche Ausdehnung gewonnen, daß es dem Oberkommando zweckmäßig erschien, die bisher in selbständigen Divisionen verwendete Kavallerie auf die einzelnen Armeekorps zu verteilen.



und es wurde der 9. August dazu benutzt, die Korps nebeneinander aufmarschieren zu lassen.

Es ist von Kritikern hinterher wohl getadelt worden, daß deutscherseits der Sieg von Saarbrücken nicht genügend durch eine energische Verfolgung ausgenutzt sei. Dieser Tadel ist ganz ungerechtfertigt. Unsere oberste Heeresleitung war sich wohl bewußt, daß der Sieg von Saarbrücken, so ruhmvoll er auch für die beteiligten Truppen war, nur den Wert einer ganz untergeordneten Aktion haben konnte, denn er hatte nur einen ganz kleinen Teil des französischen Heeres getroffen und denselben zum Rückzug auf die Hauptmacht genötigt.

Auch unsere Hauptmacht stand nach dem Eisenbahntransport noch zurück, wenn auch dichtauf auf den wenigen Straßen. Die Armeekorps nahmen aber ganze Tagemärsche in der Tiefe ein, und die letzten mußten erst die Gebirgspässe überschreiten und sich neben die vordersten da aufstellen, wo mehr Straßen zur Verfügung standen, damit sie diese rechtzeitig unterstützen konnten, wenn ein Zusamenstoß mit der feindlichen Hauptmacht stattfand. Hätte die oberste Heeresleitung den bei Saarbrücken engagierten Truppen erlaubt, dem weichenden Feind, besinnungslos folgend, auf den Fersen zu bleiben, so hätten sie anfangs einige Gefangene und vielleicht auch Trophäen eingebracht, wären aber schließlich vereinzelt und ohne Hilfe mitten in die Hauptmacht der französischen Armee geraten und einem empfindlichen Rückschlag nicht entgangen.*)

9. August, Moranweiler. Wir hatten, wie später befohlen ward, am 9. August einen sogenannten Ruhetag. Es war der erste, seit wir vom Rheine abmarschiert waren. Aber die Truppen konnten an diesem Tage wenig ruhen, denn sie lagen bei dem eingetretenen Regenwetter in ihrem Biwak im Schmutz bis an die Kniee.

Ich ritt zur Kavallerie-Division vor, um mich zu überzeugen, ob die 2. reitende Batterie in der Tat bei derselben eingerückt sei. Es war geschehen. Bei der Division besuchte ich meinen Bruder. Er hatte mit seinem Regiment einen trostlosen Biwaksplatz beziehen müssen, auf einem lehmigen Sturzacker, der durch das Regenwetter in einen Morast verwandelt war. Es herrschte große Unzufriedenheit in der ganzen Divi-

*) Die deutsche Heeresleitung wollte die an der Mosel vermutete, auf 5 Korps angenommene Armee Napoleons mit entwickelter Front angreifen und mußte daher eine große Rechtsschwenkung ausführen, mit dem linken Flügel der Zweiten Armee zu einer beabsichtigten Umfassung des französischen rechten Flügels weit ausholen und mit der Mitte der Zweiten Armee erst aufschließen, aber auch erst Aufklärung über den Verbleib des Feindes durch die Kavallerie abwarten.



sion, weil die Truppen noch keine Erlaubnis erhalten hatten, ihre Bagage heranzuholen, obgleich Ruhetag war. Sie konnten also den Ruhetag gar nicht ausnutzen. Da ich nun wußte, daß in dem Korpsbefehl vom Tage zuvor gesagt war: „Die Divisionen können ihre Bagage heranziehen", so begab ich mich zum Divisionsstabe. Ich sprach mit dem Generalstabsoffizier, welcher jenen Befehl so ausgelegt hatte, als ob nur die Bagage der Divisionsstäbe herangezogen werden dürfe. Die Regimenter waren sehr froh, daß ich wenigstens für diesen Nachmittag das Mißverständnis aufgeklärt hatte.

Im Laufe des Tages traf der Befehl der Armee ein, wonach das Gardekorps für diesen Tag nicht nach Saargemünd heranrücken, sondern in Moranweiler bleiben, den nächsten Tag nach Saaralben rücken sollte, das III. Korps St. Avold (das der Feind geräumt), das X. Korps Saargemünd, Avantgarde Puttelange, das IV. Korps Saarunion. Hinter uns das II. Korps Saarbrücken, das IX. Forbach, das ganze XII. Saarbrücken. Es war also für heute kein Gefecht zu erwarten, und wir standen zwischen dem X. und IV. Korps.

10. August, Saaralben. Wir marschierten von siebendreiviertel bis zwölf Uhr bei angenehmem Wetter von Moranweiler über Groß-Rederchingen, Singling, Aachen, Herbitzheim nach Saaralben. Es war die höchste Zeit, daß wir eintrafen. Viele Einwohner waren aus Furcht vor uns geflohen und andere plünderten deren Eigentum auf unser Konto. Zwar war es für uns schwer, zu unterscheiden, wer zu Recht in einem Hause war, aber in wenigen Stunden gelang es uns doch, den Plünderungen Einhalt zu tun.

Mein Quartier war bei einem wohlhabenden Deutschen, der eine Französin zur Frau und Gebieterin in des Wortes verwegenster Bedeutung hatte. Übrigens ward mir aller Komfort mit scheinbarem guten Willen gewährt.

Man fing an, die Bevölkerung zu entwaffnen, und bediente sich zu diesem Behufe des ortsüblichen öffentlichen Ausrufers. Dieser war sehr trunken und fügte dem Gebot, alle Waffen abzuliefern, Redefloskeln von eigener Erfindung hinzu, als da waren: „**Sous peine de mort**" oder: „**Sous peine d'être fusillé immédiatement**", die er dann mit einem Fausthieb durch die Luft begleitete. Dies erheiterte uns sehr, denn in dem angekündigten Befehl stand gar nichts von Strafandrohungen. Die Maßregel, der Bevölkerung die Waffen abzuverlangen, war nur dadurch notwendig geworden, daß eben Übeltäter mit den Waffen in der Hand in den verlassenen Häusern geplündert hatten, indem sie sich als

Nationalgarden aufspielten. Auch war schon in einzelnen Fällen von Einwohnern auf unsere Soldaten geschossen worden.

Bald aber bemerkten wir, welches Unheil der trunkene Ausrufer angerichtet hatte. Die ganze Einwohnerschaft geriet in Schrecken vor uns und wollte fliehen. Solcher Verwirrung mußte vorgebeugt werden, und es ward allerseits mündlich, dann durch öffentliches Anheften der Proklamation das durch den Trunkenbold verursachte Mißverständnis aufgeklärt. Der leichtlebige Franzose beruhigte sich dann auch wieder und lachte.

Abends traf der Armeebefehl ein, welcher für den folgenden Tag den Vormarsch gegen die Mosel anordnete. Dafür, daß wir in so langen Kolonnen durch das Gebirge hatten ziehen müssen, ist der Aufenthalt von nur einem Tag zum Aufmarsch der Armee gewiß nur gering. Solche Schnelligkeit war ermöglicht dadurch, daß die in zweiter und dritter Linie marschierenden Korps bereits in den letzten Tagen starke Märsche gemacht hatten, sobald Platz dazu vorhanden war, und daß sie eben keinen Ruhetag hielten. Zunächst wurden auch noch nicht alle Korps in erster Linie verwendet, das X. und II. Armeekorps folgten noch im Reserveverhältnis.

Die tiefen Marschkolonnen nötigten dazu, wo man es konnte, jeder Division einen besonderen Weg anzuweisen, denn dicht hintereinander marschierende Divisionen können nicht als so vereinigt betrachtet werden als nebeneinander marschierende, und wenn die betreffenden Wege auch über eine Meile voneinander entfernt wären, denn eine Division muß fünf Stunden auf sich angewiesen sein, ehe sie von der hinter ihr marschierenden Division unterstützt werden kann, wogegen die eine Meile neben ihr marschierende Division ihr bereits binnen zwei Stunden zu helfen imstande ist.

11. August, Gueblingen. Wir brachen erst um zwölf Uhr auf, denn der Marsch des Hauptquartiers betrug wenig über eine Meile. Bald nach ein Uhr erreichten wir Gueblingen, und ich besuchte noch die in meiner Nähe biwakierende Korpsartillerie. Die Truppen waren schon recht hübsch an den Krieg gewöhnt, denn von dem Biwak sah man nichts. Mannschaften und Pferde waren in zwei Orten, Audweiler und Wenzweiler, unter Dach gekommen, und im Biwak standen nur die Geschütze und die Wachen. Es ist sehr wichtig, daß man die Truppen unter Dach bringt, wenn man irgend kann.

Unsere Unterkunft war so dürftig wie möglich. Der ärmliche Ort Gueblingen oben auf der Hochfläche bot wenig. Eine Anzahl Offiziere

des Hauptquartiers richtete sich im Schulhause ein, wo die Schulbänke das einzige Möbel waren. Je dürftiger das Quartier, desto besser die Laune. Stroh wurde herbeigeschafft. Aber als der Korpsauditeur darauf schlafen wollte, ward er mit Stroh in der Nase gekitzelt und ähnlicher Unfug getrieben.

Der Kommandierende lag bei einem widerwilligen Pastor und war sehr üblen Humors. Ich schlug ihm eine Partie L'Hombre vor, um ihn zu erheitern. Er spielte, blieb aber mürrisch. Ich hatte einen großen Fehler gemacht, den ich erst nachher entdeckte. Er spielte nämlich lieber Whist. Als ich dies entdeckte, schlug ich ihm von da ab immer eine Partie Whist vor, und da ward er besserer Laune. Es ward während des ganzen Feldzuges von da ab zur Regel, daß nach dem Mittagessen und nach dem Abendtee Whist gespielt ward, und zwar, je nachdem sich drei oder vier daran beteiligten, drei oder vier Robber. Prinz von Nassau, Tannenberg, Oberst von Wangenheim der Ingenieur, Lindau und ich waren die Mitspieler, welche wechselten, je nachdem einer oder der andere keine Zeit hatte. Diese Whistpartie fiel selten aus, höchstens in den Tagen der kritischen Entscheidungen, an denen keine Möglichkeit dazu vorhanden war. Ich habe durch meine eifrige Beteiligung an dem Whist des kommandierenden Generals mehr für die taktische Verwendung der Artillerie gewirkt, als ich durch die dringendsten Vorstellungen oder Memoires hätte wirken können. Der Kommandeur der Artillerie eines Korps hat im Kriege eigentlich keine Truppe unter sich, sondern er ist nichts weiter als der artilleristische Beirat des kommandierenden Generals, auf dessen Befehl er erst im Gefecht unter gewissen Umständen das Kommando einer fechtenden Artillerielinie übernimmt. Er erteilt seinen Rat nur, wenn er gefragt wird. Hält er sich zurück, verkehrt er wenig mit dem kommandierenden General, ist er ihm wenig bekannt und nicht sympathisch, so erfährt er wenig, wird selten gefragt und kann nicht viel für die Verwendung der Artillerie tun. Ist er aber viel um den kommandierenden General, so erfährt er alle Meldungen, kann gleich die die Artillerie betreffenden Vorschläge machen und wird mehr verwendet. Ich aß mit ihm, spielte mittags und abends Whist mit ihm, er sah es deshalb gern, wenn ich auf dem Marsche neben ihm ritt, und bald wurden nicht nur die artilleristischen, sondern auch die übrigen Maßregeln mit mir besprochen. Ich hatte eine Stellung und einen Wirkungskreis, wie ich ihn mir nicht besser wünschen konnte.

Im Befehl für den Vormarsch für den 12. August war zum ersten Male der Munitionskolonnen Erwähnung getan. Es hatte nämlich heute die erste Staffel derselben, die ersten drei, den Anschluß an das

Korps wieder erreicht, so daß täglich Befehl dahin gegeben werden konnte, nachdem sie in Kaiserslautern Aufenthalt gehabt, weil die Heerstraße noch lediglich für andere Armeekorps benutzbar war, die man bei der Nähe des Feindes bald in die vorderste Linie bringen wollte.

Nur mit großer Mühe hatten die Führer dieser Kolonnen ihren Vormarsch fortsetzen und erfahren können, wo das Gardekorps marschiert war. Denn solange die Straße durch Truppen bedeckt war, durften keine Munitionskolonnen marschieren. Manchmal waren sie nachts marschiert, manchmal lauerten sie am Tage stundenlang, bis die Truppendurchzüge beendet waren.

Da hatten sie eines Tages auch einen sehr interessanten Konflikt. Sie lagen seitwärts von Homburg im Biwak und wollten die große Straße, auf der man in dem Städtchen anlangte, benutzen. Sie fanden marschierende Sachsen und schlossen sich der Queue einer Division an, nicht ahnend, daß diese auf dem Markte in Homburg **en parade** vor unserem Könige und dem Kronprinzen von Sachsen vorbeimarschierte. Letzterer führte sein Korps dem Könige vor und hatte eine Entfernung von 1000 Schritt zwischen seinen beiden Divisionen angeordnet. Wer beschreibt aber das Erstaunen des Kronprinzen von Sachsen, als er, neben dem Könige haltend, plötzlich an Stelle seiner anderen Division Munitionskolonnen der Garde-Artillerie ankommen sieht, die sich ahnungslos in die Lücke geschoben hatten! Sein Zorn war machtlos, denn wollte man den dauernden Fluß der Vorwärtsbewegung des ganzen Heeres nicht aufhalten, so konnte man doch diese Kolonnen nicht Kehrt machen lassen, die dadurch die Straße auf längere Zeit verstopft hätten. So blieb nichts anderes übrig, als daß der König auch die Parade dieser Kolonnen abnahm, wobei er mit ihrem Zustand sehr zufrieden war.

12. **August, Morhange.** Abmarsch acht Uhr bei Regenwetter; später klärte es sich auf. Wir ritten durch Wenzweiler, Überkingen, Kapelkingen, Insming, Rening, Lening, Altroff, Virming und trafen um halb ein Uhr in Morhange ein.

Wir ritten erst bei Kapelkinger an der Korpsartillerie von hinten vorbei und überholten bei Virming die 2. Garde-Division. Der kommandierende General war mit der Infanterie höchst unzufrieden. Zahllose Marode lagen rechts und links in den Straßengräben. Die Schuld lag einzig und allein an den Führern. Nach dem Regen war es drückend schwül geworden. Trotzdem hatte man der Infanterie nicht erlaubt, die Kragen aufzumachen. Die Mannschaft mußte stramm marschieren, ohne Zwischenräume und Abstände, und in den Massen zusammengepackter

Menschen entstand eine Hitze und eine Stickluft, die beim Vorbeireiten bemerklich war. Die Leute mußten umfallen. Zudem kam, daß die Halte, um den Soldaten eine Ruhe zu gewähren, brigadeweise abgehalten wurden. Wenn es Zeit war, zu ruhen, mußten hierzu die letzten Leute noch fast eine Stunde stramm aufmarschieren auf dem Felde neben der Straße und mit „Points — vor" die Bataillone eingerichtet werden, ehe das Gepäck abgelegt und geruht wurde. Der Prinz von Württemberg mußte die Führer erst lehren, daß man, um zu ruhen und die Straße frei zu machen, nur zu kommandieren brauche: „Halt! — Rechts um! — Aufs Feld! — Gewehre zusammensetzen!", und ebensogut in der Marschformation ausruhen könne als in wohleingerichteter parademäßiger Brigademasse. Seine Geduld ward durch allerhand unbegründete Vorstellungen auf eine starke Probe gestellt. Es ist in der Tat unglaublich, wieviel Unverstand durch Gedankenfaulheit erzeugt wird.

Als der Prinz von Württemberg in die höchste Aufregung über die Marschordnung der Infanterie geraten war, wandte er sich mit zornigen Blicken zu mir und rief ganz laut: „Wie kommt es denn, daß ich bei der Marschordnung der Artillerie nie etwas auszusetzen habe. Da war doch gestern und vorgestern alles in Ordnung und heute alles musterhaft. Das ist die einzige Truppe, die mir in diesem Feldzuge zu keinem Tadel Veranlassung gibt. Ich bitte mir aus, daß es ihr bekannt gegeben wird." Ich entledigte mich dieses Auftrages gern und fügte hinzu, daß ich erwarte, die Artillerie werde sich im Gefecht das gleiche Zeugnis verdienen.

Wir sahen auf dem Marsche noch zwei Batterien des Gros der 2. Garde-Division — zwei waren bei der Avantgarde — in guter Verfassung. Unterwegs trafen uns Nachrichten von dem Rest der Armee. Es war eine sehr gute Maßregel des Oberkommandos, daß es die Korps immer von allem unterrichtete, was vorging, damit sie, wenn sie in den Fall kamen, selbständig zu handeln, dies der Lage entsprechend zu tun imstande waren.

Unterwegs sahen wir neben uns in einiger Entfernung das X. Korps marschieren. Es gewährt immer einige Sicherheit, wenn man mit eigenen Augen sieht, daß die andern auch da sind.

Ich ritt vor dem Einmarsche in Morhange noch nach der Avantgarde, ihre Stellung von Baronville zu sehen. An den Batterien hatte ich meine Freude, ich hatte nun heute wieder drei Viertel meiner Artillerie gesehen und fand die Stellung vortrefflich stark in der Front, aber ohne Flügelanlehnung, also nur geeignet, um einen Feind aufzuhalten,

bis Verstärkung komme, um dann angriffsweise vorzugehen, aber nicht, um sich darin dauernd defensiv zu schlagen. Dann ritt ich nach Morhange und suchte mein Quartier auf. Es war bei einem Doktor, der mir die Hälfte seines Zigarrenvorrats verkaufte. Das war mir sehr wichtig, denn wir hatten nirgends mehr Zigarren zu kaufen gefunden. Überall waren sie schon von der Kavallerie und den Avantgarden aufgekauft.

Mittags traf die Meldung ein, daß unsere Patrouillen in der vergangenen Nacht die Telegraphenverbindung zwischen Nancy und Metz zerstört hätten. Es schien uns dies fast unmöglich, denn niemand glaubte, daß uns der Feind ohne Kampf bis an die Mosel lassen werde.

Aber die Nachrichten, die vom Oberkommando um Mitternacht eintrafen, besagten noch mehr. Die 5. Kavallerie-Division fand Nancy verlassen, zwischen den vorgeschobenen Forts von Metz sind große Biwaks gesehen, die Verschanzungen an der Nied bei Pange und Mons hatte der Feind verlassen, zwei Offiziere des X. Armeekorps hatten in Pont à Mousson an der Mosel keine feindlichen Truppen mehr angetroffen. Man hatte Zeitungen gefunden, nach denen Napoleon die Niederlagen vom 6. August nach Paris mitgeteilt hatte, mit dem Zusatze: **Tout peut se rétablir.**

Daraus ging hervor, daß der Feind infolge der Ereignisse des 6. August, die wir nur als Erfolge zweiter Ordnung ansahen, die Fassung verloren und anscheinend beschlossen hatte, sich unter den Schutz der Festung Metz zu begeben. Mit der Ratlosigkeit des Feindes wuchs unsere Zuversicht. Dannenberg bezeichnete dies scherzhaft mit den Worten: „Es kommt nur darauf an, daß wir uns ein wenig weniger fürchten als die da drüben."

Der Armeebefehl ordnete an, daß den 13. August der Marsch nach der Mosel fortgesetzt werden und das Hauptquartier der Zweiten Armee nach Delme kommen solle, Tete des IV. Korps und dessen Hauptquartier nach Château Salins, Gardekorps Oron, X. Korps eine Division Delme, Hauptquartier Lucy. Die 5. Kavallerie-Division wird morgen über die Mosel und gegen die Straße Metz—Verdun vorgehen.

Man sieht, wie kühn wir uns nach vorwärts ausdehnten. Die Dragoner-Brigade ward schon acht Meilen voraus an die Mosel gesandt, und die 5. Kavallerie-Division sollte sogar diesen Fluß überschreiten.

Von jetzt ab begann die weite Ausbreitung unserer Kavallerie nach vorwärts, die mehrere Tagemärsche vor der Armee das Land überflutete und den Schrecken vor den „Uhlans" im ganzen französischen

Reiche verbreitete. Die Kavallerie brauchte nur losgelassen zu werden, und sie wurde verwegen, wie die des großen Königs. Bald brachte sie uns die genaueste Kunde von den Bewegungen des Feindes, dieser aber, der seine Kavallerie nicht in derselben Weise verwandte, blieb ohne alle Nachrichten über unsere Heeresmassen und lebte, fortwährend von unserer Kavallerie umschwärmt, in steter Besorgnis vor einem Angriff, von dem er nicht wußte, wann und wo er kommen werde. Wir aber marschierten mehrere Tagemärsche hinter diesem Kavallerieschleier in derselben Sicherheit wie im Frieden, nur mit größerer Bequemlichkeit, denn wir brauchten keine Rücksicht auf Land und Leute zu nehmen. Nur die zur eventuellen Aufnahme der vorgesprengten Kavallerie bestimmten Avantgarden brauchten zu biwakieren. Alle anderen Truppen richteten Marsch und Unterkommen nach möglichster Bequemlichkeit ein. So konnten die Truppen, trotz der großen Massen, Marschleistungen ausführen, wie sie sonst selbst ein Napoleon I. für unmöglich gehalten haben würde, ohne dadurch zu leiden. Der einzige Nachteil, den die Truppenmassen durch das Vorsenden der Kavallerie empfanden, war, daß sie in den Quartieren keine Zigarren und keinen Tabak vorfanden. Die Kavallerie hatte immer alles bereits aufgebracht.

Die reitende Batterie, die 1., Hauptmann v. der Planitz, welche zur Dragoner-Brigade stoßen sollte, hatte einen Marsch von Bermering über Oron nach Dieulouard von fast acht Meilen zu machen. Einer reitenden Batterie kann man dies und noch mehr zumuten, einer Fuß-Batterie nicht. Wichtig für diejenigen, welche die reitende Artillerie für unnütz halten! Wir kommen später zu noch überzeugenderen Erfahrungen in dieser Richtung.

13. August, Oron. Wir brachen um acht Uhr auf und marschierten bei angenehmem Wetter über Baconville, Bréhain, Château Bréhain nach Oron. Ehe wir dort einrückten, trafen wir mit dem Oberkommando zusammen und wurden von ihm über die Lage aufgeklärt. Die Erste Armee, Steinmetz, marschiert auf Metz, die Zweite, wir, auf die Mosel südlich Metz, die Dritte, der Kronprinz, auf Nancy. Der Moselübergang von Pont à Mousson wird heute von der 19. Division — X. Armeekorps — besetzt, die 5. Kavallerie-Division von dort weiter vorgeschoben. Die Zweite Armee hat heute und morgen mit ihrem rechten Flügel — III., IX., XII. und II. Korps — bereit zu bleiben, die Erste Armee, wenn nötig, unterstützen zu können, während der linke Flügel — X., Garde- und IV. Korps — in starken Märschen über die Mosel geht.

Ich erwartete, die 1. reitende Batterie noch bei Dron zu finden, wo sie Mittagsrast halten sollte, erfuhr aber, daß sie schon um neun Uhr daselbst gewesen war. Der tatendurstige Batteriechef hatte gefüttert und getränkt und war dann weitergeeilt, nur die Meldung zurücklassend, er rechne darauf, mittags drei Uhr in Dieulouard einzutreffen.

Es kam auch die Meldung, braunschweigische Husaren hätten bereits in der vergangenen Nacht die Eisenbahnverbindung zwischen Metz und Nancy zerstört. Ein feindlicher Militärzug hatte halten müssen. Infanterie hatte die Wagen verlassen und die Husaren vertrieben, von denen einige verwundet wurden. Aber man hatte auch feindliche Gefangene gemacht, welche aussagten, die Armee ziehe sich auf Châlons zurück.*) Es kam jetzt darauf an, den Feind anzufassen und zu fesseln, damit er nicht zu seinen Verstärkungen nach Châlons gelange.

Die 1. reitende Batterie ist noch an demselben Nachmittage zum Gefecht gekommen. Sie hatte sich mit der Dragoner-Brigade vereinigt, als diese sich der Mosel näherte. Da kam ein französischer Militärzug angebraust, augenscheinlich in der Absicht, die zerstörte Stelle der Bahn wiederherzustellen. Die Batterie protzte ab und empfing den Zug mit Granatfeuer. Der Zug hielt, Infanterie stieg aus und avancierte. Abgesessene Dragoner besetzten die Weinberge und tiraillierten mit ihren Karabinern gegen die Infanterie. Diese sah nur Helmspitzen und Kleingewehrfeuer, glaubte es also mit einem größeren Truppenteile aller Waffen zu tun zu haben. Daher bestieg sie ihren Zug wieder, der sich eiligst entfernte.**) So ward durch die als Infanterie fechtende Kavallerie-Brigade nicht nur die Eisenbahnverbindung zwischen Frouard und Metz dem Feinde untersagt, sondern es wurden auch alle Brücken über die Mosel erhalten, die wir jetzt zum Übergange benutzen konnten, denn der Feind wagte auch nichts mehr zu deren Zerstörung zu tun. Dies war für den Fortgang unserer weiteren Operationen von der äußersten Wichtigkeit. Die Batterie hat nachher noch mit der Dragoner-Brigade marschieren müssen und an diesem einen Tage gegen zehn Meilen gemacht und gefochten.

*) Es war die 4. Eskadron Husaren-Regiments Nr. 10 unter Rittmeister Brauns, die mit großer Kühnheit und Umsicht die Eisenbahn auf dem linken Moselufer südlich Frouard zerstörte; der mitgenommene Divisionsküster Dockhorn, Eisenbahnbeamter im Zivilberuf, leitete die Zerstörung im feindlichen Feuer mit großer Umsicht. Das Nähere vgl. v. Pelet-Narbonne, Die Reiterei der Ersten und Zweiten deutschen Armee vom 7. bis 15. August 1870, S. 122ff.

**) Vgl. v. Pelet-Narbonne, Die Reiterei der Ersten und Zweiten deutschen Armee. Berlin 1898. E. S. Mittler & Sohn. S. 155.



Unsere Quartiere in Dron waren idyllisch durch ihre Beschränkung. Der kommandierende General hatte das geräumigste Quartier bei einem Kultivateur, aber es bot in seinen Zimmern doch nicht Raum genug, um einen Tisch für alle Offiziere des Hauptquartiers zu decken. Deshalb war ein Tisch unter einem vorspringenden Dache nach dem Hofe zu aufgeschlagen, indem Bretter auf Böcke gelegt wurden. Wir saßen auf Holzbänken. Unsere Aussicht ging auf die Ställe des Hofes. Als die Insassen der Ställe Witterung von den Lebensmitteln bekamen, entstand viel Quieken und Grunzen, und mehrere hungrige Schweinerüssel ragten aus den runden Löchern heraus, die sich in den Türen der Schweineställe befinden, was unsere Heiterkeit erregte.

Die Befehle für den folgenden Tag lauteten, nachdem die Kavallerieteten die Mosel erreicht und überschritten hatten, und heute schon ein Bataillon des Gardekorps zur Sicherung der Moselübergänge der Dragoner-Brigade nachgesandt war, ungefähr so:

Die Zweite Armee rückt näher an die Mosel und überschreitet dieselbe, X. Korps geht bei Pont à Mousson über, IV. Korps bis Manhoué an der Seille.*) Das Gardekorps hat noch eine Kavallerie-Brigade mit reitender Artillerie über die Mosel vorzuschieben und bis Frouard und Toul zu streifen.

Da dem Gardekorps nur ein einziger Moselübergang bei Dieulouard**) zur Verfügung gestellt war, so mußte es sich wieder auf eine einzige Straße setzen.

Man sieht, daß bei allen Märschen die Korpsartillerie der vordersten Infanterie-Division folgte, und wird den Unterschied gegen die Marschordnung vom Jahre 1866 bemerken, wo die Korpsartillerie zwei Märsche hinter dem Korps folgte und zu den Trains gerechnet wurde. Das Terrain, welches wir jetzt durchzogen, war ebenso schwierig, wenn nicht noch schwieriger als der Übergang über die Sudeten 1866. Ich freute mich dieses Erfolges meiner Arbeiten von 1868 und 1869. Es lag der entschiedenste Wille vor, die Artilleriemassen früher und entscheidender zu verwenden als 1866.

Heute erhob ich im Feldzuge die erste Schwierigkeit von seiten der Artillerie. Meine beiden Adjutanten, Braumüller und Kaas, hatten während der Märsche nicht viel zu tun, die schriftlichen Arbeiten waren gering. Im Gefecht hätte ich allerdings lieber vier als zwei Adjutanten gehabt. Nun gab es beim Armeekorps junge Ordonnanzoffiziere. Ich

*) 15 Kilometer südöstlich Romeny.
**) 7 Kilometer südlich Pont à Mousson.

glaube drei oder vier an der Zahl. Diese mußten nach dem Marsche abwechselnd nach dem Hauptquartier der Armee reiten, den Befehl zu holen. Da die Befehle doch erst ausgegeben werden konnten, nachdem die Meldungen über die Ereignisse des Tages eingetroffen waren, so kamen sie gewöhnlich erst gegen Mitternacht zurück, nachdem sie früh abmarschiert waren. Die Folge war eine Überanstrengung ihrer Pferde und ihrer Person, und da sie den anderen Morgen früh wieder mit abmarschieren mußten, so stellte sich heraus, daß, wenn sich solche Anstrengung jeden dritten oder vierten Tag wiederholte, die Ordonnanzoffiziere bald am Ende ihrer Kräfte ankommen würden. Meine beiden Adjutanten, zweiundzwanzig und dreiundzwanzig Jahre alt, waren die jüngsten von allen. Sie baten mich, ebenfalls zum Befehlholen verwendet werden zu dürfen, um ihre Kameraden zu erleichtern. Ich freute mich ihres Eifers und trug dem General v. Dannenberg vor, daß bei der Artillerie eine „Schwierigkeit" entstanden sei. Dannenberg, noch von 1866 her mißtrauisch gegen die von der Artillerie bereiteten Schwierigkeiten, wurde nervös und fragte, was denn geschehen sei. Ich stellte ihm die Sache vor. „Na, wenn die Artillerie keine anderen Schwierigkeiten macht, dann soll sie mir immer willkommen sein." Seitdem wurden wir Artilleristen immer besonders gut behandelt, und man ging gern auf alles ein, was wir vorschlugen. Will die Artillerie, daß der Truppenkommandeur auf ihre Wünsche eingehe, dann muß sie sich erst recht nützlich machen, ehe sie Wünsche ausspricht.

14. August, Sivry. Angenehmer Marsch von Oron*) über Faxe, Lemoncourt, Ajoncourt, Moivron nach Sivry von acht Uhr bis halb ein Uhr. Die vielfach benutzten Landwege waren in vortrefflicher Verfassung, wie Chausseen, und erleichterten den Marsch in dem sehr bergigen Gelände. Ich dachte unwillkürlich an den Widerwillen, den Friedrich der Große gegen die Anlage von Chausseen hatte, weil ihm sonst der Feind zu leicht ins Land komme.

Unterwegs berührten wir eine Brigade des X. Armeekorps — General v. Dieringshofen, mein alter Freund, den ich mich freute zu begrüßen. Sie hatte einen falschen Weg eingeschlagen und war auf die uns angewiesene Straße geraten. Da unsere Truppen gerade Ruhepause machten, so ließen wir die Brigade vorbei.

Nicht so kameradschaftlich war das IV. Armeekorps gegen uns. Es erlaubte nicht einmal einem einzelnen Ordonnanzoffizier des Garde-

*) 8 Kilometer nordöstlich Delme.

korps den dem IV. Armeekorps zugewiesenen Weg zu benutzen. Auch ließ es die wegen Ermüdung der Ochsen zurückgebliebenen Viehtreiber des 2. Garde-Regiments als Marodeure arretieren und nahm das Vieh in eigenen Besitz. Bei uns entstand daraus eine große Verstimmung gegen die betreffenden Herren im Hauptquartier des IV. Korps.

Der Befehl der Zweiten Armee für den folgenden Tag begann mit den Worten: „Vom Feinde nichts Neues.“ Es hat an diesem Tage die Schlacht von Colombey—Nouilly stattgefunden, welche im Generalstabswerk auch die „erste Schlacht vor Metz“ genannt wird. In einer Luftentfernung von nur vier Meilen hatten wir keinen Kanonendonner gehört, ebensowenig das näher liegende Hauptquartier. Die zerrissenen Täler, vielleicht auch die Windrichtung müssen der Fortpflanzung des Schalles ungünstig gewesen sein. Beweis, daß es sehr unsicher ist, wenn man sich darauf verläßt, daß Kanonendonner gehört werde. Vor Paris kam es sogar vor, daß wir von den schweren Festungskanonen Granaten erhielten, ohne den Knall des Geschützes zu hören, das sein Geschoß eine Meile weit sandte, weil der Wind entgegenstand. Des weiteren bestimmte der Armeebefehl nur ein weiteres Zusammenschließen der Zweiten Armee an der Mosel. Armee-Hauptquartier Pont à Mousson.

Das Gardekorps bestimmte unter anderm: Stab der Kavallerie-Division Rogéville, sie schiebt eine Brigade nach Beaumont,*) Sicherung gegen Commercy und St. Mihiel, Verbindung mit der 5. Kavallerie-Division und der Avantgarde des X. Armeekorps bei Flirey, eine nach Ménil la Tour, Spitzen gegen die Linien der Maas und Mosel bis zum Terrouinbach.**)

Jetzt ward also die ganze Kavallerie-Division, sechs Regimenter, vor das Korps vorgeschoben. Ihre Spitzen streiften bis sechs Meilen Luftentfernung vor der Hauptmasse des Korps, also sechs bis acht Meilen Wegs. Kritiker werden dem Gardekorps vielleicht Vorwürfe daraus machen, daß es nicht gleich im Anfang und erst nach Überschreitung der Mosel die ganze Kavallerie-Division vorgeschoben habe. Aber dies weite Vortreiben der Kavallerie war noch neu und entwickelte sich erst nach Bedarf.

15. August, Dieulouard. Kurz vor dem Abmarsch traf die Meldung von dem zweiten Zusammenstoß von Gardetruppen mit dem Feinde ein. Rittmeister v. Trotha von den 2. Garde-Dragonern hatte mit zwei

*) 6 Kilometer östlich Bauconville.
**) 15 Kilometer nordöstlich Toul.

Zügen feindliche Chasseurs d'Afrique bis Toul verfolgt und in der Vorstadt ein kurzes Reitergefecht mit ihnen gehabt. Er hatte sie in die Festung hineingejagt, wobei die Jagd das Glacis der Festung entlang ging. An den Zugbrücken des Grabens hörte die Verfolgung auf. Trotha mußte denselben Weg zurück und erhielt nun von den Wällen ein derartiges Infanterie- und Artilleriefeuer aus nächster Nähe, daß sein rückwärtiges Tempo vielleicht noch schneller ausfiel als das vorangegangene. Verluste blieben nicht aus. Aber er ließ sich nicht außer Fassung bringen. Sobald er seine Dragoner außerhalb der Vorstädte gesammelt hatte, schickte er einen Parlamentär in die Festung und ließ den Kommandanten zur Übergabe auffordern. Die lakonische Antwort lautete: „**Repassez, s'il vous plait**“ und machte uns viel Spaß.

Wir marschierten um acht Uhr von Sivry ab. Der Marsch durch die romantischen Täler über Belleau, Ville au Val nach Dieulouard war nur anderthalb Meilen lang. Als wir vor Dieulouard an die Mosel kamen, begriffen wir die Kopflosigkeit des Feindes nicht. Das Tal ist sehr breit. Die Mosel spaltet sich hier in zwei Arme, so daß man hintereinander über zwei steinerne lange Brücken marschieren mußte, das jenseitige Ufer ist weit höher als das diesseitige und sah aus wie ein furchtbarer fortlaufender Festungswall. Die Brücken waren wegen des Frühjahrshochwassers der Mosel hoch, von Stein, aber nur ein Gleis breit und ohne Geländer. Napoleon III. hatte in der Tat Grund genug dazu, nach Paris von „**les positions inattaquables de la Moselle**“ zu melden. Denn diese Übergänge konnten von je einer Brigade gegen ganze Armeekorps verteidigt werden, und die Brücken waren schnell ungangbar zu machen. Aber wenn man gar nichts zur Verteidigung tut, dann ist alles attackabel. Wir wußten noch immer nicht, wo eigentlich die ganze französische Grande armée sei. Daß wir uns auch nach Süden so sorgfältig sicherten, ist ein Beweis von unserer Unkenntnis; auch die Seitwärtsschiebung der Avantgarde der 2. Garde-Infanterie-Division nach Rosière zeugt davon, daß wir noch erhebliche Kräfte der feindlichen Hauptarmee weiter südlich vermuteten. Wir trauten eben dem Feinde den Unverstand nicht zu, eine so gewaltige Armee hinter den Forts von Metz zusammenzustopfen.

Beim Reiten über die nur ein Geleise breite hohe Brücke ohne Geländer konnte man schwindlig werden.

Am Vormittage traf der Befehl ein, die Dragoner-Brigade solle unter die Befehle des X. Armeekorps abmarschieren. Die Kürassier-Brigade rückte an ihre Stelle ein. Ferner traf die schriftliche Meldung

ein, daß auch die übrigen Munitionskolonnen — sechs, die zweite Staffel — ankommen würden. Sie waren gestern in Saargemünd, hofften heute Virming, morgen Noménh, übermorgen Dieulouard zu erreichen.

Sie waren am 6. August in Wittenberg verladen worden und mußten die Eisenbahn am 8. August in Mainz verlassen. Niemand hatte ihnen sagen können, wo das Gardekorps sei. Sie hatten seine Spur aufgesucht und verfolgt und erreichten in neun anstrengenden Marschtagen durch die Pfalz und Lothringen das mehrere dreißig Meilen entfernte Dieulouard ohne zu rasten. Eine sehr anerkennenswerte Tätigkeit.

Da wir früh in Dieulouard waren und auch früh aßen, ritt ich nachmittags nach Belleau zurück, um die drei Munitionskolonnen der ersten Staffel in ihrem Biwak von Belleau zu sehen. Ich fand alles in Ordnung.

Der Befehl für den 16. ward um zehneinviertel Uhr abends ausgegeben. Er begann mit einer lakonischen Notiz über die gestrige Schlacht. Daran knüpfte sich die Mitteilung, daß der Feind im vollen Abzuge nach der Maas sei und die Zweite Armee ihm dorthin folgen werde.

Der Befehl vermutete den Feind vor uns an der Maas, und wir sollten auf ihn zu marschieren.*) Aber es hatte sich die Lage einigermaßen geändert. Unser rechter Nachbar war nicht mehr das X. Korps, sondern das Königlich sächsische (XII. Korps). Das X. und III. Korps waren weiter nach Norden gesandt worden, um die Straße Metz—Verdun zu gewinnen und dort den Feind zu verfolgen. Das X. Korps erhielt die Richtung Mars la Tour—Hannonville.**) Das Gardekorps sollte Dieulouard mit etwa einem halben Bataillon besetzen. Es ordnete an, daß

*) Das Oberkommando der Zweiten Armee vermutete den Feind nach der siegreichen Schlacht bei Colombey—Nouilly vom 14. August, wodurch die Franzosen auf dem rechten Moselufer nach Metz hineingeworfen waren, nunmehr für den 16. August in vollem Rückzuge nach Westen auf die Maas zu und hatte daher nur noch zwei Armeekorps, das III. und X., zu einem Vorstoß nach Norden und Nordwesten gegen die Straßen von Metz nach Verdun bestimmt. Es hatte diesen Befehl auch nicht abgeändert, nachdem die Direktiven aus dem großen Hauptquartier eingetroffen waren, die „eine kräftige Offensive mit allen verfügbaren Mitteln" dorthin anordneten. So kam es, daß das III. und X. Korps am 16. August bei Vionville—Mars la Tour allein auf die ganze noch dicht westlich und in Metz befindliche Rhein-Armee Bazaines stießen.

**) 5 Kilometer westlich Mars la Tour.

alle Fußkranken und Ermatteten gesammelt werden und als Besatzung in Dieulouard zurückbleiben sollten, wo sie sich erholen konnten. Es fanden sich etwa 500 solcher Erholungsbedürftiger.

16. August, Bernecourt.*) Als ich eben zu Pferde steigen wollte, traf der Major v. Heineccius ein, um sich bei mir und dem Prinzen von Württemberg zu melden. Er hatte, durch die Fahrtableaus gezwungen, mit den sechs Munitionskolonnen der zweiten Staffel fahren müssen, war aber selbst diesen Gewaltmärschen vorausgeeilt, um schnell in Verbindung mit dem Korps treten zu können. Ich befahl ihm, von jetzt ab vorn bei der ersten Staffel zu bleiben und das Kommando über alle neun Kolonnen nunmehr regelmäßig zu übernehmen.

Wir waren am 30. Juli auf der Bahn in Berlin verladen, und erst am 16. August waren nach dem Eisenbahntransport, an den sich die Operationen gleich anschlossen, alle Teile des Armeekorps in ihrer regelmäßigen Tätigkeit.

Wir marschierten um neun Uhr ab und trafen um zwölfeinhalb Uhr in Bernecourt ein.

Dieser Ort liegt in einer flachen Talmulde. Ehe wir von dem Plateau in diese hinabritten, hörten wir dumpf Kanonendonner, konnten aber nicht recht unterscheiden, wo er herkomme. Es war vorher die Nachricht mitgeteilt worden, an diesem Tage werde ein Versuch gemacht werden, Toul zu überrumpeln, und der Kanonendonner in dieser Richtung solle uns nicht in unseren Maßregeln beirren. Manchmal aber schien der Kanonendonner von rechts her, aus Norden, zu kommen. Längere Zeit horchten wir seitwärts des Weges, auch liegend auf dem Felde. Endlich unterschied man deutlich einige Kanonenschüsse von Norden und sonst ein dumpfes anhaltendes Getöse. Der Kommandierende befahl zwei Offizieren, den Hauptleuten v. Lindequist und Seyfried, nach Norden auf die Höhe von Flirey**) zu reiten und zu sehen, ob man von da aus etwas bemerken könne. Dann bezogen wir Quartier in Bernecourt. Dort trafen Nachrichten aus Toul ein, das mit Feldgeschützen bearbeitet werde. Es könne vom Mont St. Michel***) aus eingesehen werden, auch könne man sich der Umwallung auf hundert Schritt nähern, da die Vorstädte nicht rasiert seien. In Toul sei der Herzog von Magenta ver-

*) 10 Kilometer östlich Vauconville.

**) 7 Kilometer nördlich Bernecourt.

***) Ein beherrschender Berg in der Nähe von Toul, auf dem jetzt ein starkes Fort liegt.

wundet und zwei französische Regimenter vernichtet. Da war Wahrheit und Dichtung. Jedenfalls war die Nachricht von der Verwundung Mac Mahons verfrüht.

Mein Quartier war bei einem wohlhabenden Bauern, der in der Politik zu den begeistertsten Orleanisten gehörte, die in dieser Gegend die Mehrzahl bildeten. Er kam uns sehr freundlich entgegen und begrüßte uns als Befreier von Napoleon, den er haßte und mit den ärgsten Schimpfwörtern bezeichnete. Er bat uns, wenn wir Napoleon fangen sollten, ihn nicht zu töten, sondern in einem Käfig durch alle Dörfer Frankreichs zu führen, damit ihn jeder gute Franzose mit Nadeln stechen könne. Ich stellte dem Manne vor, Napoleon habe doch sehr viel Gutes getan, namentlich gefalle mir der vortreffliche Zustand aller Straßen in Frankreich, der doch auf den Wohlstand des Landes durch Erleichterung des Verkehrs günstig gewirkt haben müsse. Der Orleanist bestritt dies und behauptete, das System der Verkehrswege sei von Louis Philipp beim Beginn seiner Regierung aufgestellt und begonnen. Die Minister des Kaiserreichs hätten es lediglich nach dem ursprünglichen Plane durchführen lassen, der Kaiser wisse gar nichts davon. In anderen Gegenden trafen wir dagegen vorwiegend Verehrer des Kaisers an.

Als ich zum kommandierenden General zum Essen kam, waren Lindequist und Seyfried noch nicht zurück. Wir waren etwas unruhig, denn wir fürchteten, diese beiden könnten einer französischen Abteilung in die Hände gefallen sein. Daß eine große Schlacht geschlagen werde, glaubte niemand von uns, denn man hörte seit unserm Einrücken in Bernecourt gar kein Feuern mehr.

Nach dem Essen spielte die Musik der Gardejäger beim kommandierenden General. Wir waren sehr vergnügt beisammen. Hätten wir gewußt, welche Schlacht um diese Zeit tobte, wir hätten keine Muße gefunden, Musik anzuhören.

Abends wurde folgendes befohlen: Die Zweite Armee setzt morgen ihren Marsch bis an die Maas und nördlich von Verdun fort. Armee-Hauptquartier vom 17. mittags ab in St. Mihiel. Das Gardekorps wird infolge von Aufträgen an die Nebenkorps denselben um etwa einen Tagemarsch voraus sein, worauf bei der Sicherung Rücksicht zu nehmen ist.

Das Gardekorps bestimmte danach seinen Vormarsch auf St. Mihiel.

Dieser Befehl war abends expediert. Die Adjutanten der verschiedenen Truppenteile waren fortgeritten. Da kamen spät in der Nacht Lindequist und Seyfried zurück. Sie waren dem Kanonendonner nach-

geritten, der immer heftiger klang, je mehr sie sich ihm näherten. Dann hatten sie bei Mars la Tour eine große Schlacht gesehen, in der sich das III. und X. Armeekorps gegen einen sehr viel stärkeren Feind bis sechs Uhr abends behaupteten. Was aber seitdem geschehen, wußten sie nicht, denn sie hatten es nun an der Zeit gehalten, den weiten Rückweg von über vier Meilen anzutreten, um den kommandierenden General von der Lage der Dinge in Kenntnis zu setzen. Diese beiden Offiziere hatten nach dem Tagesmarsch von drei Meilen noch vier Meilen hin, ebensoviel zurückgeritten ohne Nahrung für sich und die Pferde. Der Prinz von Württemberg sandte alsbald den Adjutanten, Rittmeister v. Senden, ins Hauptquartier der Zweiten Armee und bat um Erlaubnis, den nächsten Morgen zum X. und III. Korps nach Norden, statt an die Maas nach Westen rücken zu dürfen. Aber dieser Adjutant konnte bei der Entfernung erst früh morgens zurück sein. Jetzt kam noch ein Offizier aus Thiaucourt vom XII. Armeekorps in größter Aufregung und brachte die Mitteilung, das III. und X. Armeekorps seien noch gegen Abend total geschlagen worden und hätten fürchterliche Verluste erlitten. Man muß in der Aufregung gebrachte Nachrichten im Kriege nie glauben.

Jedenfalls stand uns aber immer ein recht anstrengender Tag bevor. Ich versuchte deshalb in der Stube, die ich mit dem Hauptmann Doppelmair teilte, etwas zu schlafen. Aber mein Wirt war gar zu freundlich gegen unsere Leute und bewirtete sie mit Wein, soviel sie haben wollten. Die Stimmen wurden lauter und ließen mich nicht schlafen; denn die Stube, wo die Leute tranken, war nicht weit von der meinigen. Als mein mehrmaliges Gebot, Ruhe zu halten, erfolglos geblieben war, wurde ich zornig und rannte, so bekleidet, wie ich im Bett lag, mit einem Knüppel in der Hand in das Lokal und jagte die Trinker fort. Der Schlimmste unter ihnen war der Privatdiener des Russen. Derselbe war erst in Berlin für den Feldzug engagiert, pflegte die drei Pferde Doppelmairs schlecht, bediente seinen Herrn fast gar nicht, reinigte dessen Kleider schlecht und betrank sich täglich.

Nachdem ich Ruhe geschaffen, versuchte ich einzuschlafen. Aber Doppelmair war darin eiliger und schnarchte so, daß ich keinen Schlaf fand. Ich tat alles, was in solchen Fällen angeraten wird, ich pfiff, schrie, endlich warf ich ihm meine Stiefel an den Kopf. Da änderte er seine Musik und knirschte mit den Zähnen, daß mir alle Nerven weh taten.

Sehr lange dauerte dieser Kampf übrigens nicht. Das Alarmsignal machte ihm zwischen drei und vier Uhr ein Ende.

17. August, Hannonville. Mit Sehnsucht harrte der Prinz von Württemberg die ganze Nacht auf die Antwort vom Armeekommando. Bei dem bestimmten Befehl, den er hatte, den 17. nach St. Mihiel an die Maas zu rücken, war es ihm nicht erlaubt, selbständig auf ungewisse Alarmgerüchte hin eine ganz andere Richtung einzuschlagen. Anderseits fürchtete er, wenn das Korps früh schon im Marsch nach Westen begriffen sei zu der Zeit, da der Befehl eintreffe, dem III. und X. Armeekorps zu helfen, dann soviel Zeit mit der Veränderung der Marschrichtung zu verlieren, daß er die Hilfe zu spät bringen werde. Denn das Korps marschierte in einer Tiefe von mehr als drei Meilen. Es wurde deshalb der Befehl ausgearbeitet, wonach die Truppen den Marsch noch nicht antreten, sondern von fünf Uhr früh an weitere Befehle auf Sammelplätzen abwarten sollten.

Auf diese Weise stand das Korps an verschiedenen Punkten, von denen besondere Wege nach Norden führten, auf und bis zu einer halben Meile nördlich der bisherigen Straße und konnte, je nach dem eintreffenden Befehle, wieder die Richtung nach Westen einschlagen, wohin dann höchstens eine Stunde verloren war, oder nach Norden auf vier Parallelwegen aufbrechen, wohin man dann eine Stunde gewonnen hätte. Als bis zwei Uhr früh keine Nachricht eingetroffen war, galoppierten die Adjutanten des Korps mit diesen Befehlen zu den marschierenden Truppenteilen.

Nach drei Uhr früh kam endlich Senden zurück und brachte den Befehl zum Marsch in der Richtung auf Mars la Tour. Zugleich brachte er auch zuverlässige Kunde über das Ende der gestrigen Schlacht. Die beiden Korps hatten sich bis zur Dunkelheit gegen die Übermacht behauptet, hatten aber so entsetzliche Verluste erlitten, daß baldige Hilfe dringend notwendig war. Das Gardekorps und das XII. Korps sollten daher eiligst nach Norden marschieren.

Es ward vom Korps folgendes befohlen: Die Truppen legen auf den Rendezvous das Gepäck ab. Die dafür zu bestimmenden Wachmannschaften requirieren Wagen und führen es nach.

Die Kürassier-Brigade marschiert von Heudicourt über Vigneulles und St. Benoit nach Hagéville.*)

Die 2. Garde-Infanterie-Division von Richecourt über Essey, Pannes, Beney auf Hagéville.

Die 1. Garde-Infanterie-Division über Flirey, Euvecin, Bouillonville, Xammes Charcy auf Hagéville.

---

*) 3 Kilometer südwestlich Chambley.

Die Korpsartillerie von Beaumont auf Flirey, trabt bei der 1. Division vorbei auf Essey und folgt dort der 2. Division.

Patronenwagen brigadeweise an der Queue der Divisionen.

Die Munitionskolonnen erster Staffel von Manonville über Novéant aux Prés auf Limey (die der zweiten Staffel wurden heute abend in Dieulouard erwartet).

Es wurde sogleich aufgebrochen. Ich sandte meine beiden Adjutanten zur Korpsartillerie und zu den Munitionskolonnen und verwendete sie sonst im Dienste des Korps, dessen Adjutanten und Ordonnanzoffiziere fast alle des Nachts unterwegs gewesen waren.

Wir verließen um siebeneinviertel Uhr die Chaussee bei Bouillonville und verfolgten den Weg der 1. Garde-Infanterie-Division, der zum Teil auf über das Feld führenden, aber für alle Waffen gangbaren Fußwegen entlang ging.

Da kamen wir dann unweit Thiaucourt ganz in die Nähe der parallel mit uns nach Norden marschierenden Sachsen. Wir hatten unsere früheren braven und geachteten Feinde, unsere jetzigen Bundesbrüder, mit denen wir gemeinschaftlich manchen harten Kampf bestehen sollten, noch nicht gesehen. Einige von uns, auch Watzdorf und ich, galoppierten querfeld die wenigen hundert Schritt hinüber, die Sachsen zu begrüßen.

Der Tag war drückend heiß. Der Marsch wurde oft durch kurze Ruhepausen unterbrochen. Zu langer Ruhe aber ließ man den Truppen keine Zeit, denn wenn der Feind den Kampf heute fortsetzte, so konnte jede Viertelstunde für die Existenz des III. und X. Armeekorps entscheidend werden. Major v. Roon vom Generalstabe ward zum Prinzen Friedrich Karl vorausgesandt mit der Meldung, daß das Korps mit seinen Teten um zehn Uhr morgens bei Hagéville eintreffen werde, und mit der Bitte um Befehle, wo es eingreifen könne.

Wenn auch die veränderte Sachlage ein Eingreifen des Gardekorps am 17. nicht mehr erforderlich machte, so konnte doch die Selbsttätigkeit des Prinzen von Württemberg, mit der er sein Korps ohne Befehl zum Abmarsch nach Norden bereitstellte, so daß es bereits um zehn Uhr früh bei Hagéville gefechtsbereit erschien, von großer Wichtigkeit werden. Man denke sich den Fall, er wäre, wie ihm befohlen, nach St. Mihiel marschiert, und Bazaine hätte mit seinen frischen Kräften am 17. August mit Tagesanbruch den Kampf erneuert. Das Gardekorps wäre, wenn es erst abends zehn Uhr bei Hagéville eintraf, zu spät gekommen. Wie

aber wäre es um zehn Uhr morgens im Falle eines solchen feindlichen Angriffs bei Hagéville als Rettungsengel begrüßt worden!

Unterdessen kamen unsere verschiedenen Kolonnenspitzen in Hagéville zusammen. Die meisten Offiziere des Generalkommandos hatten in der vergangenen Nacht reiten müssen, statt zu schlafen. Viele von ihnen waren so ermüdet, daß, wenn man einen Ruhehalt machte, sie schlafend vom Pferde glitten und auf dem Stoppelfelde hinfielen, wo es gerade war. Erhielt aber einer einen Auftrag und wurde dazu beim Namen gerufen, so war er sofort munter und galoppierte, wohin er befohlen ward. Das ist die Macht der Gewöhnung an Disziplin und der deutschen Pflichttreue. Aber man konnte daraus sehen, wie gefährlich Kontre-Ordres sind. Das Generalkommando hatte seine allgemeinen Befehle zweimal ändern müssen. Schon waren seine Befehlsmittel am Ende ihrer Kräfte. Hier waren die Kontre-Ordres durch unvorhergesehene Ereignisse geboten. Wenn aber ein Feldherr in seinen Entschlüssen ohne Veranlassung schwankt und alle Augenblicke Gegenbefehle gibt, so muß er die Kraft seiner Befehlsmittel bald erschöpfen. Treten dann unvorhergesehene Ereignisse noch hinzu, wie immer vor der entscheidenden Krisis, dann reichen die erschöpften Befehlsmittel nicht mehr aus, und eine allgemeine Konfusion ist die Folge. Dies ist der Hauptgrund, weshalb Unentschlossenheit selbst der klügsten Führer zum Untergange führt, und warum weit weniger begabte Feldherren größere Erfolge erringen, wenn sie nur wissen, was sie wollen.

Um zehn Uhr morgens fing das Korps an, bei Hagéville, das Dorf vor der Front, aufzumarschieren. Hier erreichten uns Gerüchte über den gestrigen schweren Kampf. Die Dragoner-Brigade war nicht viel stärker wie ein Regiment. Sehr betrübt war Prinz Reuß von den Gardes du Corps. Sein Bruder von den 2. Garde-Dragonern war den Heldentod gestorben. Auch Graf Westarp war tot. Beide Dragonerkommandeure waren gefallen. Oberst v. Auerswald hatte mit einem Schuß im Unterleibe nach heroischer Attacke sein Regiment rangiert, zu nur zwei Eskadrons formiert, dem Könige ein Hurra gebracht und war dann tot vom Pferde gesunken. Oberst Graf Finckenstein hauchte mitten unter den französischen Chasseurs, mit Säbelhieben bedeckt, den Geist aus. Es war allgemeine Betrübnis. Da war wohl keiner, der nicht den Verlust von Verwandten oder Freunden beklagte.*) Man erzählte viel von dem glänzenden Auftreten der Batterie Planitz, wie seine Kühnheit und

*) Die beiden Garde-Dragoner-Regimenter hatten zusammen 12 Offiziere tot und 7 verwundet verloren.



Verwegenheit Freund und Feind in Erstaunen gesetzt, und wie sein kaltes Blut die Batterie vor dem scheinbar sicheren Verderben gerettet.*)

Um elfeinhalb Uhr traf der Befehl ein, Biwak zu beziehen. Der Feind hatte bis jetzt nichts unternommen, also glaubte man, er werde auch heute weiter nichts mehr beginnen. Übrigens war man dem auch gewachsen, denn das XII. und Gardekorps waren jetzt zur Stelle, mehr Verstärkungen (IX., VII., VIII.) wurden erwartet.

Indessen sollte das Gardekorps in erste Linie rücken. Es ward demnach noch eine Meile weiter vor ins Biwak bei Hannonville—Suzemont geführt, die Chaussee Mars la Tour—Hannonville vor der Front, beide Divisionen nebeneinander, den linken Flügel am Yronbache. Dahinter, westlich Sponville, die Korpsartillerie, die Kürassier-Brigade östlich Sponville. Sicherung gegen Verdun zu ward der 2. Garde-Division empfohlen. Das Korpshauptquartier sowie die beiden Stäbe der Infanterie-Divisionen kamen nach dem Doppeldorfe Hannonville—Suzemont. Die Stäbe der Kavallerie und Artillerie nach Sponville.

Es wurde uns auch die Nachricht mitgeteilt, der Feind stehe noch dicht vor uns in Jarny.**)

Das Korps trat um zwölfeinhalb Uhr wieder an, rückte in dichten Massen, querfeldein marschierend, an die genannte Straße. Gegen vier Uhr waren die Biwaks eingerichtet.

Wir hatten keine leichte Kavallerie mehr bei der Kavallerie-Division. Die Dragoner waren noch beim X. Korps, die Ulanen-Brigade war zum Schutz gegen Westen in St. Mihiel gelassen. Die Divisionskavallerie klärte jetzt nach Norden auf und fand Jarny unbesetzt.

Das Biwak war sehr ungünstig. Das Plateau, auf dem wir uns befanden, hatte, wie die ganze Gegend zwischen Maas und Mosel, seit dem Frühjahr wenig Regen gehabt. Eine große Dürre war die Folge. Die Brunnen waren versiegt, die Bäche fast vertrocknet. Der Soldat, der seit drei Uhr morgens unterwegs war, litt bei der glühenden Hitze des Tages doppelten Durst. Nach einem Gewaltmarsch von nahezu

*) Der damalige Hauptmann v. der Planitz, zuletzt General-Inspekteur der Fußartillerie, hatte mit seiner Batterie, der 1. reitenden Garde-Batterie, den Angriff der 38. Brigade aus allernächster Nähe unterstützt und bis zuletzt im feindlichen Feuer ausgehalten.

**) In Wirklichkeit war das französische Heer schon am frühen Morgen des 17. August vom Schlachtfelde des 16. auf die Höhen westlich Metz abgezogen.



fünf Meilen fühlte er sich sehr matt, und nun sollte er noch Wasser suchen gehen, ehe er die spät ankommenden Lebensmittel kochen konnte, und nach langem Suchen fand er endlich im Yronbache etwas sumpfiges, fauliges Wasser. Die Brunnen der Dörfer waren bald ausgepumpt und gaben nur noch Schlamm. Einige wenige wurden aber für die Verwundeten vorbehalten, die in Hannonville—Suzemont die Häuser anfüllten. Da war also ein recht empfindlicher Mangel bei der Truppe eingetreten. Ich sah einen Soldaten, der einem andern für eine Schnitte Brot vergeblich zehn Silbergroschen bot, ebensoviel bot ein anderer vergeblich für ein halbes Glas Wasser. Da war also viel zu tun, um Rat und Hilfe zu schaffen.

Auch unser Mittagessen wurde sehr spät angesetzt. Wir mußten doch erst warten, bis die nachgeführten Lebensmittel gekocht waren. Ich versuchte, vor dem Essen noch eine halbe Stunde in meinem Quartier zu ruhen, denn ich war auch sehr erschöpft. Aber davon war keine Rede. Ich hatte eine Stube erhalten für uns vier. Wenn wir das eine Bett mit seinen vielen Matratzen auseinanderzogen, die wir nebeneinander auf die sandige Diele legten, dann konnten wir vier nebeneinander ein Lager finden. Dies geschah. Aber im Hause an der Tür meiner Stube war ein quietschender Brunnen. Die unglücklichen Infanteristen hatten ihn entdeckt, und nun ertönte das nervenzerreißende Quietschen fortwährend. Ich konnte mich nicht entschließen, meiner Ruhe wegen den verdursteten braven Soldaten das frische Wasser zu entziehen. Erst als auch dieser Brunnen nur Schlamm gab, ließ ich das Haus schließen.

Die Einwohner waren während der Schlacht von gestern zum größten Teil geflohen. In dem Hause gab es nur eine magere, keifende Frau im Alter von etwa fünfzig Jahren, die fortwährend schwatzte, tobte und schrie und mehr Lärm machte als der Brunnen und die Soldaten zusammen. Sie behauptete, man habe ihr alles gestohlen, es sei gar nichts da. Es war aber Geflügel im Hof. Ich ließ es fangen und braten und bezahlen. Da hatte sie auch eine Flasche Wein, die letzte, wie sie sagte, und als ihr diese bezahlt wurde, hatte sie noch eine letzte, und so verkaufte sie hintereinander zehn letzte Flaschen. Nach der Schlacht von St. Privat kam ich in dasselbe Quartier. Es war niemand mehr darin, und deshalb wurde im Hause gesucht. Man fand ungeheure Weinvorräte in Fässern im Keller, die requiriert und an die Truppen verteilt wurden gegen Quittung an den zurückgekehrten Maire, der uns nebenbei sagte, daß jene Frau eine Fremde gewesen war, der nichts davon gehörte. Sie soll geflohen sein, als minder geduldige Einquartierte als ich ihr Keifen mit einer Ohrfeige lohnten.

Abends besuchte ich noch einige verwundete Offiziere im Dorfe. Es fehlte ihnen an nichts und Hilfe war ihnen nicht weiter nötig. Einer von ihnen, am Bein verwundet, nicht gefährlich, aber noch nicht transportabel, machte eine grauenerregende Schilderung von der Wirkung des französischen Chassepotschnellfeuers und des Mitrailleusenfeuers. Er erklärte es geradezu für vernichtend und sagte, wir seien so im Irrtum gewesen über die Wirkung der französischen Waffen, daß wir alle ins Verderben gingen. Einem im heftigen Kampfe Verwundeten kommt das leicht so vor. In dem Augenblick, wo er fallend die Besinnung verliert, dreht sich alles um ihn, und er glaubt, alles fiele mit ihm; deshalb sollte nur der vor der Schlacht Lazarette besuchen, den die Pflicht dahin ruft. Sonst frage man über den Feind die Gesunden unter den Truppen, die gekämpft haben. Da erhält man andere Antworten: „Die feindlichen Waffen treffen gar nichts", sagt so ein Mann, „sehen Sie mich an. Den ganzen Tag stand ich dicht am Feinde, und er traf mich nicht."

Am Abend wurde folgender Befehl ausgegeben:

Die Truppen müssen morgen vierdreiviertel Uhr früh gefrühstückt haben und zum Abmarsche bereit sein. Der Befehl zum Aufbruch ist abzuwarten. Die 2. Garde-Infanterie-Division zieht mit Tagesanbruch die Vorposten ein und nach ihren Biwaks heran und läßt bis zu ihrem Abmarsche nur die notwendigsten Patrouillen auf den gegen den Feind zu führenden Straßen stehen. Die Munitionskolonnen erster Staffel stehen um sieben Uhr früh bei Sponville und erwarten dort weitere Befehle, die sechs Munitionskolonnen zweiter Staffel rücken nach Thiaucourt. Gerade am Tage vor der ersten großen Schlacht konnte ich den ersten Befehl an die sämtlichen Munitionskolonnen geben.

Prinz Friedrich Karl befahl, sämtliche kommandierenden Generale sollten den folgenden Morgen um vierdreiviertel Uhr auf der Höhe östlich von Mars la Tour zum Empfang der Disposition erscheinen, die er persönlich ausgeben werde. Ein jeder wußte, daß es morgen zu einer großen Schlacht kommen werde. Die ernsteste feierlichste Stimmung herrschte vor.

Ich suchte unser Lager auf, auf dem wir dicht nebeneinander lagen. Die Schlaflosigkeit der vergangenen Nacht, die Anstrengungen und die Hitze des Tages machten sich so ermüdend geltend, daß ich doch einigen Schlaf fand.

4. Die Schlacht von St. Privat.

(Hierzu Karte 2 „Schlacht bei Gravelotte—St. Privat" am Schluß des Bandes.)

Der 18. August 1870. Um drei Uhr früh war alles munter. Um vier Uhr ritten wir nach Mars la Tour. Es folgten uns nur unsere Handpferde. Auf der Chaussee nach Mars la Tour ritten wir unweit des Biwaks des XII. Armeekorps vorbei, das, wie wir, südlich der Chaussee, Front nach Norden, also rechts vom Gardekorps stand.

Befehlsausgabe. Prinz Friedrich Karl gab die Befehle mit wenigen Worten. Er teilte mit, der Feind stehe vor uns in der Stellung St. Marcel—Bruville.*) Diese Stellung solle derart angegriffen werden, daß der Feind von Verdun abgeschnitten und nach Metz geworfen werde. Hierzu mußte die ganze Armee eine großartige Rechtsschwenkung machen.

Zunächst sollte das XII. Armeekorps antreten und über Jarny die rechte Flanke des Feindes gewinnen. Wenn somit das XII. Korps am Gardekorps vorbeimarschiert sei, solle dieses die genannte Stellung in der Richtung auf Bruville in der Front angreifen, dann auf Doncourt vordringen. Nach dem Antreten des Gardekorps solle das IX. Korps, Manstein, antreten und von Vionville in der Richtung auf St. Marcel angreifen. Das III. und X. Korps hatten in Reserve zu folgen. Zur Nachricht wurde gegeben, daß rechts von der Armee des Prinzen die Erste Armee, Steinmetz, mit dem VII. und VIII. Armeekorps bereitstände, denen das II. Armeekorps in Reserve folge. Es lauerten also acht Armeekorps auf den Befehl zur Schlacht.

Der Prinz von Württemberg bat, daß das Gardekorps die Umgehung machen dürfe und das XII. Korps auf Bruville vorgehen, weil das erstere schon links vom letzteren stand. Vergebens. Noch einmal stellte ich dem General Stiehle, Chef des Stabes des Prinzen Friedrich Karl, dringend vor, man möge doch eine derartige Kreuzung zweier Armeekorps vermeiden, die viele Stunden koste, und dann, wenn sie vollzogen, die Unordnung und Unsicherheit in alles bringe, was hinter

*) 3 Kilometer nördlich Mars la Tour. — Daß Prinz Friedrich Karl von einer Stellung des Feindes bei St. Marcel—Bruville gesprochen haben soll, ist nicht sehr wahrscheinlich, da er ihn auf Grund nächtlicher Nachrichten im Marsche nach Westen vermutete. Der im folgenden Satze erwähnte Entschluß, eine Rechtsschwenkung zu machen, ist erst später gefaßt worden.



uns herkomme, weil da die Kolonnen, Trains, der Munitionsersatz, Feldlazarette, welche uns links von den Sachsen wüßten, sich verirren, günstigstenfalls sich gegenseitig kreuzen und aufhalten müßten. Es war vergebens! Stiehle sagte, der Prinz habe diese Umstände erwogen und doch darauf bestanden, daß das Gardekorps in der Mitte fechte. Das XII. Korps kenne der Prinz noch nicht. Vom Gardekorps wisse er, was er daran habe. Man stelle die besten Truppen ins Zentrum. Das war nun recht schmeichelhaft. Aber mit Redensarten schlägt man den Feind nicht, wohl aber mit Zeitersparnis.

Unsere Vorstellungen hatten nur den einen Erfolg, daß der Befehl gegeben ward, die Truppen sollten, um die Zeit der Kreuzung abzukürzen, in Massen von Brigadebreite beieinander vorbeiziehen.

Wir wurden entlassen. Das Armeekorps ward aus seinem Biwak näher an Mars la Tour herangezogen, was mit einem einfachen „Rechts um" leicht bewerkstelligt war, und setzte in der Rendezvousstellung die Gewehre zusammen, um das Vorüberziehen der Sachsen abzuwarten.

Halt im Rendezvous. Das XII. Korps setzte sich um fünfeinhalb Uhr in Bewegung. Aber statt in Brigademassen, kam es in der Marschkolonne an uns vorbeigezogen. So verloren wir über dreieinhalb kostbare Stunden mit Warten. Wir waren damals sehr aufgebracht über diese Formation der Sachsen, aber wir überzeugten uns bald, daß sie unschuldig waren. Denn als wir uns in Bewegung setzten, konnten auch wir nicht in Brigademassen marschieren, weil das Terrain vor uns bald zum Abbrechen in die Marschkolonne zwang.

Während wir so in peinlicher Ungeduld an der Chaussee westlich von Mars la Tour warteten, ritt der Divisionsprediger Rogge von Bataillon zu Bataillon, von Regiment zu Regiment und hielt kurze kräftige Ansprachen an die Truppen. Er ist als ein bedeutender Redner berühmt. Aber noch nie habe ich ihn so ergreifend sprechen hören. Gewiß war er selbst begeistert durch die Wichtigkeit des Tages. Ein Prediger, der in einer glänzenden Kirche nach Orgelton und Glockenklang eine schöne Rede hält, kann ebenso durch diese wie durch die Feierlichkeit der Umgebung Eindruck machen. Aber die feierlichste Zeremonie ist in ihrem Eindruck nichts gegen das Erscheinen eines Predigers in seinem einfachen langen Priesterrock zu Pferde vor den Truppen, die im Begriff sind, dem Tode ins Angesicht zu schauen. Und als er gar die Hände erhob und die Vergebung der Sünden verkündete, da kniete alles nieder und nahm die Absolution gläubig an, ob Katholik oder Protestant, ob

Jude oder Christ. Kommt her, dachte ich mir, Ihr Atheisten und Rationalisten, Ihr Darwinisten und Materialisten, schaut auch dem Tode ins Angesicht und versucht es, für Euch und für die Masse der Krieger Trost und Kraft zu finden in den Worten: „Im Anfang war der Kohlenstoff". Ihr werdet in solchen Augenblicken, gerade wie Heine auf dem Sterbebette, bekennen, es sei doch möglich, daß es einen Gott gebe, Ihr werdet an der Wirkung der Worte des Predigers sehen, daß der Gottesglaube eine Wirklichkeit, eine gewaltige Macht ist.

Während wir so hielten und warteten, trafen Meldungen ein. Der Prinz von Württemberg hatte nämlich eine Husaren-Eskadron, Graf Gröben, quer durch die Marschkolonnen der Sachsen traben lassen und dahin gesandt, wohin wir marschieren sollten, um Stellung und Stärke des Feindes zu erkunden. Graf Gröben meldete, daß in Bruville kein Feind zu sehen sei, dann kam die Nachricht, daß die Sachsen Jarny, Graf Gröben Doncourt vom Feinde verlassen gefunden.

Es kann nur als eine große Versäumnis bezeichnet werden, daß Prinz Friedrich Karl in so völliger Unkenntnis über den Feind geblieben war. Wem diese Versäumnis zur Last zu legen ist, kann ich nicht beurteilen. Am 16. August war allerdings die ganze vorhandene Kavallerie in den heftigsten Kampf verwickelt gewesen. Die heißesten Reiterkämpfe hatten der Kavallerie von Freund und Feind die letzten Kräfte gekostet. Wir hatten die feindliche Kavallerie nicht geschlagen. Der Kampf hatte, je nachdem von der einen oder von der anderen Seite Verstärkungen eintrafen, hin und her gewogt. Zuletzt waren beide Teile ermattet, hatten sich rückwärts gesammelt und die blutige Wahlstatt zwischen sich gelassen. Andere preußische Kavallerie hatte auf französische Infanteriemassen verwegene Attacken gemacht, hatte diese dadurch in ihren siegreichen Fortschritten zum Stillstand gebracht und war, auf die Hälfte reduziert, total ermüdet zurückgekommen. Am 16. abends stand der Feind, zur Fortsetzung der Schlacht bereit, ihnen gegenüber. Erklärlich war es, wenn auch immer nicht richtig, daß am 17. August mit Tagesanbruch die preußische Kavallerie sich so ermüdet fühlte, daß sie die Aufklärung eines Feindes unterließ, den man kampfbereit vor sich sah. Patrouillen um die Flanken des Feindes hätten konstatiert, daß und wohin der Feind seinen Abzug einleitete. Zu solchen Patrouillen mußte man noch Kavallerie haben, denn es gab noch einzelne wenige Schwadronen, die am 16. nicht attackiert hatten.

Daß aber solche Fühlung am Abend des 17. und in der Nacht vom 17. zum 18. unterlassen wurde, ist entschieden nicht zu entschuldigen; daß eine so ungeheure Armee wie die französische mit einem Mal derart

vor uns verschwinden konnte, daß man keine Idee hatte, wo sie war, daß man ganze Armeekorps ins Blaue hinein gegen eine Stellung dirigierte, auf der kein feindlicher Soldat stand, das ist ein nicht zu entschuldigender Fehler. Wer die Schuld trägt, das auszusprechen, auch nur zu vermuten, bin ich nicht imstande. Es müßte dazu eine Untersuchung angestellt, die Akten und Originalberichte und alle Befehle verglichen werden. Das wird wohl nie geschehen, denn nach so siegreichen Erfolgen, wie sich der vom 18. August schließlich doch noch gestaltete, deckt man auch über vorgekommene Versäumnisse den Schleier des Vergessens. Daß aber so etwas trotz unserer vortrefflichen, tatendurstigen Kavallerie vorkommen konnte, mag künftig den Generalstab und die Kavallerie ermahnen, ähnliches zu vermeiden.

Noch möchte ich eines unwichtig scheinenden kleinen Umstandes Erwähnung tun, der aber recht entscheidend werden kann. Bei der Befehlsausgabe wurden im Gardekorps täglich die Uhren nach der des Chefs des Generalstabes gestellt. Bei der Befehlsausgabe der Zweiten Armee war dies bis jetzt niemals geschehen. Als wir bei Mars la Tour mit dem Oberkommando der Zweiten Armee zusammenkamen, verglich ich unsere Zeit mit der der Zweiten Armee und konstatierte bereits einen Unterschied von zwanzig Minuten. Bei der jetzigen kritischen Wirkung der Feuerwaffen können zwanzig Minuten schon von entscheidendem Einfluß sein.

Abmarsch des Gardekorps. Um neun Uhr zehn Minuten, nach der Uhr des Gardekorps, setzte sich dies Korps in Bewegung, als die Sachsen unsere Front frei gemacht hatten. Da wir in Marschkolonnen abbrechen mußten, so setzte sich das Korps in zwei Kolonnen. Die linke bestand aus der 1. Garde-Infanterie-Division, dann der Korpsartillerie und der schweren Kavallerie-Brigade, sie nahm den Weg durch Bruville auf den westlichen Ausgang von Doncourt, die rechte bestand aus der 2. Garde-Infanterie-Division, ließ Bruville links und marschierte auf den östlichen Ausgang von Doncourt. Die letztere hatte einen etwas weiteren Weg, kam also etwas später.*) Das Generalkommando des Gardekorps marschierte an der Tete der 1. Garde-Infanterie-Division.

Der Weg von Mars la Tour bis Doncourt beträgt eine starke deutsche Meile. Es mag also gerade elf Uhr gewesen sein, als die Spitze

*) Die Divisionen marschierten hintereinander und nicht nebeneinander, und zwar: Avantgarde, Gros der 1. Garde-Infanterie-Division, Korpsartillerie, 2. Garde-Infanterie-Division, 1. (schwere) Garde-Kavallerie-Brigade.



der Infanterie dieser Division ihren Bestimmungsort erreichte. Somit hatten wir nicht nur Bruville „genommen", das unser Angriffsobjekt war, sondern auch Doncourt erreicht, bis wohin wir den Sieg verfolgen sollten. Es fehlte uns zur Lösung unserer Aufgabe nur die eine Kleinigkeit — der Feind. Unsere Husaren hatten auch noch nichts gemeldet. Nach allen diesen Vorbereitungen, sogar durch den Absolution erteilenden Geistlichen, kamen wir uns recht dumm vor. Lindequist sang wieder: „Das Gas verlischt, 's ist wieder nischt", und andere riefen: „Ein Königreich für einen Feind!"

Der Prinz von Württemberg hatte mit dem Kronprinzen von Sachsen, der das XII. Korps kommandierte (ich glaube auf des letzteren Anregung) für diesen Tag eine sehr praktische Einrichtung verabredet, um die Verbindung miteinander aufrecht zu erhalten. Jeder gab dem anderen einen Adjutanten mit vier Ordonnanzreitern bei, lediglich zu dem Zwecke, um den eigenen kommandierenden General von dem zu unterrichten, was der andere tue und erfahre. So erfuhr der Prinz von Württemberg alsbald bei Doncourt, daß die Sachsen bei Jarny auch keinen Feind gefunden hätten und zunächst ihre Kavallerie-Division auf Auboué vorsenden wollten, von wo aus dieselbe nach allen Richtungen, auch nach Briey und Verdun zu, aufklären werde, da sie erfahren hätten, Moineville*) sei vom Feinde besetzt, eine Nachricht, die sich später als unrichtig erwies. Nach einiger Ruhe werde eine Division nach Auboué,**) eine nach Batilly***) marschieren. Um zwei Uhr könne man auf die letztere in Batilly rechnen.

Halt bei Doncourt. Da man noch gar nicht wußte, wo ein Feind zu finden, so wurden zunächst die anderen Husaren-Eskadrons auch vorausgesendet und Meldung an die Zweite Armee gemacht. In Erwartung von solchen Nachrichten über den Feind, die den Entschluß zu irgend einer Marschrichtung möglich machten, ward der Infanterie befohlen, links von Doncourt aufzumarschieren und im Ort Wasser zu holen, um Menschen und Pferde zu laben, denn es war wieder empfindlich warm. Der Aufmarsch, die große Straße Doncourt—Conflans vor der Front, fand statt. In Doncourt fand man preußische und französische Verwundete vom Kampfe des 16. August in leidlicher Pflege. Die Preußen sagten aus, daß die französischen Truppen den Ort seit gestern abend verlassen hätten.

---

*) 6 Kilometer südlich Briey.
**) 15 Kilometer südöstlich Briey.
***) 5 Kilometer nordöstlich Doncourt.

Der Platz, auf dem wir aufmarschierten, war sichtlich der in Überstürzung verlassene einstige Biwaksplatz einer französischen Truppe. Man sah, wie sich dieselbe bereits eingerichtet hatte, um ihr Essen zu kochen. Portionsweise verteilt, fast parademäßig eingerichtet, lagen da Häuflein von Kartoffeln und dem militärischen französischen Zwieback, Biskuit genannt, den unsere Leute nicht essen mögen, weil er so fade schmeckt. Beim Anblick dieser auf dem Felde umkommenden Vorräte nahm ich zunächst meine Offiziere, Ordonnanzen und Handpferde führenden Trainsoldaten vor, ließ jeden mindestens zehn Kartoffeln in jede Rocktasche stecken (ich tat desgleichen), denn ich sagte ihnen, daß sie den nächsten Tag nichts zu leben haben würden. Das traf auch ein, und sie lebten den anderen Tag davon; dann ermunterte ich die Infanterie, auch mit diesen Vorräten aufzuräumen.

Während wir da hielten und die Infanterie noch abteilungsweise aus dem Dorf herauskam mit ihren wassergefüllten Kochgeschirren, traf eine Meldung vom Grafen Groeben ein. Er schrieb von Habonville am Bois de la Cusse und sah eine Avantgarde, die aus allen drei Waffen zusammengesetzt war, von St. Privat la Montagne auf Ste. Marie aux Chênes herabmarschieren, wisse aber noch nicht, ob es Freund oder Feind sei.*) „Letzteres wäre allerdings interessant", meinte lächelnd Dannenberg. Aber bald kam eine zweite Meldung, jene Avantgarde seien Franzosen, und die Höhe von St. Privat sei stark vom Feinde besetzt. Jetzt wußten wir, wohin wir uns zu wenden hatten. Der Prinz von Württemberg beschloß, unverzüglich in breiter Front, drei Bataillone breit, die in Kolonne, nach der Mitte formiert, marschierten, von dem Rendezvousplatze aus direkt auf St. Privat loszugehen.**)

Ein breiter Höhenrücken, auf dessen Ende wir in Rendezvous standen, zieht sich nördlich an Doncourt vorbei und erlaubt, auf ebenem, freiem Felde ohne Hindernis von da aus, Jouaville links lassend, Anoux la Grange rechts lassend, zwischen Habonville und dem Bois de la Cusse in breiter Front gerade auf die alles überragende Höhe von St. Privat zu marschieren.

Allerdings konnte der Feind von der Höhe von St. Privat aus jeden Mann von uns zählen. Aber es war schon Zeit genug verloren, also, wollte man heute noch etwas Entscheidendes erreichen, so hatte man keine Muße zu künstlichen Evolutionen.

---

*) Den letzten Zusatz enthält die im Kriegsarchiv des Großen Generalstabes befindliche Meldung Groebens nicht.

**) Zunächst marschierten die Bataillone hintereinander. Die breite Formation wurde erst später angenommen.



Der kommandierende General befahl, die 1. Garde-Infanterie-Division solle in der oben angedeuteten Massenformation die erwähnte Richtung einschlagen. Ihr sollte die Korpsartillerie folgen. Die 2. Garde-Infanterie-Division, deren langgezogene Marschkolonnen man von Bruville her auf das Ostende von Doncourt zu ankommen sah, sollte sich nach kurzer Rast anschließen.

Die Avantgarde der 1. Garde-Division hatte sich soeben, elfeinhalb Uhr, in Bewegung gesetzt, als ein Befehl des Oberkommandos der Zweiten Armee eintraf, das IX. Armeekorps sei eben im Begriff, den Feind von Verneville aus anzugreifen. Das Gardekorps habe sich auf Verneville zu dirigieren und sich zur Unterstützung des IX. Armeekorps hinter demselben aufzustellen.

Dieser Befehl widersprach der ursprünglichen Disposition vollständig, nach welcher das IX. Armeekorps den Angriff des Gardekorps abwarten und dann erst zur Unterstützung als zurückgehaltenes Echelon antreten sollte. Wenn diese Disposition auch unter der Voraussetzung gegeben war, daß der Feind in der Stellung Bruville—Marcel stehe, so war uns doch ganz unerklärlich, aus welchen Gründen das IX. Armeekorps das Vorschreiten der Garden nicht abgewartet habe und bereits bei Verneville angekommen sei. Sollte es vielleicht früh das Vorbeigehen des XII. Korps vor dem Gardekorps für ein Vorgehen des letzteren gehalten haben? Sollte aus dem Kreuzen der Marschkolonnen des Garde- und XII. Korps ein Mißverständnis entstanden sein, das das IX. Armeekorps zu einem gefährlichen isolierten Vorgehen verleitete? Für meine Kenntnis ist diese Frage unaufgeklärt geblieben. Genug — das IX. Armeekorps war in den Kampf eingetreten.*) Ein gewaltiger Lärm von Geschützfeuer, von Schnarchen der Mitrailleusen, kündete auch gleichzeitig mit dem Befehl die Heftigkeit des Kampfes an.

Der Befehl des Oberkommandos war aber geradezu unausführbar. Das ganze Gardekorps hätte eine rückwärtige Bewegung machen und viel Zeit verlieren müssen, um hinter das IX. Armeekorps zu gelangen. Angesichts des Gardekorps stand aber auf den Höhen von St. Privat ein zahlreicher Feind, der, wenn unbeschäftigt, leicht vorgehen, das IX. Korps in die Flanke nehmen und das XII. Korps von dem Rest der Armee trennen konnte.

Der Prinz von Württemberg kämpfte schwer in seinem Inneren. Der unbedingte Gehorsam, in dem er von Jugend auf erzogen war, stand

*) Das Eintreten des IX. Korps in den Kampf geschah, weil General v. Manstein sich die Überraschung des ihm gegenüberstehenden französischen 4. Korps nicht entgehen lassen wollte.

im Widerstreit mit dem, was er sah. Zum Glück sandte das Armeekommando die Nachricht, der Feind stehe mit dem rechten Flügel bei Amanvillers. Nun sahen wir aber mit dem Fernrohre deutlich, daß der Feind seinen rechten Flügel bis St. Privat ausdehnte, und hatten Meldung, daß auch Ste. Marie aux Chênes von ihm besetzt war. Der Befehl des Oberkommandos war also auf Voraussetzungen gegründet, welche sich vor unseren Augen als irrtümlich erwiesen.

Mit schwerem Herzen und nachdem der Prinz außer dem General v. Dannenberg auch mich um meine Meinung gefragt hatte, entschloß er sich, den erhaltenen Befehl nicht buchstäblich zu befolgen. Er sandte den Rittmeister v. Senden an das Oberkommando mit der Meldung, er sehe den Feind vor sich bis St. Privat, und da sich der feindliche Flügel so viel weiter ausdehne, als das Oberkommando annehme, er auch das Gardekorps schon in der Richtung auf St. Privat in Marsch gesetzt habe, so glaube er den Absichten des Oberkommandos besser zu entsprechen, auch das IX. Armeekorps besser und schneller zu unterstützen, wenn er neben demselben angreife, als wenn er hinter demselben untätig aufmarschiere. Er werde also mit der 1. Division, der Korpsartillerie und der Kürassier-Brigade auf St. Privat*) marschieren und nur die 2. Division in der Richtung auf Verneville nach Caulre Ferme senden. Wir waren schon mit der Avantgarde in den Kampf eingetreten, als die Antwort des Prinzen Friedrich Karl eintraf. Sie lautete: „Seine Königliche Hoheit sei zwar mit dem Entschluß des Gardekorps nicht einverstanden, wolle denselben aber ausführen lassen, weil er voraussetze, daß das Korps schon in Bewegung sei, und Kontremärsche zuviel Zeit kosten möchten. Jedenfalls brauche man aber vom Gardekorps eine Brigade zur Unterstützung des IX. Armeekorps. Deshalb werde das Oberkommando von der 2. Garde-Division eine Brigade, Knappstädt,**) mit einer Batterie, Unruh, zur Unterstützung des IX. Korps verwenden, den Rest der Division dem Gardekorps nachsenden."***)

Vergegenwärtige man sich, was die Folge gewesen wäre, wenn der Prinz von Württemberg dem Befehl der Zweiten Armee nachgekommen wäre. Das Gardekorps wäre bei Verneville aufmarschiert, hätte den Miß-

*) Es wurde die Richtung auf Habonville befohlen, dabei aber zunächst noch Amanvillers als weiterer Zielpunkt bezeichnet.

**) Es ist der kürzlich im 91. Lebensjahre verstorbene General der Infanterie Knappe v. Knappstädt.

***) Diese Antwort des Prinzen Friedrich Karl findet nirgends eine Bestätigung und erscheint schon um deswillen unwahrscheinlich, weil der Prinz inzwischen bereits dem Gardekorps den Weg auf Habonville freigestellt hatte.

erfolg mit angesehen, den das IX. Armeekorps erlitt, es wäre dann auf demselben verderblichen Fleck vorgestoßen und wäre in dasselbe Unheil mit verwickelt worden. Unterdessen wäre das XII. Korps weit links ab, durch eine große Lücke von der Armee getrennt, isoliert auf die formidable Stellung von St. Privat gestoßen und hätte sich auch blutige Köpfe geholt. Bekanntlich haben an allen anderen Stellen unsere Truppen an diesem Tage so gut wie keine Fortschritte gemacht. Das Resultat des Tages wäre also wahrscheinlich eine verlorene Hauptschlacht gewesen. Die vorhandenen Reserven hätten vielleicht am 19. August den Sieg herbeiführen können, aber um welchen Preis? Dies Verdienst des Prinzen von Württemberg, das ich hier hervorgehoben, ist nie richtig gewürdigt worden.

Rittmeister v. Senden brachte noch vom General v. Stiehle die mündliche Benachrichtigung, die Stellung des Feindes scheine sich von Moskau über Leipzig bis Jerusalem auszudehnen. Dies sind die Namen der Fermen, welche auf dem Plateau der feindlichen Stellung liegen. Senden behauptete, er habe dem General v. Stiehle bemerkt, das Gardekorps habe die Karten von Palästina nicht bei sich. Ich bot Senden eine Wette an, daß er eine solche Antwort nicht gegeben. Er hielt die Wette nicht.

Abmarsch des Gardekorps von Doncourt. Es war ein schöner Anblick, diese 1. Garde-Division, wie sie auf dem Felde hinzog. Voran gingen drei Bataillone Garde-Füsiliere nebeneinander, dahinter die Batterie Dewitz in Front, dann folgten die Garde-Jäger. In geringer Entfernung folgte dieser Avantgarde das Gros der Division, und zwar an der Tete die anderen drei Batterien der Division in Batteriefront hintereinander,*) dann die 2. Garde-Infanterie-Brigade, die 1. Garde-Infanterie-Brigade mit der Pionier-Kompagnie. Alles in Brigademassen, drei Bataillone in Front. Der 1. Garde-Infanterie-Division sollte die Korpsartillerie, zur Zeit 2. Fuß-Abteilung und 2. reitende Batterie, in Batteriefront folgen. Sie traf mit der Tete gerade bei Doncourt ein, als die Division antrat.

Als diese imposante Masse mit der Tete zwischen Anoux la Grange und dem kleinen Wäldchen bei Jouaville angekommen, begrüßte sie die erste feindliche Granate, aus großer Entfernung sehr steil von oben herabfallend, ohne Schaden.

Ich sah nach der Uhr, es war eben zwölf Uhr vorbei. Der Feind

*) Die Batterien gingen nicht hintereinander, sondern nebeneinander vor.

hatte einige Batterien aus der Hauptposition vorgeschoben, die uns hier beschossen.

Der Prinz von Württemberg sandte unsere Handpferde zum Schutze hinter jenes Wäldchen, und der General v. Pape*) ließ seine Infanteriemassen ein wenig seitwärts vom Kamm der Höhe, den er des bequemen Marschierens halber bisher eingehalten hatte, in den Grund herabgehen, um sich zu decken. Die Batterie Dewitz ging aber alsbald in schneller Gangart vor, um den Kampf gegen die feindliche Artillerie aufzunehmen.

Um diese Zeit hatte der Lärm rechts vorwärts von uns, also beim IX. Korps, bereits derart zugenommen, daß er einem fortlaufend rollenden Donner zu vergleichen war. Einzelne Schüsse waren schon nicht mehr zu unterscheiden. Fortwährend knatterte das Infanteriefeuer. Der Kanonendonner war sehr heftig. Unheimlich hob sich daraus das Schnarchen der Mitrailleusen ab. Ich hörte es hier zum ersten Male. Etwas Neues macht im Kriege immer einen mystischen Eindruck. Wir hatten die bombastischen Erzählungen französischer Journale von der verheerenden Wirkung dieser Kugelspritzen verlacht. Unsere Versuche hatten nicht dahin geführt, daß wir sie einführten. In dem Augenblick aber, wo man ihnen gegenübertreten soll, beschleicht uns unwillkürlich der Gedanke, unsere Gelehrten könnten sich geirrt haben, und wir gingen am Ende doch einer sicheren Vernichtung entgegen. Ich wollte sehen, ob meine Kanoniere sich durch einen solchen Eindruck in der Ruhe der Bedienung beirren ließen, und galoppierte, sobald die Batterie Dewitz abprotzte, vor, um bei dem Kampf derselben zugegen zu sein. Meine Adjutanten und Doppelmair folgten mir.

Sofort jagte mir ein Ordonnanzoffizier nach und holte mich auf Befehl des Prinzen von Württemberg zurück. Derselbe ließ mich überaus hart an, daß ich ohne seine Erlaubnis hatte fortreiten wollen. Ich schwieg. Er hatte recht. In den Kampf einer einzelnen Batterie gehörte ich nicht.

Einleitung des Gefechts. Die 1. Garde-Division nahm sofort ihre übrigen drei Batterien vor, welche links derart aufmarschierten, daß immer die aufmarschierende Batterie einige hundert Schritt näher an den Feind heranrückte als die stehende. Rechts von uns, dicht am Bois de la Cusse, traten vier Batterien der hessischen Artillerie, Oberstleut-

*) Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Division.



nant Stumpff, ins Gefecht,*) und die vorgeschobenen feindlichen Batterien zogen sich auf die Hauptstellung nach der Höhe zurück.

Während die Batterien der 1. Fuß-Abteilung avancierten, kam eine Kavallerie-Brigade aus dem Feuer in der Karriere zurück und jagte zwischen den Geschützintervallen hindurch. Wenn es auch ganz motiviert ist, eine Kavallerie, die nicht attackieren soll, dem feindlichen Feuer schnell zu entziehen, so erregte diese Rückwärtsbewegung zwischen den vortrabenden Kanonen derart die Heiterkeit der auf den Protzen sitzenden Kanoniere, die sich der taktischen Bedeutung der Bewegung nicht bewußt waren, daß sie riefen: „Adieu, Kinder, reitet nur bei Muttern!"

Unterdessen erbat sich Dannenberg vom Prinzen die Erlaubnis, auf eine dominierende Höhe zwischen Habonville und Jouaville vorzureiten, um die Stellung des Feindes zu erkennen. Er sandte von da die Bitte, der Prinz möge mich auch hinschicken, was er erlaubte. Oben fragte mich Dannenberg, ob ich der Ansicht sei, die Korpsartillerie vorzuziehen.

Ich sah folgendes: Vor mir in der Tiefe lagen die Dörfer Habonville, St. Ail, Ste. Marie, durch Schluchten voneinander getrennt, welche wiederum in eine andere Schlucht ausliefen, die diesseits dieser Dörfer nach Norden führt. Jenseits der Dörfer erhebt sich das Terrain aber glacisförmig und anscheinend ganz kahl ohne die geringste Deckung eine Viertelmeile weit bis zu der den Horizont begrenzenden Höhe, die sich von St. Privat südlich gegen Amanvillers zieht. Letzteres Dorf, jenseits der Höhe liegend, war nicht sichtbar. Von St. Privat sah man nur den Kirchturm hervorragen, unter welchem sich die Umfassungsmauern der anstoßenden Gärten in einer langen weißen Linie zu erkennen gaben. Rechts von uns lag der fast undurchdringliche Laubwald, Bois de la Cusse genannt. Links vor uns war Ste. Marie vom Feinde besetzt. St. Ail und Habonville waren vom Feinde frei. Der Feind schien eine Vorwärtsbewegung gemacht zu haben, um den linken Flügel des IX. Korps zu bedrohen. Aus dieser Vorwärtsbewegung hatten sich aber die vorgeschobenen Batterien wieder, wie erwähnt, in die Hauptstellung oben auf die Höhe zurückgezogen. Von dorther arbeitete eine zahlreiche Artillerielinie. Ich zählte etwa sechzig Geschütze. So sehr ich auch von der Überlegenheit unserer Artillerie über die feindliche überzeugt war, so bewog mich doch der Umstand, daß wir von der Tiefe nach der Höhe schießen und vorgehen mußten, unsere Wirkung schwer beobachten konnten, was noch durch den Umstand vermehrt wurde, daß ein stetiger Ostwind unsere Stellung klar wehte, aber den verschleiernden

*) Die hessischen Batterien trafen erst später an dieser Stelle ein.



Pulverdampf vor die feindlichen Geschütze lagerte, zu der Überzeugung, daß die beiden Abteilungen (achtundvierzig Geschütze), welche eben in den Kampf getreten waren oder dazu vorgingen, nicht ausreichen würden, und ich antwortete nach einer kürzeren Überlegung, als das Lesen dieser Auseinandersetzung dauert, daß hier nicht Artillerie genug vorgebracht werden könne.

Korpsartillerie vor! Wir begaben uns schleunigst zum Prinzen von Württemberg zurück und sprachen einstimmig die Ansicht aus, daß die Korpsartillerie zur Unterstützung der Artillerie der 1. Garde-Infanterie-Division vorbeordert werde. Der Prinz genehmigte es, und ich sandte Braumüller in der Karriere zurück mit dem Befehl „Korpsartillerie vor". Darauf wandte ich mich zum Prinzen, um ihm die Gründe auseinanderzusetzen. Ich hatte noch keine Minute gesprochen, als ich durch die Meldung des Obersten v. Scherbening unterbrochen ward: „Die Korpsartillerie zur Stelle". Auf mein Erstaunen, wie er so schnell von der weit entfernten Queue der Massen hier sei, sagte er, er habe auf den ersten Kanonenschuß, den er gehört, seine Batterien in Trab gesetzt und sich gedacht, es sei ja Platz auf dem Felde neben der 1. Division, und wenn er nicht gebraucht werde, dann könne er ja halten und warten, und jetzt sei ihm Braumüller unterwegs begegnet. Der brave vortreffliche Mann! Sowie die Kanonen donnerten, fragte er nicht mehr nach Befehlen, wie bei den Paraden auf dem Tempelhofer Felde, sondern handelte und folgte seiner Begier, vor der er brannte, am Gefecht teilzunehmen. Da leuchteten seine Augen vor Freude, und er schmunzelte vor Vergnügen. In der Tat rollten auch die Batterien in Kolonne in geöffneten Batterien links an der Infanterie vorbei im scharfen Trabe heran.

Der Prinz von Württemberg empfahl ihm noch, den Eisenbahneinschnitt vor der Front nicht zu überschreiten, ehe er nicht St. Ail durch Infanterie besetzt habe, weil der Feind in Ste. Marie stehe und isoliert vorgehende Artillerie in der linken Flanke gefährde.

Dieser Empfehlung konnte aber nicht nachgekommen werden, weil der Einschnitt der noch unvollendeten Eisenbahn Metz—Verdun sich links so scharf von Habonville auf St. Ail zurückbog, das diesseits nicht Raum genug vorhanden war, um alle Batterien gegen Osten aufzustellen. Diese Biegung des Eisenbahneinschnittes konnte man von dem Standpunkte des Prinzen aus nicht sehen. Außerdem hatte sich die Aufstellung der 1. Fuß-Abteilung (1. Garde-Division) unterdessen schon derart vollzogen, daß die Bahn überschritten werden mußte; denn die linke

Flügelbatterie war bereits bei dem Versuch, neben den anderen Batterien abzuprotzen, dicht an das im Bau begriffene Bahnwärterhäuschen von Habonville geraten und hatte wegen des Dorfes nichts vom Feinde sehen und auch nicht schießen können. Sie war deshalb schon über den Eisenbahneinschnitt hinaus links um das Dorf gegangen und hatte sich vor dasselbe gestellt. Die andere Batterie ließ dann Bychelberg*) folgen. Scherbening wollte da nicht zurückbleiben und jagte mit seinen Batterien noch näher an den Feind, also links von Habonville über die Eisenbahn. Der Übergang über dieselbe verursachte batterieweise Aufenthalt.

Ich sah die Gefahr, in die sich diese Batterie durch unvorsichtiges Voreilen eine Viertelmeile vor die vorderste Infanterie hin begab, da der Feind Infanterie in Ste. Marie hatte, und wollte eingreifen. Aber eingedenk des erhaltenen Vorwurfes und in Anbetracht der augenblicklichen Stimmung des Kommandierenden, mußte ich mich vorsichtig äußern. Es entspann sich daher folgende Konversation: Ich faßte an die Mütze und sagte: „Nach der Instruktion für die höheren Truppenführer gehöre ich jetzt in die Front der Artillerie, um ihr Feuer zu leiten." „Nach der Instruktion für die höheren Truppenführer gehören Sie erst dann in die Front der Artillerie, wenn die Hälfte Ihrer Artillerie oder mehr im Feuer ist." „Zu Befehl!" „Nun, und wieviel Batterien haben wir?" „Wir haben fünfzehn Batterien. Die 7. protzt ab, die 8. kommt eben vorbei, die 9. folgt." „Dann erlaube ich Ihnen, zu reiten." Ich jagte nach dem gefährdeten linken Flügel, fand den Anschluß an die letzte Batterie, konnte sie aber nicht überholen, weil sie sich schon in der vollen Karriere befand. Ich folgte dicht hinter ihrer Mitte. Sie jagte in dem schnellsten Tempo den Grund hinab, der sich von Habonville auf St. Ail zieht, auf der anderen Seite hinauf. In dem Geleise eines Geschützes reitend, war ich erstaunt, daß es da hinaufgekommen war, denn der Abhang war so steil, daß ich beim Hinaufreiten den Hals meines Pferdes umklammern mußte. Im Schritt wäre sie nicht hinauf gekommen. Ich ritt wieder den „Farmer", den ich bei Königgrätz geritten hatte. Dann ging die Batterie Grävenitz weiter vor und nahm Stellung, mit dem linken Flügel dicht an St. Ail, in den Kohlgärten des Dorfes, Front gegen das Dorf St. Privat. Eine Menge feindlicher Granaten fiel in den Grund und platzte daselbst, als die Batterie ihn passierte. Aber diese hatte dabei keine Verluste. Ich untersagte jetzt ein weiteres Vorgehen, bis unsere linke Flanke gesichert sei. Als die Bat-

*) Kommandeur der 1. Fußabteilung.

terie Grävenitz den ersten Schuß tat, sah ich nach der Uhr und war überrascht, daß dieselbe schon eineinhalb Uhr zeigte. Wenn ich aber jetzt die Entfernungen auf der Karte messe, so wundere ich mich nicht, daß über zwei Stunden vergingen, ehe die Infanterie von dem Rendezvous westlich Doncourt südlich der Chaussee das eine deutsche Meile entfernte St. Ail erreichte, da sie, um sich in den Schluchten zu decken, zu Umwegen genötigt war. Sie ging nämlich im Grunde bis gegen Habonville, von da wandte sie sich in der Schlucht links, bis sie wieder die nach St. Ail führende Seitenschlucht erreichte. Ich konnte in diesem Augenblick unsere Infanterie von meinem Standpunkt vorwärts St. Ail aus nicht sehen, gewahrte dagegen eine entwickelte feindliche Tirailleurlinie, welche aus Ste. Marie gerade auf St. Ail, also auf die linke Flanke meiner Artillerielinie, avancierte. Ich ritt nach St. Ail hinein. Es waren keine Truppen darin. Westlich vom Dorfe, in der Tiefe, aber hielten verdeckt drei Eskadrons Garde-Husaren unter Oberst v. Hymmen. Ich fragte ihn, ob er nicht St. Ail an der Lisiere mit abgesessenen Husaren besetzen und etwas knattern wolle, damit der Feind glaube, Infanterie sei darin, und stutze, bis ich Infanterie herangeholt. Hymmen sagte kurz „Nein". Ich sah mich um und fand General Dannenberg, der die Gefahr auch gesehen hatte und nach dem gefährdeten Punkt geeilt war. Er sagte mir, er habe dieselbe originelle Antwort auf dieselbe Frage erhalten und könne ja im Namen des Generalkommandos, wenn nötig, befehlen. Ich möchte ihm aber erst sagen, ob ich nicht glaube, daß unsere Infanterie früher in St. Ail sein werde als die feindliche, und er zeigte mir die Tete der Massen, die eben aus der Hauptschlucht in die Seitenschlucht auf St. Ail einbogen. Es fiel mir ein schwerer Stein vom Herzen, als ich mich überzeugte, daß unsere Infanterie nur halb so weit vom Dorfe war wie die feindliche. Sie besetzte es im Laufschritt, die feindlichen Tirailleurs wichen, als sie das Dorf besetzt sahen, nach Ste. Marie zurück.

Erste Hauptstellung. Nachdem meine Besorgnisse um meinen linken Flügel behoben waren, begab ich mich in die Mitte meiner Aufstellung. Seit halb zwei Uhr waren von mir also vierundfünfzig Geschütze, 1. und 2. Fuß-Abteilung und 2. reitende Batterie, in Tätigkeit. Rechts davon feuerten vier Batterien Hessen. So standen von St. Ail bis zum Bois de la Cusse achtundsiebzig Kanonen in einer Front, das war für den Anfang schon etwas. Der durch die einschlagenden und platzenden feindlichen Granaten vermehrte Lärm dieser Artillerielinie war um so gewaltiger, als beim Beginn unser Feuer etwas zu eilig war. Den Bemühungen des braven Obersten Scherbening und der Stabsoffiziere

gelang es im Verein mit den meinigen, Ruhe und Überlegung in dies Feuer zu bringen. Wenn eine Batterie im Galopp oder in der Karriere vorgegangen ist, unterwegs feindliche Granaten hat platzen sehen, nachdem oder während sie über Gräben sprang oder gefährliche Abhänge hinab und hinauf fuhr, dann werden die Gemüter der Kanoniere erhitzt, sie eilen sich, sie übereilen sich, sie überstürzen sich, sie zielen nicht oder schlecht mit den erhitzten Augen und schießen ins Blaue. Ein ruhiges, langsames, wohlgezieltes, wohlbeobachtetes und langsam geleitetes Feuer trifft früher als ein übereiltes, also wirkt es mehr. Es sieht im Frieden sehr elegant und imposant aus, wenn eine reitende Batterie in der Karriere vorgeht und unmittelbar auf das Kommando „Halt!" der erste Schuß fällt. Daß dieser Schuß im Kriege nicht hätte treffen können, weil die Zeit zum Zielen nicht vorhanden war, das bedenkt und bemerkt man im Frieden nicht, wenn blind gefeuert wird. Im Kriege aber muß man darauf achten, daß alles mit Ruhe und Bedacht geschehe, wenn man treffen will. Deshalb ist es gar nicht gut, wenn man in der Karriere in die Stellung rückt, wo nicht gerade höchste Eile nötig. Ein ruhiger entschlossener Trab wäre hier ganz ausreichend gewesen. Einige Minuten Zeitverlust bringen sich durch die Seelenruhe der Kanoniere wieder ein.

Nachdem alles in Ordnung war, begab ich mich hinter die Mitte der Artillerielinie der Garde. Mein Aufstellungspunkt war etwa hinter dem rechten Flügel der Korpsartillerie. Hier konnte ich alles übersehen. Scherbening bat mich, näher an den Feind herangehen zu dürfen, denn er schieße jetzt auf mehr als 2000 Schritt gegen die feindliche Artillerie. Dies Feuer sei nicht entscheidend. Als er diese Absicht aussprach, beobachtete ich gerade den Feind mit meinem Fernrohr und bemerkte ihm, gerade vor uns, auf 1000 bis 1200 Schritt, liege eine dichte feindliche Tirailleurlinie flach gedeckt in den Ackerfurchen, er möge sich nur umsehen, die feindliche Artillerie treffe fast gar nichts bei uns, denn alle Granaten gingen über uns weg in die tiefe Schlucht hinter uns, dennoch sähe ich viele Leute und Pferde umsinken. Dies käme infolge des Chassepotfeuers der feindlichen Infanterie, die aus diesen Ackerfurchen schösse. Wenn er vorginge, so werde er schnurstracks in die feindliche Infanterie hineintraben und ohne Rettung gefangen sein. Er meinte, er habe gute Augen, aber er sehe nichts, als drei Reiterpaare, wahrscheinlich Patrouillen. Ich hatte schlechte Augen, aber mein Fernrohr war gut, und ich sagte ihm, daß ich die dichte Reihe der roten Hosen wie einen roten Strich auf dem Felde erkennen könne. Mit dem Fernrohr sah ich auch die kleinen Wölkchen des Tirailleurfeuers, das man bei dem heftigen Artilleriefeuer nicht hörte, und dessen Pulverdampf sich auch mit dem

allgemein sich lagernden Pulverdampf merklos vermischte. Ich gab Scherbening mein Fernrohr. Er sah hindurch und erblaßte. „Wir haben vor uns“, sagte er, „zunächst eine Linie von drei in Tirailleurs aufgelösten Bataillonen. Was ich für die Patrouillen hielt, das ist jedesmal der **Commandant de bataillon**, begleitet vom **Commandant-aide de Camp des tirailleurs**. Ich kenne die französischen Einrichtungen von den Manövern, denen ich beiwohnte. Wenige hundert Schritte dahinter liegt noch so eine Linie und weiter den Abhang hinauf eine dritte. Das sind neun Bataillone oder 9000 Mann Infanterie. Wenn die Kerle Courage haben und auf uns zulaufen, dann sind wir alle verloren. Ich bin der Ansicht, wir müssen weiter zurück und uns unserer Infanterie wieder nähern.“

Ich sagte ihm, wenn ich auch ein weiteres Vorgehen nicht gut heißen könne, so werde ich doch ein Zurückgehen nicht erlauben. Das Zurückgehen einer so bedeutenden Artillerielinie sei eine verlorene Schlacht. Nachdem er einmal so unvorsichtig vorgeeilt, müßten wir den Platz behaupten. Ich würde nicht weichen. Damit ein jeder von diesem Entschluß beseelt sei, solle er das Signal zum Absitzen der Fahrkanoniere geben, dann könne kein Geschütz zurück. Das Signal erfolgte, und die Fahrer saßen ab.

Der Oberst v. Scherbening hatte den Batterien befohlen, sich mit großen Batterieintervallen voneinander aufzustellen, in welche er die Wagen der ersten Staffeln einrücken ließ. Daher kam es, daß die achtundsiebzig Geschütze vom rechten Flügel der Hessen am Eisenbahneinschnitt beim Bois de la Cusse bis an das Dorf St. Ail eine Front von fast 3000 Schritten einnahmen, wogegen, wenn da die Geschütze mit ihrer reglementsmäßigen Intervalle von zwanzig Schritt dicht nebeneinander gestanden hätten, hundertfünfzig Geschütze Platz finden mußten. Die Nähe der zahlreichen feindlichen Tirailleurs vor unserer Front, die lange Ausdehnung unserer Linie und der Umstand, daß ich in unserer Nähe gar keine anderen Truppen sah, erfüllte auch mich mit der Besorgnis, die Scherbening ausgesprochen hatte, und ich sandte alsbald einen Adjutanten an den kommandierenden General mit der Meldung von der Situation und der Bitte, mir einige Infanterie zur Deckung zu senden. Es wurde mir zunächst ein Bataillon Augusta, v. Rosenberg, gesandt. Später wurden noch zwei Kompagnien Alexander, v. Seeckt, bei Habonville bereitgestellt.

Die erwähnten Intervalle zwischen den Batterien hatten somit den Nachteil, daß sie die Front der Artillerie sehr ausdehnten, aber das Zwischenschieben der Munitionswagen hatte seinen großen Vorteil. Es

wurde nicht nur alle Munition sofort ersetzt, sondern auch, als die Kanonade länger dauerte, jeder Schuß gleich aus den Munitionswagen genommen, und so blieben die Protzen für kritische Augenblicke ganz gefüllt. Außerdem hätten die Munitionswagen, wenn die Batterien dicht beieinander standen, hinter den Batterien (300 bis 400 Schritt) halten müssen und den Kugelfang für die zu weit gehenden Granaten und die Sprengstücke abgegeben. Der Einwand, den man dagegen erheben könnte, nämlich die Munitionswagen dadurch zu sehr dem Feuer auszusetzen, erwies sich als nicht zutreffend, denn der Feind zielt bei der längeren Kanonade nur gegen die Punkte, von denen Feuer kommt, und die Munitionswagen waren gerade dadurch weniger dem Feuer ausgesetzt. Es ist mir an diesem Tage kein einziger explodiert, wohl aber flogen Protzen in die Luft, die hinter den Kanonen standen.

Den zur Bedeckung kommandierten vier Kompagnien befahl ich, sich zugweise und halbzugweise zwischen die Batterien in die Intervalle zu verteilen und dort, in Tirailleure aufgelöst, hinzulegen und nur dann zu feuern, wenn die feindlichen Tirailleure vorgehen sollten, die noch auf solcher Entfernung lagen, daß unser Zündnadelgewehr nicht dorthin reichte, wogegen ihre Chassepotkugeln uns Schaden zufügten.

Erstürmung von Ste. Marie. Ich war noch mit diesen Anordnungen beschäftigt, als mir General v. Pape sagen ließ, er wolle Ste. Marie nehmen und bäte um Mitwirkung der Artillerie gegen dieses Dorf. Der General war nämlich, während wir hier schossen, mit seiner ganzen Division in der Schlucht hinter uns fortmarschiert, ohne daß wir es sehen konnten, und somit stand die ganze Division gedeckt in der Mulde hinter (westlich) St. Ail auf dem linken Flügel der Korpsartillerie, also war deren ganze Front von der eigenen Artillerie, der 1. Abteilung, getrennt. Es war allerdings jetzt das Schnellste, daß die Korpsartillerie der 1. Garde-Division beistand. Ich eilte nach dem linken Flügel und beorderte die beiden Batterien desselben, gegen Ste. Marie zu feuern; es waren die 2. reitende, Grävenitz, und die 4. leichte, Mutius. Sie mußten links schwenken und sich östlich von St. Ail aufstellen, obgleich sie dadurch der feindlichen Hauptstellung auf der Höhe von St. Privat die rechte Flanke derart preisgaben, daß sie von dort hätten der Länge nach ecrasiert werden können. Daß der Feind es nicht tat, unsere Bewegung vielleicht nicht bemerkte, ist mir noch jetzt unbegreiflich. Man kann eben mitten im Kampf, im Pulverdampf, viel wagen. Wenn es gelingt, ist's richtig gewesen.

Grävenitz protzte zuerst ab, auf einer kleinen Terrainwelle, am Wege

Habonville—St. Ail, auf der eben der Oberst v. Erckert,*) Kommandeur der zum Angriff beorderten Avantgarde, seinen Bataillonskommandeuren die Weisungen zum Angriff erteilte. Ersterer war immer etwas hastig. „Nanu kann ich gar nicht schießen", schrie er ärgerlich. „Warum denn nicht?", sagte Erckert. „Na, ich kann Sie doch nicht totschießen, Sie stehen ja vor meinen Kanonen." Erckert lachte und machte Platz. Er wußte, daß man in der Hitze des Gefechts nicht immer jedes Wort auf die Wagschale legt.

Der Angriff auf Ste. Marie glückte im ersten Anlaufe trotz der tapfersten Gegenwehr des Feindes. Ein französisches Regiment wurde in dem Dorf ganz und gar vernichtet.**) Die außerhalb des Dorfes stehenden Feinde aber wichen nach St. Privat zurück. Daß die Sachsen von Westen her gleichzeitig das Dorf stürmten, habe ich nicht gesehen, steht aber fest, wie ich nachträglich erfuhr. Da das Dorf um halb drei Uhr genommen ward, so haben die Sachsen ihr Versprechen innegehalten, um zwei Uhr in Batilly zu sein. Nach der Wegnahme von Ste. Marie wurden die Batterien im allgemeinen aligniert, so daß der linke Flügel etwa 800 Schritt vorwärts St. Ail zu stehen kam, und ich begab mich an meinen früheren Aufstellungspunkt in der Mitte der Artilleriestellung zurück. Von da leitete ich bei der Garde-Artillerie jene Kanonade, welche mehrere Stunden lang dauerte.

Die Kanonade. Nachdem Ste. Marie aux Chênes genommen war, machten die 2. reitende und die 4. leichte Batterie (Grävenitz und Mutius) wieder Front gegen St. Privat, und dann rückten noch drei Batterien der 2. Garde-Infanterie-Division vorwärts der Linie St. Ail —Ste. Marie in Stellung, so daß hier zweiundsiebzig von meinen Geschützen (zwölf Batterien) in Stellung waren. Rechts von mir vermehrten sich die Batterien des Oberstleutnants Stumpff auf sechs, und links von Ste. Marie traten zwölf Batterien Sachsen ins Gefecht. Es wirkten jetzt also dreißig Batterien oder hundertachtzig Geschütze gegen die Hauptstellung des Feindes in und zu beiden Seiten von St. Privat, zum Teil allerdings auf sehr großer Entfernung. Die Infanterie des Feindes, welche vor uns in den Ackerfurchen verteilt lag, fügte uns während dieses Kampfes mehr Schaden zu als die feindliche Artillerie, welche von der Überzahl und besseren Wirkung unserer Geschütze — der Feind soll im ganzen nur siebzig bis achtzig Geschütze in der Stellung

*) Kommandeur des Garde-Füsilier-Regiments, das mit den Gardejägern die Avantgarde der 1. Garde-Infanterie-Division bildete.

**) Der größte Teil entzog sich rechtzeitig der Vernichtung.



gehabt haben — bald erdrückt ward und ebenso unsicher als sparsam feuerte. Alle Augenblicke sank ein Pferd oder ein Mensch lautlos zusammen. Die Anforderungen, welche an die Nerven eines Kanoniers gestellt werden, sind viel bedeutender, als die, denen seine Kameraden von der Infanterie und Kavallerie entsprechen müssen. Diese können selbst wiederschießen oder, zu einem Ansturm begeistert, vorstürmen und Hurra schreiend, sich ihrer Haut wehrend, hauen oder stechen. Der Kanonier soll, unbekümmert um die ringsum sausenden Geschosse, angesichts bedrohlicher Massen, der Bedienung der Geschütze die größte Sorgfalt zuwenden. Der eine soll das Geschütz reinigen, der andere eine Granate sorgfältig getragen bringen, der Unteroffizier schraubt achtsam die Zündschraube ein, ein dritter Kanonier richtet, ein vierter zieht die Schlagröhre ab, wenn das Kommando „Feuer" erfolgt, aber wenn es aus für ihn nicht sichtbaren Gründen nicht erfolgt, darf er nur regungslos stehen, das Ohr auf den Offizier gerichtet, ohne Rücksicht auf die Gefahr ringsum, auf die Kameraden, die neben ihm fallen. Es fielen aber so manche. Die Hiobsposten häuften sich. Da war Dewitz zurückgebracht und bald verschieden, Leutnant v. Vangerow hatte eine Kugel vor die Stirn erhalten und war tot geblieben, Hauptmann v. Niederstetter, am Halse verwundet, mußte auf den Verbandplatz getragen werden.

Die Infanterie, die mir zur Bedeckung gegeben war, verlor bei den vielen Chassepotkugeln, die sie nicht erwidern sollte, die Geduld, und da sie für das Zündnadelgewehr zu weit vom Feinde war, setzte sie sich, plötzlich ausschwärmend, in Bewegung, um die feindlichen Tirailleurs zu vertreiben. Die Idee, mit vier Kompagnien gegen neun Bataillone vorzugehen, war mehr als tollkühn. Die ausschwärmende Infanterie aber begab sich vor meine Kanonen und hinderte diese am Schießen. Ich sah den Augenblick kommen, wo diese kleinen Trupps im Infanteriegefecht unterliegen und wo Feind und Freund pêle-mêle in meine Batterien stürzen würde. Daher rief ich die Infanterie zurück, und da sie meine Stimme nicht vernahm, sprengte ich schleunigst vor und brachte sie mit ernsten Worten zurück. Ein Hagel von Chassepotkugeln schlug um mich herum ein. Daß mich keine traf, ist mir unbegreiflich. Ärgerlich stellten sich die einzelnen Infanteriezüge und -halbzüge jetzt in die Batterieintervalle und formierten sich mit „Points — vor" in zwei Gliedern. Ich tadelte diesen Unverstand und befahl, sie sollten sich einzeln mit Zwischenräumen von einem Schritt auf die Erde legen, um Verluste zu vermeiden. Ein Offizier antwortete mir, es sei gegen die Ehre der Infanterie, sich hinzulegen und zu ducken, wenn die Kameraden von der Artillerie aufrecht stehend im Feuer ihre Geschütze bedienen müßten.

Ich brachte ihn mit der Bemerkung zur Vernunft, daß die größte Ehre des Soldaten im Gehorsam bestehe. Jetzt geschah, was ich gesagt, und kaum hatte ich mich fortgewandt, als eine feindliche Granate in die Stelle einschlug, auf der sich der Zug befand. Ich sah aus dem Staube und Pulverdampf der Explosion zwei Oberkörper wie rechts und links auseinanderfliegen. Daher wandte ich mein Pferd, ritt wieder hin und fragte, ob jemand getroffen sei: „Det hat noch janz jut gegangen", riefen die Leute lachend. Die Granate war zwischen zwei liegenden Leuten tief in die Erde gedrungen und hatte sie nur mit Erde und Dampf überschüttet. „Seht Ihr wohl?", sagte ich.

An einer anderen Stelle wollte Hauptmann v. Elern ein Geschütz abfeuern lassen, solange die unnütz vorgeeilte Infanterie noch nicht zurück war. Ich verbot ihm dies, denn ich hatte schon mehrere Male gesehen, daß Granaten in dem Rohre geplatzt waren. Er glaubte, er könne über die Infanterie hinwegschießen. Ich holte aber die Infanterie erst zurück, worauf das Geschütz abgefeuert ward. Und richtig, die Granate platzte im Rohr und kam als Kartätschschuß heraus. Sie würde diese Infanterie mörderisch von hinten beschossen haben. Die Luft war sehr trocken bei dem stetigen Ostwinde. Dadurch wurde der Pulverrückstand im Rohre schnell hart, verdickte sich, verengte das Rohr und zerquetschte die Granate. Nur so ist es zu erklären, daß solche Explosionen der Granaten im Rohre bei schönem, warmem, trockenem Wetter oft, bei feuchter Witterung nie vorkamen.

Gegen die feindliche Tirailleurlinie, welche uns so zusetzte, mußte aber doch etwas geschehen, denn die Verluste wurden immer empfindlicher. Ich befahl daher, daß auf jedem Flügel eine Batterie sich auf die feindliche Tirailleurlinie gut einschießen und dann immer dahin einige Granaten senden sollte, wo Infanteriefeuer herkam. Das half. Der Feind war jetzt auch gezwungen, sich zu decken, und die Tirailleure legten sich glatt in die Ackerfurchen. Wenn sie sich nicht bemerkbar machten, ließen wir sie auch zufrieden, und dadurch hatten wir bald Ruhe vor ihnen. Da kam aber von der Höhe von St. Privat herab ein einzelner Reiter auf einem Schimmel und ritt die ganze Front entlang mit eingestemmter rechter Hand im ruhigen Schritt. Wo er hinkam, fingen die Tirailleure an zu schießen, und neue Wolken von Chassepotkugeln verursachten bei uns neue Verluste. Wir konnten nicht umhin, dem braven französischen Offizier Achtung zu zollen, der in solcher Nähe des Feindes im ruhigen Schritt die Front entlang ritt. Wenn er aber weiter fort war, wirkten meine Granaten wieder beruhigend. Dreimal im Laufe des Nachmittags hat dieser Schimmelreiter denselben Weg im

ruhigen Schritt gemacht. Zuletzt ward er von den Zurufen der Kanoniere begleitet: „Da ist wieder der verfluchte Schimmelreiter“.

Ich stand ungefähr hinter der Mitte der Korpsartillerie. Die Adjutanten machten mich darauf aufmerksam, daß dann und wann um uns herum der Staub aufwirbelte, als ob eine Handvoll Erbsen dahin geworfen würde, denn das Erdreich des Feldes war sehr ausgetrocknet. Ich glaubte daher, daß wir gerade in der Schußlinie einer feindlichen Mitrailleuse ständen, und, indem ich diese Vermutung aussprach, entschloß ich mich, meinen Standpunkt 100 bis 200 Schritt weiter rechts zu wählen. Als ich mein Pferd rechts wandte, klatschte etwas an den Hals des Tieres. Braumüller machte mich darauf aufmerksam. Eine Kugel war durch den Kamm meines Pferdes gefahren, ohne Schaden zu tun. Ein neuer Streifschuß tat auch nicht mehr. Aber während ich nach rechts hin ritt, begleitete mich der vermeintliche Erbsenregen. Ich wurde jetzt inne, daß ein feindlicher Infanteriezug mich mit meinem Gefolge zum Zielpunkte von wiederholten Salven genommen hatte. Man mochte dort wohl meine sich abhebende Generalsuniform und den Umstand bemerkt haben, daß Adjutanten und andere Offiziere von mir und zu mir galoppierten. Während ich auf dem neuen Aufstellungspunkt mein Pferd wieder linksum wandte, um den Feind zu beobachten, brach der treue „Farmer“ hinten unter mir zusammen, auf einen heftigen Klatsch, den ich unter mir hörte. Eine feindliche Kugel hatte das Sprunggelenk des rechten Hinterbeines getroffen, und der arme Kerl stand kläglich auf drei Beinen. Ich stieg ab, er wollte sich nicht rühren. Ich stieg wieder auf und versuchte zu reiten; er ging nicht von der Stelle. Da gab ich ihm ein paar Sporen. Der brave Gaul brauchte das verwundete Bein, wenn auch lahmend, ein Beweis, daß kein Knochen gebrochen war. Ich sandte meine Stabsordonnanz zurück, mir ein anderes Pferd hinter jenem Wäldchen zu holen. Er hat mich nicht mehr gefunden, und mein armes verwundetes Tier mußte mich weiter tragen.

Ich sandte jetzt den Leutnant v. Kaas zum kommandierenden General, ihm Meldung über die Lage abzustatten. Denn das feindliche Artilleriefeuer ließ nach. Die meisten Batterien verschwanden hinter der Höhe, nur dann und wann ward uns noch eine Granate zugesandt. Ich bat, mir mitteilen zu lassen, was das Korps beabsichtige, damit ich die Artillerie den Intentionen des Korps gemäß führen könne. Ich mußte lange auf die Rückkehr des Leutnants v. Kaas warten.

Unterdessen hatte ich viel Verkehr mit Scherbening, dessen Art und Weise im Gefecht ich bewunderte. Je ärger das Feuer war, desto höflicher und freundlicher ward er. Zum Adjutanten sagte er: „Lieber

Herr Leutnant L., haben Sie die Güte, zum Major v. K. zu reiten und ihm zu sagen, ich ließe ihn um die Gefälligkeit bitten" usw. Wenn der Adjutant zurückkam und meldete, was er bestellt, sagte er dann: „Sie sind sehr gütig, ich danke Ihnen vielmals." Daneben machte er taktische Beobachtungen und Scherze über den Feind und war so ganz in seinem Element.

Einmal kam Major v. Krieger an uns heran, und hatte eine Meldung. Da fiel mein Auge auf einen Vorderreiter, der, abgesessen wie er war, nicht nur seine Pferde, sondern auch die eines Offiziers und eines Feldwebels hielt. Diese vier Pferde hatte er vor sich zu einer Barrikade gruppiert, hinter die er sich so kauerte, daß er sich vor den pfeifenden Infanteriegeschossen ganz sicher wähnte. Ich wies lachend auf die komische Figur, die dieser Mann spielte, und hinderte den Major v. Krieger, der ihn schelten wollte und zum Geradestehen zwingen, denn der Mann versäumte seine Pflicht nicht, sondern hielt die Zügel der vier ihm anvertrauten Pferde, ob kauernd oder stehend, das war gleichgültig. Aber das Geschick ist tückisch. Eine Granate sauste uns über die Köpfe und fuhr zwanzig bis dreißig Schritt hinter uns in den Erdboden, sich dort schräg einbohrend. Wenige Sekunden darauf stieg ein blaues Wölkchen kräuselnd empor, ein Zeichen, daß der Zünder brannte, dann platzte die Granate und schleuderte, dem selbst gebohrten Loch wie einer Röhre folgend, ihre eigenen Stücke nach uns schwirrend zurück. Man hörte einen derben Schlag, der kauernde Fahrer sank um, ein Granatstück hatte ihm den Schädel eingeschlagen. Er war mausetot. Man ist eben in der Schlacht nirgends seines Lebens sicher.

Jetzt kam auch Heineccius an. Er hatte die Munitionskolonnen, erste Staffel, nach der Höhe von Batilly vorgebracht, und ich benachrichtigte die Batterien und die Divisionen, wo sie ihre verbrauchte Munition zu ersetzen hatten. Seitdem blieb Heineccius bei mir, bis er weitere Anordnungen zu treffen hatte.

Colomier. Ehe er zu mir gekommen war, hatte sich eine Zeitlang Generalleutnant v. Colomier bei mir eingefunden. Er ritt ganz allein, nur von einem Trainsoldaten begleitet. Er erkundigte sich, wie es hier stehe. Ich orientierte ihn über den Stand des Gefechts. Da meinte er, er habe eigentlich den Befehl des Prinzen Friedrich Karl, die ganze Garde-Artillerie rechts vom Bois de la Cusse bei Verneville zu verwenden. „Da sind die Männer vom IX. Korps hereingefallen", sagte er. „Denken Sie sich, traben vor über das Feld, die feindliche Infanterie liegt in den Feldfurchen versteckt, läßt sie antraben, schießt ihnen die

Pferde tot, und die ganzen sechs Batterien der Korpsartillerie sind verloren."*) Ich bewies dem General, daß ich vorwärts des Bois de la Cusse nicht herumgehen könne, weil ich dort durch den Feind traben müßte, daß aber, wenn ich rückwärts um den Wald herum ginge, das Zurückgehen einer solchen Artilleriemasse das Signal zum Verlust der Schlacht geben werde. Ich bat ihn daher, wenn er auf der Ausführung des Befehls bestehen solle, sich an den kommandierenden General des Gardekorps zu wenden, ohne dessen Befehl ich nicht aus dem Gefecht zurückgehen werde. „Nein", sagte er, „das sehe ich ein, das geht gar nicht. Sie müssen hier bleiben. Übrigens geht alles sehr schön bei Ihnen, so hübsch regelmäßig. Da hat man seine Freude dran." Als er die leeren Munitionswagen im Trabe oder Schritt zurückfahren und die Verwundeten oder Toten zurückbringen, die vollen Munitionswagen aber im vollen Galopp zum Entsatz vorkommen sah, da schmunzelte er billigend: „Sehr gut. Immer Galopp auf den Feind zu und langsam vom Feinde weg. Und die Toten und Verwundeten den Kämpfenden aus dem Gesicht schaffen. Bravo!" Als ich ihm mein Bedauern ausdrückte, noch so weit vom Feinde zu stehen, aber wegen der feindlichen Tirailleure nicht näher heranrücken zu können, sagte er: „Gott behüte, nicht näher, Sie fallen sonst rein wie die Männer vom IX. Korps." Jetzt fing er mir an, des längeren und breiteren zu klagen, wie schlecht es ihm im Armeekommando gehe, wie er die schlechtesten Quartiere erhalte, wie sich niemand um ihn kümmere, wie er vorgestern gar nicht einmal etwas von der schönen Schlacht erfahren habe und ruhig im Quartier geblieben sei, und jetzt suche er den Prinzen Friedrich Karl schon seit einer Stunde und wisse nicht, wo er sei, denn: „Denken Sie wohl, daß die Männer mir beim Fortreiten einen Mann zurückgelassen haben, damit der Mann mir sagen kann, wo die Männer hingeritten sind?" Daß ich derartige Auseinandersetzungen über kleine persönliche Unannehmlichkeiten mitten im Infanteriefeuer mit anhören mußte, war mir doch ein bißchen zu viel. Außerdem sah ich in der Gefechtslinie meiner Batterien doch auch hier und da so manches, wo ich es für nötig hielt, einzugreifen, und es fing mich eine innere Ungeduld an zu quälen, welche dem einem Vorgesetzten schuldigen Respekt Eintrag zu tun drohte. Mit einem Male erfaßte mich der sogenannte Galgenhumor, und um meinem braven Vorgesetzten, der die feindlichen Kugeln nie beachtete, ein paroli zu biegen, fragte

*) Die Batterien des IX. Armeekorps hielten in schwierigster Lage unter großen Verlusten aus, bis ein teilweiser Rückzug befohlen wurde. Nur vier Geschütze fielen starker anstürmender feindlicher Infanterie in die Hände. Davon wurden ihr aber auch noch zwei wieder entrissen.

ich nach seiner Gesundheit, nach seiner Verdauung in allen Formen, nach seinem früheren Nierenleiden, Blasenbeschwerden und all dergleichen. Da klagte er entsetzlich. Und mitten im ärgsten Entscheidungskampfe unterhielten sich die zwei Artilleriegenerale über Blasenbeschwerden! Mit einem Male aber brach er ab und sagte: „Na, Sie haben aber hier anderes zu tun. Hier geht ja alles sehr gut, ich bin hier nicht nötig, ich werde nun meine Männer aufsuchen.“ Damit wandte er sich nach rechts. „Aber um Gotteswillen, wo wollen Sie denn hin?“, fragte ich. „Nun, da rechts hinüber.“ Mir graute vor dem Gedanken, daß der alte Herr die Front des feindlichen Tirailleurfeuers entlang Spießruten laufen wollte. „Ganz allein, das geht nicht“, sagte ich, „ich werde Ihnen Ihren Neffen Braumüller mitgeben.“ — „Nein, ich danke, der ist bei Ihnen Adjutant, den brauchen Sie, ich bin ja nicht allein, ich habe ja einen Mann bei mir.“ Jetzt erst sah ich mir den „Mann“ an. Ein kleiner schmutziger Trainsoldat, der gottsjämmerlich auf einem miserablen Pferde hing und entsetzlich vor den Kugeln zitterte, der konnte ihm nicht viel helfen, wenn er Hilfe gebrauchte. Man konnte sich keine kläglichere Gestalt denken. Ich bat den General, wenigstens nicht nach rechts zu reiten, wenn er den Prinzen Friedrich Karl suchen wolle, sondern nach rückwärts auf jene Höhe zwischen Batilly und St. Ail, von der aus das Hauptquartier des Gardekorps das Gefecht leitete, weil er dort erfahren könne, wo der Standpunkt des Prinzen Friedrich Karl sei. Er tat es, und ich verfolgte ihn mit den Augen. Ich war sehr froh, als er endlich gesund aus dem Feuerbereich heraus war.

Das Eingreifen bei den Batterien war, so vortrefflich sich die Truppe auch hielt, immer doch hier und da nötig. Die eintretenden Verluste brachten Störung in den Befehlsmechanismus. Insbesondere wo die bewährten Batteriechefs gefallen waren, ging den nächstältesten Offizieren zuweilen das Feuer aus der Hand, denn man sah schon junge Herren von einundzwanzig Jahren Batterien kommandieren; die Unteroffiziere und Leute hatten nicht jenes unbedingte Vertrauen zu ihnen und feuerten unregelmäßig. Wo aber das Feuer unregelmäßig wird, hört die Beobachtung, also auch die Wirkung auf. Da half ich hier und da nach und brachte wieder Ruhe und Besonnenheit in die Bedienung.

Kaas. Mit Sehnsucht blickte ich nach hinten, wann Kaas zurückkommen werde, mich von den Absichten des Generalkommandos zu unterrichten. Endlich sah ich ihn aus der etwa tausend Schritt hinter uns befindlichen Schlucht heraus auf mich zu galoppieren. In diesem Augenblick sauste eine Granate über unsere Köpfe, fuhr zweihundert bis

dreihundert Schritt hinter uns in den Acker, und die blau hervorkräuselnde Wolke bewies, daß der Zünder brannte. Kaas ritt in scharfem Jagdgalopp gerade auf den Fleck zu. Einen Warnungsruf hörte er nicht. In dem Augenblick, als er über der Stelle war, erfolgte die Explosion. Roß und Reiter verschwanden in einer dichten Wolke von Pulverdampf und Staub, die sich verzog und dann den Reiter liegend unter dem zappelnden Pferde sehen ließ. Ehe wir uns aber auf ihn zu bewegen konnten, war der gewandte junge Offizier wieder auf den Beinen, riß sein Pferd am Zügel auf, sprang hinauf und galoppierte zu mir. Er machte seine Meldung von dem Auftrage, den er vom Prinzen von Württemberg brachte, mit einer Ruhe und Sicherheit, als ob er im tiefsten Frieden sei, und beantwortete noch einige Fragen, die ich über die Stellung des Korps tat, mit einem taktischen Überblick, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Ich tat erst auch so. Endlich aber fragte ich ihn nach seinem Befinden, drückte ihm die Hand und bezeugte ihm meine Freude, daß er so wunderbar glücklich davongekommen. Später sorgte ich dafür, daß sein kaltes Blut anerkannt wurde.

Der Befehl des Prinzen von Württemberg ging dahin, daß ich für den kritischen Augenblick Munition sparen sollte. Ich wurde benachrichtigt, daß die Infanterie der 1. Garde-Infanterie-Division und eine Brigade der 2. Garde-Infanterie-Division in der Mulde zwischen Ste. Marie und St. Ail, Ste. Marie besetzt haltend, in Bereitschaft ständen, zweiundzwanzig Bataillone, wogegen die Brigade Knappstädt*) zum IX. Armeekorps abgegeben sei. Es sei nicht die Absicht, hieß es, mit diesen zweiundzwanzig Bataillonen die mächtige Stellung in der Front anzugreifen, sondern man wolle warten und eine hinhaltende Kanonade führen, bis die Sachsen mit einer Division über Auboué und Montois nach Roncourt gelangt seien, von wo sie den Feind in der Flanke angreifen würden. Wenn daher feindliche Maßregeln keinen größeren Munitionsaufwand nötig machten, sollte ich die Kanonade recht langsam führen lassen. General v. Dannenberg hatte hinzugefügt, man werde mich benachrichtigen, wenn der Angriff beschlossen werde.

Wir waren auch des feindlichen Feuers so ziemlich Herr geworden. Die Geschütze, welche anfangs auf eintausendachthundert Schritt versucht hatten, sich zu wehren, hatten den Kampf aufgegeben und sich hinter die Höhe zurückgezogen. Auch die weiter oben stehenden Batterien verschwanden allmählich vor unserem Feuer. Nur dann und wann fiel

*) 3. Garde-Infanterie-Brigade.

noch ein Schuß. Es lag kein rechtes Objekt für unser Feuer mehr vor. Ich bestimmte daher, daß jede Batterie nur alle fünf Minuten einen Schuß abgeben sollte, und zwar, wenn sie gar keinen anderen Feind sehen sollte, nach dem Dorfe St. Privat, es sei denn, daß irgendwo feindliche Massen sich zeigen sollten, die mit regulärem Feuer zu begrüßen seien. Wer unsern Kampf nur hörte, nicht sah, mußte glauben, daß derselbe erlahmte oder aufgegeben sei, denn es trat wie eine lange Pause ein, in der nur einzelne Kanonenschüsse fielen.

Dann und wann zeigten sich aber einzelne Truppenmassen links vorwärts, jenseits der Chaussee St. Privat—Ste. Marie. Zweimal Infanterie, einmal Kavallerie. Sofort richteten wir unsere Geschütze dorthin, auf Entfernungen bis zu 3200 Schritt. Diese Massen zogen sich bald zurück, ohne Ernstliches zu unternehmen.

Werder. Während dieser langsamen hinhaltenden Kanonade kam Major v. Werder die Front entlang von rechts nach links geritten. Er war dem General v. Colomier im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl beigegeben. Ich fragte ihn, wie denn die ganze Schlacht stehe. Er meinte, vortrefflich. Auf meine Bemerkung, daß wir nun schon mehrere Stunden nicht von der Stelle kämen, meinte er, das sei ganz gut, Steinmetz sei unterhalb Metz über die Mosel gegangen und werde den Feind bald im Rücken angreifen. Ich erklärte dies für unmöglich, wie es ja auch war.

Beginn des Angriffs der Garde-Infanterie. Im weiteren Verlaufe der Kanonade hatte jener ominöse feindliche Schimmelreiter seinen dritten, für uns stets verlustreichen Ritt die eigene Tirailleurlinie entlang gemacht, als Major v. Rosenberg mich um die Erlaubnis bat, uns durch Vorschieben einer Offensivflanke von den lästigen feindlichen Tirailleuren zu entlasten. Ich erlaubte ihm dies unter der Bedingung, daß er unser Geschützfeuer nicht maskiere. Er sandte dann eine Kompagnie, ich glaube Hauptmann v. Arnim, rechts von der 1. Fuß-Abteilung in einer flachen Schlucht gedeckt, tausend Schritt vor. Diese Mulde trennte den rechten Flügel meiner Batterie von der hessischen Batterie. Sie war fast unmerklich, und dennoch konnte eine ganze Kompagnie sich darin, vom Feinde ungesehen, vorbewegen. So kam sie überraschend in die Verlängerung der feindlichen Tirailleurlinie, schwärmte aus und beschoß diese der Länge nach so wirksam, daß die Tirailleure erschreckt aufsprangen und schleunigst die Höhe hinan flüchteten. Sofort richteten meine Batterien ihr Feuer auf dieselben, denn es zeigte sich jetzt, daß es recht bedeutende Massen waren. Die Entfernung war

infolge der langen Kanonade bekannt, und Granate auf Granate schlug in die dichten Scharen der Flüchtigen, viele derselben niederreißend, zur großen Freude der Infanteristen wie der Kanoniere. Während ich durch das Glas beobachtete, wie so unseren Peinigern, die uns in den vergangenen Stunden das Leben so sauer gemacht hatten, der Laufpaß gegeben ward, bemerkte ich, daß plötzlich oben auf der Höhe von St. Privat und daneben in der Hauptstellung der ganze Horizont wieder lebendig wurde. Nicht nur eine Anzahl Batterien trat wieder in Tätigkeit, sondern auch das Dorf St. Privat und die daran anstoßende Hauptposition wurde von einem kleinen Rauch umgeben, der von Schnellfeuer aus dem Chassepot herrührte. Aber dies Feuer war nicht nach uns gerichtet, denn bei uns kamen noch keine Geschosse an. „Was soll denn das bedeuten?" sagte ich zu Oberst Scherbening, der gerade neben mir hielt. Wir sahen uns um, und ich rief aus: „Um Gotteswillen, nun greift die Garde-Infanterie doch in Front an, ehe die sächsische Umgehung ausgeführt ist." „Ich bin der Meinung, wir feuern jetzt, so weit es auch ist, nach St. Privat hinein", sagte Scherbening. „Gewiß", sagte ich, „mit Schnellfeuer". Und die Befehle ergingen an die Batterien. Denn in der Tat, aus dem deckenden Grunde tauchten die Massen unserer Infanterie auf und bewegten sich von St. Marie aus zu beiden Seiten der Chaussee in der Richtung auf St. Privat. Ihnen galt das mörderische Höllenfeuer des Feindes, der sich bis zu diesem Augenblick zuletzt ganz schweigsam so verdeckt in seiner Stellung verhalten hatte, daß man im Generalkommando des Gardekorps der Meinung war, der Feind sei größtenteils abgezogen. Eben begann unser Schnellfeuer, und Massen von Granaten schlugen in das feindliche Dorf hinein. Da bemerkte auch die zwischen meinen Batterien stehende Infanterie, Bataillon Rosenberg, den Sturmangriff. Sofort rannten alle diese einzelnen Züge mit Hurra vorwärts auf den Feind zu, und zwar vor meine Batterien, die nun nicht schießen konnten. Ich jagte ihnen nach und schrie: „Seid Ihr verrückt, zurück, damit die Batterien feuern können!" „Das ist gegen unsere Ehre", schrie Hauptmann v. Falckenstein, „wenn unsere Kameraden stürmen, bleiben wir nicht zurück. Vorwärts, Jungens, Hurra!" Das war nun barer Unsinn, denn die weit wichtigere Wirkung von vierundachtzig Geschützen, die schwerer wogen als das eine Bataillon, wurde dadurch lahm gelegt im allerkritischsten Augenblicke. Aber es war nicht zu ändern. Alles rannte vorwärts. Ich gab jetzt Befehl, alle Batterien sollten baldmöglichst schnell vorgehen, so weit, bis sie wieder freies Schußfeld hätten. Batterien können sich aber aus dem Feuer nicht so schnell in Bewegung setzen wie Infanterie, die nur aufzuspringen und

loszulaufen braucht. Schon im Frieden vergehen einige Sekunden, bis aufgeprotzt ist und die Mannschaft zum Gefecht aufsitzt. Im Kriege aber müssen erst noch die eben bereitgestellten Granaten wieder festgepackt und angeschraubt werden. Hier und da ist gerade ein Pferd gefallen und muß aus dem Geschirr genommen werden. Kurz, es gibt überall mehr oder weniger Aufenthalt. Da wird eine Batterie früher, eine später fertig. Ich befahl daher an Scherbening und an Bychelberg, jede Batterie solle so bald und so schnell als möglich vor, um der Infanterie zu helfen.

Vorgehen der Artillerielinie. Sobald die Infanterie begonnen hatte, zwischen meinen Batterien vorzustürmen, schlug das Chassepotschnellfeuer von der Höhe vor uns auch uns entgegen. Es war ein solches Pfeifen und Schwirren in der Luft, daß man unwillkürlich mit den Augen blinzelte, wie wenn man gegen Schneegestöber zu sehen gezwungen wäre. Ich überblickte meine Batterien, welche sich zum Vorgehen anschickten. Die erste unter ihnen war in der Nähe des rechten Flügels die 2. schwere Batterie, v. Prittwitz. Sie protzte zum Avancieren auf, die Mannschaft saß zum Gefecht auf, aber sie setzte sich nicht in Bewegung, sondern der Hauptmann hielt Front nach der Batterie vor derselben. In der Entfernung von einigen hundert Schritt von ihm begriff ich nicht, warum er zögerte, und ich hatte ihn in meinem Inneren im Verdacht, es wandle ihn ein Zagen an. Mit einem Fluch, der diesem Verdachte Ausdruck gab, stach ich meinem Pferde die Sporen und jagte auf ihn zu. Mein Gaul hatte die Wunde verschmerzt und konnte wieder galoppieren. Unterwegs machte einer meiner Adjutanten eine Äußerung, daß Prittwitz wohl der Zaghaftigkeit unfähig sei, und ich überlegte, daß ich den Verdacht nicht aussprechen wolle, bis ich den Beweis hätte. Bei ihm angekommen, rief ich ihm daher zu: „Der größte Fehler, den Sie machen können, ist, in solchem Feuer aufgeprotzt zu halten. Entweder Sie müssen schießen, wenn Sie Schußfeld haben, oder vorgehen." Der nie aus seiner Ruhe zu bringende Prittwitz sah mich einen Augenblick an, wandte sich dann zu seinem Trompeter und kommandierte: „Signal Trab" und bald darauf: „Signal Galopp!" Und nun jagte die Batterie die Höhe hinauf über das Feld, auf das ein Geschoßhagel niederfiel. Ich ritt neben dem linken Flügel der Batterie, ebenso der Abteilungskommandeur Bychelberg. Auch Heineccius, der Kolonnenkommandeur, mit seinem Adjutanten v. Seydewitz konnte es sich nicht versagen, die Batterie, die er bei Königgrätz so ruhmvoll geführt, bei diesem Vorgehen zu begleiten. Als wir auf die Höhe kamen, holten wir

auch die vorgestürmten Tirailleure ein, die eben im Begriff waren, sich dort niederzulegen und zu feuern. Wir hatten den diesseitigen Rand der Höhe erreicht, die sich an dieser Stelle zu einem Plateau von mehreren hundert Schritten verbreiterte. Die feindlichen Tirailleure waren vom diesseitigen Rande geflohen, aber von dem anderen Abfall her setzten sich die Unterstützungsmassen in Bewegung, um unsere Infanterie wieder zu vertreiben. Ich befahl Bychelberg, hier solle Prittwitz halten und feuern. Aber ehe er diesen Befehl weitergab, hörte ich schon das Kommando von Prittwitz: „Signal Granaten!" — „Signal Halt!" Einen Augenblick sah er den Feind an, der nicht viel weiter von ihm war als dreihundert Schritt. Dann machte er bedächtig, das Pferd mit der Trense hübsch rechts stellend, auf der Hinterhand Kehrt, gab das Kommando zum Abprotzen und, während er mit ein paar zierlichen Galoppsprüngen in die Batterie ritt, als ob er Fensterparade mache vor einer schönen Dame Unter den Linden in Berlin, das reglementsmäßige Kommando: „Mit Granaten geladen!" Er bezeichnete nun erst jedem Geschütz die Richtung und ritt darauf auf den linken Flügel, ließ die Zügel fallen, ergriff sein Fernrohr und kommandierte: „Vom rechten Flügel Feuer!"

Das ruhige Betragen dieses braven Offiziers erregte derart meine Billigung, daß ich zu Bychelberg rief: „Wenn der brave Kerl heute am Leben bleibt und ich nicht, dann sorgen Sie mir dafür, daß er zum Orden pour le mérite eingegeben werde."

Er hat später behauptet, er sei ohne Befehl vorgegangen. Wenn ich auch den bestimmten Befehl zum Vorgehen gegeben hatte, so ist seine Behauptung doch von seinem Standpunkte aus keine Unwahrheit, denn Bychelberg hat mir später erzählt, daß, als er ihm den von mir erteilten Befehl übermitteln wollte, er eben das Kommando zum Aufprotzen schon gab. Während ich ihn halten sah, hat er, was ich später erst erfuhr, seine Soldaten mit kurzen Worten ermahnt, recht ruhig zu zielen und zu schießen, denn er werde sie jetzt in eine Stellung führen, in der kein einziger darauf rechnen könne, am Leben zu bleiben, also sollten sie wenigstens noch so viel Feinde als möglich totschießen.

Beim Abprotzen auf der Höhe kamen zunächst nur drei Geschütze der Batterie an. Die anderen drei blieben unterwegs je in einem Knäuel liegen, weil Pferde der Bespannung, von Chassepotkugeln getroffen, zusammengestürzt waren. Sie rückten später in die Feuerlinie ein. Mit den drei zuerst feuernden Kanonen kam noch Leutnant v. Winterfeld in die Position. Im Augenblicke des Abprotzens sank er, von einer Chassepotkugel durch die Brust geschossen, vom Pferde. Zwischen den

Geschützen liegend, kommandierte er das Feuer derselben. So stand also Prittwitz im ersten Augenblick mit seinen drei Geschützen angesichts einer nahen Masse Feinde. Rechts und links von ihm sekundierten sein Feuer die Reste der Tirailleure, welche zwischen meinen Batterien vorgestürmt waren und unterwegs den Tod nicht gefunden hatten.

Der erste Schuß des Hauptmanns v. Prittwitz hatte eine wunderbare Wirkung. Wie durch einen Zauberschlag gebannt, standen die feindlichen Infanteriemassen erst still. Sie waren augenscheinlich durch das plötzliche Auftreten der Artillerie überrascht. Auf die nahe Entfernung ging kein Schuß fehl, und als gar noch Granate auf Granate in sie hineinschlug, ganze Rotten fortreißend und durch die Sprengstücke noch größere Verwüstung anrichtend, da wandte sich die feindliche Infanterie zur Flucht. So sichert erst das Erscheinen der Artillerie den Besitz einer eroberten Stellung. Ich sah nach der Uhr, als Prittwitz seinen ersten Schuß abfeuerte. Es war sechs abends.

Noch muß ich eines Anblicks erwähnen, der uns beim Vorgehen belustigte. Der Schimmel, dessen Reiter die vor uns liegende Infanterie den ganzen Nachmittag wiederholt angefeuert hatte, uns zu beschießen, galoppierte während unseres Vorgehens an unserer Front vorbei. Er blutete am Halse. Ein Reiter saß nicht darauf. Der französische Oberst geriet verwundet in unsere Hände. Wir machten ihm Elogen über sein Verhalten, er sprach seinen Beifall über unsere Artillerie aus. Das letztere geschah aber erst spät am Abend, als sonst nichts mehr zu tun war.

Jetzt sah ich mich nach den anderen Batterien um, ob sie nicht bald nachkommen würden. Sie waren im Gange. Als ich mich nach links umsah, hielt der Hauptmann v. Falckenstein neben mir. Er hatte den Kopf und ein Auge mit dem Tuch verbunden, die Bataillonsfahne hielt er in der Hand. Etwa zwanzig Mann waren darum versammelt. Mit dem anderen Auge etwas verlegen aus der Bandage herausblinzelnd, sagte er mir: „Zwanzig Mann habe ich noch, Euer Durchlaucht hatten doch recht, es war ein Fehler.“ „Ich glaube auch“, sagte ich nur. Auf meine Frage nach dem Major v. Rosenberg erhielt ich den Bescheid, daß er durch den Unterleib geschossen, vom Pferde gesunken sei.

Mittlerweile kamen, wenige Minuten nach der Batterie Prittwitz, die anderen Batterien auf der Höhe an. Sie wurden, wo sie gerade eintrafen, auf ungefähr derselben Grundlinie aufgestellt, einen Rain entlang, der hier und da mit magerem Dorngestrüpp bewachsen war. Aber sie rückten nicht in derselben Reihenfolge ein, wie sie vorher gestanden hatten. Die Eile, mit der jede Batterie vorjagte, ließ die einen und die

anderen die Richtung etwas ändern und die Wege der vorherigen kreuzen. Der Kamm der Höhe, den sie entlang aufgestellt wurden, strich genau von Nord nach Süden, die Front, in der wir aber vorher gestanden hatten, wies nach Nordosten. Indem wir jetzt Front gegen Osten zu nehmen gezwungen waren, mußten wir also halbrechts schwenken. Einerseits gerieten die Batterien, je nachdem sie diese Schwenkung vor oder nach ihrem Vorgehen machten, weiter nach rechts oder nach links. Anderseits hatten dadurch auch die Batterien des linken Flügels einen weiteren Weg und mußten später kommen als die des rechten. So gelangten die anderen Batterien der ersten Fußabteilung rechts der Batterie Prittwitz zum Abprotzen, und die der Korpsartillerie kamen zwar alle wieder links der 1. Fuß-Abteilung zu stehen, aber in sich in einer anderen Ordnung. Da jagte die Batterie Friederici (3. leichte) herauf. Der Hauptmann, ein vortrefflicher Reiter, eine äußerst elegante Erscheinung zu Pferde, eilte auf seinem schönen langgeschwänzten Roß der Batterie in einer solchen Karriere voraus, daß man glauben konnte, das Pferd berühre den Erdboden mit dem Bauch. Oben auf der Höhe hielt er, hob sich hoch im Sattel, und ich hörte seine durchdringende Stimme: „Signal Granaten!“ — „Signal Halt!“ — „Im Avancieren!“ Das Kommando: „Protzt ab!“ erstarb auf seinen Lippen, denn eine Chassepotkugel hatte seine Brust durchbohrt, und er sank unter sein Pferd. Ich sollte ihn nicht wieder sehen. Zwei Tage darauf hauchte er im Lazarett sein Leben aus. Die Batterie Seeger kam unmittelbar darauf neben die Batterie Prittwitz, schnell, geordnet und reglementsmäßig, wie auf dem Exerzierplatze. Diese Batterie schoß unter der Führung ihres bei der Schießschule bewährten, von einem guten Auge und einer eisernen Ruhe trefflich unterstützten Batteriechefs schon im Frieden auf dem Schießplatze, so auch jetzt gegen den Feind am besten und hatte namentlich immer am schnellsten die richtigen Entfernungen ausprobiert. Ich hielt mich daher dicht hinter diesem Chef auf und ließ, wenn er eine Entfernung ausprobiert, dieselbe schnell durch die beiden Adjutanten rechts und links den anderen Batterien mitteilen. Ich hatte jetzt, nachdem auch die unterwegs liegen gebliebenen Geschütze nachgerückt waren, sechsunddreißig Geschütze auf der eroberten Höhe vereinigt. Die weiter links vorgehenden Batterien konnten noch nicht den Kamm der Höhe erreichen, denn das Dorf St. Privat war noch nicht in unseren Händen. Das feindliche Schnellfeuer aus den die Gärten von St. Privat umgebenden, mit Scharten versehenen Mauern hatte so mörderisch unter den Massen der Garde-Infanterie aufgeräumt, daß diese nicht weiter vordringen konnten. Auf speziellen Befehl des Prinzen von Württemberg, der die

Front der Infanterie entlang ritt, legten sich dieselben in einer Entfernung von etwa sechshundert Schritt vom Dorfe nieder und erwiderten das Feuer. Die nacheilende Artillerie protzte bei ihnen ab und vereinigte ihr Feuer mit dem Infanteriefeuer gegen das Dorf. So kam es, daß mein linker Flügel etwas zurückgebogen war und im weiten Bogen bis zur Chaussee St. Privat—Ste. Marie gegen das Dorf zu stehen kam. Es waren dies die beiden anderen Batterien der 2. Fuß-Abteilung, Elern und Mutius, die drei reitenden Batterien (denn Buddenbrock hatte die 1. und 2. reitende Batterie jetzt auch von der Kavallerie-Division herangeführt, zu welcher die Dragoner-Brigade mit der 1. reitenden Batterie Planitz wieder vom X. Armeekorps im Laufe des Tages gestoßen war), dann die drei Batterien der 3. Fuß-Abteilung. Hier leitete Scherbening den Kampf im speziellen, während ich auf der Höhe blieb. Ich war sehr erstaunt, die 3. reitende Batterie im Kampfe zu finden, die ich in St. Mihiel bei der Ulanen-Brigade wähnte. Scherbening hatte sie am 17. früh beim Abmarsche nach Norden mitbeordert. Diese Batterie hatte noch am 16. mit nach Toul geschossen und war dann nach St. Mihiel gerückt. Heute am 18. abends focht sie bei St. Privat, fünfzehn deutsche Meilen von Toul, das sie vorgestern beschossen hatte. Solcher Marschleistungen, durch die sich die Artillerie verdoppelt, ist nur reitende Artillerie fähig. Jenseits der Chaussee bildeten die vierzehn Batterien der Sachsen einen anderen Bogen um St. Privat, und so machten zweiundzwanzig Batterien oder einhundertzweiunddreißig Geschütze einen Halbkreis um das Zentrum St. Privat und überschütteten es mit Granaten aus nächster Nähe. Auch wir oben auf der Höhe trugen wenigstens mittelbar zum Ausgange des Kampfes um das Dorf bei, indem wir das Terrain rückwärts von St. Privat fegten und alle Truppen, die den Verteidigern des Orts zu Hilfe kommen wollten, zur Umkehr zwangen.

Feindliche Gegenstöße. Der Feind hatte vor der gegenüber in der Tiefe liegenden Lisiere der Wälder, die Forêt de Jaumont und Forêt de Saulny heißen, in der Nähe der Steinbrüche von Amanvillers eine fortlaufende Artillerielinie aufgestellt, die uns beschoß. Dann versuchte er, uns durch einen Angriff frischer Infanterie aus der Gegend von Amanvillers her von der Höhe zu vertreiben. Dieser erste Angriff begann mit großer Entschlossenheit. In einer Entfernung von ungefähr eintausendneunhundert Schritt tauchte aus der Tiefe eine Infanteriemasse auf, die ich auf ungefähr sechstausend Mann schätzte. Der Fürst v. Polignac, der diesen Angriff auf Befehl seines kommandierenden

Generals dirigierte, hat mir später gesagt, daß es in der Tat zwei Regimenter gewesen seien. Zunächst schoß sich Seeger auf eintausendneunhundert Schritt ein und gab dann Schnellfeuer. Auf meinen Befehl stimmte die ganze Linie in das Schnellfeuer ein. Die platzenden Granaten hüllten die feindlichen Truppen in dichten Pulverdampf. Aber die brave Mannschaft blieb im Vorgehen und tauchte bald, aus der Region der platzenden Geschosse sich drohend nähernd, hervor. „Halt!" kommandierte Seeger, „1700 Schritt! — Ein Schuß!" und er merkte sich den Punkt, wo dieser eingeschlagen war. Sobald sich die feindliche Masse diesem Punkte näherte, erfolgte das Kommando: „1700 Schritt! — Schnellfeuer!" Ich ließ es wieder von der ganzen Linie aufnehmen, und neue entsetzliche Verheerungen erfolgten in den feindlichen Massen. So ging es weiter mit 1500 Schritt, 1300 Schritt, 1100 Schritt und 900 Schritt. Da aber waren die Nerven des Feindes zu Ende. Sein Weg war ein Leichenfeld. Er stutzte, schwankte und wandte sich zur Flucht, begleitet von unseren Granaten, bis er in einer Entfernung von eintausendneunhundert Schritt wieder in der Tiefe nach Amanvillers zu verschwand, aus der er hergekommen war. Der Moment war recht kritisch. Wenn der Feind unser Feuer ausgehalten und uns mit gut gezieltem Chassepotschnellfeuer überschüttet hätte, so hätten wir vernichtet werden können. An Infanterie war wenig Hilfe in der Nähe. Meine Bedeckungsinfanterie war zu einzelnen, wenig zahlreichen Trüppchen zusammengeschmolzen und der meisten Offiziere beraubt. Links von mir nach St. Privat hin befand sich gar keine Infanterie, und rechts von mir drangen zwar einige dünne Schwärme der hessischen Infanterie im Grunde aus der Ostspitze des Bois da la Cusse vor, wichen aber schnell vor der vordringenden Masse des Feindes in den Wald zurück.

Als der Angriff abgeschlagen war, richteten wir unsere Geschütze wieder gegen die feindliche Artillerie bei den Steinbrüchen von Amanvillers, aber bald tauchte eine andere Infanteriemasse an der Chaussee von Metz nach St. Privat in der Gegend der Auberge Marengo auf. Sie marschierte in der Richtung auf St. Privat, jedenfalls, um diesem Orte zu Hilfe zu eilen. Sie wurde von unseren Granaten erreicht und dann durch Schnellfeuer so übel zugerichtet, daß sie alsbald wieder in der Richtung auf Metz zurückging. Dann kam desselben Wegs eine Kavalleriemasse heraus. Sie bildete eine schmale tiefe Kolonne. Die Tete hielt, um den Aufmarsch abzuwarten, und ließ uns Zeit, uns einzuschießen. Sobald ein Treffer beobachtet war, wurde Schnellfeuer kommandiert. Vor den massenhaft einschlagenden und platzenden Granaten

stoben die Pferde auseinander und flüchteten zurück, den Waldungen zu. Ein zweiter Angriff kam von Amanvillers her. Er war schon nicht mehr so entschlossen, wie der erste. Und wenn auch die aus dem Bois de la Cusse erneut vorgedrungenen Schützenschwärme davor wieder zurückwichen, so näherte sich dieser Angriff uns doch nur bis auf eintausendfünfhundert Schritt und wandte sich dann zum Rückzuge. Ein dritter Angriff von Amanvillers her erstarb schon, als er kaum aufgetaucht war, auf eintausendneunhundert Schritt. Dann nahmen wir den Kampf gegen die uns gegenüber stehende Artillerie wieder auf. Polignac sagte mir später über diese Angriffe, ich hätte keine Idee davon, was das heiße, in unserem Granatfeuer vorgehen zu sollen. Es sei der bravsten Truppe unmöglich, darin auszuhalten.

So hatten wir die gewonnene Höhe über eine Stunde lang mit Erfolg behauptet, als das Dorf St. Privat endlich in unsere Hände fiel.

St. Privat genommen. Ich habe diesen Sturm von meinem Standpunkte aus nicht genau mit ansehen können, weiß auch nicht genau, ob er nach den eben beschriebenen Angriffen auf mich oder noch während der letzteren erfolgte. Mir erzählte nur der General v. Pape, daß, nachdem der linke Flügel der Sachsen seine Umgehung vollendet hatte und von Roncourt kommend, auch von Norden her das Dorf mit Geschossen überschüttete, einen Augenblick kein Schuß mehr aus St. Privat fiel. Da habe er zu seinen Adjutanten gesagt: „Nanu drauf!" Aber ehe noch ein Befehl gegeben war, fühlte ebenso jeder Soldat der ganzen weiten im Halbkreis lagernden Tirailleurlinie, daß jetzt der Widerstand des Feindes gebrochen und die Zeit zum Sturm gekommen sei. In ein und demselben Augenblick erhob sich alles und stürzte mit Hurra in das Dorf. Die Sonne war schon untergegangen, als es in unserm Besitz war.

Große Artilleriemasse auf der Höhe. Jetzt eilten auch alle meine übrigen Batterien auf die Höhe. Die 3. Fuß-Abteilung stellte sich ans Dorf, dicht bei der Ferme Jerusalem, daneben die Reitende Abteilung. Die beiden letzten Batterien der 2. Fuß-Abteilung schlossen sich an die schon oben stehenden an. Es kamen jetzt noch mehr Verluste zu meiner Kenntnis. Hauptmann v. Elern war durch die Brust geschossen, dem Hauptmann Ising*) war ein Arm zerschmettert, auch Hauptmann v. Mutius war verwundet zurückgebracht, und von Hauptmann v. Gräbenitz ward mir gemeldet, eine Granate habe ihm beide Beine fortgerissen. Zum Glück stellte sich letzteres anders heraus. Er hatte ein

*) Er war zuletzt Kommandant des Königlichen Zeughauses zu Berlin.



unruhiges Pferd und stieg ab, um durch das Fernrohr ruhig beobachten zu können. Nun war es seine Gewohnheit breitbeinig zu stehen. Wie er so durch sein Glas nach dem Feinde sieht, fährt ihm eine Granate zwischen beiden Füßen durch und reißt ihm durch den Luftdruck so die Beine nach hinten fort, daß er einen Purzelbaum nach vorn macht. Man hielt ihn für tot. Aber er kam bald wieder zu sich und kommandierte seine Batterie weiter. Nur schmerzten ihn die Beine noch mehrere Tage sehr und waren auf der inneren Seite wie durch Schläge blau und schwarz, ohne daß er eine Wunde gehabt hätte, oder auch nur die Hosen zerrissen gewesen wären.

Ähnlich, nur noch wunderbarer, war es dem Leutnant der Reserve Tudy gegangen. Er hob sich gerade im Sattel in die Höhe, um die Wirkung eines Schusses besser zu beobachten, als eine feindliche Granate seinen Sattel durchfuhr. Der Luftdruck schleuderte ihn aus dem Sattel und warf sein Pferd um. Einen Augenblick wurden beide für tot gehalten, aber dann regten sich Roß und Reiter, waren unverletzt und taten noch selbigen Tages ihren Dienst weiter. Der Sattel aber war ganz zertrümmert. Auch Premierleutnant Villaume konnte von Glück sagen. In dem Augenblicke, als er während des Geschützkampfes in eine Protze hineinsah, um sich zu überzeugen, ob die Granaten nach der Vorschrift herausgenommen würden, schlug eine Granate in die Protze ein, welche in die Luft flog. Villaume taumelte einige Schritte zurück und war ein paar Tage harthörig. Sonst aber war er unverletzt; wogegen alle Leute seines Zuges bis auf einen mehr oder weniger schwer getroffen waren. Dieser eine hatte eben eine Schlagröhre eingesetzt und erwartete regungslos das Kommando zum Abfeuern. Als Villaume dies Kommando nicht gab, weil er von der Explosion noch etwas benommen war, rief der Kanonier: „Na, Herr Leutnant, wollen Sie nicht Feuer kommandieren, daß wir den Kerls da drüben eins wieder geben?“ Zum Glück war nur einer von den Kartuschtornistern entzündet. Die anderen wurden fortgeschleudert, ohne Feuer zu fangen, und die darin befindliche Munition konnte noch gebraucht werden. Auch die Granaten fielen umher, ohne sich zu entzünden und wurden noch verwendet.

Ich ritt die Front der Batterien entlang, wobei mir diese Einzelheiten alle gemeldet wurden. Während ich mich bei der Reitenden Abteilung aufhielt, bekamen wir Granatfeuer auch von hinten, welches uns Verluste beibrachte. Eine lange Artillerielinie war hinter uns unten bei St. Ail aufgestellt und beschoß uns. „Gerade wie bei Königgrätz“, sagte ich und sandte den Leutnant v. Witzleben hin, um das Mißverständnis aufzuklären. Er kam zurück mit der Meldung, es sei eine

Abteilung vom X. Korps unter Oberstleutnant Schaumann, der es nicht für möglich erkläre, daß da oben Preußen ständen. Ich sandte jetzt den Leutnant v. Sluytermann hin mit der Drohung, Kriegsgericht zu beantragen, wenn man das Feuer nicht einstelle. Da kam Oberst v. der Becke an, Kommandeur der Artillerie des X. Korps, und sagte mir, ich sollte mein Feuer einstellen, ich schösse ihm die Vorderpferde tot. „Sie mir die Hinterpferde", sagte ich, „sehen Sie doch, wohin ich schieße und wohin Sie. Helfen Sie mir lieber, statt nach mir zu schießen." Jetzt hörte dies Feuer auf, und es kamen noch mehr Batterien auf die Höhe gejagt, denn Oberst v. der Becke und Oberstleutnant Stumpff hatten sich mit je sechs Batterien unter mein Kommando gestellt, und ich hatte ihnen gesagt, sie sollten sich mit meinen Batterien alignieren.

Es fing bereits an zu dämmern. Ich war gerade neben meiner 3. reitenden Batterie, da kam im Galopp eine Batterie und drohte mich umzufahren. „Was für eine Batterie?", rief ich. „3. reitende!", war die Antwort. „Ach bewahre, die steht ja schon!" „Von der 10. Brigade!" Ich machte Platz. Da kam eine andere Batterie, die auch Bandoliere trug und die ich deshalb für eine reitende hielt.*) „Was für eine Batterie?" „Dritte." „Na, gibt es denn hier lauter dritte reitende?" Es war die dritte hessische, eine Fuß-Batterie. So schaltete sich jede Batterie ein, wo sie Platz fand. Und so standen gegen Einbruch der Dunkelheit von der Ferme Jerusalem bis gegen das Bois de la Cusse hin sechsundzwanzig Batterien unter meinem Kommando, welche hundertsechsundfünfzig Kanonen repräsentierten. Zwar standen sie nicht Rad an Rad, wie sich später Hauptmann Hellmuth in einem Vortrage poetisch ausdrückte, denn so hätten sie nicht bedient werden können, aber der Raum von 2500 Schritten war doch nicht genügend für diese Masse, um sich mit dem reglementsmäßigen Intervall von 20 Schritten pro Geschütz aufzustellen, und die neu einrückenden Batterien mußten verkleinerte Intervalle nehmen. Ich sagte, daß meine Artillerielinie hundertsechsundfünfzig Kanonen „repräsentierte", denn sie waren nicht alle zur Stelle. Manches Geschütz lag noch zurück mit zerschossenem Rad oder Richtmaschine und wurde erst wiederhergestellt. Aber zwischen hundertundvierzig und hundertfünfzig Kanonen feuerten hier in einer Linie. Rechts unten in der Tiefe, jenseit des Bois de la Cusse, sah ich auch das Feuer der Batterie Unruh, die mit der Brigade Knappstädt im Anschluß an das IX. Armeekorps gegen Amanvillers vorging.

---

*) Damals trug nur die reitende Artillerie Bandoliere.



Links von St. Privat (nördlich des Dorfs) nahm die gesamte sächsische Artillerie Stellung gegen Osten, über hundert Geschütze stark, so daß jetzt zur Behauptung der eroberten Stellung über zweihundertfünfzig Kanonen gegen den Feind donnerten. Es war ein sinnbetäubender, Erde und Himmel erschütternder Lärm!

Jetzt fing es aber an, mit den Munitionsvorräten bedenklich auszusehen. Bei den Munitionskolonnen erster Staffel war alles aufgebraucht, denn General v. Colomier hatte ihnen am frühen Morgen schon die Hälfte ihres Bestandes fortgenommen, um beim III. Armeekorps den Verbrauch von vorgestern zu ersetzen. Da erschienen die Munitionskolonnen v. der Planitz II und v. Keudell aus der zweiten Staffel und verteilten die Munition direkt an die Batterien. Diese beiden Kolonnen waren mit den anderen früh, wie befohlen, von Dieulouard nach Thiaucourt marschiert. Von dort hatten sie sich auf den Donner, den sie hörten, wieder in Bewegung gesetzt, den Weg des Gardekorps durch alle die Trainfuhrwerke, die einer Armee immer folgen, gefunden und gebahnt, und kamen zur rechten Stunde — nach einem Marsche von sieben Meilen — bei den kämpfenden Batterien an, so daß nirgends ein Mangel an Munition eintrat. Wenn man an die Unsicherheit der Bestimmung hinter einer Armee denkt, die eine Entscheidungsschlacht schlägt, an die Gerüchte, die sich da kreuzen, von Sieg und Niederlage, dann wird man das Verdienst dieser beiden Munitionskolonnen würdigen, die nur von dem einen Gedanken beseelt waren, ihren Kameraden die Mittel zum Kampfe nachzubringen, und dies ohne Befehl auf eigene Gefahr taten. Hier auf der Höhe wurden sie freudig bewillkommnet.

Die letzte feindliche Artillerielinie. Unsere Kanonade war jetzt vornehmlich gegen eine ansehnliche Artillerielinie gerichtet, welche sich vor und zu beiden Seiten der Steinbrüche von Amanvillers immer mehr ausbreitete. Ihre Geschosse waren größer, die Explosionen derselben gewaltiger, als die derjenigen Geschütze, welche uns bisher gegenüber gestanden hatten. Dennoch taten sie fast gar keinen Schaden. Sie gingen fast alle viel zu hoch. Die Schrapnells platzten in der Luft, wohl 30 bis 40 Fuß über uns, und schleuderten ihre Stücke und Kugeln weit hinter uns, die Granaten aber gingen hoch über unsere Köpfe hinweg und fielen weit hinter uns in der Gegend von St. Ail und Ste. Marie in der Tiefe herunter. Es kann sein, daß einzelne derselben dort die Artillerielinie des X. Korps erreicht hatten, wodurch dort das Mißverständnis entstanden sein mag, sie seien von der Höhe herabgefeuert, und weshalb diese Artillerie mich von hinten beschossen hatte.

Dem Feinde scheint der Vorrat an Granaten ausgegangen zu sein, denn zuletzt beschoß er uns nur noch mit Schrapnells, und zwar in recht großer Zahl, die aber alle, wie schon erwähnt, wirkungslos über uns platzten. Um diese Zeit muß es wohl gewesen sein, als ein zur freiwilligen Krankenpflege weit hinter uns anwesender Johanniter-Ritter, von gemischten Gefühlen bewältigt, ausrief: „Welch herrliches Wetter zu diesem grauenhaften Schauspiel! Sehen Sie, kein Wölkchen am Himmel", und der ihn begleitende Kammerherr eines hohen Herrn entgegnete: „Kein Wölkchen? O doch! Sehen Sie! Eigentümliche Wolkenbildung am Horizont, mein Lieber, lauter kleine kreisrunde Wölkchen!" Das waren nämlich die Explosionen der massenhaft platzenden Schrapnells.

Der Feind uns gegenüber bestand, wie die Gefangenen aussagten, aus der schweren Artilleriereserve, größtenteils Gardeartillerie, wie auch die Kavalleriemasse, die wir vor kurzem abgewiesen hatten, die Garde-Kavallerie gewesen war. Es machte uns besonderes Vergnügen, daß wir nun Gardekorps gegen Gardekorps im Kampfe standen. Ob die Entwicklung der feindlichen Artillerielinie lediglich den Rückzug der feindlichen Truppen in die Waldungen decken oder einen Vorstoß der Reserven einleiten sollte, der darauf berechnet wäre, uns wieder von der entscheidenden Höhe hinabzuwerfen, das wußten wir nicht. Das Schlimmste, also das letztere, annehmend, machten wir uns bis in die Nacht hinein auf einen solchen Angriff gefaßt. Deshalb fegten wir aus den zweihundertfünfzig Kanonen das ganze Terrain vor uns derart mit platzenden Granaten, daß jedem Feinde die Lust zu Angriffsbewegungen vergehen mußte, denn wenn wir St. Privat hielten, so mußte die Schlacht gewonnen, die ganze Höhenlinie für den Feind unhaltbar, die ganze feindliche Armee nach Metz hineingeworfen sein.

Ende der Schlacht. Von unserer Infanterie konnte man nichts mehr verlangen. Alle Verbände waren gelöst, fast alle Vorgesetzten lagen tot oder verwundet an der Erde. Die Regimenter und Bataillone waren in einzelne Gruppen aufgelöst, die hier einem Offizier, hier einem Unteroffizier, da einem Gemeinen folgten. Es gab Bataillone bei der Garde-Infanterie, die noch am anderen Morgen von einem Fähnrich, als dem im Range Ältesten, kommandiert wurden.*) Vom nachrückenden X. Armeekorps ging bei hereinbrechender Dunkelheit noch ein Infanterie-Regiment durch St. Privat und zu beiden Seiten der nach Metz

*) Das Gardekorps verlor an diesem Tage 307 Offiziere, 7923 Mann an Toten und Verwundeten.



führenden Chaussee zur Verfolgung vor. Es wurde am Waldrande von den dort zur Aufnahme aufgestellten feindlichen Truppen so energisch empfangen, daß es schneller zurückkam, als es vorgegangen war.

Bei der hereinbrechenden Dunkelheit blieb also weiter nichts übrig, als die Stellung durch Feuer der Artillerielinie zu behaupten. Immer undeutlicher wurde der Feind. Dann sah man das Feuer seiner Geschütze besser als die Geschütze selbst. Dann mischten sich grau in schwarz die Figuren des Feindes mit den Bäumen der Wälder, und zuletzt sah man nur eine einzige schwarze Masse, aus der sich die Blitze der feindlichen Geschütze als Feuerstrahlen abhoben. Nach ihnen wurde gezielt. So ging die Kanonade eine Weile fort. Unfähig, bei dieser Dunkelheit mehr zu übersehen, als zu dem Kommandobereich eines Hauptmanns gehörte, sparte ich meine Einwirkung als General jetzt auf bis zu dem Augenblick, wo eine solche möglich oder nötig sei, und machte eine geraume Weile den ruhigen Zuschauer. Der Anblick der Blitze beim Feinde erregte in mir den Glauben, daß sie endlich nur von unseren Granaten herrührten, und ich sprach diese Meinung meinen Adjutanten gegenüber aus. Braumüller zeigte mit der Hand nach oben, wo eben über unseren Häuptern ein Schrapnell platzte. Das war ein Beweis, daß uns noch feindliche Geschosse zukamen. Also wartete ich noch ein Weilchen. Die Dunkelheit nahm immer mehr zu. Endlich konnte man die Hand nicht mehr vor Augen sehen. Ich beobachtete immer den Himmel über mir. Als wohl während zehn Minuten kein Schrapnell mehr über mir geplatzt war, sandte ich den einen Adjutanten rechts, den anderen links mit dem Befehl, daß während der nächsten zehn Minuten kein Schuß mehr fallen sollte. Als unser Feuer schwieg, schwiegen auch die Explosionen beim Feinde. Die Schlacht war zu Ende. Es war fast zehn Uhr abends.

Ich bin der Überzeugung, daß wir in der letzten Viertelstunde nur nach unseren eigenen Granaten kanoniert haben, denn wenn durch das Dunkel der Nacht drüben ein Feuerstrahl bemerkbar war, ward das nächste Geschütz danach gerichtet und abgefeuert, das drüben die eigene Granate explodieren und einen neuen Feuerstrahl machen ließ.

Jetzt hieß es, die Befehle für die Nacht geben. Ich fand, die Batterien entlang reitend, Scherbening und Bychelberg, nachdem ich Stumpff und Becke zu ihren Truppenteilen entlassen hatte. Bychelberg blieb auf der Höhe mit seinen geladenen Kanonen abgeprotzt bis Tagesanbruch stehen und gab so die Vorposten mit Kanonen, Scherbening nahm die Korpsartillerie zurück und suchte Wasser und Biwakspläte. Die 3. Fuß-Abteilung ward an die Befehle ihrer, der 2. Garde-Infanterie-Division gewiesen, und ich suchte nun, das Generalkommando zu finden, um zu

melden, was ich angeordnet, und Infanteriebedeckung für die auf Vorposten befindliche 1. Fuß-Abteilung zu erbitten.

Aber ich irrte vergeblich auf dem Felde umher. Überall kreuzte ich marschierende Truppen. Unheimlich klang durch das Dunkel der Nacht das Signal der Krankenträgerwagen, die die Verwundeten auflasen, dann und wann stieß der Huf des Pferdes an einen solchen Unglücklichen und entlockte ihm einen Schmerzensschrei. Endlich ward ich auf Nachfragen in eine andere Richtung zum Hauptquartier des kommandierenden Generals gewiesen. Ich folgte der Richtung, sah ein Biwakfeuer und fand — den General v. Voigts-Rhetz, kommandierenden General des X. Armeekorps, bei St. Ail. Ich teilte ihm die Lage mit, und er schickte ein Bataillon vor, welches vor der 1. Fuß-Abteilung am jenseitigen Abhange, ein paar hundert Schritt hinunter geschoben, mit Gewehr im Arm liegend, den Anbruch des folgenden Tages abwartete. Dann irrte ich weiter auf dem Felde herum auf meinem lahmen Pferde, denn meine Ordonnanz hatte mich mit dem frischen Pferde nicht gefunden, erreichte die reitende Abteilung wieder und schloß mich ihr an, denn sie suchte sich einen Biwakplatz aus. Ich hatte nicht einmal einen Paletot bei mir. Die Nacht war empfindlich kalt. Die 1. reitende Batterie gab uns, meinen beiden Adjutanten und mir, jedem einen dicken Woilach von einem der vielen erschossenen Pferde, und während unsere Pferde Futter bei der Batterie erhielten, auch in einem Bache bei St. Ail mit den anderen Pferden der Batterie zur Tränke geritten wurden, hüllten wir uns in die Woilachs und legten uns zu den Offizieren der Batterie, einer so dicht wie möglich am andern, um uns gegenseitig zu wärmen. Es mag halb zwölf Uhr oder später gewesen sein, als ich einschlief. Ich hatte seit früh dreiviertel vier Uhr, wo ich den Kaffee getrunken, nur das bißchen Brot und Schokolade gegessen, was ich in der Satteltasche hatte. Auch hatte ich eine Jagdflasche mit Kognak bei mir. Aber sonst hatte ich nichts genossen. Dennoch war ich mehr müde als hungrig, denn ich war ununterbrochen von früh vier Uhr bis abends nach elf Uhr in Bewegung gewesen.

Der 19. August. Die Nacht. Ich schlief sehr bald ein. Ich mag eine bis anderthalb Stunden geschlafen haben, als ich durch ein lautes Zanken geweckt wurde. „Na, da hört doch alles auf! Da liegen alle unsere Herren Offiziere in einer feuchten Wiese! Bilden sich die Herren etwa ein, daß wir Lust haben, früh gar keine Offiziere mehr zu haben, wenn Sie sich alle vor Rheumatismus nicht mehr rühren können? Stehen Sie gleich auf und legen Sie sich gleich dorthin, da ist trockenes Stoppelfeld.“

Verschlafen richtete ich meinen Kopf in die Höhe und sagte: „Alter Rietzel, meinen Sie uns hier?", denn der Zankende war kein anderer als der Roßarzt Rietzel von der 1. Reitenden, der mit weißem Bart und Haar sich schon etwas erlauben konnte. „Na, Sie auch noch", sagte er, „wenn Sie uns gar krank werden, sind wir ganz verloren. Machen Sie, daß Sie aufstehen." Ich erhob mich und fühlte alsbald, wie recht der vorsorgliche alte Mann gehabt hatte. Es befiel mich ein heftiger Schüttelfrost, so daß ich kaum stehen konnte. In meinen Woilach gehüllt, schleppte ich mich an ein Feuer, das für die Batterie gemacht war, um mich zu wärmen und trocken zu werden. Da setzte ich mich hin. Ich muß ausgesehen haben, wie ein Gespenst. Bald kamen noch mehr solche Gespenster und setzten sich zu mir. Aus den weißen Hüllen schauten die Gesichter von Planitz I, von meinen Adjutanten und anderen Offizieren heraus. Der brave Rietzel aber kochte Kaffee am Feuer, und dieser wärmte uns wohltuend.*) Dann sah ich nach meinem armen Pferde. Es hatte mit vielem Appetit gefressen und gut gesoffen. Die Batterie hatte eine Tränke gefunden; wo sie diesen kostbaren Schatz entdeckt hat, weiß ich nicht. Jedenfalls gehörte ein fließender Bach bei dieser Trockenheit auf dem Plateau zu einer wunderbaren Erscheinung. Auch wusch man die Wunde des armen Tieres. Es waren die Knochen am rechten Sprunggelenk ganz bloßgelegt, aber nicht zersplittert. Auch trat das Pferd auf den Fuß auf und machte mir keine Sorgen mehr.

Tagesanbruch. So wartete ich bei der reitenden Artillerie, bis der Tag so weit graute, daß ich sehen konnte, wohin ich ritt. Es war etwa vier Uhr früh, als ich wieder zu Pferde war. Ich hatte zunächst die Pflicht, mich davon zu überzeugen, ob der Munitionsersatz des Korps gesichert wäre, und ritt zurück zu den Munitionskolonnen. Heineccius hatte alle Kolonnen in einem Biwak zwischen Batilly und jenem Wäldchen vereinigt, wo der Prinz von Württemberg bei Beginn der Schlacht die Handpferde aufgestellt hatte. Ich befahl ihm, der Batterie auch Aushilfe an Pferden und Mannschaften zu geben und jede Munitionskolonne, sobald sie geleert sei, über Pont à Mousson nach Herny zu senden, wo nach den letzten Mitteilungen unser Feldmunitionsreservepark unter Hauptmann v. Troilo aufgestellt war. Heineccius hat infolgedessen über 200 Pferde an die Batterien abgegeben. Die zurückmarschierenden Munitions-

*) Zwei Jahre später sandte ich dem alten Rietzel in Berlin am Jahrestage mein Bild zum Andenken mit einem entsprechenden Vermerk, ohne zu wissen, daß er krank war. Er hat sich noch sehr darüber gefreut und ist Tags darauf gestorben. (Anmerkung des Verfassers.)

kolonnen behielten deren Sattelzeug und Geschirre und marschierten zurück, manches Fahrzeug mit vier, drei oder zwei Pferden bespannt, statt mit sechs. Da die Munitionswagen leer waren, so konnten diese wenigen Pferde die verminderte Last ziehen. Unterwegs aber requirierten sie auf den Dörfern in Feindesland Pferde, wo sie deren fanden, und mit kräftigen, breitrückigen Percheronschimmeln versehen, sind sie wieder zu uns gekommen, wie ich später erzählen werde. Auch Offiziere mußte Heineccius abgeben. Acht Batteriechefs waren tot oder verwundet, davon blieben nur zwei bei der Truppe im Dienst, Roon und Grävenitz. Die Kolonnenkommandeure v. der Planitz II, Keudell, Kuhlmann, v. Prittwitz II traten Kommandos von Batterien an und wurden als Kolonnenkommandeure durch jene Reserveoffiziere von der Gardekavallerie ersetzt, von denen ich früher gesprochen. Zwei Batterien mußte ich durch die ältesten Premierleutnants Villaume und Röhl besetzen. Mit diesen Anordnungen begab ich mich dann zur Korpsartillerie und in die anderen Artilleriebiwaks, um auch dort meine Befehle mitzuteilen. Ich erhielt dort eine allgemeine Idee von der Größe der erlittenen Verluste. Die Offiziere waren mir alle sehr genau bekannt. Jeder Verlust, der mir gemeldet ward, schnitt mir ins Herz. Mit Mühe zwang ich mich, meiner inneren Bewegung Herr zu bleiben, um den Kopf für die dringend nötigen Anordnungen oben zu behalten. Aber die Nerven spielen uns zuweilen eigentümliche Streiche. Nachdem es mir gelungen war, bei allen Hiobsposten stumpf zu bleiben, erschütterte mich die freudige Nachricht von der Hoffnung, den durch die Lunge geschossenen Hauptmann v. Elern zu retten, derart, daß ich vor Freuden in einen Weinkrampf verfiel. Elern war bis zum Beginn des Krieges bei mir Brigadeadjutant gewesen, und ich schätzte ihn damals sehr hoch. Leider verbot mir der Arzt, die Verwundeten zu besuchen, denn er meinte, die Aufregung könne diejenigen töten, deren Herstellung noch zweifelhaft sei. Meinen alten Stabstrompeter Lücke sah ich, wie er sich im Biwak den Bauch fühlte. Er hatte einem glücklichen Umstande das Leben zu verdanken. Eine Chassepotkugel, die ihn mitten auf den Bauch traf, hatte ihn vom Pferde geworfen. Sie drang in sein Portefeuille, hatte aber nicht mehr die Kraft, es zu durchschlagen. Von dem Schlag aber war sein ganzer Bauch braun und blau mit einem schwarzen Punkt in der Mitte. Seine Freunde unter den Feldwebeln, auch die Offiziere umringten ihn und beglückwünschten ihn.

In dem Biwak der Korpsartillerie traf die Nachricht von Elern ein, er bitte um Geld, denn sein Geld sei ihm abhanden gekommen. Dem Dr. Struck war schon nach der Verwundung ein Mann der Kranken-

trägersektion verdächtig vorgekommen, als er sich unnütz viel mit dem besinnungslosen Hauptmann v. Elern beschäftigt hatte. Als später der Oberst v. Scherbening die Krankenträger antreten und ihre Taschen untersuchen ließ, fand er in der dieses Mannes das Portemonnaie und das Geld Elerns.

Rückkehr zum Hauptquartier. Von den Batterien begab ich mich in das Hauptquartier des Gardekorps, das ich links der Chaussee von Ste. Marie nach St. Privat endlich fand. Es war zwischen acht und zehn Uhr morgens, als ich mich bei meinem kommandierenden General wieder meldete. Ich stieg vom Pferde und übergab meinen armen verwundeten Gaul, den ich mit Unterbrechung von wenigen Nachtstunden seit gestern früh vier Uhr geritten, der Pflege meiner Leute, die sich bereits zum Generalkommando hingefunden hatten.

Den kommandierenden General fand ich bei meiner Meldung in einer sehr weichen Stimmung. Ich beglückwünschte ihn zu dem Siege. „Ein schöner Sieg", sagte er, „wissen Sie, daß Röder tot ist?" und dabei rollten ihm die Tränen über die Wangen. Daß der Kommandeur des 1. Garde-Regiments geblieben war, tat mir zwar sehr leid, aber ich fand noch keinen Grund darin, sich des Sieges nicht zu freuen, auch war mir nicht bekannt, daß gerade Röder dem Prinzen von Württemberg so nahe gestanden hätte. Erst als die Offiziere der Truppenteile mittags zum Befehlsempfang kamen, wurde mir die ganze Größe des Verlustes klar. Ich fragte die von den Divisionen kommenden Offiziere, ob ihre Divisionen die verschossenen Patronen ersetzt hätten. Keiner wußte etwas davon. Ich erinnerte an den in Berlin gegebenen Befehl des Prinzen von Württemberg und meine Benachrichtigung, daß die Munition bei Batilly stehe. Niemand wußte etwas davon. Diese Versäumnis der erhaltenen Befehle ärgerte mich; aber ehe ich die Sache dem Prinzen meldete und dadurch den Divisionskommandeuren Unannehmlichkeiten zuzog, wollte ich den Grund aufklären und begab mich in das Biwak zu den beiden Divisionskommandeuren, ihnen diese Versäumnis mitzuteilen. Da erfuhr ich, daß kein Regimentskommandeur, fast kein Stabsoffizier, kein Adjutant der gesamten Garde-Infanterie mehr in Funktion sei, und deshalb war es nicht zu verwundern, daß an Befehle, die vor dem Ausmarsche generell gegeben waren, niemand mehr dachte, denn es gab niemand mehr, der sie überhaupt gelesen hatte. Als ich dies erfuhr, lief es mir kalt über den Rücken herunter.

Hammelfleisch. Der kommandierende General hatte die Nacht auf dem halben Wege von Ste. Marie nach St. Privat, links dicht an der

Chaussee, auf den Stoppeln liegend, den Kopf auf einem Steine, zugebracht. Im Laufe des Morgens kam unsere Bagage an. Der Prinz ließ sein Zelt aufschlagen, ich das meine. Es ward Feuer angemacht, und es wurde gekocht. Es gab ganz frisches Hammelfleisch. Woher? Beim Vorgehen der Garde-Infanterie aus Ste. Marie war eine Hammelherde erschreckt die Front der Infanterielinie entlang geflüchtet, viel Staub aufrührend. Ob der Feind diesen Staub für Kavallerie hielt, weiß ich nicht. Aber alle diese Hammel fielen unter den feindlichen Kugeln, so heftig war dies Infanteriefeuer gewesen. Jetzt lebten wir von diesem Hammelfleisch. Die Kartoffeln, die ich bei Doncourt gesammelt, waren sehr willkommen.

Das Schlachtfeld. Ich machte einen Gang auf dem Felde, nach St. Privat zu. Es war grauenerregend, die Masse der Opfer liegen zu sehen, welche der Angriff auf das Dorf gekostet hatte. Da lagen vornehmlich die schönen Gestalten des 1. und 3. Garde-Regiments, die schönsten und größten Männer der preußischen Monarchie in großer Zahl. Diese aus den größten Menschen zusammengesetzte Brigade hatte hier über 2000 Mann verloren. Ärzte, Lazarettgehilfen und Krankenträger waren unausgesetzt tätig. Aber sie konnten nicht gleich allen Hilfe bringen. Auch waren die sämtlichen Dörfer in der nächsten Umgebung schon derart mit Verwundeten überfüllt, daß in den Bauernstuben und Scheunen eine verderbliche Luft zu entstehen begann und die Ärzte untersagten, noch ferner Verwundete dorthin zu bringen. Sie lagen unter freiem Himmel besser als in den dumpfen Räumen, wurden verbunden, in Gruppen zusammengetragen, und man brachte ihnen, was man bringen konnte. Aber diese Unglücklichen begriffen nicht, daß sie in einem Hause nicht besser versorgt würden als auf dem Felde, und jammerten und klagten entsetzlich; ich fragte, ob sie etwas wünschten. Sie hatten Verband und zu essen, aber sie wollten doch in ein Haus. Das ging nun gar nicht an. Entsetzlich war der Mangel an Wasser, denn die Verwundeten leiden meistens an gewaltigem Durst. Nun war auf diesem Plateau entsetzliche Dürre. Ich näherte mich dem noch rauchenden Dorfe. Auf etwa 600 Schritt von demselben lag die dichteste Linie von Toten und Verwundeten im Halbkreise um das Dorf und kennzeichnete so die Front, in der sich die Garde-Infanterie zuletzt hingeworfen und das Feuer erwidert hatte. Von da bis an das Dorf lag fast keiner mehr. Man wollte daraus den Schluß ziehen, die französische Infanterie habe die unsrige auf größerer Nähe überschossen. Diese Folgerung ist falsch. Die Erscheinung kam eben daher, daß, wie mir General v. Pape erzählt

hat, die Infanterie 600 Schritt vom Dorfe liegen geblieben ist, bis das Feuer des Verteidigers bewältigt war, und daß dann, während unsere Infanterie zuletzt heran rannte, nur noch wenig aus dem Dorfe gefeuert wurde.

Befehle, Gerüchte und Erfolge. Ich konnte nicht viel Zeit auf die Besichtigung des Schlachtfeldes verwenden, denn es gab noch viel zu tun. Es sollte eine Avantgarde gebildet werden, und ich mußte dafür sorgen, daß schleunigst wenigstens eine Batterie vollständig mit Munition versehen sei. Ich bestimmte die 6. schwere Batterie, die gestern den wenigsten Munitionsverbrauch und Verlust gehabt hatte. Prinz von Hessen ging um zehn Uhr mit seinem Kavallerie-Regiment vor, ihm folgte ein Infanterie-Regiment und die Batterie um zwölf Uhr nach Amanvillers. Nach dem Armeebefehl sollte das II. Korps auf Chatel vorgehen, das Gardekorps als Reserve für das II. Korps bereitstehen, das XII. Korps eine Division ins unferne Moseltal senden, um die Einschließung von Metz zu vollenden. In Amanvillers, das während der Nacht schließlich ganz vom Feinde geräumt war, fand man zwei preußische Geschütze einer Batterie des IX. Armeekorps, die Tags zuvor von den Franzosen genommen worden war. Die beiden letzten Geschütze dieser Batterie fand man im Zeughause von Metz bei der Kapitulation dieser Festung nach zwei Monaten. Zeitweise waren gestern noch mehr Geschütze des IX. Korps in den Händen des Feindes gewesen. Es war dies der Moment, von dem Colomier gesagt hatte: „Die Männer sind reingefallen!“ Ich bin später in Petersburg Zeuge davon gewesen, wie Prinz Friedrich Karl dem Kaiser von Rußland sagte, an diesem Unglück der Korpsartillerie des IX. Armeekorps sei er allein schuld gewesen. Er habe geglaubt, der rechte Flügel des Feindes erstrecke sich nur bis Amanvillers und deshalb dieser Artillerie befohlen, auf eine Terrainwelle zu traben, von der aus sie diesen rechten Flügel in der Flanke beschießen könne.*) Der Feind aber habe sich gedeckt weiter bis St. Privat ausgedehnt und nun diese Artillerie in der linken Flanke aus nächster Nähe mit Feuer überschüttet, die Pferde und Menschen getötet und die Geschütze genommen.

Auf der anderen Seite fragten wir vergebens nach den Trophäen, die wir zu verzeichnen hätten. Man sprach wohl davon, daß hier oder dort Geschütze und Fahnen erbeutet seien, aber alle diese Erzählungen bestätigten sich nicht. Wir fragten nach dem Erfolge des rechten Flügels

*) Nicht Prinz Friedrich Karl, sondern General v. Manstein gab diesen Befehl, aber schon von Vionville aus.

der Armee und erfuhren, daß den ganzen Tag über das VII. und VIII. Armeekorps vergeblich die Stellungen des Feindes gestürmt hätten. Die Ferme St. Hubert war von unseren Truppen genommen, aber am Point du Jour und an der Moscou-Ferme waren alle Angriffe gescheitert. Bei Einbruch der Nacht war das II. Armeekorps zum entscheidenden Angriff vorgegangen. Eine heillose Verwirrung sollte die Folge davon gewesen sein, die Truppen hätten aufeinander gefeuert, weil sie sich in der Dunkelheit nicht erkannten.*) Die fabelhaftesten Gerüchte wurden erzählt und geglaubt, Steinmetz habe das II. Armeekorps selbst gegen das VII. und VIII. zu schießen beordert, und der König habe Steinmetz dafür seines Kommandos enthoben. Die Unwahrheit dieses Gerüchtes sprang in die Augen, denn Steinmetz hatte gar keinen Befehl über das II. Armeekorps. Aber in solchen Zeiten wird alles geglaubt. Jedenfalls wurde uns die ganze Schwere des Kampfes klar, den wir gestern bestanden hatten. Auf der ganzen Linie hatten wir nur abgeschlagene Angriffe zu verzeichnen, mit einziger Ausnahme der Stellung von St. Privat, welche nach langem verlustreichem Ringen den gemeinschaftlichen Anstrengungen des Gardekorps und XII. Korps erlegen war. Den Rest der Stellung hatte der Feind während der Nacht freiwillig geräumt, allerdings weil mit Tagesanbruch nunmehr die ganze Stellung unhaltbar werden mußte und der Feind keine frischen Truppen mehr hatte, um uns bei St. Privat anzugreifen. Wir aber hatten an den, allerdings am 16. August dezimierten X. und III. Korps, noch frische Reserven. Unser Erfolg war also der, daß wir den Feind einfach zurückgedrückt hatten. Die Zahl der Gefangenen war nicht bedeutend, Geschütze und Fahnen hatten wir nicht erbeutet, dafür deckten 10 000 Deutsche mehr als Franzosen mit ihren blutenden Leibern die Wahlstatt. „Noch zwei solche Siege, Sire, und Sie haben keine Armee mehr." Dieses bekannte Wort von Davoust an Napoleon I. nach der Schlacht von Smolensk kam jetzt jedem in Erinnerung.

Anordnungen auf der Wahlstatt. Nachdem ich die Anordnungen wegen der Avantgarde, wegen des Munitionsersatzes und wegen der Regelung der Kommandoverhältnisse, um Mißverständnisse zu vermeiden, auch schriftlich derart gegeben hatte, wie sie mündlich erfolgt waren, befiel mich eine entsetzliche Müdigkeit, und ich saß meinem kommandieren-

*) Das war auch in der Tat der Fall gewesen, wie General v. Fransecky, der kommandierende General des II. Armeekorps, in seinen Erinnerungen bestätigt. Vgl. Denkwürdigkeiten des Generals v. Fransecky, S. 516.

den General am Biwakfeuer in einer Art Stumpfsinn gegenüber, als dieser mit einem Male ausrief: „O, Gott, welch Unglück!" Ich folgte seinem Blick nach dem hinter mir liegenden Ste. Marie und sah daraus dicken Qualm und Feuer emporlodern. Das Dorf war mit Verwundeten vollgestopft. Der Gedanke, daß diese Unglücklichen nun noch gar verbrennen könnten, lähmte mir einen Moment Glieder und Gedanken. Der Kommandierende beorderte den Ingenieur, Obersten v. Wangenheim, augenblicklich mit dem Pionier-Bataillon nach Ste. Marie aufzubrechen und sandte das zunächst an Ste. Marie biwakierende Infanterie-Bataillon zur Hilfe. Den erneuten Anstrengungen dieser unter regelmäßiger Leitung arbeitenden bedeutenden Kräfte gelang es, die Verwundeten zu bergen und das brennende Gehöft niederzureißen. Ein heftiger Platzregen half löschen, ein großes Glück bei diesem Wassermangel.

Im übrigen brachte der ganze Tag noch viel Arbeit und Tätigkeit, denn die Verwundeten mußten versorgt, die Toten begraben werden. Soweit es möglich war, gaben wir den Gefallenen die letzte Ehre. Unter diesen waren zwei Prinzen Salm, Onkel und Neffe, die in dasselbe Grab gelegt wurden. Der erstere war der Felix Salm, der mit so viel vergeblicher Aufopferung den Kaiser Maximilian von Mexiko zu retten versucht hatte. Jetzt war sein sehnlichster Wunsch erfüllt, er hatte gegen den von ihm so gehaßten Napoleon kämpfen können, und die kühle Erde deckte sein vielbewegtes Leben.

Der Franzose mit der Genfer Binde. In diese traurige Tagesbeschäftigung brachte eine halb komische Episode einige Abwechslung. Ein Franzose wurde mehrere Male gesehen, wie er um die Biwaks des Gardekorps herumgaloppierte. Bei der allgemein herrschenden Müdigkeit und Abspannung hatte man sich damit begnügt, zu bemerken, daß er keine Waffen, aber eine weiße Binde mit dem roten Kreuz der Genfer Konvention trug. Als er aber zum dritten Male auf seinem Rotschimmel die Truppen des Gardekorps umkreiste, schien uns das doch verdächtig, und Major v. Roon wurde beauftragt, ihn zu befragen. Sein Betragen war frech und dabei doch ängstlich zugleich. Er wurde genötigt, abzusteigen. Seine Binde wurde untersucht und trug den Kammerstempel einer Kompagnie des Garde-Füsilier-Regiments. Es war ein französischer Hauptmann vom Generalstabe, der dieses Neutralitätszeichen gemißbraucht hatte, um Spiongeschäfte zu betreiben. Man hätte ihn gleich erschießen lassen können. Der sehr nachsichtige und gutmütige Prinz von Württemberg aber ließ ihn den Gerichten übergeben. Daß der Feind

gleich solchen Mißbrauch mit den Verträgen der Genfer Konvention trieb, ist ein Beweis, daß diese Abmachungen lediglich auf philanthropischen Illusionen beruhen, die vor der Wirklichkeit wie Seifenblasen zerplatzen. Unserseits wurde seitdem großes Mißtrauen in dies Zeichen gesetzt.

Bourbaki. Auch einer meiner jungen Offiziere brachte mir eine wenig erfreuliche Abwechslung. Er kam von der Korpsartillerie ins Hauptquartier und erzählte, der General Bourbaki, kommandierender General des französischen Gardekorps, sitze verwundet und gefangen bei Ste. Marie auf einem Wagen. Der Prinz von Württemberg, als kommandierender General des preußischen Gardekorps, sandte mich zu ihm, um seinem Kollegen seine Dienste anzubieten, und der Leutnant führte mich hin. Es war aber ein General Plombin, ein roher manierenloser Geselle. Leutnant v. Reitzenstein, der offenbar nur seiner Phantasie gefolgt war, behielt dafür während des ganzen Feldzuges den Spitznamen „Bourbaki".

Bildung der Maas-Armee. Nachmittags erhielten wir den Befehl, sofort aufzubrechen und nach Hannonville zu marschieren, da das Gardekorps mit dem XII. und IV. Armeekorps eine vierte Armee, die Maas-Armee, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen bilden sollte.

Der Kronprinz von Sachsen aber bestimmte, daß wir erst morgen früh zu marschieren hätten, weil das XII. Korps, das aus dem Moseltal zurückgeholt werden mußte, erst an uns vorbei zu defilieren hatte und uns den Weg versperrte. Das Defilieren der Sachsen dauerte die ganze Nacht. Ich schlief diese Nacht in meinem Zelt mit Doppelmair und den beiden Adjutanten. Ersterer schnarchte wieder entsetzlich. Ich glaubte immer, wenn es mir gelang, in einen Halbschlummer zu verfallen, das Schnarren von Mitrailleusen zu hören. Während des größten Teils der Nacht aber raubte mir ein heftiger Schüttelfrost den Schlaf, wahrscheinlich eine Folge der Überanstrengung.

Betrachtungen. Wenn man auch nur seine persönlichen Erfahrungen niederschreiben will, so kann man sich doch nicht von einem Schlachtfelde wie das von St. Privat trennen, ohne seine Betrachtungen zu machen.

Führung der Franzosen. Zunächst fragt sich ein jeder, wie war es möglich, daß die große, gefürchtete, tapfere, von kriegserfahrenen Generalen geführte französische Armee in einer großen, zwei Flußufer beherrschenden Festung eingeschlossen werden konnte? Die französische Nation hat die Antwort auf diese Frage damit gegeben, daß sie den

Marschall Bazaine wegen Landesverrats verurteilte. Daß dies Urteil ungerecht und nur von dem Bedürfnis diktiert war, einen Sündenbock zu finden, und nicht die ganze Nation mitverantwortlich für den Ausgang des Feldzuges zu machen, bezweifelt niemand, der die Ereignisse kennt.

Nach dem für die französischen Waffen so ungünstigen Ausgange der Kämpfe des 6. August hat Napoleon in die Pariser Zeitungen schreiben lassen, er werde den Feind in den unangreifbaren Stellungen der Mosel (positions inattaquables) erwarten. Wenn er das wollte, mußte er sich spätestens am 8. August, an welchem Tage die Bedeutung der Schlachten vom 6. August ihm klar war, hierzu entscheiden. Die Entfernung seiner Armeekorps von Thionville, Metz, Nancy war an diesem Tage nicht über acht, vier und acht Meilen. Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Armee Zeit hatte, eine Verteidigungsstellung hinter der Mosellinie rechtzeitig zu erreichen, welche von Nancy bis Thionville zwölf Meilen lang ist, denn die äußersten Spitzen des deutschen Heeres erreichten die Mosel erst am 14. August. Es wäre aber nötig gewesen, diese Stellung mit bewußter Entschiedenheit auszuwählen und die Existenz der Armee, statt auf den Punkt Metz, auf das ganze rückwärtige Frankreich, also zunächst auf die Maaslinie, zu basieren, nach der hin die Trains der Armee zu schicken waren.

Statt dessen sehen wir, wie die französische Haupt-Armee planlos allmählich vor der deutschen Armee zurückweicht je, nachdem diese vordrängt, und während die Korps von Mac Mahon schleunigst mit Hilfe der Eisenbahn bis Châlons flüchten, eine Stellung nach der anderen einnimmt, zuletzt an der französischen Nied, schließlich alle ohne Kampf preisgibt, um sich mit allen Trains in Metz zusammenzustopfen, wo die wenigen Brücken über die Mosel der großen Masse von Menschen und Fuhrwerk einen Aufenthalt von mehreren Tagen bereiten.

Bis dahin ist Bazaine an der Leitung der Gesamtoperationen ganz unbeteiligt. Am 13. August erhält er erst den Oberbefehl über die Armee. Er muß die Lage annehmen, wie sie ist. Die Truppen sind eben im Übergange vom rechten auf das linke Moselufer. Die ersten Anordnungen Bazaines werden schon vom Feinde durchkreuzt, der sich aufgehalten hat, um den Nachschub der erforderlichen Streitkräfte abzuwarten. Am 14. August werden die französischen Truppen, die noch nicht nach Metz hineinmarschieren konnten, weil kein Platz für sie vorhanden war, vom Feinde angegriffen; die übergehenden Truppen kehren ohne seinen Willen um, um den kämpfenden zu Hilfe zu eilen, und die ganze Bewegung der Armee kommt ins Stocken, und zwar in Metz selbst. Es fragt sich, ob Bazaine am 15. noch imstande war, der Katastrophe zu entgehen.

Wir finden am 15. August abends bereits alle fünf französischen Armeekorps auf dem linken Moselufer dicht beieinander in Biwaks. Von den deutschen Korps erreichte an diesem Tage das III. Korps Corny, wo es à cheval der Mosel nächtigt, das X. Korps mit einer Division Thiaucourt, mit einer Pont à Mousson, das Gardekorps Dieulouard zu beiden Seiten der Mosel, das IV. Korps Marbache an der Mosel. Kavallerie bedroht bereits den Rückzug der Franzosen auf Verdun.

Die fünf französischen Korps können nicht alle am 15. August übergegangen sein. Dazu waren in Metz nicht Brücken genug vorhanden. Also einige Korps müssen schon am 14. August auf dem linken Ufer gewesen sein. Obgleich Bazaine von dem am 14. August erfolgten Erscheinen deutscher Truppen bei Corny, Pont à Mousson und Dieulouard Kenntnis haben mußte, sehen wir nichts gegen diesen drohenden Feind moselaufwärts marschieren. Es scheint fast, als ob es hätte möglich sein müssen, die Truppen, welche am 14. die Mosel in Metz bereits überschritten hatten, am 15. mit Fußmarsch nach Corny und Pont à Mousson zu senden und durch Eisenbahntransporte rechtzeitig zu unterstützen, um die Brücken zu zerstören und den anrückenden deutschen Truppen einen Aufenthalt von mehreren Tagen zu bereiten. Die deutsche Armee wäre, wenn Dieulouard, Marbache und Frouard auch nicht rechtzeitig zu demselben Zweck mit der Bahn zu erreichen gewesen wären, doch wesentlich direkt aufgehalten oder zum Umweg über diese Punkte gezwungen worden, was ihr auch mehrere Tage gekostet hätte. Unterdessen konnten die Trains auf Verdun defilieren und sich in eine natürliche Stellung zur Armee setzen, und später konnte diese Übermacht gerade zurück bis ins Herz von Frankreich weichen, wo sie Verstärkungen fand. Von dem allen geschieht nichts. Im Gegenteil, die Armee häuft sich hinter Metz auf, und die Trains, die Lebensadern des Heeres, bleiben in Metz, die nächsten am Feinde. Befehle und Gegenbefehle sollen an diesem Tage gewechselt haben. Man sagt, der Einfluß des Kaisers habe Bazaines Entschlüsse gelähmt und durchkreuzt. Vielleicht hat er auch die Garden, die zuerst übergegangen waren, dem Feinde nicht gleich entgegensenden wollen. Ein Monarch kann durch seine Anwesenheit beim Heere nur schaden, wenn er nicht selbst kommandiert. Das sagte schon Kaiser Nikolaus nach dem Türkenkriege von 1829, und deshalb ging er 1854 nicht in den Krieg.

Am 16. August fallen die beiden preußischen Armeekorps, III. und X., mit einer Energie über die französische vereinigte Armee her, welche dieser großen Truppenmasse den Glauben beibringen muß, die ganze deutsche Armee sei vereinigt gegenwärtig. Den ganzen Tag über wehrt

sich das französische Heer tapfer. Gegen Abend erlahmen die preußischen Angriffe, und Gegenstöße der französischen Truppen versprechen Erfolg. Noch widerstehen die zum Teil bis auf die Hälfte geschmolzenen preußischen Korps, aber sie sind in ihre Atome aufgelöst. Die Dunkelheit macht dem Kampfe ein Ende. Während der Nacht liegen sich beide Heere, Gewehr in Arm, gegenüber, gespannt, was der anbrechende Morgen bringen wird, das französische Heer in einer Etatsstärke von 200 000 Mann, wovon die Hälfte geschlagen hatte, das preußische in einer Sollstärke von 70 000 Mann, die alle bis auf den letzten Mann geschlagen hatten und bis auf die letzten Kräfte erschöpft waren. Wenn Bazaine seine frischen Korps am 17. August früh antreten und angreifen ließ, so war zu erwarten, daß die erschöpften beiden preußischen Armeekorps keines Widerstandes mehr fähig waren. Ein leichter Sieg über sie war zu erringen, wenn sie nicht schleunigst zurückwichen. Sie konnten bis Gorze und Thiaucourt getrieben werden, wo sie erst von den nachrückenden Korps Unterstützung und Aufnahme fanden. Unterdessen konnte Bazaine die Korps, die gestern geschlagen hatten, mit Munition versehen und wieder ordnen, die Trains auf der nördlichen Straße über Briey nach Verdun marschieren lassen. Er hätte es dann allerdings am 18. August ebenfalls mit dem ganzen deutschen Heere auf dem linken Moselufer zu tun gehabt, aber unter wesentlich günstigeren Verhältnissen. Das Debouchieren aus den Engpässen von Gorze war den deutschen Truppen leichter zu verbieten. Die Entscheidung wäre bei Thiaucourt am 18. August gefallen, unterdessen hätten die Trains zwei Tagemärsche gemacht, und die Armee konnte sich nach und nördlich von Verdun zurückziehen. Warum tat dies Bazaine nicht? Warum verwendete er seine ausgeruhten und frischen 100 000 Mann Reserven am 17. August nicht, um die Schlacht vom 16. August in einen Sieg zu verwandeln? Er sagt, er habe die Armee zurückgeführt, um die verbrauchte Munition zu ersetzen, um die Verbindung mit Metz nicht zu verlieren und um die durch den Kampf gelösten Verbände wieder zu ordnen. Diese Gründe sind nicht stichhaltig. Die Munition wird den Truppen nachgeführt und nicht die Truppen nach der Munition. Die Verbände waren bei den vielen Truppen, die am 16. August gar nicht gefochten hatten, auch nicht zu ordnen. Die Verbindung mit Metz mußte man einmal doch verlieren, wenn man nach dem Innern von Frankreich zurückweichen wollte. Wir sind daher gezwungen, uns nach einer anderen Erklärung umzusehen. Wir finden sie in der persönlichen Beschaffenheit von Bazaine am 16. August abends, als er die Befehle für den 17. August zu geben hatte. Wir wissen jetzt, daß er in die Mitte unserer Kürassiere geraten

Wir finden am [illegible] nahmen. Diese berühmte Armeekorp[illegible] nicht allein ein ganzes feindliches den deut[illegible] Vorwärtsbewegung aufgehalten, sondern auch es à ch[illegible] Feldherrn zum Stillstand gebracht. Nach- court [illegible] mit unseren Reitern herumgehauen hatte — ein Sei[illegible] Stabswache wurde an seiner Seite getötet —, war er be[illegible] sich zu retten, vielleicht auch, sich körperlich zu erholen. Die [illegible] hörte auf einige Zeit auf. Die französischen Korps [illegible] vergeblich auf weitere Anordnungen. Es ist nur menschlich und natürlich, daß ein Führer auch seine Truppen für erschöpft hält, wenn er selbst am Ende seiner physischen Kräfte angekommen ist. In dem Zustande der größten Ermattung soll Bazaine die Befehle für den 17. August geben, und da ordnet er an, daß man sich stärke und erhole. In solchem Zustande hat man keinen Sinn für Angriffsdispositionen. Ist ihm daraus ein Verbrechen zu machen? Gewiß nicht, denn der Mensch ist eben Mensch, wenn er auch den Marschallstab führt. Worin bestand aber sein Fehler, denn richtig gehandelt hat er doch nicht? Sein Fehler bestand lediglich in seiner unzeitigen persönlichen Bravour. Ein Feldherr soll sich den Sinn und die Körperkräfte frisch erhalten, um die Klarheit für seine Entschlüsse zu bewahren. Daher soll er sich nicht unnütz den ersten besten Wechselfällen des Kampfgewühles aussetzen.*)

Die Stellung vom 18. August war taktisch so vortrefflich gewählt, wie man sie nur wählen konnte, und auch entsprechend besetzt. Das beweist schon der furchtbare und zähe Widerstand, den das brave französische Heer der Übermacht leistete, und die entsetzlichen Verluste, die wir erlitten. Nur kann man daran aussetzen, daß die Reserven beim Beginn hinter dem linken Flügel standen, der an der Festung Anlehnung fand und nicht umgangen werden konnte, statt hinter dem rechten Flügel, welcher umgangen werden konnte. Als diese Reserven — das Gardekorps — nach dem rechten Flügel dirigiert wurden, kamen sie zu spät, um den Fall von St. Privat zu hindern oder diese Stellung wieder zu erobern. Wenn hinter dem Korps von Canrobert, das St. Privat ver-

*) Es ist neuerdings von französischer Seite behauptet worden, Bazaine habe Metz überhaupt auch schon am 16. nicht aufgeben wollen. Dies ist jedoch in keiner Weise bewiesen. Vielmehr scheint Bazaine die Kräfte der Deutschen nach ihren unaufhörlichen Offensivstößen stark überschätzt zu haben. Auch scheint er nach dem Auftreten der Garde-Dragonerbrigade auch das Gardekorps in der Nähe vermutet zu haben, so daß er angesichts dieser stark überschätzten Kräfte einen Abmarsch am 17. August nicht mehr wagen zu können glaubte.

teidigte, von Hause aus das ganze Gardekorps gestanden hätte, so würde uns der Sieg wohl noch weit schwerer geworden sein.*)

Die deutsche Führung. Was die Oberleitung unserer Armeen anbetrifft, so ist sie von der ganzen Welt umsomehr als mustergültig angestaunt worden, als ihr der Erfolg zur Seite steht. Eine einzige Maßregel fordert die Kritik heraus. Während der Entscheidungsschlacht von St. Privat blieb das IV. Armeekorps untätig bei Le Bucy stehen, wohin es am 16. August gerückt war. Man wußte, daß es so gut wie gar keinen Feind vor sich hatte. Wenn man ihm in der Nacht vom 16. zum 17. August den Befehl schickte, in forcierten Märschen nach Norden zu marschieren, so konnte es mit Anstrengung am 18. August wohl Mars la Tour oder Hannonville erreichen. Auf eine Mitwirkung desselben am 18. August konnte man also nicht rechnen. Wenn aber der 18. August die Entscheidung nicht brachte, so hätten wir zur Fortsetzung der Schlacht am 19. August als Reserven nur noch die stark gelichteten zwei Korps, III. und X., gehabt, und es wäre das ganz intakte IV. Korps sehr erwünscht gewesen. Es erscheint sehr anmaßend, an den strategischen Anordnungen eines Moltke etwas aussetzen zu wollen, aber er soll später selbst ausgesprochen haben, es würde richtiger gewesen sein, wenn er dem Könige vorgeschlagen hätte, auch das IV. Armeekorps heranzuziehen, weil man zur Entscheidungsschlacht nie zu stark sein könne.

Gebrauch der Kavallerie. Was die einzelnen Waffen anbetrifft, so sehen wir zunächst, wie von der Kavallerie ein Gebrauch gemacht wird, der in den vorangegangenen Kriegen nur beschränkt vorkommt, ja fast unbekannt war. Man bricht mit der durch die vervollkommneten Feuerwaffen veralteten Tradition, nach der die Kavallerie aufgespart werden soll, um, wie ein General sich ausdrückte, als Torpedotruppe die Entscheidung der Schlacht herbeizuführen. Man verwendet sie weit vor der Front der Armee, wo sie den Feind umschwärmt, von ihm die genauesten Nachrichten einzieht und ihm einen so dichten Schleier um seinen Gesichtskreis wirft, daß er im eigenen Lande ganz im unklaren über unsere Truppen bleibt und von denselben jedesmal überrascht wird, während diese in absoluter Sicherheit vor ihm marschieren, also der durch die Sicherheitsmaßregeln während des Marsches entstehenden Anstrengungen und Verzögerungen überhoben, zu überraschend schnellen Operationen befähigt sind.

*) Diese Aufstellung der Reserven hinter dem linken Flügel beweist auch, daß Bazaine fürchtete, von Metz abgedrängt zu werden.

ist, als diese vorübergehend eine Batterie nahmen. Diese berühmte Attacke der Brigade Bredow hat nicht allein ein ganzes feindliches Armeekorps in seiner Vorwärtsbewegung aufgehalten, sondern auch die Absichten des feindlichen Feldherrn zum Stillstand gebracht. Nachdem er sich persönlich mit unseren Reitern herumgehauen hatte — ein Rittmeister seiner Stabswache wurde an seiner Seite getötet —, war er gezwungen, sich zu retten, vielleicht auch, sich körperlich zu erholen. Die Befehlsverbindung hörte auf einige Zeit auf. Die französischen Korps warteten vergeblich auf weitere Anordnungen. Es ist nur menschlich und natürlich, daß ein Führer auch seine Truppen für erschöpft hält, wenn er selbst am Ende seiner physischen Kräfte angekommen ist. In dem Zustande der größten Ermattung soll Bazaine die Befehle für den 17. August geben, und da ordnet er an, daß man sich stärke und erhole. In solchem Zustande hat man keinen Sinn für Angriffsdispositionen. Ist ihm daraus ein Verbrechen zu machen? Gewiß nicht, denn der Mensch ist eben Mensch, wenn er auch den Marschallstab führt. Worin bestand aber sein Fehler, denn richtig gehandelt hat er doch nicht? Sein Fehler bestand lediglich in seiner unzeitigen persönlichen Bravour. Ein Feldherr soll sich den Sinn und die Körperkräfte frisch erhalten, um die Klarheit für seine Entschlüsse zu bewahren. Daher soll er sich nicht unnütz den ersten besten Wechselfällen des Kampfgewühles aussetzen.*)

Die Stellung vom 18. August war taktisch so vortrefflich gewählt, wie man sie nur wählen konnte, und auch entsprechend besetzt. Das beweist schon der furchtbare und zähe Widerstand, den das brave französische Heer der Übermacht leistete, und die entsetzlichen Verluste, die wir erlitten. Nur kann man daran aussetzen, daß die Reserven beim Beginn hinter dem linken Flügel standen, der an der Festung Anlehnung fand und nicht umgangen werden konnte, statt hinter dem rechten Flügel, welcher umgangen werden konnte. Als diese Reserven — das Gardekorps — nach dem rechten Flügel dirigiert wurden, kamen sie zu spät, um den Fall von St. Privat zu hindern oder diese Stellung wieder zu erobern. Wenn hinter dem Korps von Canrobert, das St. Privat ver-

*) Es ist neuerdings von französischer Seite behauptet worden, Bazaine habe Metz überhaupt auch schon am 16. nicht aufgeben wollen. Dies ist jedoch in keiner Weise bewiesen. Vielmehr scheint Bazaine die Kräfte der Deutschen nach ihren unaufhörlichen Offensivstößen stark überschätzt zu haben. Auch scheint er nach dem Auftreten der Garde-Dragonerbrigade auch das Gardekorps in der Nähe vermutet zu haben, so daß er angesichts dieser stark überschätzten Kräfte einen Abmarsch am 17. August nicht mehr wagen zu können glaubte.

teidigte, von Hause aus das ganze Gardekorps gestanden hätte, so würde uns der Sieg wohl noch weit schwerer geworden sein.*)

Die deutsche Führung. Was die Oberleitung unserer Armeen anbetrifft, so ist sie von der ganzen Welt umsomehr als mustergültig angestaunt worden, als ihr der Erfolg zur Seite steht. Eine einzige Maßregel fordert die Kritik heraus. Während der Entscheidungsschlacht von St. Privat blieb das IV. Armeekorps untätig bei Le Bucy stehen, wohin es am 16. August gerückt war. Man wußte, daß es so gut wie gar keinen Feind vor sich hatte. Wenn man ihm in der Nacht vom 16. zum 17. August den Befehl schickte, in forcierten Märschen nach Norden zu marschieren, so konnte es mit Anstrengung am 18. August wohl Mars la Tour oder Hannonville erreichen. Auf eine Mitwirkung desselben am 18. August konnte man also nicht rechnen. Wenn aber der 18. August die Entscheidung nicht brachte, so hätten wir zur Fortsetzung der Schlacht am 19. August als Reserven nur noch die stark gelichteten zwei Korps, III. und X., gehabt, und es wäre das ganz intakte IV. Korps sehr erwünscht gewesen. Es erscheint sehr anmaßend, an den strategischen Anordnungen eines Moltke etwas aussetzen zu wollen, aber er soll später selbst ausgesprochen haben, es würde richtiger gewesen sein, wenn er dem Könige vorgeschlagen hätte, auch das IV. Armeekorps heranzuziehen, weil man zur Entscheidungsschlacht nie zu stark sein könne.

Gebrauch der Kavallerie. Was die einzelnen Waffen anbetrifft, so sehen wir zunächst, wie von der Kavallerie ein Gebrauch gemacht wird, der in den vorangegangenen Kriegen nur beschränkt vorkommt, ja fast unbekannt war. Man bricht mit der durch die vervollkommneten Feuerwaffen veralteten Tradition, nach der die Kavallerie aufgespart werden soll, um, wie ein General sich ausdrückte, als Torpedotruppe die Entscheidung der Schlacht herbeizuführen. Man verwendet sie weit vor der Front der Armee, wo sie den Feind umschwärmt, von ihm die genauesten Nachrichten einzieht und ihm einen so dichten Schleier um seinen Gesichtskreis wirft, daß er im eigenen Lande ganz im unklaren über unsere Truppen bleibt und von denselben jedesmal überrascht wird, während diese in absoluter Sicherheit vor ihm marschieren, also der durch die Sicherheitsmaßregeln während des Marsches entstehenden Anstrengungen und Verzögerungen überhoben, zu überraschend schnellen Operationen befähigt sind.

*) Diese Aufstellung der Reserven hinter dem linken Flügel beweist auch, daß Bazaine fürchtete, von Metz abgedrängt zu werden.

Im Anfange tritt diese Verwendung unserer Kavallerie noch in beschränkterem Maße auf. Aus dem Biwak bei Moranville sendet das Gardekorps die Kavallerie-Division nur bis Groß-Rederchingen vor und zieht sie beim weiteren Vormarsch wieder ein, nur die Dragoner-Brigade wird einen Tagemarsch weit vorgeschoben. Die Erfolge der Kavallerie bilden diesen Gebrauch derselben zum System aus. Als das Gardekorps Dron erreicht, unterbricht die Dragoner-Brigade zwei Tagemärsche weiter vorwärts bei Dieulouard die militärische Eisenbahnverbindung zwischen Nancy und Metz. Nach dem Überschreiten der Mosel werden zwei, zuletzt alle drei Brigaden des Korps so weit ins Land hineingesandt, als sie nur kommen können. Sie dringen mit einer Kühnheit vor, die den Schrecken bis in den Rücken der Armee trägt, und der **Ulan prussien** wird der gefürchtetste Gegenstand für die ganze Nation. Die weitere Tätigkeit der Kavallerie, die Verfolgung nach der Schlacht, kommt nicht vor, und übelwollende Kritiker haben daraus wohl unserer Kavallerie einen Vorwurf machen wollen, wenn auch ganz mit Unrecht, denn wenn der Feind in eine Festung zurückgehen kann, so wird kein vernünftiger Mensch der Kavallerie zumuten, gegen die Mauern derselben anzureiten, und eine größere Ausnutzung des Sieges als die Kapitulation des Feindes gibt es nicht.

Die Infanterie. Die Infanterie erlitt ganz ungeheure Verluste. Der Kampf um St. Privat allein kostete uns — Gardekorps und XII. Korps zusammen — über 10 000 Mann. Der Grund davon lag in der Überlegenheit des französischen Infanteriegewehrs über das preußische, denn ersteres schoß auf mehr als 2000 Schritt, letzteres nicht weiter als 600 Schritt, aber es lag noch mehr in unserer Unkenntnis von dieser großen Tragweite der feindlichen Waffe. Wohl hatten wir von den bombastischen Anpreisungen des Chassepotgewehrs genug gelesen, lange ehe der Feldzug ausbrach; aber wer glaubt alles, was die Franzosen von sich rühmen? Man hielt es bei uns für ganz unmöglich, auf der Entfernung von fast einer Viertelmeile von Flintenfeuer überschüttet werden zu können. Als man erst ins Gefecht trat und die verheerende Wirkung bemerkte, war es unmöglich, die reglementarischen Vorschriften zu ändern. Zu der Zeit, da die 1. Garde-Infanterie-Brigade sich in Bewegung setzte, um von Ste. Marie aus St. Privat anzugreifen, sandte der Prinz von Württemberg vergeblich den Befehl an sie, nur in Schwärmen, nicht in Kolonnen, vorzugehen.*) Sei es, daß dieser Befehl

*) Zur Zeit, als dieser Befehl gegeben wurde, waren die Kolonnen der 1. Garde-Infanterie-Brigade schon überraschend vom feindlichen Feuer überschüttet worden.

mißverstanden worden ist, sei es, daß die Führer glaubten, zur Formation in Schwärmen noch lange Zeit zu haben, weil sie noch außer Schußweite seien, kurz, die Infanterie trat in dichten Bataillonskolonnen aus der Deckung heraus und wurde auf einer Entfernung, auf der sie noch keinen Feind sah, mit einem so wirksamen Geschoßhagel überschüttet, daß von Formationsänderungen nicht mehr die Rede war. Hier konnte nur gewählt werden zwischen „Drauf" oder „Zurück". Die Infanterie wählte das erstere. Es ist allen Armeekorps ebenso gegangen, als sie zum ersten Male gegen das Chassepotfeuer kämpften. Da zahlten sie teures Lehrgeld. Später vermieden sie derartige Verluste durch größere Ausnutzung unseres Artilleriefeuers, durch längere Benutzung der Terraindeckungen und durch Bildung von massenhaften Schützenschwärmen schon auf weiterer Entfernung. So verlor das Gardekorps am 18. August über 8000 Mann, bei Sedan am 1. September nur 400, das XII. Korps bei dem kurzen Anteil am Kampf von St. Privat über 2000, den ganzen Tag von Sedan kämpfend nur 1300, das IV. Korps, das bei Beaumont zuerst in Feuer kam, ließ über 3000 Mann dort liegen, wogegen das bereits im Kampf gegen die Franzosen erfahrene XII. Korps bei gleichem Anteil am Kampfe nur einen Verlust von 89 Köpfen aufweist. Bei Sedan aber büßt das IV. Korps nicht 350 Mann ein. Der Gesamtverlust in der ganzen langen Schlacht von Sedan beträgt nicht volle 9000 Mann, in der Nachmittagsschlacht von St. Privat über 20 000 Mann.

Es hat mich nach der Schlacht oft geschmerzt, zu hören, daß in der Armee vielseitig dem Prinzen von Württemberg allein die Schuld an der Größe der Verluste bei St. Privat zugemessen wurde. Nichts ist ungerechter als dies. Man sagte, er habe die Zeit nicht abwarten können, bis die Sachsen dem Feinde in der Flanke erschienen, und die Garde-Infanterie gegen die unangreifbaren wohlbesetzten Stellungen des Feindes in den sicheren Tod getrieben.

Dagegen verhält sich die Sache in Wahrheit, wie folgt: Während der langen Kanonade hatte der Feind, wie ich erzählte, allmählich eine Batterie nach der anderen zurückgezogen. Nach den schwächlichen Offensivbewegungen französischer Truppenmassen aus St. Privat heraus hatte der Verteidiger auch keine anderen Truppen mehr sehen lassen. Der Prinz von Württemberg wartete mit dem Angriffsbefehl darauf, daß der linke Flügel der Sachsen von Montois her bei Roncourt sichtbar werde. Es wurde später und später, aber nichts derart war zu sehen. Mit Sehnsucht richteten sich die Fernrohre von dem Standpunkt des Hauptquartiers des Gardekorps auf der Anhöhe zwischen Batilly und Habonville aus nach der Richtung von Roncourt. Der Prinz Friedrich

Karl war persönlich dort anwesend.*) Es war schon fünf Uhr vorbei, da bemerkte man französische Truppenmassen, welche sich von Roncourt auf St. Privat und hinter dieses Dorf zurückzogen. Da wurde die Meinung im Hauptquartier vorwaltend, der Feind sei im Begriff, St. Privat zu räumen, weil er seine Stellung daselbst nicht mehr halten zu können glaube, und es sei die höchste Zeit, diesen wichtigen Punkt schnell zu besetzen, damit man, solange es noch hell sei (die Sonne geht an diesem Tage bald nach 7 Uhr unter), sich darin festsetzen könne, denn auf der ganzen übrigen Schlachtlinie machten unsere Truppen keine entscheidenden Fortschritte; insbesondere aber befand sich das IX. Armeekorps vor Amanvillers in einer kritischen Lage, aus der man es durch eine schnelle Wegnahme von St. Privat befreite (Generalstabswerk S. 859). Der Prinz Friedrich Karl, Oberkommandierender der Armee, teilte diese Meinung und befahl, St. Privat möglichst schnell zu nehmen (Generalstabswerk S. 860 sagt, er habe seine Zustimmung erteilt). Dieser Auffassung entspricht es auch, daß man zunächst nur die 1. Garde-Infanterie-Brigade**) gegen St. Privat in Bewegung setzte und erst, als diese in das feindliche Massenfeuer geriet, erkannte, mit welcher bedeutenden Macht man es noch zu tun habe, so daß man die beiden anderen Brigaden zu ihrer Unterstützung mit vorführte. So machten achtzehn Garde-Bataillone den Angriff gleichzeitig. Nur vier Bataillone — Garde-Füsilier und Garde-Jäger — blieben in Ste. Marie in Reserve. Der Prinz Friedrich Karl war noch beim Hauptquartier des Gardekorps, als das Vorgehen meiner Batterien diesen Angriff unterstützte, denn er hat es mit angesehen.

Gebrauch der Artillerie. Vergleicht man die Verwendung der Artillerie im Beginn dieses Krieges mit der in früheren Kriegen, so findet man einen wesentlichen Unterschied. Schon die Einteilung dieser Waffe in der Marschordnung zeigt, wie ich bereits einmal andeutete, die entschiedene Absicht, die Artillerie bald in Masse zu verwenden. Die Korpsartillerie marschiert, wenn das Armeekorps nur eine Straße hat, hinter der vordersten Division, dann erst folgt die andere Division. Und als sich das Gardekorps der feindlichen Stellung bei St. Privat nähert, eröffnen vierundfünfzig Geschütze der Garde-Artillerie ihr Feuer, ehe noch ein einziger Garde-Infanterist in den Bereich des feindlichen Feuers gekommen ist. Ste. Marie wird, ehe es gestürmt wird, von Artillerie-

*) Der Prinz befand sich etwa 600 Meter südlich vom Generalkommando des Gardekorps.

**) Die 4. Garde-Infanterie-Brigade trat noch früher an.



geschossen überschüttet und erschüttert (S. 757 des Generalstabswerkes). Jetzt werden noch mehr Geschütze gegen St. Privat in Tätigkeit gesetzt. Es feuern bald alle vorhandenen zwölf Garde-Batterien und zwölf Batterien Sachsen gegen diese Stellung (hundertundvierundvierzig Geschütze). Bei dem späteren Vorgehen der Truppen auf St. Privat vermissen wir noch, daß die Artillerie nicht erst zu einer entscheidenden Wirkung auf geringerer Entfernung mit vorgezogen wurde, aber ich habe schon erwähnt, daß man ja im Hauptquartier des Gardekorps der Meinung war, es werde sich bei St. Privat nicht mehr um einen zähen Kampf, sondern um Vertreibung einer Arrieregarde handeln. Vielleicht mag auch der alte Grundsatz mit maßgebend gewesen sein, nach welchem man Artillerie nicht dem Infanteriefeuer aussetzen dürfe. Die Artillerie selbst überwand aber dieses veraltete Vorurteil, und es jagten die Batterien in die Linie ihren hart bedrängten Kameraden zu Hilfe. Jetzt wird der Widerstand des Feindes gebrochen.

Es erübrigt noch, einen Blick auf die Verlustzahlen zu werfen. Meine Batterien verloren am 18. August 17 Offiziere, 185 Mann und 265 Pferde. Da sie etwa 1086 Mann und 1194 Pferde im Feuer zu stehen hatten, so verloren sie fast ein Fünftel der Mannschaft und fast ein Viertel der Pferde, und zwar größtenteils durch Chassepotfeuer. Einzelne Batterien verloren aber eine größere Prozentzahl, z. B. die 5. leichte, Unruh, die Hälfte ihrer Mannschaft und Pferde. Die Garde-Infanterie hat über 7000 Mann verloren, und da sie 29 Bataillone zählte, ein Viertel ihres Etats. Diese Verhältniszahl erhöht sich aber auf mehr als ein Viertel der Kämpfenden, denn sie war nicht in ihrer vollen Sollstärke zur Stelle, mit nur rund 26 000 Mann. Danach scheint es, als ob die Infanterie ein heftigeres Feuer ausgehalten habe als die Artillerie. Aber eine kämpfende und die Entscheidung suchende Infanterielinie steht dichter, fast Mann an Mann, während in einer Artillerielinie alle zwanzig Schritt nur ein Geschütz mit sechs Mann Bedienung und drei Fahrern, neun Menschen, steht. Also müssen von der Infanterie verhältnismäßig mehr Menschen fallen. Wie steht es aber mit dem Erfolge? Jeder verwundete oder getötete Infanterist ist eine Schwächung der Truppe um ein Gewehr. Eine Infanterie, die die Hälfte ihrer Stärke verliert, kann augenblicklich als gefechtsunfähig angesehen werden. Der große Napoleon nahm dies bei französischen Truppen schon bei einem Drittel des Verlustes an, denn mit den Verwundeten begeben sich helfende Kameraden auch aus der Feuerlinie zurück, und die wenigen Bleibenden fühlen sich dann verlassen, führerlos und weichen. Dagegen kann die Artillerie mit weniger als der Hälfte ihrer Bedienungsmannschaft das

Feuer im Notfalle unterhalten, es ist also ein Verlust von der Hälfte der Mannschaft noch keine augenblickliche Schwächung ihrer Kraft. Es ist diese Betrachtung also ein Beweis, daß es ein großer Fehler wäre, wollte man auf die vernichtende Nahwirkung der Artillerie verzichten, um sie nicht dem feindlichen Infanteriefeuer auszusetzen.

Noch auffallender ist der Vergleich der Verluste der Artillerie mit denen der Kavallerie. Wenn Kavallerie bei einer Attacke ein Viertel ihrer Pferde verliert, dann spricht man von ihrer kolossalen Aufopferung und verzeichnet ihre Tat in den Annalen der Geschichte. Bei einem größeren Verlust wird die Attacke ein Totenritt genannt — Brigade Bredow mit der Hälfte, Garde-Dragoner mit einem Drittel der Stärke. Niemals aber wird eine Kavallerie stillhaltend einen Verlust von einem Viertel ihrer Pferde ertragen. Es wäre auch ein Fehler. Die Artillerie aber kann und muß nicht nur einen solchen Verlust ertragen, sondern sie büßt auch nicht einmal den geringsten Teil ihrer Stärke für den Tag der Schlacht dadurch ein. Die Batteriechefs, die ich an diesem Tage zu befehligen die Ehre hatte, waren auch so sehr von dieser Überzeugung durchdrungen, daß keiner von ihnen auch nur eine Silbe der Klage über die Größe der Verluste laut werden ließ, sondern sich derselben als eines Beweises freuten, wie sie ihrer Pflicht nachgekommen wären und die brave Infanterie unterstützt hätten. Ja der brave Hauptmann Ising, dem der Arm aus der Schulter gelöst werden mußte, rief, als ihn ein pflegender Johanniter-Ritter bemitleiden wollte, freudig aus: „Was liegt an meinem Arm? Ich gäbe gern den andern auch dafür hin, daß wir endlich gezeigt haben, wie Artillerie auch das stärkste Infanteriefeuer aushalten kann."

Mit Batteriechefs, die von einem so vortrefflichen Geiste beseelt waren, war es leicht, Ehre einzulegen und das kühne Wort wahr zu machen, das ich dem Prinzen Friedrich Karl am 6. August in Homburg zur Antwort gegeben hatte. Um wieviel mehr Wert von jetzt ab auf die Verwendung der Artillerie gelegt wurde, beweist ein Scherzwort, welches von jetzt ab immer bei der Whistpartie beim Prinzen von Württemberg gebraucht wurde. Sobald jemand Atout ausspielte, sagte man nach der Schlacht von St. Privat immer: „Er fährt die Korpsartillerie auf."

---

5. Von St. Privat bis Sedan.

(Hierzu Karte 3 „Rechtsabmarsch nach Sedan" am Schluß des Bandes.)

20. August, Hannonville. Um acht Uhr früh brachen wir aus dem Biwak auf, um wieder nach demselben Hannonville zu marschieren, wo wir die Nacht vor der Schlacht zugebracht hatten. Die Bestimmung, die uns mitgeteilt ward, war die, daß die Maas-Armee (Kronprinz von Sachsen) und die Dritte Armee (Kronprinz von Preußen) in der Richtung von Chalons marschieren sollten, um die dort sich bildende feindliche Armee aufzusuchen und zu schlagen, während der Prinz Friedrich Karl mit der Ersten und Zweiten Armee Metz einschließen sollte, um Bazaine zur Kapitulation zu zwingen. Wir ließen somit 200 000 Feinde in unserm Rücken, von nicht ganz 200 000 Mann eingeschlossen, und marschierten mit 200 000 Mann in das Innere von Frankreich und dessen unbersiegbare Hilfsquellen. Ein Privatbrief des Königs an den Prinzen von Württemberg würdigte die Gefahr, in die wir uns damit begaben, in ihrem vollen Umfange. Denn wenn Bazaine nach einigen Tagen der Erholung nach Süden durchbrach und Epinal erreichte, was in der ersten Zeit unter Umständen ausführbar war, so konnte er unsere Lebensadern durchschneiden, dem Lande einen großen Teil seiner Armee erhalten und uns aller Früchte des teuer erkauften Sieges berauben. Daß er es nicht tat, liegt darin begründet, daß er in logischer Folge der Verschleierung seiner Niederlage und des Berichts, wonach er uns in die Steinbrüche von Jaumont geworfen zu haben vorgab, nicht einen bloß auf Rettung berechneten Weg einschlagen konnte. So zeugte die Lüge Unheil.

Der Brief des Königs sprach hauptsächlich in rührenden Ausdrücken seinen Schmerz über die schweren Verluste aus, die wir erlitten hatten. Er hätte gern, sagte der Monarch, das Gardekorps nach dem ruhmvollen Siege begrüßt, aber er sei zu tief ergriffen von dem Verlust so vieler ihm persönlich nahe stehenden Braven, daß er nicht die Kraft in sich fühle, das Korps jetzt schon wiederzusehen. Auch der Prinz von Württemberg war am 20. August noch in sehr weicher Stimmung. Dabei hielt er es für unmilitärisch, seine Bewegung vor den Truppen sehen zu lassen. Durchdrungen von der Pflicht, die Tapferkeit derselben anzuerkennen, erließ er zwar einen Tagesbefehl folgenden Inhalts an die Truppen:

„Soldaten des Gardekorps!

In blutiger Schlacht hat Gott uns den Sieg verliehen, einen Sieg, dessen Größe erst heute ganz zu übersehen ist.

Dem Gardekorps war es vergönnt, zur Erreichung dieses Sieges in hervorragender Weise beitragen zu können.

Alle Waffen haben in Mut und Ausdauer gewetteifert.

Die Artillerie hat durch ihr vereinigtes Wirken an den entscheidenden Punkten und durch ihr ruhiges, sicheres Schießen selbst da, wo sie sich im feindlichen Infanteriefeuer befand, den Angriff der Infanterie erfolgreich vorbereitet und unterstützt.

Der Sturm auf die von steinernen Mauern umschlossenen Dörfer Ste. Marie aux Chênes und St. Privat la Montagne ist in dem kolossalen feindlichen Gewehrfeuer von der Infanterie in einer Weise ausgeführt worden, die über alles Lob erhaben ist.

Fortgerissen von dem Beispiel ihrer Offiziere, warf die Infanterie mit den Jägern, Schützen und Pionieren den Feind aus einer Position, die er selbst für uneinnehmbar hielt.

Groß sind die Verluste, mit denen der Sieg erkauft ist, aber Ste. Marie aux Chênes und St. Privat la Montagne sind glänzende Lorbeerblätter, welche Ihr dem reichen Siegeskranze des Gardekorps neu hinzugefügt habt.

Soldaten des Gardekorps!

Abermals habt Ihr das Vertrauen gerechtfertigt, welches Seine Majestät, unser Allergnädigster König zu jeder Zeit Allerhöchst Seinem Gardekorps geschenkt haben, und dieses Vertrauen werdet Ihr Euch ferner zu erhalten wissen.

Ich bin stolz darauf, der kommandierende General eines solchen Armeekorps zu sein.

Es lebe der König!

Biwak bei Ste. Marie aux Chênes, den 20. August 1870.

August Prinz von Württemberg."

Auch ritt er mit großer Gewissenhaftigkeit an jedes Bataillon und jeden anderen Truppenkörper und sagte, ohne einen zu vergessen: „Brav gewesen, gut geschlagen, sehr zufrieden!" Mehr aber brachte er vor innerer Bewegung nicht hervor, und schnell wandte er sich jedesmal von der Truppe ab, um seine Tränen nicht sehen zu lassen. Die harte und herzlose Erziehung, die er in seiner Jugend empfangen, ließ ihm jede Gemütsbewegung als eine tadelnswerte Weichheit erscheinen. Auf die Truppen machte diese Verschlossenheit keinen guten Eindruck, und sie gab der ungünstigen Meinung über ihn neue Nahrung. Hätte er sich gezeigt, wie er war, tief bewegt, weinend, hätte er, was er gern getan hätte, wenn es ihm schicklich dünkte, hier einen Offizier, da einen Gemeinen um-

armt, ein endloser Enthusiasmus wäre die Folge gewesen. Mir fiel es schwer aufs Herz, daß er so verkannt wurde.

Beim Fortreiten aus dem Biwak redete ich ihn darauf an, daß ich beim Beginn der Schlacht seine Unzufriedenheit durch mein Vorreiten zur ersten feuernden Batterie erregt habe, und wollte mich mit der Absicht, die mich geleitet, entschuldigen. Aber er schnitt mir die Rede ab mit den Worten: „Ich erinnere mich nicht, jemals mit Ihnen unzufrieden gewesen zu sein" und drückte mir die Hand. Das war ebenso zart als kurz.

Das Hauptquartier marschierte über St. Ail, Habonville, bei Doncourt vorbei über Mars la Tour nach Hannonville—Suzemont. Ich beurlaubte mich beim Prinzen von Württemberg, um in Doncourt den General v. Colomier aufzusuchen und einiges über den Ersatz der Munition mündlich zu erledigen. Ich fand den General damit beschäftigt, einzupacken, um nach Straßburg abzugehen, wo er die Artillerie der Belagerung kommandieren sollte. Er ist dann an einem Nierenleiden erkrankt. Mir verweigerte er jede weitere Auskunft, weil ihn die Tätigkeit bei der Armee nichts mehr anginge. Prinz Friedrich Karl war fortgeritten. In seinem Stabe erfuhr ich nur als sicher, daß kein Artilleriekommandeur der Maas-Armee ernannt sei, und ich mich wegen des Munitionsersatzes nicht an den der Armee des Prinzen Friedrich Karl zu wenden hätte. Ich entnahm daraus zu meiner Befriedigung, daß ich in allen Artillerieangelegenheiten nur mit dem Kriegsministerium in Berlin direkt zu verkehren haben würde. Meine geleerten Munitionskolonnen, nämlich alle fünf Artilleriekolonnen und eine halbe Infanteriekolonne, hatte ich schon gestern nach Herny dirigiert, wo der Feld-Munitions-Reservepark der Zweiten Armee stationiert war.

Von Doncourt aus schlug ich einen Feldweg über Ville sur Yron auf Hannonville ein, der nach der Karte näher sein mußte als die große Straße. Bei Ville sur Yron kamen wir — Doppelmair und Kaas begleiteten mich, während ich Braumüller beim Prinzen von Württemberg gelassen hatte — an das Biwak der Kavallerie-Division des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg und sahen große Massen frischen Brotes auf dem Felde unter Bewachung zur Verteilung regelmäßig aufgereiht. „Ach Brot!", rief Doppelmair, „vielleicht können wir hier auch einmal ein Stück Brot erhalten." „Wollen Sie schon wieder essen?", fragte ich erstaunt, denn mich widerte der Anblick des Brotes an. Ich verspürte gar keinen Appetit, sondern nur eine Müdigkeit, die sich durch Schmerzen in allen Gliedern kundgab. Da

aber remonstrierten alle beide und meinten, von dem halben Hammelkoteletttchen, das gestern auf jeden gekommen sei, und der Tasse Kaffee von heute früh könne man doch nicht drei Tage lang leben. Da fiel mir ein, daß wir jetzt schon den dritten Tag nichts Ordentliches zu essen erhalten hätten, und wir ritten nach Ville sur Yron hinein. Ich wollte den Herzog aufsuchen und ihn um Brot bitten. Vor einem der ersten Gehöfte stand eine Stabsordonnanz. Auf Befragen sagte dieser Mann mir, daß in diesem Gehöft der Stab der Kavallerie-Brigade einquartiert sei, welche seit der Verwundung des Brigadekommandeurs der Oberst v. Alvensleben führe. Dieser war mir nahe befreundet, und ich ließ ihn also um Brot bitten. Er kam selbst heraus und sagte: „Ach was, Brot! Steigen Sie nur ab!" und nötigte uns herein. Da saß der Stab und frühstückte. Der Tisch war zum Brechen voll von allen möglichen Speisen und Getränken, reichlich genug, um noch zehn Gäste zu sättigen. Wir mußten uns setzen. Kaas und Doppelmair taten dem liebenswürdigen Wirt die Ehre eines Heißhungers an, aber ich verweigerte erst jede Nahrung. Alvensleben zwang mich fast, etwas zu mir zu nehmen. Sobald ich den ersten Bissen heruntergeschluckt hatte, verspürte auch ich einen heftigen Hunger und frühstückte mit der tapfersten Energie drauf los. Auch unsere Ordonnanz und die Pferde wurden bedacht, und nach einer angenehmen Stunde setzten wir unseren Weg fort.

Während dieses Frühstücks war natürlich viel geschwatzt und erzählt worden. Am interessantesten und wichtigsten war mir unter Alvenslebens Mitteilungen eine Episode aus der Schlacht von Mars la Tour. Die Brigade, die er jetzt führte und bei der er an diesem Tage mit seinem Regiment stand, wurde vorbeordert, um ein weit vorgeschobenes Infanterie-Bataillon vor einer drohenden feindlichen Kavallerieattacke zu retten. Über eine Höhe herantrabend, aber noch zu weit entfernt, um zu attackieren, sah Alvensleben die feindliche Attacke, welche ein prachtvolles französisches Kürassier-Regiment — Kürassiere der Kaiserin — ausführte. Die feindlichen Reiter kamen in der musterhaftesten Ordnung und Geschlossenheit herangebraust. Aber das preußische Infanterie-Bataillon formierte nicht Karree, ja es zog nicht einmal die vorgeschobene dichte Tirailleurkette ein. Im Gegenteil, die Tirailleure blieben ganz ruhig liegen und empfingen den Feind mit einem wohlgezielten Feuer. Schuß auf Schuß traf in die dichte Kavalleriemasse. Jede Kugel brachte eins der prachtvollen Pferde zum Stürzen und Überschlagen nach vorwärts. Bald bildete sich eine breite Lücke in der Mitte des feindlichen Regiments, dessen beide Flügel nun-

mehr instinktmäßig auseinander wichen und bei dem Bataillon im Durchgehen vorbeisausten. Da kamen sie aber aus dem Regen in die Traufe, denn jetzt mußten sie an den geschlossenen Unterstützungstrupps der Tirailleure vorbei Spießruten laufen und wurden derart mit einem Hagel von Geschossen überschüttet, daß bald nur noch einzelne Reiter von ihnen herumirrten, denen auch bald der Garaus gemacht wurde. So war das ganze Regiment vernichtet, ehe Alvensleben dagegen attackieren konnte. Er meinte, sein kavalleristisches Herz habe geblutet bei der Überzeugung, daß eine Kavallerieattacke ohnmächtig sei gegen eine entschlossene und ruhig schießende Tirailleurlinie.

In Hannonville kam ich in dasselbe Quartier wie vor der Schlacht. Die keifende Bäuerin war verschwunden. Bald nach meiner Ankunft war Dinerzeit beim Prinzen von Württemberg. Dies Diner war, da jetzt alle Bagage eintraf, von der gewöhnlichen Opulenz, und trotz meines reichlichen Frühstücks konnte ich weiter essen, als ob ich noch nichts genossen hätte. So war ich vorher überhungert gewesen, ohne es zu merken. Essen ist gut dafür.

Von jetzt ab marschierten wir in der Richtung auf Chalons gegen Westen. Da uns zunächst kein Feind gegenüberstand, so wurden die Märsche ganz nach der Bequemlichkeit der Truppe eingerichtet, und nur die Kavallerie weit vorausgesandt. Ich übergehe daher die Details der Verteilung und will sie erst dann wieder näher angeben, wenn sie durch die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit dem Feinde das Interesse eines militärischen Lesers dieser Blätter erregen könnten, dem es Freude macht, die Operationen auf der Karte zu verfolgen.

21. und 22. August, Woël.*) Unsere Bestimmung am 21. August war Woël. In diesem und den umliegenden Dörfern sollte das Korps einen Ruhetag halten. Des Morgens vor dem Abmarsche stellte sich heraus, daß Doppelmairs Diener Ahlgrimm sinnlos betrunken war. Er konnte sich nicht rühren. Das war die Folge der in dem menschenleeren Hause vorgefundenen massenhaften Weinvorräte. Doppelmairs Pferde und Effekten wurden von meinen Leuten besorgt und sein Diener als Ballast auf einen Wagen geladen. Jetzt rief der gutmütige Doppelmair meine Hilfe gegen diesen Diener an. Bis dahin war ich nicht imstande gewesen, gewaltsam gegen den Diener des russischen Offiziers einzuschreiten, der mein Gast war wie der Herr. Aber jetzt war ich froh, es zu können, da mich Doppelmair selbst darum bat. Ich ließ also den sauberen Burschen

*) 5 Kilometer nordöstlich St. Maurice.

arretieren und als Arrestanten von Etappe zu Etappe schaffen, bis er die Eisenbahn erreichte, auf der er nach Berlin spediert ward, alles unter Androhung des Erschießens bei der geringsten Abweichung vom vorgeschriebenen Wege. Dann kommandierte ich für Doppelmair einen mit Pferden vertrauten Mann aus den Munitionskolonnen. Es erschien ein Landwehrmann von einer Größe und Rückenbreite, die seine Abstammung von einem Riesengeschlechte bekundete. Er war sehr ordentlich und sorgte für Doppelmair und dessen Pferde mit der größten Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Seine Körperkräfte und seine Entschlossenheit entsprachen seinem Schmachtlappen von Namensvetter aus Goethes „Egmont“ nicht, denn er wurde Brackenburg gerufen. Das mit Herrn Ahlgrimm statuierte Exempel wirkte wohltätig auch auf meine, von ihm oft verführten Trainsoldaten, über die ich von jetzt ab keine Klage mehr zu führen Grund hatte.

Unser Marsch war nicht lang, aber angenehm, denn das Wetter war schön. Um zehn Uhr langten wir in Woël an. Dieser Ort bot einen eigentümlichen Anblick dar. Die Einwohner waren äußerst furchtsam, was nach den Riesenschlachten nicht wundernehmen konnte, welche in der Nähe getobt hatten. Aber es waren doch Einwohner vorhanden: Greise, Greisinnen und Kinder. Kein Jüngling oder Mann im waffenfähigen Alter war zu sehen, ebenso weder erwachsene Mädchen noch junge Frauen. Als die Einwohner nach einigen Stunden unserer Anwesenheit bemerkten, daß wir weder raubten noch stahlen, noch irgendwelche Gewaltsamkeiten verübten, da wurden sie auch mitteilsamer und bekannten, es sei das Gerücht verbreitet, wir zwängen alle waffenfähige Mannschaft zum Dienst gegen ihr Vaterland und erschössen diejenigen, die sich weigerten, junge Mädchen und hübsche Frauen aber schleppten wir mit und täten ihnen Gewalt an. So waren junge Männer, Frauen und Mädchen vor uns geflohen in die dichten Laubwaldungen in der Nähe, die einen vor unserer Liebe, die andern vor unserem Haß. Auffallend war auch, daß in dem ganzen Ort weder ein Pferd, noch ein Stück Rind zu sehen war. Die Einwohner gaben vor, dazu zu arm zu sein. Wenn sie dies versteckt hielten, so hatte solche Maßregel allerdings mehr tatsächlichen Grund, denn wir brauchten Fleisch zum Leben und Pferde zum Ersatz der erschossenen. Zwar nahmen wir nichts gewaltsam weg, sondern requirierten beim Maire des Orts gegen Quittung, aber wer diese Quittung dereinst bezahlen werde, das wußten die Einwohner doch nicht. Für heute mußten wir uns mit der Antwort des Maire, daß nichts da sei, begnügen, denn eine Untersuchung aller Ställe ergab in der Tat, daß sie leer waren. Aber es gab doch Ställe in dem Ort.

Ich kam in Woël ganz erträglich bei einem Bauern unter und erhielt sogar für uns Vier zwei Stuben. Von jetzt ab traf ich die Anordnung, daß Doppelmair mit Kaas zusammen in einem Zimmer unterkommen mußten, denn sie schnarchten beide fürchterlich. Braumüller aber schnarchte nicht und konnte mit mir in einem Zimmer schlafen. So hatte ich wenigstens ruhige Nächte zu Zeiten, wo kein Gefecht stattfand.

Der 22. war wirklich ein Ruhetag. Es war dies im Monat eigentlich der erste Tag, an dem die Truppe für ihre Ruhe sorgen konnte, denn der Ruhetag im regnerischen Biwak in Schmutz und Kot bei der Ferme von Moranville am 9. August war ebenso anstrengend für die Mannschaft wie ein Marschtag, vielleicht noch unangenehmer, und der Tag nach der Schlacht von St. Privat mit allen seinen mühevollen Geschäften trauriger Natur konnte noch weniger Ruhe gewähren. Sonst gibt man den Truppen nach drei Tagen einen Ruhetag. Jetzt ruhten sie nach drei anstrengenden Wochen einmal einen Tag.

Der Tag begann für mich sehr erfreulich. Ich erhielt früh eine Feldpostkarte von meinem Bruder Carl, den ich in Lublinitz im fernen Oberschlesien auf seinem Landratsposten wähnte. Er teilte mir aus Pont à Mousson mit, daß er zur freiwilligen Krankenpflege zur Armee gekommen sei, und wollte eine Nachricht, ob ich nach der Schlacht noch am Leben sei. Ich fand umgehende Gelegenheit, ihm Nachricht zukommen zu lassen, daß ich unverletzt und unser Bruder Friedrich Wilhelm mit seinen Ulanen in St. Mihiel, also bei der Schlacht nicht zugegen oder tätig gewesen sei. Mein Bruder Carl hat die Karte noch am selben Tage erhalten und Mittel und Wege gefunden, ein paar Worte durch den Feldtelegraphen an die Eltern gelangen zu lassen. Diese hatten eben die Nachricht von der mörderischen Schlacht erhalten und wurden durch dies Telegramm von aller Besorgnis um ihre Söhne befreit. Es war gerade der Geburtstag meiner Mutter.

Ich ritt am Vormittage nach Lachaussée und Tonville, wo ich mit dem Obersten v. Scherbening, Korpsartillerie, und dem Major v. Heineccius, Kolonnen-Abteilung, noch einige Einzelheiten zu besprechen hatte. Die Straße von Woël nach Lachaussée führte durch von Wiesen, Sümpfen und Seen unterbrochene Laubwaldungen von undurchdringlicher Dichtigkeit. Dieser Beschaffenheit wegen bilden diese Wälder in Frankreich ein Hindernis für alle Waffen und können nicht, wie die Nadelholzwaldungen Deutschlands, durch Besetzung und Verteidigung des Randes eine Stellung verstärken, denn man kann in ihrem Innern keine Reserven aufstellen, keine Befehlsverbindung erhalten, auch nicht

hindurch marschieren. Daher haust dort auch noch der Wolf trotz aller Fortschritte der Kultur und ist nicht auszurotten.

Als ich zurückritt, bemerkte ich, schon unweit von Woël, wie hier und da Gesichter geheimnisvoll aus dem Laubdickicht hervorlugten, wie einzelne Gestalten ängstlich über vorhandene Lichtungen und Wiesen huschten, ich hörte Signale durch Pfeifen. Dann sah ich auf einer Wiese Rauch aufsteigen und bemerkte auch einige weidende Pferde, welche aber, als wir auf der Straße sichtbar wurden, schnell hinter die nächste Waldecke getrieben wurden. Ich teilte meine Bemerkungen dem Generalkommando mit, das eine Razzia dorthin machen ließ. Es wurde in der Tat das Lager des geflüchteten Viehs entdeckt und eingetrieben.

23. August, St. Mihiel. Das schöne Wetter der vergangenen vier Tage verwandelte sich in der Nacht nach einem heftigen Gewitter und Platzregen in einen starken, anhaltenden und durchdringenden Landregen. Des Morgens, ehe wir abmarschierten, sahen wir die jungen Burschen und Mädchen aus ihren Biwaks in den Wäldern in das Dorf heimkehren. So gut sie sich auch in den schönen Nächten in ihren Biwaks amüsiert haben mochten, diese letzte Nacht war ihnen doch gar zu ungemütlich vorgekommen, und sie zogen es vor, sich am häuslichen Herd zu trocknen, selbst auf die Gefahr hin, von den barbarischen Prussiens geraubt zu werden. Aber es erging ihnen viel schlechter als das. Sie wurden, was ein Franzose garnicht vertragen kann, in ihrem kläglichen durchnäßten Zustande ob ihres Aussehens verspottet, sowohl von unseren Soldaten als auch von den alten Leuten, und selbst die Schönste unter ihnen sah nach solchen Nächten abschreckend aus, also erregten sie nicht einmal die Aufmerksamkeit unserer Soldaten und konnten entsetzt mit jener Dame sagen: „Ces barbares, ils ne savent pas même nous faire la cour.“

Der Marsch von Woël nach St. Mihiel wurde bei strömendem Regen zurückgelegt (acht bis halb ein Uhr). Vor dem Orte unserer Bestimmung ritten wir auf ziemlich steiler Chaussee aus den waldbedeckten Bergen die Maasufer hinab. Die Gegend muß bei schönem Wetter malerisch sein. Bei solchem Unwetter hat man keinen Sinn dafür.

So rückten wir also endlich in das Städtchen St. Mihiel ein, das uns bereits einmal vor sechs Tagen durch das Marschtableau als Marschziel überwiesen war. Es wurde uns mitgeteilt, die Einwohner seien schwierig. Die Mannschaft wurde aufgefordert, mit Ernst auf dem zu bestehen, was sie zu fordern habe, aber sich keine Ausschreitungen zuschulden kommen zu lassen. Mir wurde mein Quartier wie meinem

ganzen Stabe bei einem Apotheker angewiesen, der nebenbei ein sehr wohlhabender Mann war. Ich fand das Haus verschlossen, die Läden der Fenster zu. Auf Klopfen und Pochen ward nicht geöffnet, also befahl ich, die Haustür zu erbrechen. Sobald von meinem Stabe die ersten Anstalten hierzu getroffen wurden, öffnete sich der Torweg, in welchem der Besitzer stand und nach meinem Begehr fragte. Obgleich ich ein vom Maire der Stadt ausgestelltes Quartierbillett vorwies, erklärte der Mann doch, er sei nicht willens noch verpflichtet, mich aufzunehmen. „Etes-vous fou?“ brüllte ich ihn an, indem ich die Hand an meinen Säbelgriff legte. Worte und Pantomime waren so überzeugend, daß wir sofort sehr gute Zimmer erhielten und überhaupt auf das bereitwilligste bewirtet wurden. Am andern Morgen entschuldigte sich der Mann wegen des Mißverständnisses. Wir schieden ganz freundlich. Diese Nation liebt, wen sie fürchtet.

Der sonst ereignislose Tag in St. Mihiel, an dem nur von der Kavallerie die Meldung eintraf, daß weit und breit vom Feinde nichts zu sehen sei, eignete sich mit seinem schlechten Wetter recht zum Briefschreiben und Whistspielen.

24. August, Pierrefitte.*) Das Generalkommando marschierte um neun Uhr ab. Ich blieb mit Erlaubnis des Prinzen in St. Mihiel, die Korpsartillerie abzuwarten, und besichtigte sie im Marsch, erledigte auch einige notwendige Angelegenheiten mündlich, holte dann den stets sehr langsam reitenden kommandierenden General noch eine halbe Meile vor dem Marschziel ein und erreichte mit ihm um halb zwölf Uhr Pierrefitte. Daß wir in diesem Ort Quartier hatten, machte mir ein besonderes Vergnügen, denn als wir im vergangenen Winter im Kriegsspiel die Belagerung von Metz dargestellt hatten, ging damit ein strategisches Spiel Hand in Hand, bei welchem das preußische Gardekorps auch einmal nach diesem Pierrefitte gelegt worden war.

Mein Adjutant, Leutnant Clauson v. Kaas, hatte heute den Ritt zum Befehlholen nach dem Hauptquartier der Maas-Armee. Er wurde schon früh dorthin abgeschickt, weil der Kronprinz von Sachsen heute Verdun mit Feldartillerie des XII. Korps bedrohen wollte, um zu versuchen, ob die Festung sich einschüchtern lassen werde, es also im Laufe des Tages zweifelhaft werden konnte, wo er zu finden. So wohnte Kaas dem mißlungenen Versuch auf Verdun bei. Er erzählte mir, man habe sächsischerseits nur einige Batterien verwendet, die nicht nur die Festungsgeschütze nicht zum Schweigen bringen konnten, sondern auch

*) 20 Kilometer westlich St. Mihiel.

selbst Verluste erlitten. Der Kronprinz von Sachsen verlor den Humor während des mißlungenen Kampfes nicht, sondern hat immer lachend gesagt: „Ich möchte gern einen Vertrag von Verdun abschließen, es ist schon über tausend Jahre her, daß der erste abgeschlossen ward!“ Aber es gelang nicht. Es war schade um die Munition.

Aus der zwecklosen Kanonade ging hervor, daß, wenn Feldartillerie mit ihrem geringeren Kaliber und auf freiem Felde stehend gegen die gedeckten schweren Festungsgeschütze kämpfen soll, sie nur durch massenhafte Überlegenheit an Zahl und umfassende Aufstellung ein Ergebnis erlangen kann, daß aber ein entschlossener Kommandant doch nie kapitulieren wird, wenn auch alle seine Geschütze schweigen, denn die Wälle können niemals durch Feldartillerie so zerstört werden, daß die Infanterie sie übersteigen kann.

Mein Quartier war bei einem Geistlichen, der sehr gemessen, aber höflich war. Er bemühte sich, etwas über unsere Pläne zu erfahren, und sein schlauer Blick bei der Unterhaltung verriet, daß er die Absicht hatte, seinen Landsleuten die uns entlockten Geheimnisse zu verraten.

„Vous prenez le chemin de Châlons“ sagte er. — „Il parait que oui“ war die Antwort. — „Et de Châlons vous prendrez le chemin de fer pour aller à Paris?“ — „Certainement, si par hazard, les employés de la gare ne se sauvent pas, et que nous trouvions personne pour nous vendre des billets.“ — „Ah ça oui, il pourrait y avoir des difficultés.“

Dieser Spion war nicht gefährlich.

25. August, Triaucourt.*) Wir marschierten bei frischem, schönem Wetter von acht bis ein Uhr nach Triaucourt. Unsere Kavallerie durchstreifte an diesem Tage vor uns bereits das steile, von dichtem Laub bewachsene, mit Wölfen bevölkerte Argonnerwald-Gebirge und erreichte jenseit desselben bereits die Linie St. Menehould—Vieil Dampierre, die Spitzen und Patrouillen weit ins Land nach Westen vortreibend. St. Menehould ist das historisch bekannte Städtchen, in dem der unglückliche König Ludwig XVI. auf seiner Flucht erkannt wurde.

Unsere beiden Divisionen marschierten auf zwei Wegen nebeneinander, etwa eine halbe Meile entfernt, und gelangte die 2. mit der Spitze nach Brizeau, mit dem Ende nach Beauzée, die 1. mit der Spitze nach Esclaires, mit dem Ende nach Vaubécourt, die Korpsartillerie hinter der 1. Division nach L'Isle en Barrois, die Munitionskolonnen

*) Halbwegs zwischen St. Menehould und Bar le Duc.



nach Erize la Petite, die Trains nach Chaumont s. A. So gelangte das Korps in einen Raum von einer halben Meile Breite, der vom Westfuß der Argonnen bei Villers en Argonnes bis Chaumont s. A. vier Meilen tief war, und zwar mit der Infanterie südlich der Südspitze des Argonnerwald-Gebirges. Rechts, nördlich, von uns, in einer Entfernung von zwei deutschen Meilen, stand um Jubécourt das XII. Korps, links, südlich, eine Meile entfernt, das IV. Korps in Laheycourt. Wir waren bisher ganz nach Bequemlichkeit und Erleichterung der Truppe wie im tiefen Frieden marschiert und hatten recht große Strecken zurücklegen können, denn es hielt uns kein Feind auf, und gestern abend hatten die Spitzen der streifenden Kavallerie das Lager von Châlons bereits verlassen gefunden, in einer Luftentfernung von siebzig Kilometern oder neun bis zehn deutschen Meilen vor uns.

Es mag wohl die Folge dieses Verlassenfindens des Lagers von Châlons gewesen sein, daß wir jetzt in unserer Marschrichtung halbrechts nach Nordwesten befohlen wurden, denn es war festgestellt, daß der Feind nach Reims gegangen war, also nordwärts, von wo er nach Paris oder gegen unseren rechten Flügel gehen konnte.*) Wir erhielten also Befehl, mit dem Korps, die Argonner Südspitze umgehend, über St. Menehould hinaus zu marschieren, die 1. Division bis La Neuville au Pont und Berzieux, die 2. bis Moiremont und Vienne la Ville, die Korpsartillerie nach Chaude Fontaine,**) die Munitionskolonnen nach Lagrange aux Bois. Es war eine bedeutende Anstrengung in Aussicht, aber zugleich ward mitgeteilt, das große Hauptquartier Seiner Majestät werde nach St. Menehould verlegt werden, und wir freuten uns darauf, den König in diesem Kriege endlich einmal wiederzusehen. Das 1. Bataillon 1. Garde-Regiments mit der Regimentsmusik ward zur Wache für das Königliche Hauptquartier bestimmt. Unser Hauptquartier sollte auch nach St. Menehould kommen, und wir machten uns auf die höchste Einschränkung gefaßt. Neben uns sollte das XII. Korps nach Viennes,***) das IV. nach Villers en Argonne†) gehen.

*) In der Tat war der 25. August entscheidend für die weiteren Operationen gegen die Armee Mac Mahons. Schon am 24. spät abends war ein über London aus Paris kommendes Telegramm angelangt: „Mac Mahons Armee bei Reims versammelt. Kaiser Napoleon und Prinz bei Armee. Mac Mahon sucht Vereinigung mit Bazaine zu gewinnen". Da es noch unklar blieb, wie der Feind eine solche für ihn äußerst gefährliche Bewegung ausführen werde, so sollte die Armee zunächst, bis man eingehendere Nachrichten hatte, sich mehr nordwestlich gegen Reims wenden.

**) D. h. in einem Raum, etwa 10 Kilometer nordwestlich St. Menehould.

***) 10 Kilometer nördlich St. Menehould.

†) 10 Kilometer südlich St. Menehould.

Heute abend bekamen wir noch etwas zu sehen, was so aussah wie Feind. Eine Abteilung des 15. Ulanen-Regiments hatte eine Masse bewaffneter Bauern marschieren sehen und zu Gefangenen gemacht. Es waren Mobilgarden, 800 an der Zahl, welche, um eingekleidet zu werden, ruhig nach St. Menehould marschieren wollten und keine Ahnung von der Nähe unserer Truppen hatten. So störte unsere weit ins Land hineinjagende Kavallerie die Rüstungen zu fernerem Widerstande. Von den Ulanen waren diese Leute zurückgebracht. In einem Dorfe aber versuchten sie, die schwache Eskorte zu bewältigen und sich zu befreien. Aber unsere Garde-Dragoner und Garde-Jäger waren in der Nähe, es entspann sich ein Kampf, viele der Mobilgarden wurden erschossen oder verwundet, wenige entkamen, 27 Offiziere und 640 Mann wurden nach Triaucourt gebracht und in die Kirche gesperrt. Nach dem Völkerrecht hätte man sie alle erschießen können, denn sie hatten in bürgerlicher Kleidung gekämpft. Aber der Prinz von Württemberg verabscheute eine solche Maßregel und ließ sie wie ehrliche Kriegsgefangene behandeln.

Als diese Gesellschaft bewaffneter Bauern im Hauptquartier ankam und in die Kirche gesperrt werden sollte, war es bereits spät und dunkel. Die Truppen bildeten Spalier, als die Leute in die Kirche einmarschierten. Die ganze Bevölkerung drängte heran, denn da waren viele darunter, welche Verwandte im Orte hatten. Manche durchbrachen das Spalier und drängten sich zu den Ihrigen, und die Truppen brauchten nicht ihre Waffen gegen diese unbewaffneten Einwohner, die ihre Angehörigen begrüßen wollten. Weil man aber in der Dunkelheit und da die Mobilgarden keine Uniform trugen, nicht unterscheiden konnte, wer nun Mobilgardist, wer Einwohner war, so wurde niemand aus dem Spalier herausgelassen, und wem es gelungen war, das Spalier zu durchbrechen, der mußte nun als Gefangener mit in die Kirche spazieren und daselbst die Nacht zubringen, vorbehaltlich weiterer Aufklärung am nächsten Morgen. Fast hätte Lindau dies Geschick geteilt. In seiner Eigenschaft als Korrespondent für die Zeitungen und im Eifer, die Ereignisse selbst zu sehen, um darüber richtig berichten zu können, war er auf dem Platz vor der Kirche, geriet im Eifer in den abgesperrten Raum und sollte eben als Gefangener hineingeschafft werden, als ihn ein Offizier aus dem Hauptquartier durch die Dunkelheit erkannte und befreite. Das gab zu vielem Spaß Veranlassung, dessen Zielscheibe der vortreffliche Lindau ward, und den er in seiner Liebenswürdigkeit gut aufnahm. Der Hauswirt des Prinzen von Württemberg aber wurde in der Tat in die Kirche mit eingesperrt und auf die Kunde davon erst auf besonderen Befehl des letzteren befreit. Anderen Tags wurden die Gefangenen nach Deutschland ge-

bracht. Ich lag bei einem Herrn Lemaire, dem Sohn des gleichnamigen Gelehrten. Er war der erste Franzose, von dem ich eine ruhige, vorurteilsfreie Ansicht über die gegenwärtigen Streitigkeiten hörte.

26. August. Dombâsle. Am frühen Morgen, als wir mit den Vorbereitungen zum Abmarsche beschäftigt waren, traf ein Befehl des Oberkommandos*) ein, den Marsch nicht in der gestern abend befohlenen Richtung fortzusetzen, sondern erst die im Laufe des Tages zu empfangenden Befehle abzuwarten, denn es sei wahrscheinlich geworden, daß die feindliche Armee von Châlons aus über Reims sich in der Richtung auf Vouziers bewege, um unsere rechte Flanke zu umgehen und den Marschall Bazaine in Metz zu befreien.**) Adjutanten jagten nach allen Richtungen, um den Marsch der Truppen anzuhalten. Bei der Ausdehnung, in der das Korps marschierte, konnten sie nicht überall rechtzeitig eintreffen, und manche Truppenteile, welche bereits unterwegs waren, mußten an der Straße liegen bleiben und das Weitere abwarten.

Des Morgens kam der Hauptmann v. Alten vom Großen Generalstabe aus dem Hauptquartier mit besonderen Weisungen und den für den Marsch zu treffenden Befehlen an. Er brachte dem Gardekorps ausnahmsweise die Befehle Seiner Majestät direkt. Derartige Absendung von Generalstabsoffizieren aus dem Großen Hauptqautier in wichtigen Augenblicken, und zwar von solchen, die von allem genau unterrichtet sind, ist wiederholt in diesem Kriege vorgekommen und hat sich auch vollkommen bewährt; die Instruktion für die höheren Truppenführer vom Jahre 1869 schrieb sie auch vor.

Der Befehl wurde für die Adjutanten des Korps um neuneinviertel Uhr ausgegeben. Für das Gardekorps wurde bestimmt:

„Kavallerie-Division über Futeau und Les Islettes nach Réchicourt, 1. Garde-Infanterie-Division über Brizeau, Beaulieu, Clermont nach Dombâsle, 2. Garde-Infanterie-Division über Waly, Lavoye, Ville sur Cousance nach Jouy en Argonne, Korpsartillerie über Vaubécourt, folgt der 2. Garde-Infanterie-Division bis Brocourt, große Trains und Kolonnen nach St. André. Alle Truppen marschieren um elf Uhr ab."

---

*) Dieser Befehl kam nicht vom Oberkommando, sondern aus dem Großen Hauptquartier direkt. Außer dem Gardekorps waren auch noch die beiden bayerischen Korps und das IV. direkt vom Großen Hauptquartier angewiesen, ihre Märsche vorläufig noch nicht anzutreten.

**) Ein weiteres Telegramm über London und aufgefangene französische Zeitungen enthielten die Nachrichten, die den Entschluß Mac Mahons, Bazaine zu Hilfe zu eilen, immer wahrscheinlicher machten.

Wer diese Marschanordnungen des Korps auf dem Plane verfolgt, der wird zu seinem Erstaunen bemerken, daß die ganze Kavallerie-Division durch enge Felsschluchten des Argonner Waldes, die 1. Garde-Infanterie-Division aber oben auf dem Kamm des Felsengebirges entlang marschieren sollte, daß dagegen die große breite Straße nach Clermont ganz unbenutzt gelassen wurde. Während Dannenberg in dem großen Saale des Gasthofes diesen Befehl diktierte, verfolgte ich die Richtungen auf meiner Karte und bemerkte dies sogleich. Ich machte Dannenberg darauf aufmerksam, er aber war der Meinung, ich täusche mich in der Karte, die allerdings in dieser Sektion ein sehr undeutlicher photographischer Abzug ist, und Beaulieu liege im Tal, nicht oben auf den Bergen. Ich bat Dannenberg, ans Fenster zu treten, aus dem man das Felsennest Beaulieu auf etwa drei Viertelmeilen wie einen Adlerhorst hängen sah. Er wurde aber sehr zornig und erklärte mir, wenn ich in Artillerieangelegenheiten Einwendungen habe, werde er mir stets gern zu Diensten stehen, aber die Anordnung der Märsche im allgemeinen sei seine Sache, und heute sei Eile, er habe keine Zeit, Einwendungen zu beachten. Letzteres war richtig, im übrigen aber hatte ich recht. Es war die erste Disposition des Generalkommandos, mit der ich mich nicht in allen Teilen einverstanden erklären kann. Ich hätte die Kavallerie lieber westlich des Argonner Waldes über St. Menehould nach Clermont gesandt und die 1. Garde-Infanterie-Division auf der großen Straße östlich des Gebirges über Clermont nach Dombâsle.

Dieser Tag ist einer der wichtigsten im ganzen Kriege. Heute begannen die Bewegungen nach Norden, welche mit der Gefangennahme der ganzen feindlichen Armee bei Sedan endigten. Der Eifer und das Verständnis der Generalstabsoffiziere, die Ausdauer und Disziplin der Truppen bewährten sich glänzend bei der Ausführung dieser großen Bewegung der im Marsch nach Westen befindlichen Armee nach Norden, welche ein Generalstabsoffizier scherzweise mit den Worten bezeichnete: „Mit Armeen rechts schwenkt!" Aber ganz ohne Mißverständnisse und Verwirrung ging es nicht ab, und das war natürlich. Die Hauptsache war, daß die Sache überhaupt geleistet wurde. Die Mißverständnisse und Verwirrungen konnten nur durch Übermüdung der Truppen wieder gut gemacht werden und fielen um so schwerer in die Wagschale, als ohnedies den Truppen Marschleistungen zugemutet wurden, welche man auch ohne Mißverständnisse zu den Gewaltmärschen rechnet. Napoleon I. sagte: **Ordre, Contreordre, Désordre.**

Beim Gardekorps wirkten verschiedene ungünstige Umstände zusammen, um diese Mißverständnisse zu erzeugen. Der Befehl traf so

spät ein, daß er erst um neuneinviertel Uhr diktiert werden konnte. Aber schon um elf Uhr sollten die auf einem Raum von einer halben Meile Breite und vier Meilen Tiefe zerstreuten Truppen die veränderte Marschrichtung statt nach Westnordwesten, nach Nordosten einschlagen. Also war eine eilige Befehlserteilung nötig und ein Mißverstehen der undeutlichen Karte verzeihlich, denn zum Anhören von Gegenvorstellungen war keine Zeit. Daß aber die Truppen des Gardekorps bereits um elf Uhr antraten, war dringend notwendig, sollten sie noch heute das Marschziel Dombâsle erreichen. Daß dies aber noch heute geschah, war von der größten Wichtigkeit. Von Dombâsle bis Varennes, dem Marschziel des XII. Korps, waren noch zwei Meilen, und der Feind, der am 22. August Châlons verlassen hatte,*) wie unsere Kavalleriespitzen daselbst am 24. erfuhren, konnte bis zum 26., also in fünf Marschtagen, recht gut über Vouziers die achtzehn Meilen nach Varennes auch zurücklegen, also konnten die Spitzen desselben das XII. Korps noch heute berühren und dieses morgen der Unterstützung durch das Gardekorps dringend bedürftig werden, sollte es sich nicht der Vernichtung durch den weit überlegenen Feind aussetzen. Auch noch ein anderer Grund trieb zur Beeilung des Abmarsches des Gardekorps. Außer diesem konnte die nächste Hilfe nur durch das IV. Korps gebracht werden, denn die Dritte Armee, der Kronprinz, stand noch zu weit südlich. Es machte deshalb heute den Gewaltmarsch nach Fleury**) und kreuzte damit die von Osten nach Westen laufenden Wege, die jetzt noch vom Gardekorps bedeckt waren. Diese mußten also vom Gardekorps frei gemacht werden, ehe das IV. sie erreichte, sollte nicht die heilloseste Verwirrung entstehen.

Aus allen diesen Gründen entstand im Gardekorps eine Hast, welche entschuldbar ist und sich in der Stimmung des kommandierenden Generals und seines Generalstabschefs deutlich kundgab.

Die Adjutanten flogen davon, manche hatten über zwei Meilen zu reiten, und die überbrachten Befehle sollten schon binnen eindreiviertel Stunden ausgeführt werden. Im Generalkommando ward ein flüchtig bereiteter Imbiß, halb roh, verzehrt, und um eineinhalb Uhr setzte sich

*) Der Abmarsch Mac Mahons von Châlons auf Reims erfolgte erst am 23. morgens. Bis zum 22. hatte Mac Mahon sich dem Drängen aus Paris, auf Metz zur Vereinigung mit Bazaine zu marschieren, widersetzt, bis am Nachmittage dieses Tages eine Depesche von Bazaine eintraf, in der er die Schlacht von St. Privat am 18. August keineswegs als Niederlage schilderte und in zwei bis drei Tagen seinen Marsch nach Norden über Montmédy, St. Menehould nach Châlons in Aussicht stellte. Erst diese Nachricht bestimmte im Verein mit dem fortdauernden Drängen aus Paris Mac Mahon zum Abmarsch auf Reims.

**) 15 Kilometer südöstlich Clermont en Argonne.

auch das Generalkommando in Bewegung, durch schnellere Gangart die vorausmarschierenden Truppen einholend.

Unterdessen waren bei diesen die Folgen der begangenen Versehen fühlbar geworden. Die 1. Garde-Infanterie-Division war schon im Marsch nach Westen gewesen, als sie von dem Befehl erreicht ward, zu halten. Da hatte sie ohne Nahrung auf dem Felde gelegen und war, wie vorgeschrieben, nördlich auf das verderbenbringende Beaulieu losmarschiert. Hier geriet sie auf unpassierbare Felspfade, irrte bis in die Dunkelheit im Argonner Waldgebirge herum, bis sie auf Umwegen Clermont unter großen Anstrengungen erreichte; denn wenn auch auf Befehl des Gardekorps das Gepäck abgelegt war und auf requirierten Wagen unter zurückzulassender Bedeckung nachgeführt werden sollte, so war der Gebirgsmarsch doch bei mangelnder Nahrung entsetzlich ermüdend. Sobald Clermont und somit die große Straße erreicht war, machte sich die Ermüdung in ihrer vollen Macht geltend. Was noch marschieren konnte, schleppte sich mühsam die Chaussee entlang nach Dombâsle, was nicht weiter konnte, blieb im Straßengraben liegen und schleppte sich später nach. Erst um drei Uhr nach Mitternacht hatte die Division ihr Biwak bezogen. Auch die 2. Garde-Infanterie-Division hatte keinen Weg von Rampont nach Jouy en Argonne gefunden und viele Umwege eingeschlagen. Bei ihr war es elf Uhr abends geworden, als sie ihr Biwak bei Jouy bezog.

Die Korpsartillerie war umsichtig gewesen. Auch ihr war ein unpassierbarer Weg angewiesen. Aber Scherbening hatte Reiter weit vorausgesandt, einen schönen guten Weg gefunden, wenn auch einen anderen als den vorgeschriebenen, und hatte sein Marschziel im munteren Trabe bei guter Zeit erreicht. Bei der Nähe der Festung Verdun sollte die 2. Garde-Infanterie-Division die Sicherung in dieser Richtung übernehmen. Aber sie war noch nicht da. Also kam die eigenartige Tatsache vor, daß die Artillerie einige Stunden lang Vorposten gegen den Feind aussetzen mußte, um sich gegen einen nächtlichen Überfall zu schützen. Die Reiter der reitenden Artillerie wurden als Patrouillen verwendet.

Unterdessen ritten wir über Waly bei Clermont vorbei nach Dombâsle, wo wir gegen Dunkelwerden ankamen. In dem Dörfchen Waly wurden wir von einem wolkenbruchartigen Platzregen erfaßt. Wir flüchteten unter das vorstehende Dach eines Fuhrmann-Gasthauses, um das Unwetter abzuwarten, und die komischen Figuren, die die zusammengedrängten nassen Reiter da spielten, heiterten schon die Stimmung etwas auf. Während des Unwetters trabte die Korpsartillerie lustig an uns vorbei. Dann, als das Wetter nachließ, setzten wir den Marsch auf Clermont

fort. Etwa eine halbe Stunde von dem Städtchen kam uns ein aufgeregter Militärarzt entgegen und schrie uns von weitem zu: „Um Gottes Willen, meine Herren, reiten Sie hier nicht weiter, im nächsten Städtchen ist heftiges Infanteriefeuer!" Der Prinz von Württemberg stutzte. Vor uns mußte mindestens das ganze XII. Armeekorps sein. Sollte der Feind ein Versteck gelegt und es umgangen haben? Unmöglich war das nicht, wenn das Korps unvorsichtig gewesen. Dann wäre ja unsere Korpsartillerie in den Feind getrabt! Aber es wäre doch irgend ein Versprengter mit der Meldung zurückgekommen. Der Sicherheit wegen ließ der Prinz einen Offizier mit zwei Reitern der Stabswache voraustraben, und dieser kam bald mit der Meldung zurück, daß dicht bei Clermont eine sächsische Trainkolonne friedlich im Biwak stehe. Ein Unteroffizier hatte einem Trainsoldaten eine Ohrfeige gegeben, und das hatte so geklatscht, daß der ängstliche Jünger Äskulaps Infanteriefeuer verstanden hatte. Jetzt war der Humor wieder hergestellt, und wir setzten den Marsch nach Dombâsle in heiterer Stimmung fort, die noch dadurch erhöht wurde, daß Dannenberg diesen Ort mit achtungswerter Konsequenz ganz deutsch aussprach und dadurch besonders den Kommandierenden sehr zum Lachen brachte, welcher der französischen Sprache so mächtig war wie ein Pariser Kind. Aber Dannenberg blieb bei dem Grundsatze, wir Deutschen seien die Sieger, also berechtigt, unsere Aussprache zum Gesetz zu erheben.

In Dombâsle waren die Einwohner wegen der Nähe der Festung, vielleicht auch von der Annäherung Mac Mahons benachrichtigt, widerspenstig und verdächtig. Ich wurde beim Geistlichen des Orts einquartiert. Sein glattes Wesen flößte mir Verdacht ein. Ich sollte so schlafen, daß er mich einschließen konnte. Ich befahl eine derartige Änderung des Logements, daß ich ihn einschließen konnte, was auch für die Nacht geschah.

In Dombâsle gab das Generalkommando für den folgenden Tag den Befehl, das Korps solle früh abkochen und von elf Uhr an marschbereit sein, denn Befehle des Armeekommandos trafen nicht ein.

So lagen wir plötzlich in ganz veränderter Richtung und Lage. Wir waren vier Meilen weiter nördlich geschoben. Unsere Front war nach Norden gerichtet, statt bisher nach Westen. Auch stand der Feind, wenn auch nur ein schwacher, in Verdun, ganz nahe im Osten, aus welcher Richtung wir hergekommen, und westlich links von uns, in welcher Richtung wir bisher den Feind ausgespäht hatten, befand sich in einer Entfernung von anderthalb Meilen das Große Hauptquartier Seiner Majestät des Königs und das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen.

Den 27. August, Montfaucon.*) Früh morgens trafen die Befehle des Oberkommandos ein.

Danach sollte die Maas-Armee sich noch weiter nordöstlich schieben und dem Feinde zunächst den Weg nach der Maas bei Dun verlegen. Das XII. Korps wurde demnach vor unserer Front vorbei nach Dun dirigiert. Wenn es mit Übermacht über die Maas gedrängt würde, sollte es nach Osten ausweichen und werde bei Damvillers zwei Armeekorps zur Unterstützung finden, die der Prinz Friedrich Karl von Metz aus bereitzustellen telegraphisch angewiesen war. Das Gardekorps hatte bis Montfaucon vorzurücken, stand dann wieder links des XII. Armeekorps nur zwei Meilen davon und konnte einen Feind, der das XII. Armeekorps bedrohte, in der rechten Flanke anfallen. Das IV. Armeekorps rückte hinter uns bis Nixéville, konnte uns also im Falle eines feindlichen Angriffs noch kaum helfen. Wir waren in diesem Falle also den ersten Tag auf uns, Gardekorps und XII. Korps, angewiesen. Da uns bekannt war, daß Mac Mahon von Châlons am 22. August mit 200 000 Mann**) abmarschiert war, so machten wir uns darauf gefaßt, heute oder morgen eine verzweifelte Gegenwehr leisten zu müssen. Auch mußte baldigst abmarschiert werden, und man konnte den Truppen nicht gestatten, erst abzukochen.

Das Korps dirigierte die Gardekavallerie-Division, die um sechs Uhr früh abmarschieren mußte, über Avocourt nach Romagne sous Montfaucon, von wo aus sie, wenn das XII. Korps vorüber sei, nach Sommerance vorgehen, rechts auf Landres, links auf Grand Pré mit der sächsischen bzw. 5. Kavallerie-Division in Verbindung treten sollte. So wurden drei Kavallerie-Divisionen dicht nebeneinander vor unserer Front vorgeschoben, und diesen achtzehn Kavallerie-Regimentern lag ob, den Feind rechtzeitig zu entdecken und aufzuhalten. Die 2. Garde-Infanterie-Division mußte um 6 Uhr, die Korpsartillerie um sieben Uhr, die 1. Garde-Infanterie-Division um neun Uhr aufbrechen und nach Montfaucon marschieren. Ich erhielt Befehl, der Garde-Kavallerie-Division eine Batterie reitende Artillerie zuzuteilen. Ich stellte dem Prinzen vor, daß eine Batterie zu wenig sei, und bat ihn, der Kavallerie-Division grundsätzlich entweder gar keine Artillerie oder die gesamte reitende Artillerie zu überweisen. Heute, wo die Kavallerie berufen sei, den Feind aufzuhalten, wenn er anrücke, könne man ihr nicht genug Artillerie geben. Der Prinz genehmigte meinen Grundsatz, der von jetzt ab auch befolgt wurde.

*) 7 Kilometer nordöstlich Varennes.

**) Man schätzte die Armee nach den eingegangenen Nachrichten nur auf 150 000 Mann, was auch der Wirklichkeit entsprach.



So verdoppelte sich die reitende Artillerie. Wurde die Kavallerie weit weg gesandt und sollte sie aufklären und aufhalten, also vielleicht kämpfen, dann erhielt sie die ganze Reitende Abteilung. Hatte die Kavallerie aber nur zu spähen oder kam das Armeekorps zum Schlagen, während die Kavallerie zurückgenommen ward, dann erhielt die Reitende Abteilung wieder Befehl, zur Korpsartillerie zu stoßen und mit dieser zu kämpfen. Es ist auch viel zweckmäßiger, wenn ein Artilleriemajor mit Adjutanten und Trompetern beim Kommandeur der Kavallerie-Division reitet. Ist nur eine einzige Batterie bei der Kavallerie-Division, dann weiß der Batteriechef nicht, wo er sich aufhalten soll, ob beim Divisionskommandeur, während er die Batterie einem jungen Leutnant überläßt, oder bei der Batterie, wo er die Absichten des Divisionskommandeurs zu spät erfährt.

Wir brachen bei schönem Wetter früh sieben Uhr auf. Nach dem Gewitter von gestern war es frisch, aber sonnig geworden. Der Anblick der Truppen war wenig erfreulich. Nach dem gestrigen Gewaltmarsch hatte man der durchnäßten Mannschaft nur eine Nachtruhe von sechs bis sieben Stunden auf dem Stoppelfelde gönnen können, und jetzt mußte sie ohne Nahrung weiter. Mühsam schleppten sich die Infanteriemassen auf und neben der Straße fort. Ihre Tornister wurden nachgefahren, das ist wahr, aber eben darin waren ja die frischen Strümpfe oder Fußlappen, die anderen Schuhe oder Stiefel, nach denen man sich sehnte, nachdem man gestern durchnäßt war. Ebendaselbst befand sich der Kaffee, den man so gern früh vor dem Abmarsch getrunken hätte. Massenhaft, wie vergiftete Fliegen, fielen die Ermatteten um und blieben am Wege liegen, nachdem sie eine Weile von Kameraden mit fortgezogen waren. Am kläglichsten sah die 1. Garde-Division aus, die sich gestern im Argonner Wald verirrt hatte, und bei ihr litt das schöne 1. Garde-Regiment am meisten. Die jüngsten Jahrgänge unter diesen Riesen, die einundzwanzig und zweiundzwanzig Jahre alten Leute mit ihren lang aufgeschossenen Figuren und ihrem schwachen, unentwickelten Brustkasten waren solchen Anstrengungen nicht gewachsen. Die Stärke der Kompagnien war bedenklich geschmolzen. Schon sahen sie nicht mehr aus wie Kriegs-Kompagnien, sondern wie Kompagnien, die im tiefen Frieden exerzieren.

Wir erreichten Montfaucon zwischen zwölf und ein Uhr, nach einem Marsch von drei Meilen. Dies Städtchen verdient seinen Namen — Falkenberg — durch seine Lage. Mitten aus einer weiten Ebene, auf der meilenweit ringsum kein Hindernis und keine Erhebung des Geländes zu sehen ist, steigt ein Felsenkegel auf, wahrscheinlich das Erzeugnis einer

urweltlichen vulkanischen Bewegung, mehrere hundert Fuß, und oben wie an den an den Felsen sich heraufwindenden steilen Straßen sind die Häuser aufgebaut, wohl in sehr alter Zeit, als man sich durch solche Festsetzung gegen räuberische Überfälle sicherte.

Wie erstaunten wir, als wir, mühsam den steilen Schlangenweg heraufreitend, um Quartier zu suchen, die engen Straßen des Städtchens durch schwere Kavallerie verstopft fanden. Ein Kürassier-Regiment, ich weiß nicht mehr, ob Garde-Kürassiere oder Gardes du Corps, war, statt auf dem freien Stoppelfelde, das nicht einmal von Straßengräben durchschnitten war, den Felsen zu umgehen, auf der Straße geblieben, hatte oben im Städtchen einen falschen Weg eingeschlagen; die Tete hatte Kehrt gemacht, und nun waren sie so dicht, daß sie weder vor- noch rückwärts konnten und eine Passage unmöglich machten. Die Sperrung der Straße wurde hermetischer, weil die schwerbelasteten Pferde auf so steilen Wegen nicht den Weg entlang zu halten vermochten, denn sonst wurden ihre Vorder- oder Hinterbeine überlastet. Also bestrebten sie sich, wenn gehalten wurde, sich quer zu drehen. Dann gab es ein Ausschlagen, Schreien, Toben und Kommandieren durcheinander, daß niemand wußte, wohin er sollte. Wem die Schuld an diesem groben Gedankenfehler beizumessen ist, habe ich nie erfahren, aber davon bin ich Zeuge gewesen, daß den kommandierenden General seine sonst stets bewahrte Liebenswürdigkeit ganz verließ. Er wurde mit Recht sehr zornig. Die Kavallerie erkaufte sich um billigen Preis eine Lehre, die in der Nähe des Feindes viel teurer zu stehen kommen kann, nämlich die, daß selbst im Divisionsverbande ein Regiment niemals marschieren soll, ohne einige Reiter unter einem Offizier einige hundert Schritt vor sich zu haben, und wenn es auch nur wäre, um über die Wegbarkeit genaue Auskunft zu geben.

Kaum war der wirre Knoten gelöst und das Städtchen von den schweren Reitern geräumt, als wir oben eine halbe Proviantkolonne trafen, die von links, also von Varennes her, mit geleerten Fahrzeugen anmarschierte. Der Führer war in großer Aufregung und rief uns entgegen: „Um Gotteswillen, meine Herren, können Sie mir nicht sagen, wo die Rückzugslinie hingeht?" Wir sagten ihm, daß wir nur vormarschierten, und daß kein Rückzug, also auch keine Rückzugslinie befohlen sei. Da wurde er aber sehr gereizt und sagte: „Ich aber suche die Rückzugslinie." Oben im Städtchen, wo die Wege sich kreuzten, wählte er den, der nach Verdun führte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, er aber meinte, da wolle er hin, und auf meine Vorstellung, daß Verdun in den Händen des Feindes sei, entgegnete er, das wisse er besser, Verdun sei

von den Deutschen genommen. So marschierte er weiter und ist noch selbigen Abend nach Verdun hineinmarschiert. Der Kommandant von Verdun hat die Festungstore bereitwilligst für ihn öffnen und hinter ihm wieder schließen lassen, wonach diese Rückzugslinie ein Ende erreichte. Ob der aufgeregte Herr damit zufrieden war, habe ich weiter nicht erfahren, aber wir haben noch viel über diese Rückzugslinie gelacht.

Nach dem Einmarsch in Montfaucon gab das Generalkommando seine Befehle um 1 Uhr aus.

Das Korps ward auf den engen Raum von drei Viertelmeilen Länge und Breite massiert, die Avantgarden eine halbe Meile vorgeschoben, und nur die Kavallerie-Division befand sich mit dem Gros anderthalb Meilen vor unserer Front, die Spitzen und Patrouillen weit ins Land hineintreibend, ebenso wie die 5. Kavallerie-Division links und die sächsische rechts davon.

Ich suchte das mir überwiesene Quartier auf, und während die Leute sich darin einrichteten und meine Pferde unterbrachten, sah ich mich in dem Städtchen um.

Mein Haus war eins der letzten nach Norden zu. Ich ging einen Weg hinaus und fand einen Fußpfad hinter einem Gartenzaun, der auf einen Felsenvorsprung führte. Von da hatte man, dem Städtchen den Rücken zuwendend, eine Aussicht nach Norden, welche an landschaftlicher Schönheit und militärischer Wichtigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Mit der Karte in der Hand und mit Hilfe des Fernrohrs orientierte ich mich über alles, was ich überblicken konnte.

Zu meinen Füßen lag die weite Ebene, aus der sich der Fels erhob, auf dem ich stand. Vor mir da unten sah man deutlich jedes Haus der Dörfer, die die Vorpostenlinie der 2. und 1. Garde-Infanterie-Division bildeten. Jenseits dieser Linie ist das Terrain waldreich, aber die Dörfer zeigten ihre Dächer und felderreiche Lichtungen zwischen den Wäldern, und in dem Walde kennzeichnete sich deutlich der Einschnitt des Andonbaches. Rechts vorwärts konnte man Dun, gerade vor mir Banthéville und Rémonville, links in der Entfernung Grand Pré deutlich mit den Dächern aus den Waldungen hervorragen sehen. Recht unterhaltend war das Schauspiel, als die Avantgarden sich vorbewegten, aufstellten, ihre Vortruppen vorschoben, sich einrichteten, Feuer anmachten usw. Ich mag mich da wohl eine geraume Zeit aufgehalten haben. Als ich in mein Quartier zurückkehrte, kam der Prinz von Württemberg geritten. Ich erschrak, weil ich fürchtete, daß er vielleicht meine Begleitung befohlen und mich vermißt haben könne. Aber er sprach nur die

Absicht aus, zu den Vorposten zu reiten, um sich zu überzeugen, ob das Korps voraussichtlich die so nötige Ruhe haben werde.

Die Möglichkeit, daß der Feind noch heute mit 200 000 Mann anrücken könne, die große Ermüdung des Korps und die geringe Entfernung, in der er die Avantgarden nur hatte vorschieben können, weil die Infanterie nicht weiter mehr marschieren konnte, erfüllten ihn mit Besorgnis.

Ich sagte dem Prinzen, er könnte das bequemer haben, er brauche nur abzusteigen und zwanzig Schritt mit mir zu gehen. So führte ich ihn auf den Felsvorsprung, den ich soeben verlassen. Der Fußpfad war zwar nicht für die Promenade eines Königlichen Prinzen eingerichtet, denn er schien von der ganzen Einwohnerschaft von Montfaucon als Abort benutzt zu werden, so schmutzig war er. Aber es gab keine andere Verbindung zu dem schönen Punkt, und ich bat um Entschuldigung. Der Prinz sah, was ich gesehen hatte. Die Avantgarden kochten friedlich, kein Infanterie- oder Kanonenschuß war weit und breit durch Pulverdampf kenntlich, und man hätte so etwa bis Grand Pré und Rémonville, ja bis Dun hin sehen müssen, denn der Tag war von ungewöhnlicher Klarheit. Wenn aber jetzt, nachmittags drei Uhr, zwei Meilen vor uns noch kein Zusammenstoß mit feindlichen Spitzen stattfand, so konnte das Korps sich der Ruhe ungestört für heute und die nächstfolgende Nacht hingeben. Der verehrte Prinz war sehr erfreut, so schnell und bequem von mir orientiert zu sein. Ich konnte den Cicerone machen, als ob ich sämtliche Posten und Truppen im zweimeiligen Umkreise beritten hätte. Es war aber auch dringend notwendig, daß die Infanterie volle Ruhe hatte und zu einer regelmäßigen Verpflegung gelangte. Kaum war der Prinz von Württemberg wieder in seinem Quartier, als Kronprinz Albert von Sachsen geritten kam und zu demselben Zweck die Vorposten bereiten wollte. Ich führte ihn denselben, wenig salonfähigen Weg und erfreute ihn ebenso wie meinen kommandierenden General durch die Erklärung der landschaftlich schönen und militärisch beruhigenden Aussicht.

Unsere drei vorgeschobenen Kavallerie-Divisionen haben an diesem Tage ganz Bedeutendes geleistet. Offizierpatrouillen jagten weit ins Land hinein und brachten noch in der Nacht genaue und bestimmte Nachrichten von der Stellung und Marschrichtung des Feindes. Diese jungen kühnen Reiter auf ihren besten Blutpferden, von wenigen Kavalleristen auf den ausgesuchtesten Pferden der Regimenter begleitet, haben Ritte gemacht, welche sonst an ein und demselben Tage für unmöglich gehalten wurden. Die zusammengestellten Meldungen dieser Offiziere über das, was sie vom Feinde gesehen hatten, ergaben, daß seine Hauptmasse

nur bis Vouziers*) gekommen war. So unbegreiflich es uns auch vorkam, daß der Feind, der uns durch Umgehung unserer rechten Flanke überraschen wollte, von Châlons am 22. August abmarschiert sein und über Reims bis heute, den 27. August, in sechs Tagen, nicht vierzehn Meilen zurückgelegt haben sollte, so war doch nach den übereinstimmenden Meldungen nicht daran zu zweifeln. Den anstrengendsten und kühnsten Ritt soll dabei der Leutnant v. Ziegler vom 3. Garde-Ulanen-Regiment gemacht haben, in dem er bis in den Rücken des Feindes gelangte und, vielfach verfolgt, glücklich mit der bestimmten Meldung entkam, daß und wo die feindlichen Massen in der Richtung nach Osten marschierten. Er muß an diesem einen Tage wohl an zwanzig deutsche Meilen zurückgelegt haben.**)

Wir wußten damals noch nicht, was die Geschichte des Krieges jetzt klar gelegt hat, daß die Forderungen der Pariser „öffentlichen Meinung" durch ihren Widerspruch mit der besseren Einsicht Mac Mahons mannigfache Gegenbefehle, Hin- und Hermärsche und Verzögerungen verursachten.***) Zugleich kam die Meldung von den Sachsen, daß sie mit der Spitze Stenay an der Maas erreicht hatten, und daß bis zur Linie Stenay—Nouart kein Feind zu sehen sei. Denn auch die sächsischen Reiter wetteiferten mit den unsrigen in weiten kühnen Streifzügen.

Aus allen diesen Nachrichten ging folgendes hervor:

Der Feind stand bei Vouziers noch sechs Meilen von Montfaucon, Dun und Stenay. Selbst morgen konnte es höchstens zu einem Berühren der Vortruppen, aber noch immer nicht zu einem entscheidenden Gefecht kommen. Es gab nur noch eine einzige Straße, auf der feindliche

*) Die französische Armee war mit der Hälfte schon 2 Meilen weiter östlich über Vouziers hinaus bis Brieulles und Le Chesne gelangt, wo Mac Mahon am 27. sein Hauptquartier nahm.

**) Besonders wichtige Meldungen brachten auch noch der Rittmeister v. der Planitz vom 3. Sächsischen Reiter-Regiment, der spätere sächsische Kriegsminister, der Premierleutnant Frhr. v. Werthern vom Husaren-Regiment Nr. 16, zuletzt Kommandant von Wesel, der Leutnant v. Ende vom 3. Sächsischen Reiter-Regiment, der Leutnant v. Carlowitz vom 1. Sächsischen Reiter-Regiment und Sergeant Brohmann vom Dragoner-Regiment Nr. 13.

***) Die Marschrichtung Mac Mahons, die ursprünglich auf Montmédy beabsichtigt wurde, erfuhr bis zum 27. August durch Einwirkungen aus Paris noch keine Änderungen. Diese machten sich erst vom 27. an geltend. Dagegen bewog der Mangel an Lebensmitteln Mac Mahon, sich der von Paris kommenden Eisenbahn nach Réthel zu nähern, und dann brachte das überraschende Erscheinen der deutschen Kavallerie vor der Front der französischen Armee Änderungen der Marschrichtung und dadurch Verzögerungen des Vormarsches hervor.

Truppen ohne unsere Kenntnis gegen Metz zu marschieren konnten, das war die hart an der belgischen Grenze entlang führende Straße über Sedan und Montmédy, die der Feind auch mit der Eisenbahn von Paris aus erreichen konnte. Aber bedeutende Kräfte konnten dort nicht mehr sein, denn 200 000 Mann standen in der Gegend von Vouziers, die nach Stenay und Dun schon nicht mehr marschieren konnten, ohne mit uns zu kämpfen. Daraus gingen zwei für uns bedeutende Dinge hervor, erstens daß wir mindestens noch einen Tag ohne Kampf marschieren, also uns mindestens durch das IV. Korps verstärken konnten, ehe wir ein entscheidendes Gefecht zu liefern hatten, und zweitens daß für uns keine so aufreibende Eile nötig war, um uns dem nach Osten gerichteten Marsche des Feindes vorzulegen.

28. **August. Bantheville.***) Diesen Erwägungen entsprachen die Anordnungen, welche getroffen wurden. Der Befehl wurde erst früh fünf Uhr ausgegeben.

Danach blieben die Sachsen am heutigen Tage in Dun und Stenay stehen, das Gardekorps rückte in gleiche Höhe mit ihnen nur eineinehalbe Meile vor an den Andon-Bach nach Bantheville, das IV. Armeekorps hinter und bis Montfaucon. Die Maas-Armee war somit zu vereinigtem Kampf bereit. Links rückwärts von uns gelangten von der Armee des Kronprinzen von Preußen die beiden bayerischen Korps bereits in die Linie Vienne le Château—Varennes, also nur zwei Meilen, und die anderen drei Korps, V., VI. und XI., bis in die Linie Malmy—Laval, noch eine Meile mehr zurück.

Danach ordnete das Gardekorps an, daß die 1. Garde-Infanterie-Division nach Bantheville, Avantgarde nach Bouru, die 2. Garde-Infanterie-Division nach Romagne sous Montfaucon, Avantgarde gegen Landres, auf zwei verschiedenen Wegen marschiere; Korpsartillerie Ferme aux Bois hinter die 1. Garde-Infanterie-Division, die Garde-Kavallerie-Division hat sich von Rémonville bis Buzancy zu echelonieren, letzteren Ort mit einer leichten Kavallerie-Brigade zu belegen. Der Korpsbefehl ordnete noch viele Details an, die hier übergangen werden können, weil sie ohne Folgen geblieben sind.

Wir erreichten somit mit der ganzen Maas-Armee eine sehr starke Stellung, den Andon-Bach vor der Front. Wenn auch die Kavallerie bis Buzancy, also zwei Meilen, vorgehen sollte, so konnte der Feind doch morgen früh, wenn er endlich entschieden vorging, diese Stellung an-

*) 7 Kilometer südwestlich Dun.



greifen, und es wurde deshalb befohlen, daß das ganze Korps, den Andon-Bach vor der Front, biwakieren solle.

Wir ritten um zehn Uhr des Morgens ab und trafen, an der Spitze des Gros der 1. Garde-Infanterie-Division marschierend, um halb zwölf Uhr in Bantheville ein.

Ein dichter Regen gestaltete sich unter fortwährender Steigerung zu einer Art von Wolkenbruch. Man konnte kaum einige Schritt weit sehen. Der fette Boden erschwerte das Marschieren außerordentlich. Als dieser gewaltige Erguß des ungünstigen Himmels gar nicht aufhören wollte, befahl der Prinz von Württemberg, daß von den beiden Divisionen zur Schonung der Truppen soviel in Bantheville und Romagne unter Dach gebracht werden dürfe, als dort Platz habe. Nur solle sich alles als in Alarmquartieren untergebracht betrachten und stets bereit sein, in die Stellung hinter den Andon-Bach zurückzugehen, wenn der Feind erscheine. Die beiden Dörfer Romagne und Bantheville hängen zusammen und bilden ein zusammenhängendes, bebautes Tal zu beiden Seiten des genannten Baches in der Länge von fast einer Meile. Die Gegend muß sehr ergiebig sein, denn die Gehöfte sind groß, haben viel Scheunen und Stallungen, und die Wohnhäuser haben für Bauernhäuser viel Stuben. Während die Truppen in die Dörfer einrückten und unterzukommen versuchten, ritt ich zur Avantgarde der 1. Division nach Bouru, um zu sehen, wie diese aufgestellt sei. Aber da war nichts zu sehen, denn der strömende Regen hinderte alle Umsicht. Ich sah nur, daß die Avantgarde, ich glaube die Garde-Füsiliere, mit der 1. leichten Batterie, Planitz II, vormals Dewitz, unter Dach kamen. Ich ritt also zurück, um auch ins Trockne zu gelangen. Während ich in das Tal hinabritt, hatte ich einen sonderbaren Anblick, als das Gewölk auf kurze Zeit zerriß. Von Süden her marschierten die dichten Massen Infanterie auf zwei Straßen in dies Doppeldorf hinein, eilend, um dem Unwetter zu entgehen, aber in dem Dorfe schmolzen die Massen wie Schnee an der Sonne. Endlich kam das Ende der Kolonne und das Korps war verschwunden. Das ganze Armeekorps fand in diesem Dorfe Unterkommen! Das reizte meine Neugierde, um zu erfahren wie?

Die breite Dorfstraße entlang reitend, sah ich, wie jeder Raum benutzt war; in Häusern, Fluren, Scheunen und Ställen waren die Leute verteilt. Jeder erhielt nur einen Raum von sechs Fuß Länge und zwei Fuß Breite zugewiesen, damit er liegen konnte. Die einen waren geschäftig, Feuer anzumachen, um das Essen bald kochen zu können, die anderen trockneten ihre Kleider, wieder andere lagen gemütlich da und rauchten. Alle waren sehr froh, daß sie ins Trockene gekommen, jubelten

und lachten. Aus allen möglichen und unmöglichen Öffnungen der Gebäude schauten vergnügte Garde-Gesichter heraus. Überall hörte man Soldatenscherze. Aus einem Raum über einem Hühnerstall ragten die Köpfe von einigen auf dem Bauche liegenden und rauchenden Grenadieren heraus in den Regen hinein. „Beletage?", fragte ich lachend. „Zu Befehl, Herr General, und sehr billig!" schallte es zurück.

So erreichte ich lachend trotz meines feuchten Zustandes das Gehöft, das mir zugewiesen war. Ebendaselbst waren noch ein Brigadestab und ein ganzes Bataillon Infanterie einquartiert. Das Merkwürdigste dabei war, daß alles ganz gut Platz fand. Allerdings waren ja auch die Bataillone auf die halbe Stärke geschmolzen, denn zu den Verlusten in der Schlacht von St. Privat trat noch der Abgang an Maroden, die unterwegs liegen geblieben waren. Immerhin gehört ein bedeutendes Bauerngehöft dazu, um 500 Mann Infanterie und zwei Brigadestäbe mit je 4 Offizieren, 2 Unteroffizieren, 12 Mann und 21 Pferden aufzunehmen. Es konnten auch alle Offiziere in Stuben untergebracht werden, und es waren doch wohl einschließlich der Offiziere des Bataillons gegen 18 Offiziere daselbst. Es gehen eben der geduldigen Schafe viele in einen Stall.

Der andere Brigadestab in dem Gehöft war der des Generals v. Medem.*) Dieser brave Mann trug zwar noch eine Binde um den verwundeten Kopf seit der Schlacht von St. Privat, aber er tat doch wieder seinen Dienst. Dabei war er ebenso aufgeregt wie immer. Seine Offiziere sagten mir, daß er sich seit drei Tagen keine Zeit zum Essen genommen, denn sobald der Marsch zu Ende sei, steige er auf ein anderes Pferd, reite rekognoszieren und die Quartiere oder Biwaks der Leute besehen und dergleichen. Dabei bekämen sie auch nichts und seien schon ganz matt vor Hunger. Ich ging nun zu meinem alten Freunde Medem und fragte ihn, um welche Stunde er diniere. „Habe keine Zeit, muß gleich rekognoszieren reiten." Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß der Regen zu dicht sei, um etwas zu sehen. „Ich habe auch nichts zu essen", sagte er. Jetzt wurde ich grob und sagte ihm, daß er sehr schlecht für seine Truppen sorge, wenn er nicht einmal darauf halte, daß der Befehlshaber, nämlich er selbst, etwas zu essen erhalte. Ich würde ihm jetzt ein Diner geben. Ich hatte für den Notfall für 20 Personen Konserven in Blechbüchsen von Grüneberg in meinem Wagen mit und noch nicht angerührt, denn bis jetzt hatte der Prinz von Württemberg noch für uns gesorgt. Auch heute war dort unser Diner um vier Uhr bestellt. Ich ließ also von meinen Konserven vier Portionen entnehmen, und er erhielt

*) Kommandeur der 2. Garde-Infanterie-Brigade.



binnen zwanzig Minuten Schokoladensuppe, Rindfleisch mit Teltower Rüben, Butter und Käse (aus dem Hause), Rotwein und Kognak zum Kaffee. Der gute Medem war so gerührt durch diese Stärkung, daß er mir die Hände küssen wollte. Ich bediente ihn dabei selbst, denn meine Dinerzeit war noch nicht gekommen. Unser Hauswirt, bei dem Tags zuvor die Sachsen schon requiriert hatten, ward ganz aufgefressen. Er bat mich um Quittung. Ich gab ihm eine solche. Man hatte Lebensmittel und Vieh im Werte von 20 000 Francs von ihm entnommen. Ob er später ebenso voll entschädigt worden ist, wie jener Wirt in Moranville durch unsere Regierung, weiß ich nicht.

Nachher ging ich durch den tiefen Schmutz der Dorfstraße ins Hauptquartier und blieb daselbst bis abends, denn in meinem Quartier war nichts zu holen als höchstens nachts ein Strohlager.

Abends spät trafen im Hauptquartier des Korps die Meldungen über den Feind ein. Die sächsische Kavallerie hatte bis Beaumont gestreift und daselbst nichts vom Feinde angetroffen. Dagegen war diesseits Buzancy eine Eskadron Garde-Reiter mit zwei feindlichen Eskadrons zusammengestoßen und hatte diese in das Städtchen hineingeworfen. Am Eingange des Orts hatte noch ein Zusammenstoß stattgefunden, der den sächsischen Reitern zur größten Ehre gereichte, da sie in der Minderzahl waren. Der Feind hatte sich dann jenseit Buzancy abgezogen, aber die Sachsen waren nicht gefolgt, denn jenseits war noch mehr feindliche Kavallerie sichtbar.*)

Es erregte den größten Unwillen bei dem Oberhaupte unseres Korps, daß die Garde-Kavallerie-Division dem Befehl nicht nachgekommen war, Buzancy mit einer leichten Brigade zu besetzen, und man fand den angeführten Grund, daß dort eine Eskadron Sachsen auf stärkere Kavallerie gestoßen sei, nicht stichhaltig. Man folgerte aus diesem Umstande, die

*) Es liegt hier und in dem Folgenden augenscheinlich eine Verwechslung der am 28. August vom Sächsischen Garde-Reiter-Regiment vorgekommenen Erkundung auf Buzancy, an der sich auch ein Zug des 3. Garde-Ulanen-Regiments unter Major v. Heintze beteiligte, mit dem bereits am 27. bei Buzancy stattgehabten Reitergefecht vor. In diesem letzteren, in das dann noch Rittmeister v. Wolffersdorf von demselben Regiment mit einer Schwadron erfolgreich eingriff, warf Rittmeister v. Harling mit 3 Zügen des 3. Reiter-Regiments 2 französische Chasseur-Schwadronen in die Stadt zurück. Beide Rittmeister wurden dabei verwundet. Die Garde-Kavallerie konnte am 27. bei Buzancy noch nicht eingreifen, da sie noch zu weit südlich war und erst bis Bayonville, 1 Meile südlich davon, gelangte. Bei der Erkundung am 28. August bei Buzancy war weiteres Vorgehen überhaupt ausgeschlossen, da eine französische Division dicht nördlich lagerte.

Garde-Kavallerie-Division hätte daraus umsomehr Veranlassung nehmen sollen, die Sachsen mit einer ganzen Brigade oder mit mehr Kräften zu unterstützen und den Feind so lange zurückzutreiben, bis man seiner Infanteriemassen ansichtig werde. War man doch schon der Meinung, die Garde-Kavallerie hätte sich von den Sachsen den Vorrang nicht ablaufen lassen dürfen, sondern das nur eine Meile vom Divisionsstabsquartier entfernte, gerade davor liegende Buzancy früher erreichen müssen als die Seitenpatrouillen der Sachsen.

Der Prinz von Württemberg ging, da er von dem Gußregen sehr erkältet war, nach Erteilung der Befehle für den folgenden Tag zeitig zur Ruhe, mißgestimmt und in Sorge, was wohl der nur zwei Meilen entfernte Feinde noch unternehmen könne. Während Dannenberg damit beschäftigt war, die erhaltenen Befehle in einem Korpsbefehl zu formulieren, kam ein Adjutant der Garde-Kavallerie-Division an und bat, man möge ihr morgen früh bald Unterstützung schicken, sie sei in Gefahr, in die Maas geworfen zu werden. Diese Besorgnis war uns um so befremdlicher, als die Garde-Kavallerie-Division heute noch keinen Feind gesehen hatte. Bei weiterer Unterhaltung stellte sich aber heraus, daß der Adjutant sehr unklar war.

Wenn daher auch aus dem Verhalten des Adjutanten nicht auf die Stimmung der Kavallerie-Division geschlossen werden konnte, so lag doch die Tatsache vor, daß die ganze Division ohne Kampf bis Rémonville, eine Meile vor uns, zurückgewichen sei.*) Er erhielt daher mündlich und schriftlich den Befehl mit, die Division solle den anderen Morgen mit Tagesanbruch aufbrechen, dem Feinde Klinge an Klinge bleiben, Nachrichten über ihn schaffen und wenn sie gedrängt werde, auf Rémonville weichen, bis wohin die 1. Garde-Division am nächsten Morgen ihre Avantgarde vorschieben werde.

In diesen Tagen, ich weiß nicht mehr, ob am 25., 26., 27. oder 28. August kamen uns deutsche Zeitungen zu Gesicht, in denen eine alte Prophezeiung stand. Nach derselben sollte die Herrschaft Napoleons am 2. September 1870 zu Ende gehen. Wir lachten viel über diesen Unsinn, denn daß wir so schnell ein solches Ergebnis erreichen könnten, das glaubte niemand. Es gibt vielerlei solcher Prophezeiungen, welche eingetroffen sind. Bis jetzt hatte ich leider immer nur von denselben gehört, nachdem sie eingetroffen waren, und blieb mißtrauisch. Dies ist die erste,

---

*) Die ganze Garde-Kavallerie-Division wich nicht auf Rémonville zurück, sondern sie beließ Teile vorwärts auf Buzancy, zu deren Sicherung noch abends die 10. und 11. Kompagnie Garde-Füsilier-Regiments vorgeschoben wurden.



die ich vor dem Ereignis gelesen, und zwar glaube ich, sie schon am 25. August gelesen zu haben, ehe wir die Nachricht von dem Zuge der französischen Armee nach Norden erhalten hatten, der sie mitsamt ihrem Kaiser in unsere Hände lieferte.

29. August. Buzancy. Es stand über den Feind fest, daß er gestern abend Buzancy erreicht habe. Man schloß daher auf seine Absicht, von da über Nouart nach Stenay zu marschieren. Er mußte durch den Zusammenstoß bei Buzancy von der Anwesenheit der Maas-Armee Kenntnis haben und konnte unmöglich zwei Meilen an der Front derselben vorbeiziehen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von ihr unterwegs in der Flanke angefallen zu werden. Wir mußten daher voraussetzen, daß die Notwendigkeit ihn zwingen werde, die Maas-Armee mit allen seinen Kräften anzufallen und vereinzelt zu schlagen, ehe der preußische Kronprinz ihr zu Hilfe kommen könne. Diese Anschauung war maßgebend, als die oberste Heeresleitung über Nacht anordnete, die Maas-Armee habe in einer Defensivstellung hinter dem Andon-Bache bis elf Uhr vormittags zu verharren. Es sei anzunehmen, daß der Feind sie mit Übermacht angreifen werde. Dann solle sie sich mit der größten Energie bis auf den letzten Mann halten. Um elf Uhr könnten die beiden bayerischen Korps in der Höhe von Sommerance eintreffen und die erste Unterstützung bringen. Sollte der Feind wider Erwarten bis elf Uhr nicht angreifen, so könne die Maas-Armee den Vormarsch nach Nouart und Buzancy antreten, da nun schon fünf Armeekorps vereinigt seien.*)

Demzufolge ließ der Kronprinz Albert die Maas-Armee mit Tagesanbruch die Notkantonements räumen und hinter dem Andon-Bache Stellung nehmen. Das IV. Korps ward zur Reserve herangezogen, das XII. Korps hatte den rechten Flügel, das Gardekorps den linken Flügel in vorderster Linie. Die kommandierenden Generale wurden frühzeitig auf die Höhe von Aincreville beordert, von der aus man die beste Übersicht über das Andon-Tal hatte, und der Kronprinz erteilte dort an den

*) Der um 11 Uhr nachts im Großen Hauptquartier erlassene und um 4 Uhr nachts beim Kronprinzen von Sachsen eintreffende Befehl „stellte es dem Ermessen des Kronprinzen anheim, eine Verteidigungsstellung zu beziehen“, und benachrichtigte ihn, daß die beiden bayerischen Korps um 10 Uhr dahinter eintreffen würden. Die Fortsetzung der Offensive blieb ausdrücklich vorbehalten, nur eine Besitznahme der Straße Buzancy—Nouart wurde dem Kronprinzen anheimgestellt, falls er schwächere Kräfte dort sich gegenüber haben sollte. Dieser Befehl ließ also dem Kronprinzen von Sachsen Freiheit, den etwa bei ihm eingehenden genaueren Nachrichten entsprechend zu handeln.

Prinzen Georg von Sachsen,*) den Prinzen von Württemberg und den General v. Alvensleben**) mündlich seine Weisungen betreffs der Verteidigung der Stellung. Die Avantgarde der 1. Garde-Division ging unterdes nach Rémonville vor, um an diesem Engwege den Feind aufzuhalten.

Der Befehl, sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen, mit der Aussicht, gegen die Übermacht kämpfen zu müssen, erzeugt immer eine ernste Stimmung. Diese herrschte auch am Morgen im Hauptquartier vor. Aber den Truppen wurde die Lage weiter nicht mitgeteilt. Der gemeine Soldat soll die Bedenken des Feldherrn nicht teilen. Da das Wetter nun ganz heiter geworden war, so sangen die Truppen auch fröhlich und munter, nur begriffen sie nicht, wozu sie aus dem Notkantonement auf den gestern abend nicht bezogenen Biwaksplatz zurückmarschieren müßten, statt weiter gleich auf den Feind zu, und schrieben diese Hin- und Hermärsche lediglich der Pedanterie und dem Eigensinn des Prinzen von Württemberg zu, über den namentlich die jungen Offiziere jetzt viel räsonierten, ohne daß man sie über den wahren Grund der Bewegung aufklären konnte. Wir warteten in der Stellung gefechtsbereit, aber es erschien nicht nur kein Feind, sondern auch keine Meldung, weder von der Avantgarde bei Rémonville noch von der Kavallerie-Division, welche man seit Tagesanbruch in der Vorwärtsbewegung auf den Feind zu vermutete und die noch dazu mit dem frühen Morgen Befehl erhalten hatte, jenseit Buzancy Erkundungen vorzunehmen.

Als es elf Uhr vorbei war, wurde der Vormarsch angetreten. Die 1. Garde-Division ward über Rémonville auf Buzancy dirigiert, Avantgarde Harricourt, die 2. Garde-Infanterie-Division hatte über Landres nach Thénorgues zu marschieren. Die Korpsartillerie sollte der 1. Garde-Infanterie-Division folgen. Der kommandierende General marschierte an der Spitze des Gros der 1. Garde-Infanterie-Division.

Unser Weg führte uns von Bouru bis in die Nähe von Rémonville durch einen dichten Wald. Wer beschreibt unser Erstaunen, als wir, aus dem Walde heraustretend, diesseits Rémonville fünf Kavallerie-Regimenter und die reitende Artillerie im Biwak halten und frühstücken sehen, hinter der Infanterie der Avantgarde, die längst über Rémonville hinaus war!

*) Prinz Georg von Sachsen befehligte seit Ernennung des Kronprinzen von Sachsen zum Befehlshaber der Maas-Armee das XII. Sächsische Armeekorps.

**) Es war dies der General der Infanterie Gustav v. Alvensleben I., der das IV. Armeekorps befehligte, während Generalleutnant Konstantin v. Alvensleben II. das III. Korps befehligte.

Der Prinz von Württemberg, der bereits seit vorgestern schlecht auf seine Kavallerie-Division zu sprechen war und gestern noch mehr an ihr auszusetzen gehabt hatte, geriet jetzt in eine Wut, wie ich sie bei ihm noch nicht kannte, auch nie wieder erlebt habe. Sie entlud sich gegen den ältesten anwesenden General in den härtesten Ausdrücken. „Habe ich dazu der Kavallerie-Division die ganze reitende Artillerie beigegeben, damit sie hinter der Infanterie faulenzt und frühstückt?" Und ohne eine Aufklärung der allerdings wenig erklärlichen Tatsache abzuwarten, schrie er weiter: „Wenn ich heute noch irgend etwas von der ganzen Kavallerie anders sehe, als im Trabe auf den Feind zu, so soll der ganzen Division der Teufel auf den Kopf fahren! Vorwärts Trab, die Dragoner! Trab, die Ulanen! Trab, die Garde-Kürassiere! Trab, die Gardes du Corps! Trab, die reitende Artillerie!" Unterdessen war das Signal zum Aufsitzen gegeben und die Masse setzte sich in Trab. Dann, als die Masse durch das Dorf abbrechen mußte und die letzten deshalb in Schritt fielen, rief er hinterdrein: „Da ist noch ein Dragoner, der nicht trabt. Vorwärts, Trab Trab, mir aus den Augen." Ein Zornesausbruch trifft selten den Schuldigen, so auch hier. Der Divisionskommandeur hatte ein Ulanen-Regiment, das meines Bruders,*) vor Tage vorgeschickt und den Befehlen des Korps gemäß instruiert. Dann war er mit dem Brigadekommandeur dem Ulanen-Regiment nachgeritten und hatte die Masse der Divisionen zurückgelassen, mit der Weisung, weitere Befehle abzuwarten. Als der Nächste persönlich am Feinde, war er dort so beschäftigt, daß er vergaß, der Division den Befehl zum Nachfolgen zu geben, und diese 5 Regimenter mit drei reitenden Batterien taten lediglich, was befohlen war, als sie untätig da standen Da waren also 2 Generalleutnants**) mit ihren Stäben bei einem Regiment am Feinde und vergaßen ihre Hauptmacht, unterließen auch, Meldung zu schicken. Der Hauptvorwurf ist dem Generalstabsoffizier zu machen, der dazu da ist, um die Absichten des Generals durch die Befehlsvermittlung zu verwirklichen. Aber den Divisionskommandeur trifft wieder, wie die meisten unserer Generale, der Vorwurf unzeitiger Tapferkeit und vorzeitigen Diensteifers. Ein Divisionskommandeur gehört nun einmal nicht zu den Vordersten seiner 6 Regimenter. Reitet er mit der ersten Patrouille, so wird seine Aufmerksamkeit leicht durch Untergeordnetes gefesselt, und er verliert den Blick auf das Ganze. Tritt er

*) Das 3. Garde-Ulanen-Regiment.

**) Auch die Kommandeure der 2. und 3. Garde-Kavallerie-Brigade waren Generalleutnants.

persönlich zu bald in Tätigkeit, so sind seine Kräfte, geistige wie körperliche, verbraucht, wenn der Augenblick eintritt, wo sie erst mit der Hauptmasse der Truppen eingesetzt werden sollen.

Als die Division in den Waldungen jenseits Rémonville verschwunden war, setzten wir unseren Marsch fort. Die Stimmung war eine sehr peinliche, denn der zornige kommandierende General befand sich in jenem Zustand der üblen Laune, in den jeder Mensch unmittelbar nach einer heftigen Gemütsbewegung gerät. Auch war ja Grund genug zu Besorgnissen vorhanden. Hatte uns doch die Kavallerie trotz der wiederholten Befehle von gestern abend und heute früh bis jetzt, nach Mittag, ohne alle Nachrichten über den Feind gelassen, der keine volle Meile vor uns zu vermuten war. Wir marschierten also gewissermaßen mit verbundenen Augen, denn wir wußten nicht, was dicht vor uns war. Da begegnete uns ein geschlossener, von einigen gelben Ulanen eskortierter Postwagen. Darin saß ein französischer Generalstabsoffizier,*) der von Mac Mahon Befehle an das V. Korps Failly hatte bringen wollen und es aus Bequemlichkeit vorgezogen hatte, zu fahren. Er war zwischen den eigenen Truppen von unseren 3. Garde-Ulanen abgefangen, und da er die Marschtableaus der ganzen Armee Mac Mahons für die nächsten Tage bei sich hatte, schleunigst in das große Hauptquartier Seiner Majestät des Königs gesandt.

Auch dieser glückliche Fang beruhigte den Prinzen noch nicht. Er fand, daß die gelben Ulanen ihre Schuldigkeit täten, aber wozu er die anderen fünf Kavallerie-Regimenter habe, davon sehe er noch nichts. Die Laune wurde nicht besser, als wir hinter Bayonville die Avantgarde der 1. Garde-Infanterie-Division überholt hatten und Gefecht hörten. Vor uns fielen vereinzelte Infanterieschüsse, rechts von uns, in der Richtung von Nouart, hörte man einzelne Kanonenschüsse, auch Infanteriekampf. Jetzt wurde der Kommandierende sehr unliebenswürdig, und, seine wahren Besorgnisse verschweigend, vielleicht gar um sie zu verbergen, nörgelte er über geringfügige Kleinigkeiten. So erreichten wir eine bedeutende Höhe, auf der eine hübsche Baumgruppe vermuten ließ, daß sie oft der Gegenstand von Landpartien sei. Zu ihren Füßen lag Buzancy tief unten im Tal. Es war windig, aber wolkenlos. Die Luft war nach den gestrigen Regengüssen von einer Reinheit und Feinheit, die der Fernsicht in äußerst seltener Weise günstig war. Zu unseren Füßen lag Buzancy, das langgestreckt zu beiden Seiten

*) Marquis de Grouchy.

der Straße erbaute Städtchen im offenen, wellenförmigen, reich gesegneten Gelände. Eine Viertelmeile jenseit Buzancy kennzeichnete sich deutlich der Einschnitt, den ein kleiner Bach bildete, an dem zwischen Bar und Harricourt die Avantgarde Stellung nehmen sollte. Erst eine Meile weiter erhob sich der Boden wieder zu höheren Bergen, die in der Richtung von Boult aux Bois nach Westen hin mit dem Walde bedeckt waren, aus dem sich die aus Vouziers über Boult aux Bois nach Buzancy führende Chaussee heraustretend an den begleitenden Bäumen kenntlich machte. Hinter uns, nach Osten hin, wo von Nouart her der sich vermehrende Kanonendonner hörbar war, verhinderten die Waldungen jede Fernsicht.

Auf dieser Höhe saß der kommandierende General ab, denn wir waren reitend schon bis vor die Avantgarde gelangt, die doch erst durch Buzancy marschieren mußte, ehe wir in das Städtchen hineinreiten und daselbst Quartier beziehen konnten. Während der Prinz wegen seiner Erkältung in den Büschen Schutz gegen den heftigen Wind suchte, beobachtete ich von der Spitze mit meinem Doppelglase die vorliegende Landschaft. Ich hatte ein vortreffliches Glas, von Imme in Berlin. Es ist sehr schwer, und deshalb kann es nicht jeder Offizier immer tragen. Meine Stabsordonnanz führte es im Futteral am Riemen, und nur wenn ich es gebrauchte, hing ich es in meine Achselschnüre, die ich als General à la suite des Königs trug. Das Glas zeigte mir ganz klar die fünf Kavallerie-Regimenter der Kavallerie-Division mit den drei Batterien, die von Rémonville aus vorgetrabt waren, jenseit Harricourt auf dem diesseitigen Abfalle nach dem Bache zu gedeckt in Rendezvousstellung halten. Weiter vor sah ich ein Regiment, offenbar das Ulanen-Regiment meines Bruders, auseinander gezogen, und viele Patrouillen oder Flankeure vor sich. Mit einem Male sah ich gegen Boult aux Bois wie weiße Wölkchen und glaubte auch Infanterieschüsse zu hören. Ich richtete mein Glas schärfer und sah dicke feindliche Massen auf der Straße von Boult aux Bois her aus dem Walde heraustreten. Ich meldete es dem Prinzen, der mich auslachte, weil es unmöglich sei, anderthalb Meilen weit so genau zu sehen. Als ich ihm aber weiter meldete, ich könne unterscheiden, daß die feindlichen Massen in zwei Kolonnen nebeneinander marschierten, eine auf, eine neben der Straße, daß ich die Bataillone zählen könne, ja, als ich mich mehr und mehr an das Sehen durch das Glas gewöhnte, daß jetzt ein Bataillonskommandeur auf einem Schimmel aus dem Walde komme, daß man jetzt eine Batterie sehe, da kam der Prinz auch auf den Platz, nahm sein Fernrohr und sah

gar nichts. Alle anderen sahen auch nichts, und ich wurde verhöhnt, ich sähe Gespenster. Aber ich ließ mein Glas zirkulieren, und alle, der Prinz zuerst, überzeugten sich von dem, was ich gesehen. Man sah auch unsere Reiter scheinbar ganz nahe an den Feind heransprengen, und aus den feindlichen Massen, die ohne alle Vorsicht marschierten, einzelne Leute auf sie schießen. Einmal erfolgte eine ganze Salve gegen ein paar Reiter und wir hörten sie auch eine Weile darauf. Wie ich nachher erfahren, war da mein Bruder selbst in Begleitung von ein paar Mann an den Feind geritten, um ihn zu zählen, und ein Unteroffizier war neben ihm erschossen worden. Was uns wunderte, war, daß die Kavallerie-Division, die doch wenig über eine Viertelmeile vom Feinde sein konnte, still in der Deckung hielt, daß unsere Avantgarde sich unbelästigt an dem Flüßchen jenseit Bar festsetzte, und daß die feindlichen Massen, deren Spitze in der Senkung von Germont verschwand, diesseits nicht mehr auftauchten. Später erklärte sich dies. Jetzt vermuteten wir, daß die Massen in der Richtung von Authe sich nordwärts bewegten. Daraus ging hervor, daß dieses feindliche Korps die Richtung auf Buzancy an dem Straßenknoten bei Germont verlassen und die auf Le Chesne, also auf Sedan oder Mézières eingeschlagen hatte. Die Kriegsgeschichte lehrt uns jetzt, daß an diesem Tage Mac Mahon den Entschluß gefaßt hatte, weiter nördlich die Maas zu erreichen, und daß das Korps vor uns, weil wir in Buzancy waren, nördlich auf St. Pierremont*) ausbog. Während einer mehr als einstündigen Beobachtung zählte ich ungefähr 40 Bataillone mit Artillerie. Kavallerie sah ich nicht. Mein Fernrohr hatte mich gut bedient. Nach dem Generalstabswerk zählte das Korps 36 Bataillone Infanterie, 2 Jäger-Bataillone, 4½ Genie-Kompagnien, 90 Geschütze (einschl. Mitrailleusen) und 12 Eskadrons. Dannenberg meinte mit Bezug auf unsere Besorgnisse lachend: „Der da drüben scheint sich doch ein bißchen mehr zu fürchten als wir." Der Prinz von Württemberg ließ das Gros des Korps diesseit Buzancy halten und wartete Antwort auf die an den Kronprinzen von Sachsen gerichtete Frage ab, ob er nach Nouart dem XII. Korps zu Hilfe eilen oder den Feind vor sich angreifen solle. Durch erstere Maßregel werde der wichtige Straßenknoten von Buzancy entblößt, durch letztere greife man einen sehr überlegenen Feind in der Front an. Die Antwort erfolgte, ein

*) Daß der Feind auf St. Pierremont ausgebogen sei und dort Biwak beziehe, meldete bereits an demselben Tage Rittmeister v. Scholten vom 1. Garde-Ulanen-Regiment, der sich mit 2 Schwadronen dem Flankenmarsche der Franzosen angehängt hatte.



Eingreifen bei Nouart*) sei nicht nötig, aber angreifen solle das Korps auch nicht, vielmehr sollte man nur die Stellung von Bar und Buzancy behaupten. Auch die Garde-Kavallerie solle nicht fechten, sondern nur beobachten und melden. Für den nächsten Tag beabsichtige der Kronprinz einen entscheidenden Schlag.

Jetzt ließ der Prinz die 1. Garde-Infanterie-Division Biwaks bei Buzancy beziehen, mit der Avantgarde bei Bar, die Korpsartillerie dahinter, auf der Höhe, wo wir standen, die 2. Garde-Infanterie-Division bei Thénorgues. Er selbst ritt nach Buzancy hinein, dort sein Hauptquartier aufzuschlagen. Auf unser Bitten sandte er Dannenberg und mich zur Kavallerie vor, um uns dort über den Feind und die Stellungen zu orientieren. Wir trafen die Kavallerie-Division noch still halten, nur die Ulanen umschwärmten eine nach Osten marschierende feindliche Masse. Bei den vordersten Flankeuren ritt der Divisionskommandeur mit seinem Stabe. Nachdem wir den Feind eine Zeitlang ziemlich nahe beobachtet hatten, sahen wir rechts, nördlich, auf einer Anhöhe, die von einem spitzen Felsen mit Kirche gekrönt war — es war St. Pierremont —, wie weißen Schnee entstehen. Ein Blick durch das Fernglas belehrte uns, daß diese Erscheinung von den Zelten herrührte, die der Feind in immer größerer Zahl aufschlug. Unsere Lage erschien uns sehr interessant. Links vor uns vermuteten wir 40 Bataillone nach Authe zu, rechts vor uns schlug ein anscheinend gleich starkes Korps Biwaks auf, rechts rückwärts hatte der allerdings jetzt verstummte Kanonendonner von Nouart noch eine feindliche Truppenmasse verraten. So waren wir auf drei Seiten vom Feind umgeben. Die Gefahr, die in dieser Stellung zu liegen schien, minderte sich durch die Erwägung wesentlich, daß der Feind vor uns an diesem Tage schon vier deutsche Meilen zurückgelegt haben mußte, und indem er seine Lagerzelte zu einer Zeit, wo die Sonne sich dem Horizonte näherte, aufschlug, keine Absicht bekundete, uns in dieser Nacht noch zu belästigen. Dann aber brachte die Kavallerie die Meldung, daß der Feind, welcher bei Pierremont lagerte, derselbe war, den wir von Boult aux Bois hatten kommen sehen und bei Authe vermuteten, von wo er, in einer Falte des Geländes gedeckt, bis Pierremont gerückt war. Unsere Gegner verminderten sich dadurch auf zwei Korps, und bei Authe stand nichts. Die Kavallerie erhielt noch Befehl, rechts die Verbindung

*) Bei Nouart war inzwischen das 5. französische Korps, Failly, das den Befehl Mac Mahons, weiter nördlich auszubiegen, noch nicht erhalten hatte und noch auf Stenay marschierte, mit Teilen des XII. Korps ins Gefecht geraten, das aber bald von beiden Teilen abgebrochen wurde, da man beiderseits es zu keinem ernsten Kampf kommen lassen wollte.



mit den Sachsen bei Nouart aufzusuchen, konnte aber nicht über Fossé hinausdringen, das von feindlicher Infanterie besetzt war.

Dannenberg bat mich, nun bald nach Buzancy hineinzureiten und den Prinzen von Württemberg mit der Nachricht zu beruhigen, daß das Korps für diese Nacht keine Belästigung durch den Feind zu erwarten habe. Er wollte sich noch nach dem rechten Flügel umsehen und dann genaue Meldung bringen. Ich ritt zurück und sah den Prinzen in einem großen Hause an einem offenen, türartig bis auf den Boden reichenden Fenster stehen und erwartungsvoll die Straße hinabsehen. An dies Fenster heranreitend, konnte ich dem Kommandierenden meine Meldung leise ins Ohr machen. Sobald er sie gehört hatte, fragte er nach Dannenberg, und ich meldete beruhigend, derselbe komme bald, wolle sich nur noch etwas auf dem rechten Flügel umsehen; da sagte er ärgerlich: „Ja, das glaube ich, er reitet meinen Schimmel, der mich 150 Friedrichsdor kostet. Er wird ihn noch ruinieren. Fremdes Pferd und eigene Sporen, da läßt sich's gut den ganzen Tag reiten." Dannenberg hatte nämlich bei St. Privat ein Pferd verloren, und der Prinz hatte ihm für heute seinen Schimmel geliehen. Mir schien es wenig opferfreudig, daß der Prinz an seinen Schimmel dachte, während Dannenberg sich um den Feind und die Sicherheit des Korps kümmerte, und ich brach, innerlich etwas ärgerlich, das Gespräch mit der Frage ab: „Haben Euer Königliche Hoheit sonst nichts für mich zu befehlen?" — „Ich danke", antwortete er kurz, und ich begab mich in mein Quartier, das mir bei einem Doktor angewiesen war. — Unser Mittagessen mußte erst gekocht werden und war auf neun Uhr abends angesetzt. Ich war besorgt, der Prinz würde den auch noch nicht ganz beruhigten Dannenberg wegen des Schimmels anlassen, und es könnte ähnliche Differenzen gegeben haben, wie im Laufe des Tages, die dann zu einem Bruch führen würden, und war um so erstaunter, abends zu sehen, wie beide sehr vertraulich miteinander verkehrten, und namentlich Dannenberg nicht die kleinste Aufmerksamkeit unterließ, wie Stuhl holen, Zigarrenfeuer bringen und dergleichen. Der nächste Tag hat uns viel Ruhepausen auf dem Felde gebracht, nachdem die Nacht über die Offiziere des Hauptquartiers wegen eintreffender Befehle, auszufertigender Dispositionen usw. wenig Zeit zum Schlafen gefunden hatten. Während einer solchen Ruhepause war der Prinz von Württemberg an einem Straßengraben fest eingeschlafen, wo wir ihm ein Lager bereitet hatten. Ich saß mit Dannenberg schwatzend. Da sagte mir dieser: „Habe ich Ihnen die Geschichte vom Schimmel erzählt?" — „Nein", sagte ich erschreckt, „was ist das?" — „Nun", erzählte Dannenberg, „als ich gestern zurückkam und den Prinzen über Stellung und Absichten des Feindes

beruhigen wollte, unterbrach er meine Meldung, denn er wollte vor allem erst wissen, ob der Schimmel mir gut und bequem gegangen sei, und als ich dies bejahte, schenkte er mir das Pferd."

Mein Quartier in Buzancy war bei einem wohlhabenden Arzt in dessen reizender Villa bereitet, die am südlichen Eingang des Städtchens als letztes Haus im Winkel der Straßengabel liegt, in die sich die Hauptstraße des Orts nach Rémonville und Nouart hin spaltet. Wirt und Wirtin waren höflich und hatten für mich und meine Begleiter ein Essen bereitet, das ich nicht so unartig sein wollte, abzulehnen. So mußte ich zweimal hintereinander essen. Das war sehr gut, denn in den nächsten Tagen erhielt ich nichts. Die Frau Doktorin, eine junge hübsche Frau, hatte aus dem Fenster gestern dem Kampf zugesehen, der zwischen der sächsischen und französischen Kavallerie am Eingange des Orts vor ihrer Haustür stattgefunden. Sie war entrüstet, daß die französischen Reiter vor weniger als der Hälfte der Feinde gewichen seien. Mit der den Französinnen eigenen Lebhaftigkeit schilderte sie den Kampf und die „bêtise" der französischen Kavallerie, die sich ganz und gar auf der Straße nach Rémonville zusammenstopfte, so daß die letzten nicht von der Stelle und den vordersten nicht helfen konnten, und ihre Mehrzahl nicht zur Geltung kam, während sie bloß auf der Straße von Nouart um das Haus herum und den Sachsen in den Rücken zu reiten brauchten: „J'avais envie de descendre dans la rue et de les tirer par les oreilles, mais j'avais peur de m'exposer." Dann fragte sie mich nach meiner Meinung, und ich erklärte ihr, sie entwickele ein unerhörtes strategisches Talent, und bot ihr an, als mein Chef des Generalstabes mitzuziehen. Sie hatte aber keine Lust dazu. Der Doktor war ein ruhiger und verständiger Mann und sagte mir, gestern hätten die Franzosen hier requiriert, heute wir, bald würden sie selbst Hungers sterben müssen. Aber unsere Requisitionen fänden wenigstens regelmäßig bei den Behörden gegen Quittung statt; die der Franzosen kämen einer Plünderung im eigenen Lande gleich, denn sie brächen in die Häuser ein und nähmen ohne Quittung, was sie fänden. Er war sehr erstaunt, daß unsere Soldaten sich im Quartier friedlich betrugen. Die französischen Truppen könne man nicht so in Quartiere legen, ohne daß sie plünderten. Deshalb biwakierte die französische Armee immer und verlor viel mehr Menschen durch Krankheiten.

Abends wurde noch der Befehl gegeben, daß die Truppen schon früh abkochen und um neun Uhr marschbereit sein sollten.

Den 30. August, Beaumont. In der Nacht war die Nachricht eingetroffen, daß das XII. Armeekorps bei Nouart eine feindliche Avant-

garde zurückgedrängt habe. Die Maas-Armee stand somit vereinigt zum gemeinsamen Handeln bereit, und zwar das XII. Korps bei Nouart, das Gardekorps bei Buzancy, das IV. Korps nur eine Meile dahinter zwischen Rémonville und Bayonville.

Es wurde früh viereinhalb Uhr ein Befehl ausgegeben, wonach das Gardekorps die Straße Buzancy—Beaumont bald für das anrückende 1. bayerische Korps freizumachen habe, und um sechseinhalb Uhr erfolgte ein zweiter Befehl, gemäß der inzwischen eingetroffenen Disposition der Maas-Armee zum Angriff auf Beaumont. Seine Majestät der König hatte nämlich auf die Meldung, daß ein feindliches Armeekorps sich von Nouart auf Beaumont gezogen,*) ein anderes bei St. Pierremont biwakire,**) befohlen, die Maas-Armee solle heute Beaumont, die Armee des Kronprinzen von Preußen St. Pierremont nehmen. Wo die anderen französischen Armeekorps waren, wußten wir nicht, sie konnten aber recht gut hinter, nördlich, dieser beiden vor uns befindlichen Korps nach Osten auf Metz zu marschieren,***) und dies konnte nur dadurch verhindert werden, daß man jene beiden Korps mit Übermacht angriff und die anderen zwang, zu ihrer Unterstützung zu kommen. Damit die vordersten Truppen, V. und I. bayerisches Korps, des Kronprinzen von Preußen von Grand Pré und Sommerance her zur Schlacht marschieren konnten, mußte das Gardekorps nach rechts ausweichen und die gerade Straße auf Beaumont freimachen.

Durch diesen Umweg wurde sein Weg nach Beaumont ebenso weit wie der des IV. Korps von Bayonville her. Deshalb und weil das Gardekorps bei St. Privat und während der letzten Gewaltmärsche so starke Verluste gehabt, das IV. Armeekorps aber so gut wie noch gar nicht geschlagen hatte, bestimmte der Kronprinz von Sachsen, zur heutigen Schlacht solle das IV. Korps in Front angreifen, das XII. es in der rechten Flanke unterstützen und das Gardekorps in Reservestellung verbleiben.†) Dementsprechend bestimmte die zweite Disposition der Maas-Armee (die erste übergehe ich, weil nichts auf dieselbe erfolgte):

„Um neuneinhalb Uhr steht die 8. Division bei Fossé, die 7. Division

*) Das 5. französische Korps.

**) Das 7. französische Korps. St. Pierremont liegt 6 Kilometer nordwestlich Buzancy.

***) In der Tat standen das 12. französische Korps nur 7 km nördlich von Beaumont bei Mouzon an der Maas, das 1. ebensoweit nordwestlich Beaumont bei Raucourt.

†) Daß das Gardekorps vorläufig in Reserve zu verbleiben hatte, war auch schon vom Großen Hauptquartier bestimmt worden.



westlich Nouart, eine Division des XII. Korps westlich Bois de Nouart, die andere Division dieses Korps bei Beauclair. Die 8. Division marschiert über Belval durch das Bois de Dieulet nördlich, in der Richtung östlich Beaumont, die 7. Division durch das Bois de Belval, eine sächsische Division durch Forêt de Dieulet ungefähr auf Beaumont, die andere sächsische Division auf Beaufort la neuve Ville die Chaussee auf Beaumont. Die Korpsartillerien der beiden Korps marschieren seitwärts hinter den Flügeln derselben in der gleichen Richtung vor. Das Gardekorps nimmt eine Reserveaufstellung auf der Höhe westlich von Nouart, woselbst der Kronprinz von Sachsen um zehn Uhr eintreffen wird."

Das Gardekorps setzte sich bei gutem Wetter morgens um neun Uhr in Marsch, die 1. Garde-Infanterie-Division an der Spitze auf der großen Chaussee nach Nouart. Vorher hatte das 1. bayerische Korps begonnen, durch Buzancy zu marschieren und somit das Gardekorps in zwei Teile geteilt, wovon die 1. Division und die Korpsartillerie sich rechts der Straße, die 2. Division bei Thénorgues und die Kavallerie-Division links der Straße hielten. Es war selbstverständlich, daß wir den Marsch derjenigen Truppen nicht stören durften, die zuerst anzugreifen bestimmt waren. Daher empfingen die 2. Division und die Kavallerie-Division Befehl, so lange bei Thénorgues halten zu bleiben, bis sie Ordre zum Marsch auf Nouart erhielten, und zur Einholung dieses Befehls zunächst nur je einen Ordonnanzoffizier zum General v. Dannenberg zu schicken, der ihnen das Weitere überbringen könne. Die Korpsartillerie hatte der 1. Garde-Division zu folgen. Das Hauptquartier des Gardekorps ritt an der Spitze der 1. Garde-Division, deren Bewegung leitend. Zwischen Buzancy und Nouart ward uns aber die Chaussee von der quer vorübermarschierenden Korpsartillerie des IV. Armeekorps versperrt, die wir erst vorbeilassen mußten, denn sie war zuerst zu kämpfen bestimmt. So entstand eine unbeabsichtigte Rast von wohl anderthalb Stunden.

Währenddessen kam Oberstleutnant v. Verdy vom Großen Hauptquartier des Königs und wollte zum Kronprinzen von Sachsen. Solche Sendungen aus dem Großen Hauptquartier werden von der Truppe immer als ein Zeichen, daß etwas Besonderes im Werke, recht freudig begrüßt. Verdy hatte auch einigen Aufenthalt wegen der Korpsartillerie und wurde fragend umringt. Er tat zwar geheimnisvoll, verriet aber so viel, daß der Feind uns nun nicht mehr entwischen werde, und erregte dadurch große Freude.

Nach langem Warten ward die Straße frei, und wir marschierten weiter. Es mag zwölf Uhr mittags geworden sein, als wir in der Nähe von Nouart ankamen. Eine Viertelmeile vor dem Ort tritt die Chaussee

aus dem Walde ins freie Feld. Links, nördlich, lagerte sich eine bedeutende Höhe vor, und das Feld lud so recht dazu ein, hier das ganze Korps aufzustellen. Nach Einholung des Befehls des kommandierenden Generals rief Dannenberg die Ordonnanzoffiziere der drei Divisionen und sagte: „Also hier hat sich das Korps aufzustellen, die 1. Garde-Infanterie-Division rechts der Straße, die Korpsartillerie dahinter, die 2. Garde-Infanterie-Division links der Straße, die Kavallerie-Division dahinter."

Unser kommandierender General war noch recht angegriffen von seiner Erkältung und der letzten Nacht, die ihm wegen fortwährender Meldungen und Befehle wie Gegenbefehle keine Ruhe gewährt hatte. Er ritt nach Nouart hinein, wo er in einem Gasthofe eine Stube zum Ruhen fand. Während jetzt die Infanteriemassen der 1. Garde-Division rechts der Chaussee aufmarschierten, ihre Gewehre zusammensetzten, Feuer anmachten usw., glaubte ich von Norden her dumpf den Lärm einer Schlacht zu hören. Mußten doch auch die beiden Korps den Feind erreicht haben. Ich ritt daher alsbald auf die Höhe, welche nördlich vor uns lag. An den Resten des gestrigen Schlachtfeldes, Leichen, Waffen- und Uniformstücken usw., vorbei reitend, erreichte ich den Kamm der Höhe und hatte einen schönen, weiten Überblick. Zu meinen Füßen lagen die meilenweiten Waldungen mit ihren verschiedenen Namen: Bois des Dames, Bois de Belval, Forêt de Dieulet, deren Erhebungen von meinem weit überhöhenden Standpunkt aus nicht bemerkbar waren, so daß sie wie eine waldige Tiefebene aussahen. An der nördlichen Grenze der Waldungen war eine Stadt durch ihre blaugrauen Dächer kenntlich, die die Waldung überragten. Die Karte lehrte mich, daß es das anderthalb Meilen entfernte Beaumont sein müsse. Jenseit dieser Stadt erhoben sich scheinbar steil ansteigende Berge, mit Wald gekrönt, La Fays, und rechts von Beaumont glitzerten zwischen Wald, Berg und Gelände hier und da die Wasserflächen der Maas hindurch. Links von Beaumont sah man ein offenes hügeliges Land, von den an den begleitenden Baumreihen weit kenntlichen Straßen nach Mouzon, Le Chêsne und Buzancy durchzogen, und weiter nach Osten wieder durch waldige Höhen begrenzt. Das war das Feld, auf dem eine große Schlacht tobte. Hier oben hörte man auch den Kanonendonner, das Infanteriefeuer, den Lärm der Mitrailleusen, wogegen der Berg dieses Getöse nicht hatte hinunter nach Nouart kommen lassen. Ich ließ Dannenberg alsbald von dem benachrichtigen, was ich sah. Er kam mit dem Stabe hinaufgeritten.

Wir sahen etwa tausend Schritt vor uns auf einem etwas niedrigeren Berge den Kronprinzen von Sachsen mit dem Stabe der Maas-

Armee halten, und da wir uns durch den Pulverdampf noch keine Meinung über den Stand des Kampfes bilden konnten, so ward ein Offizier zum Kronprinzen mit der Frage gesandt, ob das Gardekorps zur Unterstützung vorrücken solle. Die Antwort lautete aber, bis jetzt stünden die Sachen gut, das Gardekorps solle die Zeit zum Ausruhen benutzen. Wir blieben also oben auf der Höhe und beobachteten die Schlacht mit unseren Ferngläsern weiter. Es war, als wenn man eine Theatervorstellung aus einer sehr entfernten Loge mitansehe. Bald ward uns klar, daß das Städtchen Beaumont in unseren Händen sein mußte, denn ein Halbkreis von nördlich davon stehender feindlicher Artillerie beschoß es heftig, dahinter, oben am Walde Le Fays, bewegten sich Infanteriemassen mit roten Hosen unentschlossen hin und her. Da trat links von Beaumont an einer jener Baumalleen eine lange Artillerielinie auf, vom IV. Korps, und setzte dem Feinde zu, während rechts von Beaumont auf sehr hohem Berge eine noch zahlreichere Masse Kanonen allmählich in Wirksamkeit trat. Es war die Artillerie des XII. Korps. Es war unsagbar spannend, diesen Kampf zu verfolgen. Wir sahen die französischen Schrapnells zu hoch und zu weit über unseren Truppen ohne Schaden platzen und unsere Granaten Mal auf Mal in den Feind einschlagen. Wir bemerkten feindliche Infanterie zum Angriff anrücken und vor unserem mörderischen Feuer zurückweichen. Solche Momente wurden unserseits mit Hurra begrüßt, und der liebenswürdige Watzdorff, ein junger, sehr reicher Reserveoffizier in der Uniform der Garde-Husaren, der sich zum Kriege nur mit lackierten Ballstiefeln versehen hatte, meinte, er mache heute die nützlichsten und angenehmsten Studien über Artillerie. So vergingen die Stunden schnell wie Minuten beim Anblick des mächtigen Schauspiels. Endlich verminderte sich die feindliche Artillerielinie, die Unsrigen gingen vor, was an rotbehoster Infanterie sichtbar war, schlug den Weg nach Norden ein.

Das fesselnde Schauspiel hatte uns ganz von der Aufmerksamkeit auf unser Armeekorps abgezogen, das wir ruhend und essend hinter uns bei Nouart im Grunde vermuteten. Jetzt sah sich Dannenberg um. Da lag die 1. Garde-Infanterie-Division, dahinter die Korpsartillerie, aber der Platz für die 2. Division und die Kavallerie war leer. Dannenberg sah sich erstaunt um und entdeckte unter den Umstehenden den Ordonnanzoffizier der 2. Division. „Wo ist denn Ihre Division?" fragte er. Der Offizier stammelte ganz verlegen, der General habe ihm nicht befohlen, fortzureiten, als er gesagt, wo die Division in Stellung zu rücken habe. So hatte dieser Offizier ganz ruhig mit uns der Schlacht zugeschaut, die 2. Division stand noch, wo sie genächtigt hatte, bei Thénorgues, und die

Kavallerie-Division, die erst hinter ihr folgen sollte, wartete auf sie. Bei den Vorwürfen, die der junge Herr jetzt ob seiner Gedankenlosigkeit zu hören bekam, war ich froh, nicht in seiner Haut zu stecken. Aber sie änderten nichts an der Tatsache, daß durch ein Versehen zwei Divisionen des Korps fast zwei Meilen weit abgeblieben waren. Der Schrecken war allgemein. Wenn jetzt das Gardekorps gebraucht wird, fehlen ihm zwei Divisionen, die, da es schon in der vierten Nachmittagsstunde war, vor Dunkelwerden nicht bei Nouart eintreffen konnten.

Richtig! Da kam auch gerade ein Ordonnanzoffizier vom Kronprinzen von Sachsen angesprengt. Was bringt er?

„Die Schlacht ist gewonnen! Das Gardekorps soll bei Beaumont Biwak beziehen, die Gardekavallerie so schnell als möglich vortraben, um an der Verfolgung teilzunehmen.“

Der schriftliche Befehl besagte zwar, die 1. Garde-Division solle, gefolgt von der Korpsartillerie, von Grand Champy über Belle-Tour, die Garde-Kavallerie dahinter, die 2. Garde-Division über Bois des Dames, Belval, Etang les Forges marschieren, aber es ward auch hinzugefügt, wenn die Garde-Kavallerie noch so weit zurück sei, daß sie über Sommauthe näher gehe, so könne sie auch diesen Weg wählen, der jetzt frei.

Wie so oft in diesem Feldzuge, brachte uns sogar der Fehler Glück. Denn die Kavallerie und die 2. Division konnten auf dem guten Wege von Thénorgues über Sommauthe viel schneller in Beaumont eintreffen als auf den aufgeweichten schwierigen Waldwegen über Belval.

Die Adjutanten flogen, die Truppen setzten sich in Marsch. Es war vier Uhr nachmittags, als die 1. Garde-Infanterie-Division antrat. Das Generalkommando folgte wieder der Avantgarde an der Spitze des Gros der Division.

Der Marsch führte uns durch die mit dichtem, fast undurchdringlichem Laubwald bedeckten Niederungen, welche wir von der Höhe aus überblickt hatten. Die Wege waren Waldwege, schmal und eng und durch die Regengüsse aufgeweicht. Nur selten gestattete das dichte Gebüsch, durch das sich der Weg in fortwährenden Krümmungen schlangenartig hindurch wand, einen Blick rechts und links auf eine Wiese oder Lichtung. In dem von den feuchten, moorigen Wiesen aufsteigenden Dunst sah man dann hier und da einen geflüchteten Einwohner, der uns mit einem Gemisch von Angst und Wut betrachtete und sorgfältig einige Stück Vieh weiter in den Wald trieb, um es vor unserer Requisition zu retten. Aber er ward gar nicht verfolgt. Denn schon der Weg bot Schwierigkeit genug; versanken doch darauf die Pferde manchmal fußtief in dem weichen Boden.

Da konnte man nicht daran denken, sich mit Ochsenjagd in dem noch weicheren Walde aufzuhalten. Während dieses Marsches, der uns, obgleich es noch heller Tag war, wie ein Nachtmarsch vorkam, denn wir sahen nichts um uns her als dunklen Wald, hörten wir fortwährend den Donner der Schlacht. Je nachdem der Weg sich wand, klang dieser Lärm von vorn, von rechts oder von links her. Unwillkürlich drängte sich so manchem der Gedanke auf: „Wie, wenn der Feind früher Verstärkungen ins Gefecht bringt als wir, wenn er unsere Truppen in diese engen Waldwege hineinwirft?" Wir hätten uns nicht rechts und links ausbreiten und uns wehren können. Alle Führung und Leitung hätte da aufgehört. Viele, die schon Proben der vortrefflichsten Herzhaftigkeit abgelegt hatten, äußerten die ernstesten Besorgnisse. Je mehr wir uns der Schlacht näherten, desto lauter ward der Lärm hörbar. Demnach steigerte die Zunahme des Lärms die Besorgnis, die Schlacht nähere sich uns, habe also inzwischen eine ungünstige Wendung genommen. Vergeblich entwickelte ich alle meine beruhigenden Vernunftgründe. „Jetzt greift der Feind rechts an, hören Sie den Donner?" hieß es. — „Natürlich, wir haben uns ja eben links gewendet." — „Der Donner wird so laut, daß wir bald im Gefecht sind." — „Gewiß, wir marschieren ja darauf zu." Und so wurden die Nerven Vieler immer empfindlicher. Bei diesem sorgenvollen Zustande der Gemüter hätte ein einziger mißverstandener Ruf eine Panik erzeugen können, denn es gab keine Möglichkeit, sich vorn zu überzeugen, wie die Sachen ständen. Der Prinz von Württemberg versuchte vergeblich, vorzureiten. Der Weg war so schmal, der angrenzende Boden so tief, daß man bei der marschierenden Avantgarde, besonders bei deren Geschützen, nicht vorbeireiten konnte.

Endlich, nach einem wohl zweistündigen Marsch, setzte sich die Batterie vor uns in Trab und machte uns somit den Weg frei. In diesem Augenblick schallte auch der Schlachtlärm deutlicher als je vorher an unsere Ohren. In beschleunigter Gangart eilte das Generalkommando nach vorn, bestimmt annehmend, daß diese vorderste Batterie bald zur Tätigkeit berufen sei. Aber es geschah nichts davon. Die Avantgarde hatte nur bei Ferme de Belle-Tour das Freie erreicht und marschierte auf. Wir ritten an ihr vorbei voraus auf das noch eine halbe Meile entfernte Beaumont zu. Das Städtchen war voll von Gefangenen und Verwundeten, dabei brannte es darin an vielen Stellen, denn die französische Artillerie hatte es stark beschossen. Wir umritten die Stadt links und suchten auf der jenseitigen Höhe den Kronprinzen Albert auf. Überall lachten uns jene Merkmale des unbestrittenen Sieges entgegen, als da sind: Zahlreiche Züge von Gefangenen, stehengelassene feindliche Ge-

schütze und dergleichen, wie wir sie vom Königgrätzer Schlachtfeld her in Erinnerung, aber auf dem von St. Privat schmerzlich vermißt hatten. Dicht nördlich der Stadt stand eine große französische Proviantkolonne mit allerhand Inhalt von augenblicklich doppeltem Werte, und jenseits derselben ereichten wir die im Vormarsch begriffenen Reserven des IV. und XII. Armeekorps. Diese brachen bei unserer Annäherung in ein stürmisches Hurra aus. Der Prinz von Württemberg mit seiner großen Figur, dem weißen Haar, Schnurr- und Backenbart und vorschriftsmäßig ausrasiertem Kinn wurde nämlich bei dem Zwielicht der einbrechenden Nacht für den König selbst gehalten, und auf dies Hurrageschrei sprengten von allen Seiten Generale herbei, des Kriegsherrn Befehle zu empfangen. Auch Kronprinz Albert ward so getäuscht und kam angeritten, um sich bei dem zu melden, der sich bei ihm melden wollte. Die Aufklärung des Mißverständnisses erregte viel Heiterkeit. Kronprinz Albert hatte aber dadurch die drei kommandierenden Generale auf einem Fleck vereinigt und gab nun an sie die Befehle für die Nacht. Danach hatte das Gardekorps südlich von Beaumont zu biwakieren.

Unsere Kavallerie war schon zur Stelle, als wir ankamen. Aber die waldigen Gebirge, in die sich der Feind zurückgezogen hatte, gestatteten die Verwendung dieser Waffe nicht, und der Verfolgungskampf ward dort vornehmlich von Infanterie und Artillerie des IV. Korps bis Mouzon fortgesetzt, mit Anschluß von Teilen des XII. rechts und des I. bayerischen Korps links. Der Sieg war vollständig. Das Korps Failly war vorläufig zertrümmert und floh aufgelöst nach Norden.*)

Nachdem ich noch die Freude gehabt hatte, meinen Bruder begrüßen zu können, ritt ich mit dem kommandierenden General nach Beaumont hinein, wo jeder Quartier nahm, wie er in einem nicht gerade brennenden Hause Platz fand. Unsere Bagage war natürlich noch nicht da, und zu essen gab es nichts, denn der schwere Wagen des Kommandierenden mit den Lebensmitteln des ganzen Hauptquartiers war in dem sumpfigen Waldwege stecken geblieben und wäre gar nicht gekommen, hätte nicht Scherbening von den Geschützen der Korpsartillerie noch einige Zugpferde vorlegen lassen. Des abends, als wir uns die Befehle für den anderen Tag holten, machte es der Prinz doch möglich, uns zu bewirten.

*) Es hatte in der Schlacht von Beaumont einen Verlust von 1800 Mann an Toten und Verwundeten und über 3000 Vermißten, von denen allein 2000 unverwundet in die Hände der Deutschen gefallen waren. Aber auch die Maas-Armee hatte ihren glänzenden Sieg mit einem Verlust von ungefähr 3500 Mann erkauft, die zum größten Teil auf das IV. Korps entfielen, das die Hauptlast des Kampfes zu tragen gehabt hatte.



Es waren Tee und Kaffee aufgetrieben. Jeder erhielt nach Wahl oder Zufall eine Tasse. Auch ein Stück Brot konnte essen, wer solches noch in der Tasche hatte. Die Zahl der vorgefundenen Tassen aber reichte nicht, also mußte einer nach dem andern aus derselben Tasse trinken. Dann suchten wir unsere Lagerstätten auf. Bei der Abwesenheit von Einwohnern, die größtenteils geflüchtet waren, als die Kugeln in die Stadt einschlugen, mußten wir uns selbst in die Häuser eindrängen, die uns überwiesen waren. Jetzt richtete sich jeder für die Nacht ein, so gut er konnte. Wir bereiteten uns, nachdem wir die Pferde in einer Scheune untergebracht hatten, ein Lager aus Heu und Stroh in der Stube, die wir vorfanden, und schliefen da wohl an sechs oder acht Offiziere nebeneinander, während das Pionier-Bataillon mit Oberst Wangenheim die Nacht über bei Pouilly eine Brücke über die Maas schlagen mußte und keine Ruhe fand.

Den 31. August, Carignan. Des Morgens früh beim Grauen des Tages bemerkte ich, daß ich mit dem Kopf an drei Stufen lag, die zu einer Tür hinauf führten. Über der Tür erregte ein verdächtiges Gehen und Poltern meine Aufmerksamkeit. Eben wollte ich mit dem Säbel in der Hand die Stufen hinauf, da hörte ich eine mir bekannte Stimme. Die Tür ward geöffnet, und eine vom Boden kommende Treppe herab kam Herr v. Watzdorff, der im Nebenhause Quartier zu suchen angewiesen war, im Heuboden prächtig geschlafen hatte, sich dann aber verirrte, und da beide Häuser mit ihren Heuböden zusammenhingen, von da oben herabpolterte. Allgemeines Gelächter empfing ihn. Darauf machten wir uns zu weiterer Tätigkeit bereit. Die Toilette nahm nicht viel Zeit in Anspruch, denn wir hatten angekleidet geschlafen, die Pferde wurden gesattelt, als sie gefressen hatten, und wir waren marschfertig.

Es ward mir gemeldet, unsere Bagage sei gegen Morgen nachgekommen und halte auf dem Markte. Ich ging hin. Richtig, da stand auch mein Wagen. Aber, o Schrecken! der schöne Hafervorrat, den ich mir in Berlin für alle Fälle beschafft hatte und beim Futterempfang immer auffrischte, war nicht mehr hinten auf dem Wagen aufgebunden. Die herabhängenden Reste der dazu verwendeten Stricke zeigten deutlich, daß sie mit einem scharfen Messer durchschnitten waren. Ich schalt Trainsoldat und Schreiber, die auf dem Wagen gesessen hatten, aber das schaffte mir meinen Hafer auch nicht wieder.

Erst am Tage nach der Schlacht von Sedan erfuhr ich, wo mein Hafer hingekommen. Ich besuchte meinen Bruder in seinem Biwak, und er fragte mich höhnisch, ob ich noch viel Hafer hätte. Dann erzählte er mir,

daß in der Nacht nach der Schlacht von Beaumont, als er für seine Pferde kein Korn Hafer mehr gehabt, lange Trainkolonnen an dem Biwak seines Regiments vorbeigezogen seien. Hinten auf einem Wagen, an dessen Seite mit großen Buchstaben Prinz zu Hohenlohe geschrieben stand, seien prächtige Hafersäcke aufgebunden gewesen. Da habe er seinen Leuten gesagt: „Prinz zu Hohenlohe heiße ich, das ist mein Hafer. Schneidet ihn ab und füttert meine Pferde". Dies sei denn auch geschehen, denn die Kolonne stutzte gerade und hielt eine Viertelstunde lang. „Deine Esels schliefen alle so fest, daß sie gar nichts merkten." Ich war sehr froh, daß mein Bruder wenigstens von dem Hafer profitiert hatte, den ich doch verloren haben würde, denn ich sollte selbigen Tages noch den ganzen Wagen verlieren.

Zunächst gelangte ich zu meinen Sachen, tauschte die gebrauchten Strümpfe und Taschentücher, die ich auf dem Pferde führte, gegen reine um, schnallte meinen Mantel auf mein Pferd, versorgte mich mit Brot und Schokolade und füllte meine Kognakflaschen.

Früh sieben Uhr wurde der Befehl für den heutigen Tag ausgegeben. Im Laufe der Nacht war die Bedeutung der Schlacht von Beaumont durch die eingegangenen Meldungen klar geworden. Unsere Truppen hatten das feindliche 5. Korps zersprengt und in die Flucht geschlagen. Teile des 12. und 7. Korps waren mit in die Katastrophe verwickelt; aber der Rest, also zwei Drittel der französischen Armee, hatte noch nicht gekämpft. Der Feind war bis Mouzon verfolgt, wo er über die Maas auf das rechte Ufer gewichen und von frischen Truppen aufgenommen worden war. Andere Teile des Feindes hatten sich nach Sedan zu zurückgezogen. Somit stand die ganze feindliche Armee vermutlich auf dem rechten Maasufer, wir auf dem linken. Und wenn der Feind auch mit dem Rücken an der belgischen Grenze stand, so hatte er doch noch eine Straße, die für ihn offen war, um zu Bazaine nach Metz zu gelangen, nämlich die hart an der belgischen Grenze entlang führende zwischen Chiers und der Grenze, über Carignan und Montmédy. Zwei Flüsse, Maas und Chiers, trennten uns von ihm und mußten von uns überschritten werden, wollten wir ihm noch zuvorkommen. Ob es überhaupt vollkommen gelingen werde, das konnten wir heute früh noch nicht beurteilen, denn es war auffallend, daß der Feind sein 5. Korps bei Beaumont so schwach unterstützt hatte. Sollte er, während uns diese Schlacht aufhielt, mit dem Rest der Armee weiter nach Osten marschiert sein? In der Tat wissen wir jetzt aus der Kriegsgeschichte, daß der Kaiser Napoleon mit dem 1. Armeekorps während dieser Schlacht bis Carignan

marschierte, und daß Ducrot es auf die Nachricht von der Niederlage am Abend des 30. August halb bei Carignan, halb bei Douzy aufstellte.*)

Gemäß der unserer Heeresleitung vorliegenden Kenntnis von der Lage der Dinge hatte sie der Maas-Armee Befehl gegeben, rechts rückwärts ausholend, die Maas und mit einem Teile auch die Chiers zu überschreiten, den rechten Flügel an die belgische Grenze zu lehnen und sich so dem weiteren Marsch des Feindes nach Osten vorzulegen. Die Dritte Armee, Kronprinz von Preußen, ward aber gerade nach Norden dirigiert in der Richtung auf Sedan, auf dem linken Maasufer, den Feind vom Süden her zu verfolgen und gegen die belgische Grenze zu drücken.

Dementsprechend lautete der früh um sieben Uhr ausgegebene Befehl im wesentlichen folgendermaßen:

„Die Maas-Armee setzt heute ihren Vormarsch gegen Sedan fort.

Die Garde-Kavallerie-Division geht bei Pouilly um acht Uhr über die Maas und geht über Sailly**) gegen Carignan, in dieser Richtung aufzuklären. Um neun Uhr folgt die 1. Garde-Infanterie-Division über die Maas bei Pouilly, geht längs des Maasufers an Autreville südlich vorbei und bildet, über Bois Dinon, Malandry und Sailly gehend, ein vorgeschobenes Echelon. Die 2. Garde-Infanterie-Division folgt der ersten über die Brücke, geht über Autreville zwischen dem Bois blanc Champagne hindurch auf Vaux. Bagagen, Kolonnen usw. warten auf den Biwakplätzen des Korps weitere Befehle ab.

Die 12. Kavallerie-Division überschreitet die Maas um acht Uhr, geht über Moulin auf dem Höhenrücken maasabwärts, die Infanterie des XII. Korps folgt der Kavallerie nach Maßgabe der Meldungen über den Feind auf dem Höhenrücken oder im Maastal auf Douzy. Sollte der Feind belgisches Gebiet betreten, ohne sogleich entwaffnet zu werden, so ist er ohne weiteres zu verfolgen.***) Sonst aber ist die Betretung belgischen Gebietes streng zu vermeiden."

Dieser Disposition lag die Annahme zugrunde, daß wir heute den Feind zwischen Chiers und Maas würden schlagen müssen, der gestern

*) Dies geschah zur Deckung des Rückzuges des bei Beaumont geschlagenen 5. Korps. Noch in der Nacht vom 30. zum 31. August wurde der Rückzug der gesamten französischen Armee auf Sedan fortgesetzt, das auch bei Tagesanbruch vom größten Teile der Armee erreicht wurde. Nur Kavallerie und wenig Infanterie verblieben noch bei Carignan.

**) 7 Kilometer nordöstlich Pouilly.

***) Schon am 30. August nachmittags war ein Telegramm an den norddeutschen Gesandten in Brüssel gesandt worden, daß er die belgische Regierung auf die Möglichkeit einer Überschreitung der belgischen Grenze durch französische Truppen aufmerksam zu machen und die Erwartung auszusprechen habe, daß diese sofort entwaffnet werden würden.

auf dem rechten Maasufer bei Mouzon zur Aufnahme der Geschlagenen gesehen worden war. Für den Fall, daß dieser Feind verschwunden sei, sollte das Gardekorps bei Carignan über die Chiers gehen und sich dort mit dem rechten Flügel an der belgischen Grenze quer über die Straße Sedan—Montmédy dem Feinde vorlegen.

Wir ritten an die Maas bei Pouilly. Der kommandierende General war wieder sehr ungehalten über die Kavallerie-Division, die nicht zur rechten Zeit fertig war, obgleich sie doch gestern bis nach vier Uhr nachmittags im Biwak gelegen und nur den kurzen Weg bis Beaumont in anderthalb Stunden zurückgelegt hatte. Jetzt war wieder die sächsische (12.) Kavallerie-Division längst hinüber über die Maas und tat die Aufklärungsdienste. Endlich überschritt die Kavallerie die von den Pontonieren geschlagene Brücke, und nach neuneinhalb Uhr folgte die 1. Garde-Infanterie-Division. Das Generalkommando marschierte mit dieser. Wir ritten jenseit der Pontonbrücken erst rechts maasaufwärts im Talbett ohne eigentlichen Weg, erreichten dann die Chaussee, die wir ein Stück verfolgten; hierauf wandten wir uns links in die Berge hinan. Der Weg war steil, wenn auch gut. Er führte zuweilen an so tiefen Abhängen vorüber, daß man schwindlig werden konnte. Als wir endlich die Höhe erreicht hatten, traten wir in einen Wald von idyllischem Baumwuchs. Hochstämmiger Laubwald mit wenig Unterholz und einer grünen blumenbesäten Moosunterlage ließ glauben, daß wir uns in einem wohlgepflegten Park befänden. Es war eine wahre Lust, da bei so schönem Wetter zu reiten, das Laubdach über sich, das die Strahlen der Sonne abhielt, welche nur hier und da golden glitzernde Lichter in dem dunklen Schatten erzeugten.

In der Nähe von Malandry, als wir aus dem prächtigen Walde ins Freie und somit in die Glut der Mittagssonne gerieten, traf eine Meldung der Kavallerie-Division ein, daß sämtliche Brücken über die Chiers an den Punkten zerstört seien, an denen das Gardekorps übergehen wollte. In Carignan stehe der Feind. Zugleich hörten wir einige Kanonenschüsse in der Richtung auf Carignan. Diese Meldung zwang uns zu ungeheuren Umwegen, denn, wollten wir unseren Zweck erreichen und uns noch rechtzeitig ostwärts dem Feinde vorlegen, so mußten wir noch weiter rechts, nach Osten, ausholen, denn angesichts des Feindes den Übergang bei Carignan zu erzwingen, würde so viel Zeit gekostet haben, daß er den Marsch nach Osten hätte fortsetzen können. Daß die Meldung falsch, der Übergang bei Carignan ganz gut erhalten und kein Feind in Carignan war, erfuhren wir erst viel später. Dies erhöhte die Mißstimmung des kommandierenden Generals gegen die

Kavallerie-Division. Jetzt mußte, unter Annahme der Richtigkeit der Meldung, dem ganzen Armeekorps eine andere Richtung gegeben werden. Um 1¼ Uhr wurde auf dem Felde folgender Befehl entworfen und an die Divisionen gesandt:

„Nach den eingegangenen Meldungen hat das Gardekorps den Feind nicht auf dem linken Ufer der Chiers, sondern auf dem rechten bei Carignan und Blagny vor sich. Die Übergänge dort sind zerstört. Es sind deshalb die Übergänge bei Limay und La Ferté*) zu rekognoszieren sowie der Punkt Framy behufs Herstellung eines Überganges. Die 1. Garde-Division geht daher von Malandry aus auf Villy, die 2. Garde-Infanterie-Division statt auf Vaux auf Blanchampagne."

Die Husaren des Generals v. Pape fanden zwar die Brücken von Framy und Limay auch zerstört, aber die letztere so mangelhaft abgebrochen, daß sie schnell mit Hilfe einiger Balken wieder passierbar gemacht ward. Jetzt wurde das ganze Korps auf Limay dirigiert.

Um drei Uhr zwanzig Minuten begann die 1. Garde-Infanterie-Division den Übergang. Jetzt, nachdem der unnötige Umweg von mehr als anderthalb Meilen nicht wieder rückgängig gemacht werden konnte, traf die Meldung der Garde-Kavallerie ein, der Übergang bei Carignan sei unversehrt, Carignan vom Feinde frei. Die Kavallerie hatte aus einem langen Eisenbahnzuge bei Carignan Feuer von einigen darin sitzenden Begleitmannschaften erhalten. Das Artilleriefeuer der Batterien hatte den Zug, der sehr viel Lebensmittel enthielt, am Abfahren gehindert und einen Wagen desselben in Brand gesteckt. Der Zug wurde mit Beschlag belegt, das Feuer gelöscht, und das Korps fand auf acht Tage Lebensmittel darin. Noch selbigen Tages wurde daraus die Verpflegung an das Korps verausgabt.

Wir marschierten jetzt wieder westwärts von Limay über Blagny nach Carignan. Ehe wir diese Stadt erreichten, sahen wir einen großen Biwaksplatz, der in der letzten Nacht benutzt sein mußte. In Carignan sagten uns Einwohner, daß dort das 1. französische Armeekorps die letzte Nacht biwakiert habe. In Wirklichkeit war nur die Hälfte desselben mit zwei Divisionen dort gewesen. Auch ward uns das Haus gezeigt, in welchem Kaiser Napoleon die letzte Nacht zugebracht hatte.

In Carignan mußten jetzt die Befehle für die Nacht gegeben werden. Die Bestimmungen der Maas-Armee verlangten, das Korps solle mit den Vortruppen die Linie Pouru—St. Remy—Pouru aux Bois

*) Südöstlich Carignan.

erreichen, im Anschluß rechts an die belgische Grenze, links an das sächsische Korps, das mit seiner Avantgarde Douzy an der Chiers besetzte. Hierzu mußten unsere Truppen noch eine Meile weiter vor, und sie waren schon durch den langen Marsch, die Gegenbefehle und die Hitze auf den kahlen Feldern entsetzlich ermüdet. Wieder schlichen die Mannschaften der 1. Garde-Infanterie-Division nur langsam vorwärts. Wieder blieben Ermattete in den Straßengräben liegen. Dazu kam noch eine Hiobspost: die 2. Garde-Infanterie-Division hatte sich infolge der Gegenbefehle in den Wäldern und Gebirgen völlig verirrt und konnte erst um sieben Uhr abends Blanchampagne erreichen. Von da hatte sie noch eine halbe Meile bis Carignan.

Es mußte also die ermattete 1. Division allein in die Stellung Pouru—St. Remy—Pouru aux Bois rücken, und die 2. Division in die Nacht hinein marschieren, um dahinter Messincourt, Ones, Pure und Sachy zu erreichen, die Korpsartillerie ward nach Carignan dirigiert, die Kavallerie-Division nach Carignan, Clemency, Mathon zurückgenommen, denn vorn war sie unnütz, weil die Linie Pouru—St. Remy—Pouru aux Bois bereits dicht am Feinde war. Die Bagagen wurden von Beaumont über Mouzon auf Carignan dirigiert.

In Carignan amusierte uns ein französischer Trainsoldat. Er war in dem Eisenbahnzuge total betrunken eingeschlafen gefunden. Als er von unseren Soldaten geweckt wurde, wunderte er sich und schwatzte unaufhörlich, es sei gar nicht seine Absicht gewesen, zu uns zu reisen, und wir möchten ihm verzeihen, daß er Gefangener sei. Wir verziehen es ihm und schleppten ihn ab.

Nachdem die Dispositionen von Carignan aus an die Truppen expediert waren, setzten wir unseren Marsch fort, denn der Armeebefehl schrieb dem Prinzen von Württemberg Sachy als Hauptquartier vor, das noch eine halbe Meile vor uns, nach Sedan zu, an der Chaussee lag. Beim Herausreiten aus Carignan sah ich rechts in gleicher Höhe mit uns einen Zug Garde-Husaren, der vorsichtig vorging und Dörfer und Gehölze erst absuchte, ehe er sie durchritt. Die Avantgarden-Infanterie der 1. Garde-Division trat hinter uns erst an, denn sie hatte ruhen müssen, ehe sie weiter konnte, hatte sich auch am Eisenbahnzuge erst noch mit Lebensmitteln versehen.*) Ich machte den Prinzen von Württemberg darauf aufmerksam, daß wir uns in der vordersten Linie unserer

*) Erst spät in der Nacht konnte die Infanterie der Avantgarde, das Garde-Füsilier-Regiment, die Vorposten aussetzen. Das Regiment hatte in 11 Tagen ohne Ruhetag 29 Meilen zurückgelegt und seit 2 Tagen gar nicht mehr abgekocht, auch völligen Mangel an Brot gelitten.



Vedetten befänden. Er wollte gar nicht glauben, daß die Kavallerie-Division nicht noch vor uns sein müsse. Der Sicherheit halber ließ er aber einen Offizier mit vier Reitern der Stabswache nach Sachy voraustraben, um dort Quartier zu machen. Die Sonne war schon untergegangen, es begann zu dunkeln. Bald hörten wir einige Infanterieschüsse in Sachy. Herr v. Watzdorff kam zurück. Sein schöner Fuchshengst blutete am Vorderfuß. Als Beweis, daß der Feind in Sachy sei, brachte er fünf Gefangene mit von allen Waffen. Er hatte sie auf der Dorfstraße aufgegriffen. Den, der nach ihm geschossen, hatte er niedergehauen. Die Gefangenen waren Nachzügler des 1. Korps, wovon nach ihrer Aussage noch siebzig bis achtzig in Sachy steckten. Es leuchtete ein, daß der kommandierende General nicht in einem Orte Quartier nehmen konnte, der noch vom Feinde angefüllt war, und wir ritten nach Carignan zurück, während die Husaren unserer Avantgarde die Feinde in Sachy als Gefangene abführten.

Der Befehl der Maas-Armee kündigte uns für den nächsten Tag einen Ruhetag an, dessen die Armee nach den kolossalen Anstrengungen der letzten Tage dringend bedurfte und der ihr wohl gewährt werden konnte, nachdem sie die Stellung erreicht hatte, die dem Feinde den Weg nach Metz versperrte. Kronprinz Albert hatte diesen Ruhetag persönlich beim Könige erbeten und stellte ihn in Aussicht. Nur sollten die Vorposten sehr aufmerksam sein, für den Fall, daß der Feind uns in der Richtung nach Osten mit Macht angreife. In solchem Falle sollte sich das Gardekorps in der Linie Pouru—St. Remy—Pouru aux Bois bis zu dem Augenblick wehren, wo die anderen Korps ihm würden helfen können.

In Carignan beschloß der Prinz von Württemberg zu bleiben. Quartier wurde weiter nicht gemacht. Jeder suchte sich ein Unterkommen. Der Prinz rückte in ein großes Haus am Ausgang nach Sachy, das ohne Einwohner war. Ich fand keinen Platz mehr für meine Pferde und ritt auf den Marktplatz. Ein großes Haus mit viel Stallung fand ich leer. Ich rückte ein. Es gehörte einem reichen Brauer, einem Mann von 85 Jahren. Seine Frau schrie mich so lange mit gellender Stimme an, sie habe nichts für mich, bis ich sehr grob wurde, alsdann ward ich aufgenommen.

Lebensmittel und Gepäck hatten wir nicht. Erschreckt durch das Steckenbleiben seines Küchenwagens am gestrigen Tage, hatte der Prinz von Württemberg befohlen, die Bagage des Hauptquartiers solle nicht eher folgen, als bis er es persönlich befehlen werde, und er sandte erst von Carignan aus den Befehl dazu. Wir mußten also heute wieder

auf Essen verzichten. Mein alter Wirt behauptete, er habe rein gar nichts mehr. Den Tag zuvor hatten die Franzosen des 1. Korps den Ort ausgefressen. Sie hatten mehr getan als requiriert. Sie hatten im eigenen Lande geplündert. Wir fanden die Spuren davon überall im Orte. Wenn schon die eigenen Truppen sich so betragen hatten, so konnte man es allerdings den wenigen Einwohnern, die nicht geflohen waren, nicht verdenken, daß sie vor den feindlichen Truppen versteckten, was sie noch hatten, und nichts zu haben vorgaben. Während ich mit meinem Wirte parlamentierte, hatte sich Doppelmair auf dem Platz umgesehen, eine „Restauration" entdeckt, wo noch eine Frauensperson existierte, die uns eine Suppe, Hammelkoteletts und Kartoffeln bereiten konnte, das letzte, was da war. Wir zahlten bar und ließen uns das Dargereichte trefflich munden. Hatten wir doch seit vorgestern abend von harter Schokolade und Kognak gelebt und nur gestern abend eine Tasse Kaffee erhalten. So wärmte uns die Bouillon am Abend hier trefflich.

Ehe ich an meine Ruhe dachte, ging ich noch einmal ins Generalkommando, um zu sehen, ob dort ein ändernder Befehl eingetroffen sei, was ja bei der Nähe des Feindes möglich war. Aber ich fand, zwar keine Ruhe, so doch tiefen Frieden dort. Die Herren, die mit dem kommandierenden General in der prächtigen, herrenlosen Villa einquartiert waren, hatten dort genügende Lagerstätten gefunden. Aber die Recherche nach Lebensmitteln hatte nur frische Eier und Champagner in Massen geliefert. So hatten sie davon gelebt, nachdem viele Eier gekocht waren. Der Prinz war zu Bett gegangen, und die anderen Herren waren überaus munter und heiter. Kein Wunder, wenn man nach zwei Tagen absoluter Entbehrung und großer Anstrengung in der Hitze sich von Eiern und Champagner hat sättigen müssen. Wangenheim kam mir aus dem Keller mit einem frischen Korb Eiern jubelnd entgegen und sah lächelnd zu, als ich ihm ein Dutzend sorgsam herausnahm, in meine Mütze packte, und nach meinem Quartier zurückkehrte, um morgen etwas zum Kaffee zu haben.

Auch Dannenberg war sehr heiter, lachte und scherzte und sagte, morgen sei Ruhetag, da werde man den Champagner ausschlafen.

Ich kehrte mit dem Dutzend Eier in mein Brauhaus zurück und bezog meine Stube. Der Wirt hatte es möglich gemacht, jedem von uns eine Matratze und ein Kopfkissen zu geben. So in der ersten Etage des Hauses auf den Dielen gebettet, mit dem Mantel zugedeckt, suchte ich endlich zu ruhen. Ich war sehr müde. Aber der Schlaf floh mich. Wenn ich sonst hungrig wurde, und die Schokolade mich anwiderte, hatte ich geraucht. Nichts greift den Magen mehr an, als das zu-

sammen. Es vergeht dann bald die Lust zum Essen und Trinken. Diese Ingredienzien ballen sich wie Steine im Magen zusammen. Nach einer beängstigenden Stunde schien Leben in mein Inneres zu kommen, und es erfaßte mich eine Kolik, die nicht ärger auftreten kann, wenn glühendes Eisen in den Därmen steckt. So wand ich mich Stunde auf Stunde im folterndsten Schmerz, der sich in keiner Weise Erleichterung verschaffen konnte. Mit Sehnsucht blickte ich immer nach dem Fenster, ob nicht endlich der grauende Morgen dieser entsetzlichen Nacht ein Ende machen werde. Eben schien es mir, als ob das Schwarz des Himmels sich in Grau verwandeln wollte. Da glaubte ich meinen Namen rufen zu hören. Noch einmal! Es war Watzdorffs Stimme. Ich sprang auf, riß das Fenster auf und fragte, was denn los sei. „Ist das komisch", sagte Watzdorff lachend, „wir werden alarmiert, das soll ich Ihnen sagen." Ich fragte ihn noch einmal. „Nein wirklich", sagte er, „der Prinz schickt mich. Ich habe mir nicht einmal die Zeit genommen, Stiefel anzuziehen, und bin in Pantoffeln." Richtig! Wir wurden alarmiert! Es war zwischen drei und vier Uhr früh. Das war also der versprochene Ruhetag!

---

6. Die Schlacht von Sedan.

Der 1. und 2. September 1870.

Alarm. Auf die Mitteilung von dem Alarm weckte ich zunächst meine im Zimmer nebenan schlafenden drei Begleiter, dann unsere Leute im Stalle. Ich hatte viel Mühe damit, denn sie schliefen wie die Toten, und Doppelmair, der sehr wenig zähe war und viel Schlaf brauchte, brummte etwas von „schlechten Witzen". Als alles munter war und die Leute mit Satteln beschäftigt, lief ich ins Generalkommando, um zu erfahren, was der Grund sei. Dort war alles sehr beschäftigt mit Einpacken, und die Champagnerstimmung, die noch vorherrschte, ließ jeden alles mit Hast betreiben. Es ist charakteristisch für die Macht der Pflichttreue in der preußischen Armee, daß trotz dieser Champagnerstimmung kein einziger Befehl falsch bestellt wurde. Die einzigen Konfusionen, welche vorkamen, bestanden darin, daß hier und da ein junger Herr die Stiefel oder auch nur einen Stiefel eines anderen angezogen hatte, worüber noch während der Schlacht viel gelacht wurde. Ich erhielt keine ordentliche Antwort. Aber als ich erfuhr, daß die beiden Infanterie-Divisionen sogleich alarmiert werden und nach

Westen marschieren, die Korpsartillerie und die Kavallerie-Division erst um fünf Uhr alarmiert werden sollten, auch der Prinz von Württemberg seine Pferde erst um fünf Uhr bestellt habe, wurde mir so viel klar, daß nicht der Feind angriff, sondern wir angriffsweise zu verfahren hätten, ich also Zeit habe, denn es war noch nicht vier Uhr. Ich eilte also zurück, befahl, die Pferde erst gehörig zu füttern und zu tränken, dann sorgfältig zu satteln, und machte die Wirtsleute mobil, um Kaffee zu erhalten und die gestern eroberten Eier kochen zu lassen, ja ich stellte mich mit der alten Wirtin selbst an den Herd und kochte den Kaffee für alle, Offiziere und Leute. Als der erwärmende Kaffee in meinen kranken Magen kam, fühlte ich mich einen Augenblick etwas wohler und wollte zu Pferde steigen, um vor das Quartier des kommandierenden Generals zu reiten. Da machte sich aber meine Kolik durch einen so heftigen Choleraanfall Luft, daß ich eine kurze Zeitlang besinnungslos lag. Nach einer Weile erholte ich mich, und meine letzten Kräfte zusammennehmend, gelang es mir, mich auf das Pferd heben zu lassen. Ich traf vor dem Quartier des Prinzen fünf Minuten nach fünf Uhr ein. Er war pünktlich vor fünf Minuten in der Richtung auf Sachy fortgeritten. Ich setzte meine flinke Fuchsstute in schnellste Gangart auf der breiten, leeren Chaussee. Der feuchte, eisige Morgennebel, der von den Ardennen heruntertrieb und sich in das Tal senkte, kündigte zwar einen sonnigen Spätsommertag an, aber er drang auch empfindlich kalt durch die Kleider bis auf die Haut. Wiederholt zwang mich die Wiederkehr meiner Anfälle zum Absteigen. Während eines solchen Aufenthalts kam ein Adjutant von vorn zurück gejagt und rief mir zu, er solle die Korpsartillerie vorholen. Ich sandte eilends einen meiner jungen Herren zum Prinzen von Württemberg mit der Bitte, zu befehlen, daß für die heutige Schlacht bis auf weiteres die reitende Artillerie wieder von der Kavallerie-Division zur Korpsartillerie gezogen werde, um diese auf sieben Batterien zu verstärken. Meine Bitte wurde genehmigt und der betreffende Befehl abgesandt.

Eintreffen im Hauptquartier. In Pouru St. Remy holte ich den Prinzen von Württemberg ein, und während ich mit ihm den Weg auf Francheval einschlug, ward ich über die Bedeutung des plötzlichen Alarms orientiert.

Der Feind hatte in der Nacht nördlich von Sedan in Biwaks gestanden. Uns zunächst war ein großes Biwak bei Villers Cernay gesehen worden. Diese Lage des Feindes auszunutzen, hatte der Kronprinz von Preußen den Entschluß gefaßt, während der Nacht bei Donchery Brücken

über die Maas schlagen zu lassen.*) Indem er dann am Morgen seine Armee hinüber schob, sollte er dem Feinde auch den Rückzug nach Mézières verlegen, wie wir ihm den Weg nach Metz verlegt hatten. So mußte der Feind, von allen Seiten eingeschlossen, entweder nach Belgien fliehen oder sich ergeben.

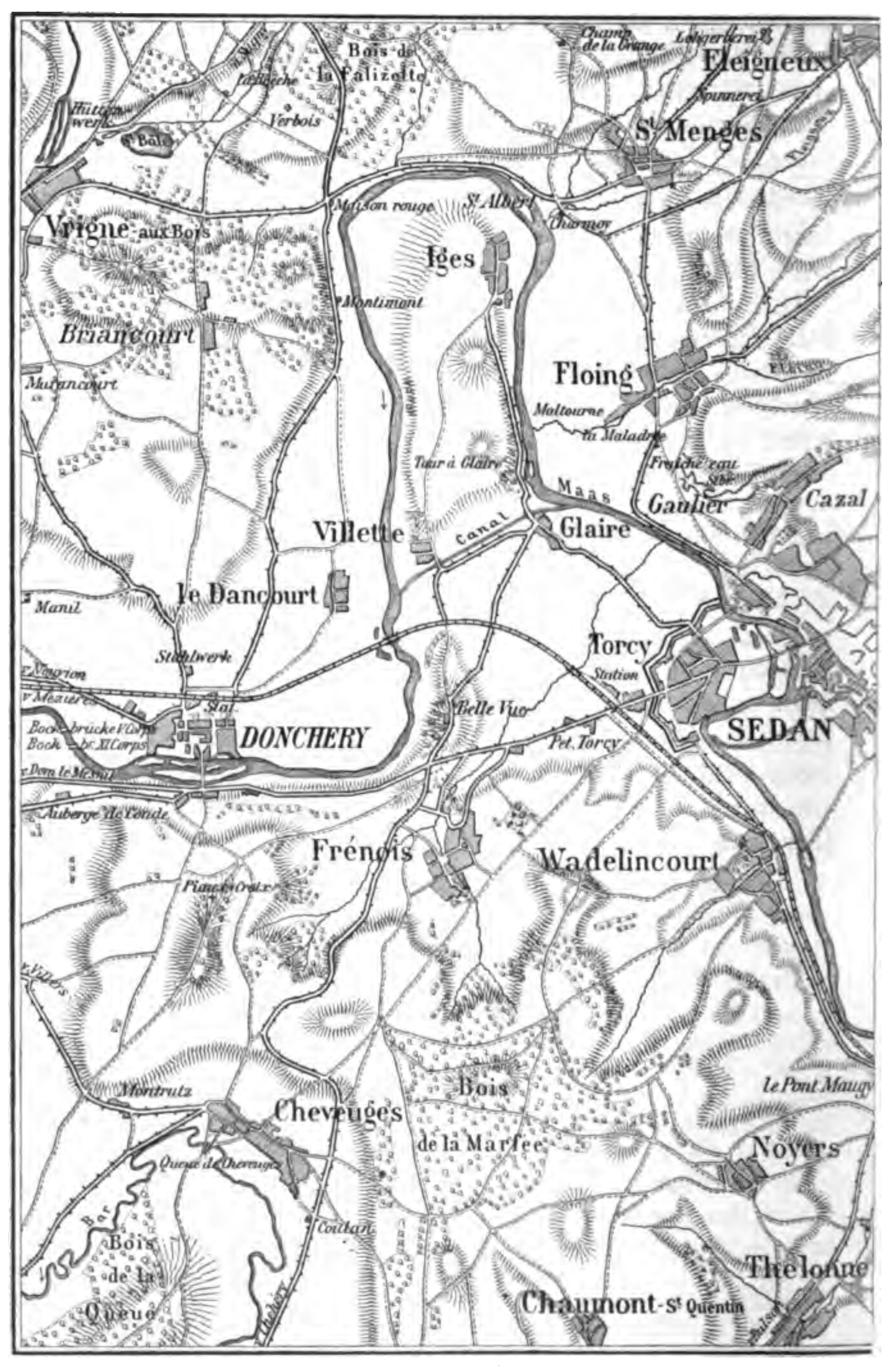
Kronprinz Albert erhielt diese Nachricht eine Stunde nach Mitternacht. Er erkannte sofort, daß, wenn der Feind sich mit aller Kraft gegen den Kronprinzen Friedrich Wilhelm bei Donchery wenden könne, dieser in seiner kühnen Unternehmung gefährdet sei.**) Er beschloß deshalb unverzüglich, trotz der Ruhebedürftigkeit der Maas-Armee, diese zu alarmieren und den Feind von Osten her mit Macht anzufallen, um von dessen Kräften so viel als möglich zu fesseln und von der Dritten Armee abzulenken. Um drei Uhr waren die entsprechenden Weisungen beim Gardekorps angekommen.

Befehle zur Schlacht. Die Befehle der Maas-Armee schrieben dem Gardekorps die Richtung auf Villers Cernay vor. Hinter Pouru St. Remy hatte es die große Chaussee zu vermeiden und links zu lassen, auf der das XII. Korps von Douzy gegen Bazeilles, Lamécourt und Rubécourt vorzudringen hatte. In der Tat sahen wir auch von der Höhe zwischen Pouru und Francheval links unten im Tale durch den Nebel die grauen, langgezogenen Linien der sächsischen Truppen in dieser Richtung sich vorbewegen. Weiter nach Westen, in der Richtung von Bazeilles, tobte bereits eine heftig entbrannte Schlacht, wie man jetzt deutlich hörte.

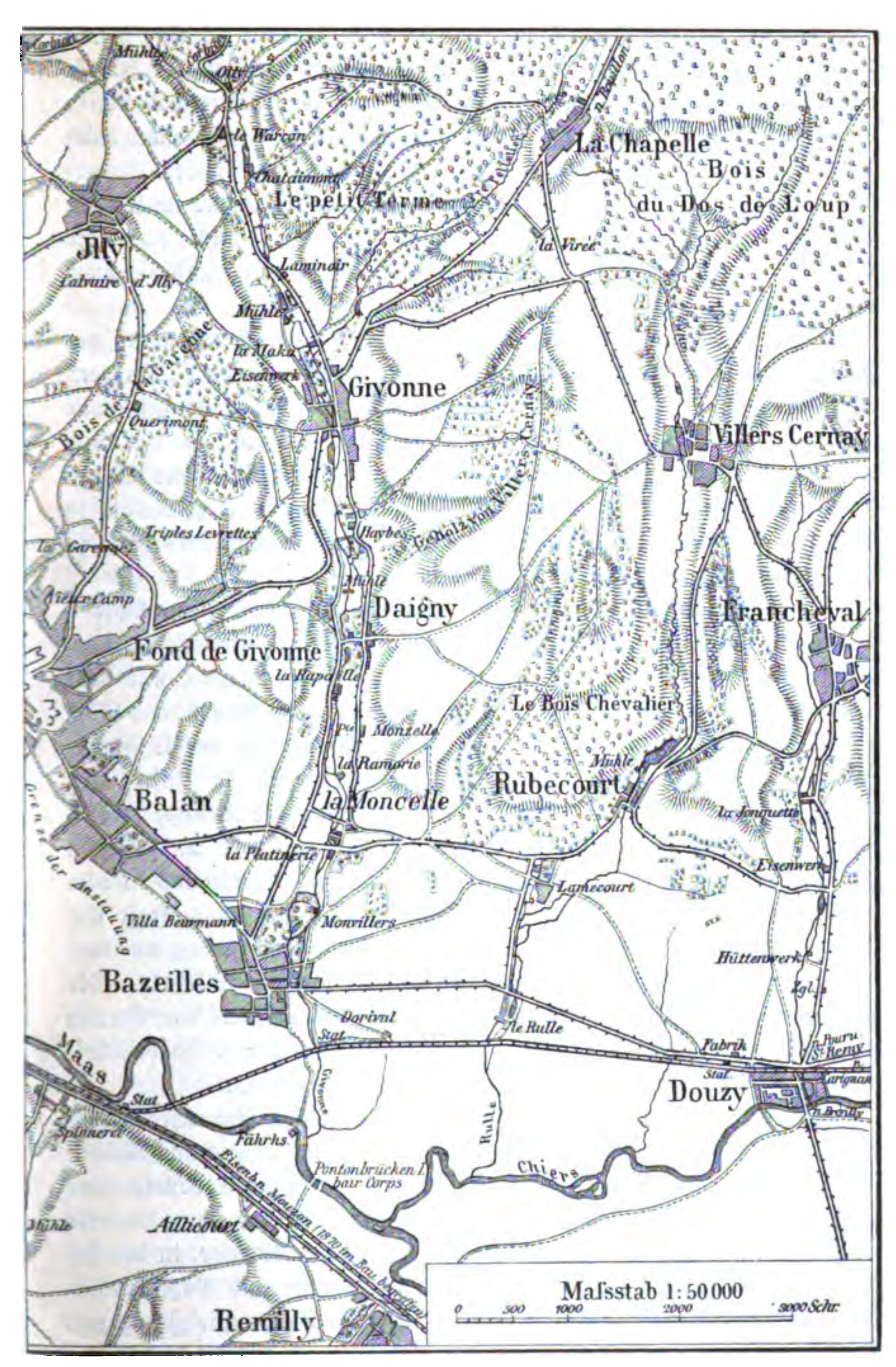
Als ich das Generalkommando erreichte, befand ich mich mitten unter Truppen. Wieder quälte mich mein Leiden auf das fürchterlichste. Ich wollte aber um alles in der Welt die Ausbrüche desselben

*) Die Brücke bei Donchery war bereits am 31. mittags unversehrt in die Hände der Avantgarde des XI. Korps gefallen, das dann sofort eine zweite Brücke schlagen ließ und noch an demselben Nachmittag die Avantgarde, $3^1/_2$ Bataillone, 1 Schwadron und 1 Batterie, über die Maas hinüberschob. Auch die Eisenbahnbrücke bei Bazeilles war unversehrt schon am Mittag des 31. dem I. Bayerischen Korps in die Hände gefallen. Auch hier waren zwei Pontonbrücken geschlagen worden.

**) Der Kronprinz von Preußen hatte ihn auf diese Gefahr aufmerksam gemacht. Das Zusammenwirken der beiden Armeen in der erwähnten Weise war bereits einesteils durch Weisungen aus dem Großen Hauptquartier an beide Armeen vom 30. August Abends 11 Uhr, anderenteils in der Besprechung der Generale v. Moltke und v. Blumenthal am 31. August in Chemery festgelegt worden.



Skizze zur Schlacht bei Sedan.



Skizze zur Schlacht bei Sedan.

nicht von der Truppe sehen lassen, denn ich weiß, daß der gemeine Mann deshalb über einen höheren Offizier leicht spottet und ihn der Furcht beschuldigt. Kenne ich doch einen Fall, in dem ein Führer dadurch so in Verruf kam, daß seine Stellung unhaltbar ward. Ich wandte mich darum an den Generalarzt. Er hatte Choleratropfen in der Satteltasche. Ich nahm doppelte Portion davon, die mir wie Feuer im Magen brannte, aber alle Eruptionen verhinderte, wenn mich auch die Schmerzen den ganzen Tag so folterten, daß ich zuweilen unfähig war, zu sprechen.

Mein Pferd lahmte. Die Stute hatte sich bei der Karriere auf der Chaussee ein Eisen abgerissen. Ich mußte also wieder meinen „Farmer" besteigen, zum ersten Male seit St. Privat. Dicker Schorf saß zwar noch auf seiner Wunde, aber er konnte mich doch tragen. So hat mich dieses Tier in den drei Schlachten Königgrätz, St. Privat und Sedan getragen. Früher stand es sehr ruhig in der Schlacht. Jetzt machte es aber viel Sprünge, sobald das Pfeifen der Kugeln begann. Es hatte ja erfahren, daß so etwas gefährlich sein kann.

Das Gardekorps hatte der 1. Division den Weg Pouru aux Bois—Villers Cernay, der 2. den Weg Pouru St. Remy—Francheval vorgeschrieben. Wir ritten von Francheval auf Villers Cernay, und dort hielt das Generalkommando eine Zeitlang, Front nach Westen, das Dorf Villers Cernay in der Tiefe vor sich, um die Avantgarde der 1. Garde-Infanterie-Division erst durchzulassen, die soeben eintraf. Unser Aufstellungsplatz war auf dem Biwak, das eine feindliche Truppe augenscheinlich in der letzten Nacht innegehabt und; vor uns nach Westen zurückweichend, vor kurzem verlassen hatte. Dies bestärkte uns in dem Glauben, daß der Feind vor uns weiche, um sich mit aller Kraft auf unseren Kronprinzen bei Donchery zu werfen. Grund genug, um vorwärts zu dringen und den Feind durch heftige Angriffe zu fesseln. Die Avantgarde der 1. Garde-Division durchschritt die Schlucht von Cernay und erklomm die jenseitige Höhe. Der Prinz wies der 1. Garde-Division die Richtung auf Givonne, der 2. die auf Daigny an.

Wir befanden uns jetzt auf einem jener zahllosen schmalen Seitenrücken, welche vom Ardenner Waldgebirge nach der Maas zu nach Süden streichen und durch enge, tief eingeschnittene Schluchten voneinander getrennt sind. Der jenseitige Rücken trennte die vor uns liegende Schlucht von Cernay von der weiter entfernten der Givonne, in der sich die Dörfer Givonne, Haybes, Daigny, La Moncelle und Bazeilles befinden. Das Ardenner Waldgebirge, das hier in der Hauptrichtung von Westen nach Osten streichend, Belgien von Frankreich trennt, hat un-

gefähr denselben Charakter wie der Argonner Wald und ist ebenfalls mit dichtem Laub bewachsen. Nur ist es noch weit zerrissener und wilder und außer auf den Wegen ganz ungangbar für Truppen. Dagegen sind diese abgezweigten Ausläufer nach der Maas zu, auf deren einem wir standen, schon zum großen Teil abgeholzt und der Feldkultur übergeben, daher auf ihren Höhen allseitig gut gangbar. Nur der Abstieg in die Schluchten und der Aufgang sind mühevoll und zeitraubend. Hier und da sind auch noch Waldparzellen auf diesen Rücken stehen geblieben. Vor uns begrenzte eine solche zwischen Cernay und Givonne jetzt unseren Gesichtskreis. Unsere Avantgarde drang dort ein und wechselte einige Schüsse mit Nachzüglern oder Sicherheitstruppen, die nach Givonne hineinwichen.

Eintreffen der Korpsartillerie. Unterdessen, es war etwa acht Uhr vorbei, kam die Korpsartillerie von Francheval her mit schweißbedeckten Pferden angetrabt. Daß diese Truppe, die erst nach halb sechs Uhr, als sie noch gar nicht marschfertig war, den Befehl erhalten hatte, jetzt schon, über zwei Meilen vorwärts über Berg und Tal trabend, gefechtsbereit stand, verdient alle Anerkennung. Daß aber die reitende Artillerie, die den Befehl eine halbe bis eine Stunde später erhalten hatte, unmittelbar im Anschluß an die 2. Fuß-Abteilung eintraf, ist wieder ein Beweis, um wieviel die reitende Artillerie der anderen Feldartillerie durch ihre Marschgeschwindigkeit überlegen ist, durch die sie ihre Leistungen verdoppeln und verdreifachen kann, indem sie bald hier, bald in ungeahnter Entfernung weiter verwendet wird. Dies sind die Gangarten, durch welche die Artillerie ihre Wirksamkeit erhöhen soll, die schnellen Dauerbewegungen auf mehrere Meilen, aber nicht die kurzen Galoppbewegungen auf ein paar hundert Schritte, durch welche im Frieden auf dem Exerzierplatze nur Zuschauern Sand in die Augen gestreut wird, die aber nicht als das Endziel ihrer Fahr- und Reitausbildung angesehen werden dürfen.

Der Anblick der schweißbedeckten Pferde und der vor uns liegenden steilen Schlucht bewog mich, den Prinzen von Württemberg um die Erlaubnis zu bitten, zunächst diese Artillerie in einer Stellung auf dem Felde absitzen und verschnaufen zu lassen, während ich in den vorliegenden Wald reiten und mich jenseits umsehen wollte, wo eine Stellung für die Artillerie zu finden sei. Der Prinz erteilte mir die Erlaubnis, ermahnte mich aber zur Vorsicht, mich nicht zu entscheidend zu engagieren. Überhaupt zeigte er sich besorgt und voller Vorsicht. Den Grund sollte ich erst später erfahren.

Einleitung des Gefechts. Ich ritt den steilen Hang hinunter, dann durch Cernay, den andern noch steileren hinauf, der Avantgarde nach, auf einem wohl zwanzig Schritt breiten Gestell durch den Wald und traf an dem jenseitigen Waldrande den General v. Pape, der mit seiner Avantgarde vorgeritten war und den vor ihm stehenden Feind betrachtete. Es war ein imposantes Schauspiel, das sich unsern Blicken darbot.

Der Bergrücken, auf dem ich soeben den Waldstreifen durchritten hatte, dehnte sich in seiner Breite vor mir noch etwa 800 bis 1200 Schritt weit aus, und fiel dann steil zu der Schlucht ab, in der die Dörfer Givonne (vor uns), links Haybes, Daigny, dann noch weiter links La Moncelle und zuletzt Bazeilles an der Maas liegen, uns unsichtbar, denn die Schlucht ist so eng und steil, daß man die Dörfer erst sieht, wenn man 50 Schritt davor und noch fast über ihnen ist. Jenseits erhebt sich der andere Höhenrücken fast ebenso steil und hoch, um weiterhin noch mehr allmählich anzusteigen, wo er dann durch einen dichten Wald, das Bois de la Garenne, bedeckt ist. Mitten aus dem Walde ragten die blaugrauen Dächer eines prachtvollen Schlosses hervor, und rechts nach den Ardennen zu war die höchste Erhebung, der Calvaire d'Illy, wieder kahl, um nach dem nördlich davon liegenden Dorfe Illy etwas abzufallen, ehe sich die steilen unwirtlichen, bewaldeten Ardennen aus dem Gelände absetzten.

Den jenseitigen Rand der Schlucht, etwa 1600 Schritt vor uns, hatte der Feind zu seiner Verteidigungsstellung gewählt. Schützengräben und Batterieeinschnitte krönten festungsähnlich diesen Schluchtenrand, und zahllose Kanonen und Mitrailleusen sprühten von da Tod und Verderben auf die links von uns bei La Moncelle bereits in den Kampf getretenen Sachsen. Noch sah uns der Feind nicht oder hielt uns wenige Reiter für eine Patrouille. Aber Truppenmassen durften sich da nicht zeigen, ohne von einem Geschoßhagel überschüttet zu werden. Anderseits lag der Fleck, auf dem wir standen, so zu der Hauptmasse der südlicher stehenden Hauptgeschützlinie des Feindes, daß man von da aus diese schräg in der linken Flanke fassen konnte, so daß kein Schuß fehl ging.

„Gott sei dank, daß Sie da sind," sagte mir Pape. „Sehen Sie doch die Kerle, wie sie den Sachsen zusetzen. Schaffen Sie mir nur zwei Kanonen hierher, und wir wollen ihnen bald in der Flanke einheizen." „Wo ist denn Ihre Artillerie?", fragte ich. „Sie haben ja vierundzwanzig Stück." „Die wurde ja zum Abmarsch nicht fertig und zottelt noch nach. Zwei Kanonen, nur zwei Kanonen!" „Nein", sagte ich, „zwei würden bald vernichtet sein, die bringe ich nicht, aber ich bringe bald neunzig Stück."

Ich ritt schleunigst zurück, um die Korpsartillerie zu holen, begegnete aber unterwegs schon Bychelberg mit drei von den vier Batterien, die zur Division Pape gehörten. Eine, Sametzky, war noch zurück. Den anderen drei befahl ich jetzt, zunächst zu Pape zu rücken, Prittwitz I, Planitz II und Kuhlmann. Bychelberg führte den steilen Hang im tiefen Boden hinauf. Wer das reglementsmäßige, elegante Vorgehen einer Artillerielinie auf dem Exerzierplatze gewöhnt ist, der würde sich ein wenig enttäuscht gesehen haben, wenn er dies Vorgehen der durch viele Gewaltmärsche bei unregelmäßigem Futter ermatteten, durch einen Trab von ein paar Meilen außer Atem gekommenen Batterien gesehen hätte. Sie krochen mühsam den Berg hinan. Trotz vielem Hott und Hüh konnten die Pferde die Last nicht hinaufschaffen. Kanoniere halfen ziehen und schieben. Dann saßen Husaren ab und halfen ziehen und schieben, auch Garde-Füsiliere, und in dieser bunten Gesellschaft wurden die geliebten Kanonen auf ihre Plätze gebracht. Ich sage die geliebten Kanonen, denn seit dieselben so energisch geholfen hatten, den Widerstand von St. Privat zu brechen, waren sie im ganzen Armeekorps die verwöhnten Schoßkinder. Bychelberg führte, oben angekommen, seine Batterien auf dem erwähnten Gestell durch den Wald und ward jenseits alsbald von einem solchen Massenfeuer empfangen, daß er eilte, die drei Batterien zum Schuß zu bringen. Bei der großen Nähe des Feindes konnte er nicht weiter vor. So kam er mit dem Rücken dicht an den Waldrand zu stehen und versperrte den Ausgang des breiten Gestells. Der Feind empfand seine flankierende Wirkung bald auf das empfindlichste und wollte sich seiner entledigen. Daher richtete er an Geschütz gegen ihn, was dahin schießen konnte, brachte gerade gegenüber noch Batterien vor und ließ auch schräg von rechts her oben auf dem Calvaire d'Illy Artillerie gegen ihn spielen. Bychelbergs erster Schuß fiel um dreiviertel neun Uhr. Um ihm alsbald in seiner kritischen Lage Erleichterung zu verschaffen, eilte ich zurück und dirigierte die Korpsartillerie, welche auf meinen ihr zugesandten Befehl eben den Grund von Cernay durchschritt. Ihr Heraufklettern erfolgte in ähnlicher Weise mit Hilfe von vielen Menschenhänden, wie das der Batterien Bychelbergs. Die erste Batterie, v. Keudell, mußte erst ein paar Granaten in das in unserer rechten Flanke liegende Dorf La Chapelle senden. Dieser Ort am Eingang der Chaussee Sedan—Bouillon in den Ardenner Wald, ganz nahe der belgischen Grenze, war von einiger feindlicher Infanterie besetzt, die von da aus schoß. Bald vertrieb eine Kompagnie Garde-Füsiliere die geringe feindliche Truppe.

Ich konnte die Korpsartillerie nicht neben Bychelberg aufstellen,

denn das Gestell war durch ihn versperrt, auch hätten mehr Batterien in solche Nähe einer noch unerschütterten feindlichen Artillerie gebracht werden müssen, daß keine Aussicht vorhanden war, sie zum Schuß zu bringen. Ich führte daher die ersten beiden Batterien rechts des Waldes, jenseits dessen Bychelberg stand, bis an den Höhenrand, der hier senkrecht nach der Chaussee Sedan—Bouillon abfällt. Aber er biegt sich hier auch zurück, und deshalb befand sich diese Position viel weiter vom Feinde als die Bychelbergs. Sie lag dem Calvaire d'Illy gerade gegenüber und hatte alsbald wenigstens die eine Wirkung, daß der Feind von dort nicht mehr nach Bychelberg sondern nach der Korpsartillerie schoß, ersterer also von dem Flankenfeuer von rechts befreit wurde. Es hatten hier nur zwei Batterien Platz, v. Keudell und v. Röhl, denn rechts begrenzte ein tiefer Wasserriß den Aufstellungsraum. Der erste Schuß der Korpsartillerie erfolgte um neun Uhr.

Erster schwieriger Geschützkampf. Unser Feuer war zunächst wirkungslos, denn wenn auch der Höhenrücken hier kahl war, so befanden sich doch Bäume und Sträucher auf dem steilen Hang dicht vor uns und ragten mit den Spitzen über den Berg hinaus. Unsere Granaten platzten, wenn sie durch die Zweige der Baumspitzen sausten, einige zwanzig Schritt vor den Geschützen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als unsere Leute mit Beilen und Äxten erst vorzuschicken und die Bäume umhauen zu lassen, die unser Schußfeld beeinträchtigten. Scherbening schlug mir vor, noch rechts des Wasserrisses einige Batterien aufzustellen, er wollte sehen, ob es möglich sei, sie den steilen Hang hinaufzubringen. Ich gab meine Genehmigung, daß er dorthin ritte, nur empfahl ich ihm, nicht zu nahe an Chapelle hinzureiten, wo noch feindliche Infanterie war. Er sagte: „Ich denke, an jenen Baum hinzureiten." „Ach, da können Sie hin", sagte ich, „da sind Sie sicherer als in Abrahams Schoß." Er ritt, und Major v. Krieger mit ihm, den Platz und Zugang zu rekognoszieren. Unterdessen wurde das feindliche Feuer immer heftiger. Granate auf Granate schlug in die Batterien ein, und wir litten empfindliche Verluste. Merkwürdigerweise hatten die feindlichen Kugeln sich heute mehr die Pferde zum Opfer auserkoren als die Menschen. Neben mir, als ich gerade in der einen Batterie die Flugbahn der Granate eines Schusses beobachten wollte, sauste ein feindliches Geschoß flach über die Protze fort, schlug zwischen den Stangenpferden ein und platzte dort. Vorder- und Mittelpferde machten einen weiten Sprung vor Schreck und rissen die Stangenpferde mit sich fort. Ich besorgte, die Pferde wollten mit der Protze durchgehen, ehe ich aber

noch zulangte, um beim Halten der Tiere zu helfen, brachen alle vier Pferde, Vorder- und Mittelpferde, zusammen, denn sie waren tot. Die Kanoniere, die darauf saßen, lagen mit im Knäuel, arbeiteten sich aber unverletzt daraus empor!

Das fortwährende Einschlagen von Granaten verfehlte seinen moralischen Eindruck auf die Batterien nicht. Die beiden Batterieführer waren noch jung, genossen noch nicht das unbedingte Vertrauen und die Autorität ihrer Vorgänger Friederici und Mutius, die mir seit der Schlacht von St. Privat fehlten, und so ging ihnen das Feuer aus der Hand. Jedes Geschütz fing an zu feuern, wenn es wollte, von Beobachten und Korrigieren der einzelnen Schüsse konnte nicht die Rede sein, bald hörten die Leute auch auf zu zielen und knallten in die Luft, und durch solches Feuer konnte man den Feind weder treffen noch ihm imponieren. Es ist dies das feu à volonté, das in der französischen Artillerie reglementsmäßig ist und nur dem Feinde nützt. Überzeugt, daß hier ein kräftiges Einschreiten nötig sei, befahl ich den beiden Batteriekommandeuren das lange „H—a—l—t!“ zu kommandieren. Auf dies Kommando muß jeder stehen, wie er steht, und darf kein Glied rühren. Das Kommando erfolgte und brachte unser unsinniges Feuer zum Schweigen. Hierauf ritt ich auf den linken Flügel, stieg ab und ging langsam von einem Geschütz nach dem andern. Sie waren fast alle ins Blaue gerichtet. Am rechten Flügel der zwölf Geschütze starken Feuerlinie stieg ich langsam wieder zu Pferde, ritt mitten in die Batterien, wo ich ihnen zurief, wenn sie ferner so schlecht richten und ohne Kommando der Offiziere abfeuern würden, so gäbe ich ihnen mein Ehrenwort, daß ich sie stundenlang im Feuer stillstehen und von den Franzosen zusammenschießen lassen werde, denn um Batterien, die nichts treffen könnten, sei es nicht schade, wenn sie vernichtet würden. Dann befahl ich, daß jedes Geschütz, ehe es abgefeuert werde, in seiner Richtung von den Offizieren nachzusehen sei, und jetzt erst erlaubte ich ein langsames Feuer vom linken Flügel. Aber die Beobachtung blieb trotzdem außerordentlich schwierig. Der Wind kam schwach von links her und wehte den Pulverdampf der links von uns näher am Feinde stehenden Abteilung Bychelberg vor unsere Geschütze und verschleierte so unsere Aussicht. Auch beim Feinde lagerte sich Pulverdampf. Man sah Explosionen, konnte aber gar nicht unterscheiden, welchen Ursprungs die Explosionen waren, und ob wir richtig, zu kurz, oder zu weit schossen.

Scherbenings Tod. Ich ward innerlich sehr ungeduldig, denn ich wollte gern Bychelberg noch mehr Erleichterung schaffen und dazu allen

anderen Batterien Aufstellungsplätze aussuchen. Aber anderseits konnte ich diese beiden Batterien ihren jungen Führern nicht überlassen, wollte ich nicht dieselbe Wildheit wieder einreißen sehen. Schmerzlich vermißte ich jetzt das scharfe Auge von Scherbening, der mit bloßem Auge die Granaten fliegen sehen konnte. Wäre er hier, er würde bald richtig korrigieren und die Ruhe erhalten, und ich könnte Bychelberg helfen, so dachte ich. Da kam Major v. Krieger. „Wo bleibt denn Scherbening?", rief ich ihm zu. „Scherbening ist eben gestorben", war die Antwort. „Unsinn", sagte ich, „gestorben! War ja nicht krank." Und doch war dem so. Der treffliche Oberst war tot. Er war an jenen Baum herangaloppiert, wo ich ihn in Abrahams Schoß wähnte, 500 Schritt rechts vom äußersten rechten Flügel unserer Feuerlinie. Sei es, daß er mit seinen Adjutanten, Trompetern und Ordonnanzen die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zog, sei es, daß der Feind einen ungezielten Schuß abgefeuert hatte, der so weit fehl ging und zufällig da einschlug, wo er hielt, kurz eine Granate kam vom Calvaire d'Illy her und traf ihn mitten unter seinem Gefolge voll in die Brust, riß ihn unter das Pferd, platzte dort und sandte noch einige Sprengstücke in den Unterleib des Pferdes, das nach einigen Galoppsprüngen ebenfalls tot zusammenbrach. Krieger hatte dann, nachdem Scherbenings Leiche in einen schützenden Steinbruch gelegt war, die beiden schweren Batterien Prittwitz II und Seeger, nur durch den besprochenen Wasserriß von den leichten getrennt, dicht rechts daneben aufgestellt und kam nun zu mir herumgeritten, mir den schweren Verlust zu melden. Die reitenden Batterien fanden noch keinen Raum zur Aufstellung und blieben hinter uns im Grund gedeckt, ihrer Bestimmung wartend.

Ich mußte jetzt zunächst Scherbening ersetzen. Die beiden Abteilungskommandeure der Korpsartillerie waren zur Stelle. Über den ältesten Artillerie-Stabsoffizier des Korps, Rheinbaben, hatte ich keine Verfügung, denn er gehörte zur 2. Division. Ich gab Buddenbrock für heute das Kommando der Korpsartillerie, Grävenitz das der reitenden Artillerie.

Noch immer war es äußerst schwierig, unsere Wirkung zu beobachten. Ich konnte durch den Pulverdampf nicht unterscheiden, ob wir träfen, zu kurz oder zu weit schössen; die Batteriekommandeure glaubten zu treffen. Aber die beiden genannten Stabsoffiziere zuckten mit mir die Achseln, und der eine meinte, wir schössen zu weit, der andere, zu kurz. Da fiel mir ein, daß einmal bei einem wissenschaftlichen Abend in der Kaserne Scherbening vorgeschlagen hatte, wenn in einem lebhaften Artilleriekampfe die vielen Explosionen die Beobachtung der

eigenen Wirkung unmöglich machten, Batteriesalven geben zu lassen, weil dann sechs Granaten auf demselben Fleck platzen müßten, und man von diesen gleichzeitigen sechs Explosionen sicher wüßte, daß sie von der Batterie herrühren. Ich ordnete dies an und kontrollierte die Richtung jedes Geschützes. Die erste Salve zeigte uns jetzt, daß wir bisher, also fast eine ganze Stunde lang, viel zu kurz geschossen hatten, denn die Luft war, nachdem der Nebel gefallen, so hell und klar geworden, daß man die weiten Gegenstände deutlich sah und für näher hielt, als sie waren. Mit der dritten Salve erreichten wir den Feind auf dem Calvaire d'Illy (streng genommen auf der diesseits vorliegenden Bergkuppe) mit Aufsatz von 3200 Schritt. Nach dem Generalstabsplan ist es ein paar hundert Schritte weiter. Das stimmt, denn die Luft war schön und trocken. und bei solchem Wetter schießen die Kanonen weiter bis zu zehn Prozent. Von diesem Augenblick an hatten wir keine Verluste mehr, denn sobald unsere Granaten in den feindlichen Batterien platzten, schossen diese ungezielt ins Blaue, und wir bemerkten den Beginn unserer Überlegenheit in dem Artilleriekampfe. Ich ließ jetzt ruhiges Flügelfeuer geben und begab mich nach dem rechten Flügel, um Scherbenings Leiche zu sehen. Die rechte Brust war eingedrückt, Blut drang aus der zerquetschten Lunge zum Munde heraus, die rechte Schläfe war, vermutlich von einem Stück der geplatzten Granate, zertrümmert. Der Tod muß augenblicklich eingetreten sein, vielleicht und hoffentlich ehe der Schmerz Zeit gehabt hat, zu seinem Bewußtsein zu kommen. Es ward mir erzählt, daß er den Abend vorher alle Bestimmungen für den Fall getroffen hatte, daß er im Gefecht bleiben sollte. Da er sonst nie von seinem Tode gesprochen hatte, sondern immer sehr heiter gewesen war, so hatte dies den Adjutanten befremdet, und er hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß ja Ruhetag für morgen befohlen sei. Darauf hatte er leichthin erwidert: „Na, wer weiß. Man kann nicht wissen, was geschieht." Die Herren seines Gefolges waren tief ergriffen. Ich gab dem geschiedenen Freunde die Hand, sie war noch warm. Jetzt ritt ich, dem Prinzen von Württemberg die Meldung zu machen. Im Vorbeireiten sah ich nach der 1. Fuß-Abteilung, Bychelberg. Der Zugang zu derselben durch das Waldgestell war nicht angenehm zu passieren, denn dasselbe bildete den Kugelfang für die zu weit gehenden Geschosse. Ich fand die Herren dort in bester Laune, wenn auch Prittwitz I leicht verwundet den Arm in der Binde trug. Anfangs sei es ein bißchen lebhaft gewesen, meinte Bychelberg, aber seitdem die Korpsartillerie aufgetreten, hätten sie Luft bekommen und seien mit den Kerls da drüben fertig geworden. In der Tat lag in den flüchtig aufgeworfenen Ver-

schanzungen eine Menge Trümmer von Artilleriematerial. Nur dann und wann tauchte eine Batterie auf und wurde dann von den achtzehn Geschützen Bychelbergs gottsjämmerlich zugedeckt. Die Entfernungen waren auch entscheidende, 1600 bis 1800 Schritt. Gerade als ich da war, erschien uns gegenüber eine feindliche Batterie, mit Schimmeln bespannt. Sofort vereinigten unsere drei Batterien ihr Feuer dagegen auf der wohlbekannten Entfernung, denn diese Batterie wollte da in Stellung gehen, wo schon die Trümmer von zwei Batterien lagen, halbwegs zwischen dem Bois de la Garenne und Givonne, auf dem diesseitigen Abhange. Die Wirkung war vernichtend. Die Batterie brach förmlich in Stücke zusammen. Pferde, Menschen, Kanonen, Geschirre bildeten Knäuel. Es gelang der feindlichen Batterie nicht, auch nur einen einzigen Schuß zu tun. Bald war aus dem Bereich der platzenden Granaten geflohen, was noch gesund war, und nur noch Trümmer, verwundete Pferde, Leichen, kennzeichneten den Platz. Napoleon sagt in seiner Broschüre „**Les causes de Sédan**": „**L'empereur lui-même essaya de placer trois batteries. Elles furent écrasées sans coup férir.**" Nach seinen Angaben hat dies stattgefunden, als er ungefähr um zehn Uhr morgens aus dem Fond de Givonne an das Bois de la Garenne heraufritt. Zeit und Ort stimmen, und es ist somit sehr wahrscheinlich, daß wir bei dieser Episode die Ehre hatten, den Kaiser persönlich zu bekämpfen.

Im Zentrum. Ich begab mich jetzt hinter dem Walde herum nach dem Zentrum und dem linken Flügel der Gefechtslinie des Korps. Da hielten hinter dem Walde — auf dem Plan im Generalstabswerk „Gehölz von Villers Cernay" genannt — das 1., 2., 3. und 4. Garde-Grenadier-Regiment in Rendezvousstellung gedeckt und trotz der Nähe am Feinde ganz unbelästigt. Die Gewehre waren zusammengesetzt. Die Regimentsmusiken spielten, um der Mannschaft etwaige trübe Gedanken zu verscheuchen, und die Leute tanzten lustig, während rechts und links davon die blutigste Schlacht tobte. Es machte mir dies einen eigenen Eindruck, denn meine Gemütsstimmung stand noch unter dem Einfluß des Verlustes von Scherbening. Links vom Gehölz von Cernay stand die Batterie v. Sametzki der Abteilung v. Bychelberg, welche vorn keinen Platz mehr gefunden, und schoß gegen die feindliche Gefechtslinie drüben am Bois de la Garenne.

Der kommandierende General hielt in der Nähe dieser Batterie mit seinem Stabe. Ich machte ihm Meldung vom Tode Scherbenings und von meinen Anordnungen, und er genehmigte sie. Links von Sa-

metzki, in einer Entfernung von etwa 300 Schritt, stand die 2. Fuß-Abteilung, Rheinbaben, im Feuer gegen den gegenüberstehenden Feind. Der linke Flügel schoß mehr nach links, wo ein feindlicher Vorstoß gegen die Sachsen Fortschritte zu machen drohte. Die 2. Garde-Infanterie-Division, Budritzki, zu der Rheinbabens Artillerie gehörte, stand links rückwärts davon in Reserve, zum Eingreifen bereit und hatte nur einige Kompagnien des Regiments Franz zur Deckung der Artillerie vorgeschoben.

Ich stellte dem kommandierenden General vor, daß wir dem Feind vor uns im Artilleriekampfe überlegen seien, weshalb ich es an der Zeit hielte, zu entscheidender Wirkung näher heranzugehen. Aber da wurde er sehr unwillig und sagte mir, das dürfe ich auf keinen Fall. „Bilden Sie sich ein, daß ich ein Armeekorps kommandiere? Ich habe, nach dem heutigen Stärkerapport noch 13000 Feuergewehre, alles in allem, das ist nicht mehr als eine Division. Damit soll ich die Front von einer Meile bis an die belgische Grenze gegen einen Feind verteidigen, der etwa nach Osten durchbrechen will. Er stößt schon gegen die Sachsen vor. Zweimal haben diese zu mir geschickt um Hilfe, ich habe sie bis jetzt verweigert, denn ich sehe, sie haben selbst noch Reserven. Aber ich werde vielleicht doch genötigt werden, ihnen zu helfen, und deshalb kann ich mich mit den wenigen Truppen nicht zu fest engagieren. Sie sind mir ohnehin schon zu nahe vorgegangen. Jetzt gehen Sie keinen Schritt weiter."

So beschieden, ritt ich in die 1. schwere Batterie, Sametzki, um zu sehen, ob sie treffe. Nach den Erfahrungen, die ich bei der Korpsartillerie eben gemacht hatte, argwöhnte ich, diese Batterie werde auch übereilt schießen. Ich stellte mich auf den Flügel und beobachtete mit meinem Fernrohr. „Der Schuß war zu weit, Hauptmann S." „Nein", sagte der Hauptmann ruhig, „er war zu kurz." „Aber sehen Sie doch, die Granate platzte ja im Walde." „Das war nicht die meine." Jetzt befahl ich dem, wie ich meinte, eigensinnigen Hauptmann, 500 Schritt kürzer schießen zu lassen. Richtig, da schlug die Granate dicht vor uns ein. Der Hauptmann lächelte verschmitzt und bat mich um Erlaubnis, mir einen schönen Treffer vormachen zu dürfen. Er kommandierte eine viel weitere Entfernung, und richtig, — Patsch!, saß die Granate mitten im Feinde. Lächelnd, aber auch triumphierend, sah mich der Hauptmann an. „Woher wissen Sie das so genau, denn Sie sehen ja gar nicht nach dem Feinde hin?", fragte ich. „Ich sehe bloß nach dem Freiwilligen Klopsch. Der hat so gute Augen, daß er jede Granate fliegen sieht, muß sich hinter jedes feuernde Geschütz stellen und mir ein Zeichen machen."

„Na, dann schießen Sie weiter mit Klopsch," sagte ich lachend und wandte mich nach links.

Dort stand auf dem rechten Flügel der 2. Fuß-Abteilung die Batterie des Hauptmanns v. Roon. In diesem Augenblick sah ich diese Batterie zum Zurückgehen aufprotzen. Ich bekam einen Schreck und glaubte schon, die Batterie wolle weichen. In diesem Verdacht befangen, sandte ich schleunigst Braumüller zu Roon mit der spitzen Frage, was denn diese rückgängige Bewegung zu bedeuten habe, zu der ich keinen Grund entdecken könne. Roon ließ mir ebenso spitz antworten, er habe den Befehl erhalten, vom rechten auf den linken Flügel zu gehen, und da könne er sich doch nicht vorn vor den feuernden eigenen Kanonen vorbeibewegen. Ich hatte das Gefühl, ihn ungerechterweise im Verdacht zu haben. Das tat mir umsomehr wehe, als ich ihn nicht wiedergesehen habe. In der neuen Stellung, dicht bei Daigny, feuerte er gegen den Feind in die Flanke, der gegen die Sachsen vordrang. Der Feind antwortete mit Chassepotfeuer, und Roon erhielt einen Schuß in den Unterleib, dem er nach zwei Tagen erlag.

Kronprinz Friedrich Wilhelm in Sicht. Nach kurzem Aufenthalt ritt ich zur Korpsartillerie zurück auf den rechten Flügel. Dort war es jetzt recht amüsant. Die feindliche Artillerie auf dem Calvaire d'Illy war zurückgezogen. Nur hin und wieder erschien noch eine Batterie, um einige Schuß zu tun und dann, von unserer Artillerie scharf bearbeitet, wieder zu verschwinden. Es ward jetzt eine große Kavalleriemasse sichtbar, die auf dem Felde zwischen dem Calvaire d'Illy und dem Dorfe Illy hielt. Die Entfernung war zwar sehr groß, aber die Kavalleriemasse war so groß, daß man sie doch nicht gut fehlen konnte. Unsere Granaten sausten dorthin und richteten eine große Verwirrung und allgemeine Bewegung an. Eben erschien wieder eine neue feindliche Batterie auf dem Calvaire d'Illy, die gegen uns zu feuern begann. Während ich sie mit dem Fernrohr betrachtete, glaubte ich an dem dahinter liegenden fernen Horizont Bewegung zu bemerken. Es war sehr weit. Ich stellte mein Fernrohr schärfer und sah auf den in blauer Ferne sichtbaren Höhen weiße Wolken entstehen und sich wieder verziehen. Nachdem sich mein Auge durch die Gewöhnung an die Stellung des Glases verschärft hatte, erkannte ich deutlich, daß es Artilleriefeuer war. Dieses Artilleriefeuer war nach mir zu gerichtet, aber Granaten konnten von da nicht kommen, es war ja fast eine deutsche Meile bis dahin. Also mußte dies Artilleriefeuer gegen den dazwischen stehenden Feind gerichtet sein und demzufolge von preußischen Kanonen herrühren. So

hätten wir also den Feind vollständig umfaßt? Ich konnte erst an einen so glücklichen Ausgang nicht glauben. Daher faltete ich meine Karte auf dem Pferde auseinander, verglich sie mit der Gegend und stellte fest, daß die Höhen hinter dem Calvaire d'Illy die von St. Menges sein mußten. Dort konnten die Truppen des Kronprinzen von Preußen allerdings jetzt, es war gerade elf Uhr, angekommen sein, wenn der Feind so dumm war, ihnen an den Brücken von Donchery und im Defilee von St. Albert kein Hindernis in den Weg zu legen. Die Sache schien mir so unwahrscheinlich und so großartig, daß, ehe ich davon Meldung machte, ich erst die Beobachtung durch andere bestätigt wissen wollte. Ich rief Buddenbrock und Krieger und teilte sie ihnen mit. Beide sahen nichts dergleichen durch ihre Gläser. Aber als ich ihnen mein Glas lieh, rief einer nach dem andern: „Bei Gott, es ist wahr!" Jetzt sandte ich dem Prinzen von Württemberg eine Meldung von dem, was ich sah. Er kam alsbald geritten, und sein erstes Wort war: „Was haben Sie mir da für eine Fabel melden lassen?" Aber er sah alsbald selbst, was ich gesehen. Als er ebenfalls mit Dannenberg Karten ausbreiten wollte, erschien noch eine feindliche Batterie auf dem Calvaire d'Illy und überschüttete uns mit Schrapnells. War es Zufall, oder hatte der Feind den großen Stab des Prinzen ankommen sehen, denn es begleitete ihn das ganze Hauptquartier. Ich weiß es nicht. Aber Schrapnell auf Schrapnell platzte über uns, zum Glück ein wenig zu hoch, etwa doppelte Reiterhöhe, und ein Unbedeutendes zu weit hinten. Die Kugeln sausten und schwirrten hinter uns ins Feld und taten keinen Schaden. Aber die Pferde erschraken über den plötzlichen Lärm dicht über ihnen so sehr, daß sie sich drehten, sprangen, nach oben blickten und das Herausnehmen einer Karte und Betrachten derselben unmöglich machten. Dannenberg schlug dem Prinzen vor, hinter dem Walde abzusteigen, um die Situation auf der Karte mit Ruhe überlegen zu können, aber das wollte der Prinz nicht, denn er hielt es für unanständig, sich einen sicheren Ort aufzusuchen, wenn das feindliche Feuer heftig werde. So wurde damit gewartet, bis unser Feuer den störenden Gegner wieder zum Schweigen gebracht hatte. Als der Prinz jetzt meine Auffassung teilte, stellte ich ihm vor, der Gegner, der uns gegenüber stehe, könne sich leicht mit seiner Hauptmacht gegen die Spitzen der Kronprinzlichen Armee bei St. Menges wenden, wenn wir ihn nicht fester anfaßten. Die Verminderung des feindlichen Widerstandes uns gegenüber scheine schon darauf hinzudeuten. Ich bat ihn deshalb jetzt um Erlaubnis, mit der ganzen Artillerielinie zu entscheidender Wirkung ganz nahe an den Feind herangehen zu dürfen. Aber davon wollte der kommandierende General nichts

wissen. Er sagte mir, er sei im Gegenteil gekommen, um von mir eine Linksschiebung der Artillerie zu verlangen. Denn der feindliche Vorstoß gegen die Sachsen habe derartige Fortschritte gemacht, daß er genötigt gewesen, die ganze 2. Garde-Infanterie-Division zu deren Hilfe zu beordern. Während also diese Division sich links wende, um durch einen Stoß in die linke Flanke des vorgedrungenen Feindes den Sachsen Luft zu schaffen, sollte die reitende Artillerie die dadurch entstehende Lücke in der Schlachtlinie ausfüllen, und ehe der feindliche Vorstoß abgewiesen sei, dürfe ich mich nicht durch eine nähere Aufstellung am Feinde stärker engagieren.

Die reitende Artillerie vor. Die Reitende Abteilung harrte schon lange ungeduldig der Verwendung. Als sie daher den Befehl erhielt, setzte sie sich sofort in eine beschleunigte Gangart und rasselte hinter dem Wäldchen von Cernay fort, links der Batterie Sametzki, zwischen dieser und der 2. Garde-Division, ihre Aufstellung zu nehmen, und ihr Feuer ward schon eröffnet gegen den jenseits Daigny stehenden Feind, ehe der kommandierende General dorthin zurückgekehrt war. Dieser war ebenso erfreut als überrascht durch die schnelle Ausführung seines Befehls, worüber er sich wiederholt sehr befriedigt ausgesprochen hat. Auch belohnte er es später am Führer der Abteilung, Gräbenitz, durch das Kreuz 1. Klasse. Es war um halb zwölf Uhr. Als die Reitende Abteilung eben ihr Feuer eröffnete, traf die Anforderung der Kavallerie-Division ein, die Abteilung solle zu ihr stoßen, um hinter ihr bei Villers Cernay in Reserve zu halten, wenn nicht die ganze Abteilung, so doch eine Batterie. Ich ließ ihr antworten, die reitende Artillerie habe für heute nicht die Ehre, unter den Befehlen der Kavallerie-Division zu stehen und besseres zu tun, als in Reserve zu halten.

Etwa gleichzeitig mit dem Vorgehen der Reitenden Abteilung hatte das Erscheinen der 2. Garde-Division auch einen Umschwung in dem Vorstoß des Feindes herbeigeführt, der jetzt nach und über den Givonne-Bach zurückwich. Sachsen und Preußen drangen in Daigny ein. Noch ward ihnen verboten, sich auf einen Angriff auf die gegenüberliegenden Höhen einzulassen. Die 3. Fuß-Abteilung nahm eine Stellung auf dem nach Daigny herabführenden Höhenzuge ein und traf von da aus den gegenüberstehenden Feind schräg in der rechten Flanke. Von jetzt ab wurde unser Übergewicht immer entschiedener. Der Feind knallte noch, traf aber nichts mehr.

Quérimont. Während ich mich eine Zeitlang beim Hauptmann v. Sametzki aufhielt, schoß mir der Gedanke durch den Kopf, in jenem

prächtigen Gebäude mitten im Walde müsse der feindliche Oberfeldherr, am Ende gar Napoleon sein und von da aus die Schlacht leiten. Es mußte von Einfluß sein, wenn man den Sitz des feindlichen Oberkommandos zerstörte. Ich teilte diese Idee dem Prinzen von Württemberg mit und bat ihn um Erlaubnis, „dem Louis Napoleon brandstiftend einzuheizen". Zwar belächelte der Prinz meine Idee als eine Phantasie, aber er sagte „meinetwegen" und kam, dem Schießversuch beizuwohnen, denn unsere Überlegenheit gestattete uns schon den Luxus einer Nebenbeschäftigung mit einer Batterie. Nach wenigen Probeschüssen trafen wir das große Gebäude in einer Entfernung von 4000 bis 5000 Schritt, und bald brannte es lichterloh und bis auf den Grund ab. Es war nachher zu sehen, daß, obgleich der ganze Gebäudekomplex, Querimont-Ferme genannt, abgebrannt war, das dicht daran gebaute Glashaus unversehrt blieb. Nicht einmal eine Granate war hineingekommen. Zwar ist Napoleon nicht darin gewesen, aber die Feuersbrunst hat doch die Hauptverbindung durch den Wald von Garenne gesperrt und den Feind verhindert, sich durch denselben zu bewegen. Alles, was sich später von Illy dort nach Süden wenden wollte, konnte dort nicht vorbei und hat sich dem Gardekorps ergeben.

Flüchtende Kavallerie. Dann begab ich mich wieder auf den äußersten rechten Flügel zur 2. Fuß-Abteilung, um dort zu sehen, welche Fortschritte die uns gegenüber im Rücken des Feindes vorgehenden Truppen des Kronprinzen von Preußen machten. Ich fand die Batterien in der heitersten Stimmung der Welt. Die feindliche Artillerie gegenüber war verschwunden, und man schoß wie auf einer Hasenjagd nach dann und wann sich zeigenden anderen Truppen. Eben war auch eine Bewegung weit rechts oben im Ardenner Walde zu sehen. Die Fernrohre zeigten uns, daß es feindliche Kavallerie war, die über eine Waldblöße auf schmalem Waldpfade zu Zweien nach Norden ritt. Die Entfernung war sehr groß, und ich erlaubte, um nicht zuviel Munition zu verschwenden, nur einige Probeschüsse dorthin. Es schien, als ob wir mit der Distanz von 3200 Schritt getroffen hätten, denn alsbald beschleunigte sich die Gangart des Feindes. Nachdem noch einige Granaten ebendahin gesendet waren, zeigte sich nichts mehr. Andern Tags ist Kaas dorthin geritten, um zu sehen, was wir getroffen. Er fand eine ganze französische Batterie auf einem schmalen, rechts und links von tiefen Schluchten begleiteten Gebirgspfad. Eine Granate hatte von dem vordersten Geschütz die Stangenpferde getötet. Damit war der Weg gesperrt. Nur die Leichen der beiden Pferde lagen noch bei der verlassenen Batterie,

deren Offizierequipagewagen mir meinen verlorenen Wagen ersetzte. Die Kavallerie, der wir hier den Laufpaß gegeben, hat keinen Ausweg nach Belgien gefunden, soll sich dann über Le Warcan und Illy nach Westen gewendet haben und gegen Floing von der Artillerie und Infanterie des Kronprinzen von Preußen vernichtet worden sein.

Vorgehen zur entscheidenden Artilleriestellung. Von jetzt ab war aber hier nichts mehr zu tun, kein Feind mehr im Schußbereich sichtbar, dagegen schien die Kronprinzliche Armee uns gegenüber in ihrem Vorschreiten durch einen heftigen Kampf aufgehalten. Es war also dringend notwendig, daß wir ihr jetzt durch kräftigere Wirkung Luft verschafften, wie sie uns durch ihr Erscheinen im Rücken des Feindes diesen ab- und auf sich gezogen zu haben schien. Ich ritt deshalb wieder zum Prinzen von Württemberg und wiederholte meine bereits zweimal ausgesprochene Bitte. Ich wurde zwar erst ziemlich ungnädig abgewiesen, aber ich wiederholte meine Bitte nur um so dringender. Endlich gab er nach, wenn auch sehr mit Widerstreben und mit sehr ungnädigen Worten. Zuletzt sagte er: „Aber ich bitte mir aus, daß Sie jede Position vorher selbst rekognoszieren, damit Sie Ihre Batterien nicht gefährden." Da antwortete ich ein wenig gereizt: „Meine Batterien haben meine Befehle noch nie von hinten, sondern stets von vorn erhalten" und wollte fortreiten. Da rief mich der Prinz noch einmal zurück und sagte heftig: „Sie stehen mir übrigens mit Ihrem Kopf dafür, daß die Batterien nicht wieder so schwere Verluste haben, wie heute vor vierzehn Tagen." „Mit meinem Kopf sehr gern", sagte ich, „weiter befehlen wohl Euer Königliche Hoheit nichts von mir", und jagte zurück zur 2. Fuß-Abteilung. Unterwegs fragte mich der Adjutant, ich glaube, es war Braumüller, wie ich denn das anfangen wollte, mit meinem Kopf dafür zu stehen, daß ich keine so starken Verluste erleiden werde. „Das ist sehr einfach", sagte ich. „Mißglückt, was ich unternehme, so richte ich es so ein, daß ich mit zu den Verlusten zähle."

Es gab keine nähere Stellung für meine Artillerielinie, als etwa nicht ganz 1000 Schritt vorwärts der Stellung, welche Bychelbergs Abteilung jetzt innehatte, dicht an dem Taleinschnitt, den der Givonne-Bach bildet, das in der Schlucht liegende Dorf gerade vor der Front. Dieses Dorf war zwar inzwischen von dem Garde-Füsilier-Regiment und den Garde-Jägern genommen, aber darüber hinaus stand die feindliche Infanterie noch. Links begrenzte diese Stellung die tiefe Seitenschlucht, die bei dem Dörfchen Haybes in das Givonne-Tal fällt, und jenseits dieser Schlucht stand die 3. Fuß-Abteilung im Anschluß an die Artillerie

der Sachsen. Weiter rechts von dieser von mir ins Auge gefaßten Stellung waren tiefe Schluchten und Gründe, aus denen sich das unzugängliche Ardenner Waldgebirge abhob. In einer dieser Schluchten führt die Chaussee von Sedan nach Bouillon. Aber der einzige Zugang zu dieser näheren Stellung war eben durch die Artillerie Bychelbergs versperrt, die mit dem Rücken dicht an dem Gestell im Feuer stand. Es blieb mir nichts anderes übrig, als diese Artillerie, welche ohnedies am nächsten am Feinde stand, zuerst avancieren zu lassen. Das konnte ich ihr aber in dieser Nähe des Feindes nur in einer schnurgeraden Vorwärtsbewegung zumuten. Jede Flankenbewegung hätte dem Feinde zu günstiges Ziel geboten und noch mehr Zeit ohne Feuer verstreichen lassen. So blieb mir nichts übrig, als eine Bewegung ausführen zu lassen, welche nach den Regeln der Artillerietaktik zu den größten Fehlern gehört, nämlich das vorderste im Feuer befindliche Echelon zuerst vorgehen und dann, hinter diesem fort als Kugelfang, von rechts nach links — denn der Platz für die anderen war links von Bychelberg — die übrige Artillerie folgen zu lassen.

Ich ließ zunächst die 2. Fuß-Abteilung, v. Krieger, zum Avancieren aufprotzen, mit Zügen geschlossen links abschwenken, diese dichte Kolonne das Gestell einschlagen und im Walde einen Augenblick den Moment abwarten, bis der Ausgang frei werde, dann befahl ich Bychelberg, nach vorheriger Erlaubnis des Generals v. Pape, der auf dessen linkem Flügel hielt, so weit als möglich gerade vorzugehen. Bychelberg sah mich erst groß an, als ich ihm zumutete, noch näher heranzugehen, aber als ich ihm meine Absicht mitteilte, war er schnell fertig und trabte vor. Das ungezielte Feuer des Feindes verursachte ihm hierbei weder einen Mann noch ein Pferd Verlust. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als auch Krieger mit seinen Batterien im Trabe aus dem Gestell vorkam, die Tete links schwenken ließ, und hinter Bychelberg fort nach dessen linkem Flügel eilte. Ich befahl ihm, jede Batterie baldmöglichst Front machen zu lassen, um Bychelberg so schnell als angängig zu verstärken und somit batterieweise in die Feuerlinie einzurücken. Durch dieses Manöver kam innerhalb der Abteilung die Batterie, die zuerst auf dem linken Flügel gestanden hatte, zuerst dicht links von Bychelberg in die Stellung, also auf den rechten Flügel der Abteilung, und umgekehrt. Es war eine wahre Freude, den braven Krieger und seine Abteilung bei dieser bedenklichen Bewegung zu sehen. Auf der feindlichen Seite der vordersten Batterie reitend, suchte er die Aufmerksamkeit der Mannschaft durch Exerzierkorrekturen von dem Schwirren und Sausen der feindlichen Geschosse abzuziehen. „Tempo!“, rief er. „Richtung! Die

[illegible] Da galoppiert einer! Trab ist geblasen! Will der [illegible] dritten Geschütz wohl Richtung halten! Da galoppiert [illegible] Zügeln Sie Ihr Pferd ruhiger. Herr Hauptmann, es [illegible] machen!" Dann jagte er vor in der Linie und bezeich- [illegible] für die Batterie. Hierauf sprengte er zur nächsten [illegible] ebenso korrigierend, und auf diese Weise wurde das [illegible] durchgeführt mit einer Ruhe, Schnelligkeit und [illegible], die auf dem Friedens-Exerzierplatze gelobt worden [illegible] viele Geschosse in der Luft schwirrten, obgleich Krieger [illegible] hinter Bychelberg fortgetrabt war, hatte auch er keinen [illegible] weder an Mannschaft noch an Pferden bei dieser ganzen Be- [illegible]

[illegible] eine Batterie in eine neue Stellung rückt, so kommt alles [illegible] daß sie baldmöglichst einen Anhalt gewinnt, wie weit die [illegible] gegenüberliegenden Gegenstände von ihr entfernt sind. Sie tut daher [illegible] einige Probeschüsse gegen einen sich scharf markierenden feind- [illegible] Gegenstand. Da drüben lagen nun die Trümmer jener Schimmel- [illegible], die am besten sichtbar waren. Jeder neu einrückende Batterie- [illegible] kommandierte also: „Richtung nach der feindlichen Artil- [illegible] und sandte dorthin seinen ersten eisernen Gruß. Da war es [illegible] zu sehen, wie von den dort verlassenen, an den Kanonen [illegible] zertrümmerten Rädern angespannten Pferden eins nach dem [illegible] immer von neuem zum Ziel genommen ward, bis der Batterie- [illegible] daß die Entfernung 1200 Schritt betrug, und daß diese [illegible] nicht wiederschoß, so daß er sein Feuer anderswohin richtete, [illegible] ein kämpfender Feind standhielt, dessen Entfernung er dann durch [illegible] leichter taxieren konnte. Zuletzt stand da noch ein unglück- [illegible] Pferd auf drei Beinen kläglich mit gekrümmtem Rücken, bis auch [illegible] einen Schuß niedergestreckt war. Sehr amüsant für mich [illegible] General v. Pape. Er war mit Bychelberg vorgeritten und hielt, [illegible] Stabe begleitet, auf dessen linkem Flügel. Ich bat ihn, [illegible] machen. Er ritt etwas links. Aber da kam noch eine Batterie, [illegible] eine und noch eine, und er mußte immer wieder Platz machen. [illegible] er an zu schimpfen: „Donnerwetter, da weiß man ja gar [illegible] hinreiten soll, wenn Sie mir soviel Zeug von Artillerie [illegible] „Beruhigen sich Herr General", sagte ich, „von dem [illegible] nicht genug anschleppen. Bald kommt soviel, daß Sie gar [illegible] finden." Beim ersten Schuß der letzten Batterie der 2. Fuß- [illegible], es war halb ein Uhr. Die Bewegung [illegible] als die Beschreibung derselben erfordert.

Ich hatte jetzt drei Batterien der 1. Fuß-Abteilung, vier der 2. in vorderster Linie, links des Grundes von Haybes die 4. der 3. Fuß-Abteilung. Die 1. schwere, Sametzki, und die reitende Artillerie standen noch links des Gehölzes von Cernay etwa 1500 Schritt weiter zurück. Ich fand das nicht nötig, und da noch rechts und links der 1. und 2. Fuß-Abteilung etwas Platz vorn war, ließ ich sie vorholen. Nur zwei Batterien der reitenden Artillerie hatten links dicht am Grunde von Haybes Platz, die dritte, Anker, mußte ich rechts der 1. Fuß-Abteilung senden, wo die 1. schwere einrückte. Um halb zwei Uhr standen somit meine neunzig Geschütze in einer Front, dicht nebeneinander, nur durch die schmale Schlucht von Haybes unterbrochen. Es war ein wahrer Höllenspektakel, den sie machten.

Kavallerie-Division. Der Prinz von Württemberg hatte, während ich die Vorbewegung der Artillerie ins Werk setzte, teils um meinen rechten Flügel vor jedem Unfall zu schützen, teils um den sich immer mehr nähernden Truppen des Kronprinzen von Preußen die Hand zu bieten, die Garde-Kavallerie-Division rechts vorgeschickt, um sich mit dem Rücken gegen die belgische Grenze aufzustellen und keinen Feind dorthin entkommen zu lassen. In gleicher Absicht war von drüben die 4. Kavallerie-Division zu gleicher Zeit zu uns gesandt. Während somit die Garde-Kavallerie nach Givonne herunter, dann das Givonne-Tal aufwärts nach Fleigneux zu trabte und sich dort in der Nähe, Front gegen Illy, aufstellte, kam die 4. Kavallerie-Division nach Givonne und stellte sich da auf, wo die Garde-Kavallerie gestanden hatte. Prinz Albrecht Vater und Sohn hatten auf diese Weise chassez-croisez gemacht. Die Umarmung, mit der wir die französische Armee umfaßten, begann sich zu vollenden. Hierbei bildeten wir, das Gardekorps, die rechte, die vordringenden Truppen des XI. und V. Korps die linke Hand dieser lieblosen Accolade, und die beiden vorgenannten Kavallerien die Finger, die sich auf dem Rücken des Umarmten kreuzten.

Artilleriewirkung. Meine sich allmählich bis auf neunzig Stück vermehrenden Geschütze richteten eine entsetzliche Verwüstung beim Feinde an. Auf die nahe Entfernung konnte kein Schuß fehlgehen, umsoweniger als meine Kanoniere durch das Übergewicht ihres Feuers den Feind derart in Schach hielten, daß sie selbst gar keine Verluste mehr erlitten und mit derselben Ruhe und Sicherheit zielten, als ob sie bei Tegel nach der Scheibe schössen. Bald verkrochen sich die feindlichen Truppen im Hohlwege und in die Schützenwälle, die beim Beginn des Kampfes jenseits Daigny für die feindlichen Batterien erbaut waren.

Meine Geschütze unterhielten dann eine langsame Kanonade gegen den Wald auf dem Berge, Bois de la Garenne, vor uns, in den sich die feindlichen Massen geflüchtet hatten. Sobald sich aber etwas vom Feinde zeigte, richteten sich alle Geschütze dagegen, und auf der wohlbekannten Entfernung ging kein Schuß fehl. Die Masse der einschlagenden und platzenden Granaten vernichtete alsbald alles, was sich sehen ließ. Einmal noch erschien eine feindliche Batterie auf der Höhe über Daigny und sandte mir ihre Granaten zu. Ich glaubte, es sei bereits eine sächsische Batterie, die den Grund schon überschritten habe, und ward in dieser Meinung durch den Umstand bestärkt, daß diese Granaten alle in dem Augenblick platzten, in dem sie bei uns einschlugen, und ich doch wußte, daß nur wir Explosionszünder, der Feind aber Brennzünder hatte. Meine Offiziere teilten meine Ansicht, und ich sprach sie dem General v. Pape aus, der eine Offizierpatrouille dahin sandte, um das vermeintliche Mißverständnis aufzuklären. Leutnant v. Rundstedt von den Garde-Husaren ritt den Abhang nach Haybes hinab und auf der anderen Seite die Straße hinauf, der Batterie entgegen. Mit einem Male war er mit seinen Husaren mitten unter Rothosen, die ihn von allen Seiten beschossen. Er jagte zurück. Keiner der beiden Husaren war mehr bei ihm. Schon beklagten wir deren Verlust. Da kam einer nachgeritten. Er war im Grunde gestürzt und dann wieder nachgeritten, dann kam der andere zu Fuß. Sein Pferd sei ihm erschossen, glaubte er; dann aber kam auch das Pferd nach. Es war am Vorderfuß verwundet und dabei zusammengebrochen. Jetzt deckten wir die feindliche Batterie so mit Granaten zu, daß sie bald vernichtet war.

Da kroch eine Kompagnie Garde-Jäger, wie mir später gesagt wurde vom Grafen Pourtalès, vorsichtig, mit Patrouillen vor sich, von Givonne aus den jenseitigen Hang hinan. Sie folgte ungefähr dem Wege, welcher von Givonne über Fond de Givonne nach Sedan zu führt. Als die Vordersten unter ihnen die Höhe fast erreicht hatten, sah ich sie ein Tirailleurfeuer nach links hin auf die Batterieeinschnitte beginnen, welche oberhalb Haybes—Daigny den feindlichen Talrand krönten. Die darin verborgenen Blauröcke mit roten Hosen sprangen, in Flanke und Rücken beschossen, erschreckt auf, und es zeigte sich, daß dort noch eine recht ansehnliche Masse feindlicher Infanterie lag. Sofort sausten unsere Granaten über die Köpfe der Garde-Jäger hinweg und richteten einschlagend und platzend unter der feindlichen Infanterie eine entsetzliche Verwüstung an. Was davon hierbei nicht umkam, floh entsetzt nach dem Bois de la Garenne zu. Von Daigny aus schob sich ihnen eine Abteilung des Kaiser Franz Grenadier-Regiments, zwei Kompagnien

unter Hauptmann v. Chappuis, nach und besetzte den jenseitigen Höhenrand und die vom Feinde verlassenen Erdwälle, in denen sich zerschossene und nicht zerschossene Mitrailleusen und Kanonen befanden, indem sie sich, in Tirailleuren aufgelöst, den ganzen Rand entlang ausbreitete.

Wimpffens Vorstoß. Bald tauchte südlich vom Bois de la Garenne eine große feindliche Masse auf und rannte, im Laufen schießend, auf die beiden Kompagnien von Chappuis los. Ich schätzte diese Masse auf etwa 6000 Mann. In der Tat sind es sechs Bataillone gewesen, und zwar, wie ich später aus den verschiedenen Werken entnommen, der linke Flügel, Division Grandchamp, jenes im großen Stil angelegten Durchbruchsversuchs nach Osten, den Wimpffen zur Rettung der Ehre der französischen Waffen unternahm, und der in seinen anderen Teilen an den Sachsen zerschellte. Diese große jetzt sichtbare feindliche Masse bot einen eigentümlichen Anblick dar. Die Leute liefen, dicht geschlossen, nebeneinander in tiefen Kolonnen und schossen im Laufen, ohne das Gewehr an den Kopf zu bringen, indem sie es nur an der rechten Seite horizontal hielten. Dies ungezielte Schnellfeuer im Laufen war dienstlich bei der französischen Infanterie eingeübt. Man konnte von meinem Standpunkte aus die Manipulationen deutlich mit dem Fernrohr sehen. Mit dem bloßen Auge aber sah man nur eine dichte, feste Masse, oben blau, unten rot, die sich an der Grenze zwischen blau und rot mit einem Streifen von grauem Pulverdampfe umgab und in zappelnder Bewegung auf die dünne Tirailleurslinie des Hauptmanns v. Chappuis zu bewegte. Sobald ich diese Masse gesehen hatte, sandte ich meine Adjutanten rechts und links. Vielleicht war es nicht nötig, denn die Hauptleute gaben gut acht auf alles. Alsbald platzten die Granaten von neunzig Geschützen im Schnellfeuer in dieser dichten Masse. Man sah jetzt nichts als Staub, Pulverdampf, und hier und da menschliche Gliedmaßen, von denen sogar einzelne über die vorstürmende Infanterie hoch in die Luft geschleudert wurden. Dennoch blieb dieselbe in der Bewegung nach vorwärts. Sobald sich die vordersten Reihen der Infanterie von Chappuis auf 200 Schritt genähert hatten, konnten wir sie nicht mehr beschießen, ohne diese zu gefährden, und mußten uns darauf beschränken, unser Artilleriefeuer auf die Nachfolgenden zu richten. Etwas erstaunt, daß ich keinen ebensolchen grauen Pulverdampfstreifen von Chappuis Linie sah, richtete ich mein Fernrohr dorthin und sah, daß diese Tirailleurslinie ganz gemütlich dalag, und jeder Mann mit größter Seelenruhe nur dann und wann einen gut gezielten Schuß abgab. Herr v. Chappuis selbst aber ging hoch aufgerichtet mit zierlichen Schritten,

als ob er bei Hofe vortanze, auf und ab, man konnte seine Figur ganz genau erkennen, und ermahnte seine Leute, recht ruhig liegen zu bleiben, ruhig zu zielen und zu schießen. Mehr und mehr näherte sich die laufende, schießende feindliche Masse, aber aus der Gegend, in der sie durch das Platzen unserer Granaten in Staub und Pulverdampf gehüllt war, lösten sich nur Schwärme vereinzelter Menschen heraus und liefen weiter auf die zwei Kompagnien des Regiments Franz. Da konnte man aber sehen, wie wiederum jeder Schuß dieser Tirailleure einen der vorlaufenden Feinde niederstreckte. Einer nach dem andern stürzte mit dem Kopf zuerst auf die Erde, die meisten fielen, da sie im Laufen waren, kopfüber. Von der ganzen großen Masse der feindlichen Angriffskolonne erreichten nur wenige Leute die Tirailleure des Regiments Franz und fanden in deren Reihen den Tod. Diese aber blieben, kaltblütig schießend, liegen, wie es befohlen war. Zwei Mann wurden liegend von oben durch den Rücken von den eingedrungenen Franzosen erstochen. Unser Artilleriefeuer wurde einen Augenblick unterbrochen. Der Pulverdampf und Staub verzog sich, ein entsetzliches Leichenfeld war zu sehen. Einzelne Verzagte erhoben sich, um zurückzufliehen, und jeden einzelnen streckte eine Kugel von Chappuis' Tirailleuren nieder. Beim Anblick dieser Verwüstung lief es mir buchstäblich eiskalt über den Rücken herunter. Es ist das einzige Mal in meinem Leben, daß ich dies Gefühl infolge eines grauenvollen Anblicks empfunden habe. Die ganze feindliche Kolonne war vernichtet. Später fand man unter den Toten und Verwundeten nur wenige Gesunde, welche minder beherzt als die übrigen, liegen geblieben waren, weil sie weder gewagt hatten, zurückzulaufen noch vorzustürmen.

Systematisches Beschießen des Waldes. Unterdessen machten die Truppen des XI. und V. Armeekorps uns gegenüber immer mehr Fortschritte. Nördlich vom Dorfe Illy war schon seit einiger Zeit eine nicht unbedeutende Artillerielinie in Tätigkeit, dann nahm preußische Infanterie das Dorf und feuerte von dem Südrande des Dorfes in der Richtung des Calvaire d'Illy. Die Artillerie des V. Korps hatte meine Artillerielinie im ersten Augenblick für eine feindliche gehalten, und die Batterien, welche zuerst abprotzten, hatten ihre Geschütze bereits nach uns gerichtet. Glücklicherweise erkannte der Brigadeadjutant der 5. Artillerie-Brigade, Leutnant v. Dalwigk, der nach dem Kriege von 1866 bei mir Regimentsadjutant gewesen war, uns als Kameraden und verhinderte das Feuer. Es wäre den Franzosen in diesem Augenblick eine große Erleichterung gewesen, wenn die Artillerie des V. und die des

Gardekorps sich über die Köpfe der Franzosen hinweg gegenseitig bekämpft hätten. Ich sah Dalwigk den anderen Tag, wobei er mir diese Tatsache erzählte.

Zahlreiche französische Truppenmassen zogen sich von Norden her in das Bois de la Garenne zurück. Dieser Wald mußte nach meiner Berechnung ganz vom Feinde angefüllt sein. Ich ordnete, da jetzt zwischen dem Walde und mir kein Feind mehr sichtbar war, eine systematische Beschießung des Innern desselben an, um den Feind darin zu erschüttern. Zu diesem Zweck ritt ich von Batterie zu Batterie und bezeichnete einer jeden einen Punkt am Waldrande, den sie zu treffen habe, dann solle per Batterie das erste Geschütz immer diesen Punkt treffen und jedes folgende hundert Schritt weiter schießen. So wurde der Wald in einer Tiefe von 500 Schritt und mehr mit Granaten und Sprengstücken überschüttet. Dies Feuer sollte ruhig fortgeführt und nur dann unterbrochen werden, wenn irgendwo feindliche Truppen zu sehen seien, auf die dann das gesamte Artilleriefeuer vereinigt werden sollte.

Als ich diese Anordnungen eben getroffen hatte, kam General v. Pape und sagte mir: „Nanu hören Sie mal endlich mit Ihrem unausstehlichen Spektakel auf, ich will den Wald da drüben stürmen." Wir waren sehr genau miteinander bekannt und verkehrten immer unter uns lachend in äußerst derben Redensarten. Also entgegnete ich: „Sie haben wohl Lust, wieder soviel Menschen zu verlieren, wie vor vierzehn Tagen. Wenn Sie den Wald angreifen, ehe ich die Kerle da drüben ganz mürbe gemacht, dann schieße ich auf Sie!" „Sind Sie aber ein grober Kerl", sagte Pape. „Das ist mein Stolz", entgegnete ich.

Kavallerieattacke auf den Wald. Bei der Überlegenheit unseres Feuers, das sich mit dem der Artillerielinie beim Dorfe Illy kreuzte, war jetzt jeder Widerstand des Feindes unmöglich. General Douay gibt an, daß bei seinem Korps allein vierzig Protzen in die Luft gesprengt seien. In meinen Batterien fand sich eine Menge Zuschauer ein, die von der hinter dem Wäldchen von Cernay in Reserve haltenden Infanterie vorkamen und meiner Schießübung zusahen. Manche schwatzten mit und wurden von mir mit deutlichen Worten zur Ruhe verwiesen, denn sie störten die Aufmerksamkeit der Kanoniere. Selbst ein katholischer Geistlicher fand sich bei einer Batterie ein und sah sich dies Schauspiel an, denn kein feindliches Geschoß gefährdete uns mehr. Mit einem Male sah ich von Norden, rechts, her eine Kavallerielinie auf das Bois de la Garenne zu traben. Es waren zwar Ulanen, aber da sie die Lanzen

gefällt hatten, hielt ich sie für Dragoner,*) und, benachrichtigt wie ich war, daß unsere Garde-Kavallerie über die Givonne geschickt sei, rief ich unwillig aus: „O Gott, da werden die armen Garde-Dragoner gegen einen Wald voll Infanterie geführt, sie haben doch bei Mars la Tour genug verloren.“ Ich ließ mein Feuer schweigen und alle Geschütze gegen die Nordspitze des Bois de la Garenne richten. Unterdessen näherte sich unsere Kavallerie dem Walde. Eine dichte Masse feindlicher Infanterie ward dort sichtbar und eröffnete ein mörderisch scheinendes Schnellfeuer. Da hörte ich neben mir die Stentorstimme des Geistlichen, der im Predigerton sagte: „Jetzt müßten eigentlich recht viele preußische Granaten in dieser französischen Infanterie platzen.“ „Seien Sie ganz ruhig, Herr Prediger“, sagte ein an der Protze stehender Kanonier, „das wird gleich besorgt werden.“ Auch donnerte alsbald das Schnellfeuer der ganzen Artillerielinie, die Granaten platzten in Massen vernichtend in den Reihen der feindlichen Infanterie, von der, was noch laufen konnte, sich eiligst wieder im Walde verbarg. Nur wenige unserer Reiter jagten, weil ihnen die Pferde durchgegangen waren, hinein in den Wald. Die übrigen wurden durch das Appellsignal zurückgerufen und wieder hinter die schützende Höhe geführt. Diese Kavallerie kam mit einem Verlust von 1 Offizier, 31 Mann und 47 Pferden davon. Ich erfuhr erst Tags darauf, daß ich hier meinen eigenen Bruder durch das Schnellfeuer meiner Batterien vor sicherer Vernichtung gerettet hatte. Er hatte diesen Angriff auf Befehl gemacht, nachdem seine Gegenvorstellungen zum Schweigen gebracht waren. Als er es mir erzählte, sagte er, er habe nicht begriffen, warum die dummen Franzosen in nächster Nähe gar nicht mehr geschossen hätten, und als ich ihm sagte, daß ich den Franzosen den Mund mit Granaten gestopft, da sagte er: „Drum, als ich zurückging, pfiffen keine Chassepotkugeln mehr, aber es schwirrte und schnurrte so unregelmäßig in der Luft, ohne daß uns etwas traf.“ Das waren die Sprengstücke der Granaten gewesen. Während der Bewegung der Kavallerie waren unsere Gläser mit Besorgnis um ihr Schicksal nach ihr hin gerichtet, und die Brust atmete leichter auf, als wir sie mit verhältnismäßig geringem Verlust der Gefahr entronnen sahen.

Bald darauf meldete sich ein sächsischer Artillerie-Stabsoffizier bei mir und bat mich, ihm Platz für seine Batterien anzuweisen, er wolle mitschießen. Ich bedauerte unendlich, von seiner Hilfe keinen Gebrauch machen zu können, denn es war nicht mehr Raum für noch ein einziges

*) D. h. der Verfasser sah nicht, daß sie Lanzen hatten, denn die Dragoner führten damals noch keine Lanzen.



Geschütz vorhanden. Er sagte, weiter links sei auch kein Raum für ihn. Ich zeigte ihm, daß rechts auch keiner sei.

Vorbereitung zum Sturm. Nochmals kam General v. Pape und verlangte, ich solle das Feuer einstellen, damit er von Givonne aus das Bois de la Garenne angreifen könne. Ich zeigte ihm den Kranz von Batterien, der den Feind umgab, und wie bereits die Batterien des linken Flügels des Kronprinzen von Preußen in einer langen Linie, nach dem Generalstabswerk zehn Batterien oder sechzig Kanonen, aus der Gegend von Illy her ihre Granaten auf denselben Fleck schleuderten, den meine neunzig Kanonen beschossen, wie wir also mit Sicherheit ohne weiteren Verlust die ganze feindliche Armee vernichten könnten, wogegen ein Infanterieangriff ganz zwecklos preußisches Blut kosten werde. Er gab sich noch einmal zufrieden, aber bald kam er wieder. Jetzt sei es die höchste Zeit, jetzt müsse er angreifen. Links von uns drängen die Sachsen über den Givonne-Bach vor. Die preußische Garde könne nicht hinter anderen zurückbleiben. „Und dieser Wald da drüben, das ist überhaupt der Schlußstein der Schlacht, den muß Seiner Majestät 1. Garde-Infanterie-Division erobern." Dies Argument leuchtete mir ein, denn schon hatten die Sachsen eine große Artillerielinie bei Daigny über den Givonne-Bach hinüber geschoben. Der General v. Pape bestand mit Entschiedenheit darauf, daß ich mit der Artillerie nicht über seine Infanterie hinwegschießen solle, während sie aus Givonne vorginge, und ich verabredete mit ihm, er werde erst die Spezialbefehle zum Angriff geben. In einer halben Stunde glaubte er, werde die Infanterie sich zu diesem Angriff bereitgestellt haben. Nach Ablauf dieser Frist werde ich durch eine Salve aus allen neunzig Geschützen das Zeichen zum Angriff geben, und von da ab nur in dem Fall noch schießen, wenn feindliche Massen sichtbar werden sollten. Wir verglichen unsere Uhren, es war gerade zwei Uhr, also um halb drei Uhr sollte meine Salve erfolgen.

Während in dieser Zeit das Feuer meiner Artillerie lustig weiter den Wald bearbeitete, instruierte ich meine Batterien, daß ich um halb drei Uhr das Signal zum Einstellen des Feuers geben werde. Dann sollten alle Geschütze noch einmal geladen und auf das von mir zu gebende Feuersignal in einer Salve abgefeuert werden. Während dieser halben Stunde trat nur noch einmal eine feindliche Infanteriemasse in der ungefähren Stärke eines Bataillons meinem rechten Flügel gegenüber aus dem Walde und kam ziemlich regellos auf uns zu. Eine große Anzahl sicher treffender und platzender Granaten sprengte auch diesen Haufen auseinander, und was am Leben blieb, floh in den Wald zurück.

Hierbei hörte man die Feinde entsetzlich schreien, aber man konnte nicht unterscheiden, was sie riefen. Unmöglich ist es nicht, daß die Unglücklichen alle Gedanken an Widerstand aufgegeben hatten und bereit waren, sich gefangen zu geben.

Salve und Wegnahme des Waldes. Punkt halb drei Uhr erfolgte meine Salve aus neunzig Geschützen. Es war eine entsetzliche Detonation. Die Geschütze wurden wieder geladen, gegen den Wald gerichtet, und ich befahl, daß alle Batteriechefs abgesessen vor ihre Batterien treten sollten, als Garantie, damit nicht etwa aus Versehen noch ein Schuß in unsere vorgehende Infanterie hineingefeuert werde. Ich selbst stieg vom Pferde und begab mich fünfzig Schritt vor die Linie, setzte mich dort auf einen Steinhaufen und beobachtete in höchster Spannung das Vorgehen unserer Infanterie aus Givonne. Vorsichtig und langsam — denn der Abhang ist sehr steil — krabbelte da drüben eine Tirailleurslinie aus der Westlisiere von Givonne den Hang hinauf. Ihr folgten die Kompagniekolonnen auf Wegen und sonst an den gangbarsten Stellen. Es waren Garde-Jäger und Garde-Füsiliere. Die Tirailleure erreichten den Rand, von dem aus der Berg sanfter ansteigt, sie näherten sich dem Walde, sie sahen sich rechts und links um, kein Schuß fiel. Endlich erreichten die Tirailleure den Waldrand, kein Kampf ward im Walde hörbar. Wohl aber kamen jetzt in dichten Massen die Rothosen unbewaffnet zwischen unserer Infanterie den Berg hinab. Mit bloßem Auge stellte sich mir das dar, als ob rote Ströme vom Berge herabflössen. Unsere Kompagniekolonnen eilten nach und nahmen die Gefangenen in Empfang. Die Fahnen-Kompagnie des einen Bataillons entfaltete die Fahne am Waldrande und ließ sie schwenken, zum Zeichen, daß wir nicht mehr hinschießen sollten. Der Anblick des preußischen Adlers da drüben am Waldrande erfüllte mich mit Begeisterung. Ich schwang mich auf mein Pferd und brüllte meinen Kanonieren zu: „Der preußischen Fahne da drüben ein dreifaches Hurra!" Drei donnernde Hurras wären die Antwort. Später ward mir von den Garde-Füsilieren — Major v. Sanitz — erzählt, sie hätten geglaubt, sie würden von hinten attackiert, als sie plötzlich unser Hurra gehört. Dann brachte ich unserm Könige ein dreifaches Hurra, in das meine Kanoniere ebenfalls aus vollen Kehlen einstimmten. In diesem Augenblick sprengte einer der Offiziere an mich heran und meldete, daß der kommandierende General in meinen Batterien sei. Derselbe hatte auf dem rechten Flügel, in der 3. reitenden Batterie, schon eine lange Zeit gehalten und den Fortgang des Gefechts im Auge behalten. Als guter und leidenschaftlicher Jäger hatte er jedem Treffer, den er sah, mit Wohlgefallen

seinen Beifall gezollt, und wenn eine Granate so recht mitten in feindlicher Infanterie einschlug, hatte er in die Hände geklatscht und gerufen: „Bravo! Das zweite Geschütz, ein sehr guter Schuß!“ Ich eilte zu ihm, bat ihn um Entschuldigung, daß ich in seiner Gegenwart ohne seine Erlaubnis einige Hurras ausgebracht, und bat ihn um Erlaubnis, auch ihm ein Hurra zu bringen. Es kamen dem guten Prinzen Tränen in die Augen, er drückte mir die Hand und sagte: „Ja, Sie dürfen es, und besonders heute.“ Ich tat es und bezeichnete ihn dabei als den „Sieger in zwei Schlachten dieses Krieges“. „Wieso denn zwei Schlachten?“, fragte der brave Trompeter Mahn seinen Leutnant, „wir haben doch erst eine vor vierzehn Tagen gehabt.“ „Na“, sagte der Offizier, „nennen Sie das heute keine Schlacht?“ „Richtig“, sagte er, „da habe ick mir verrechnet.“

Unsere Infanterie war zwar ohne Kampf in den Wald eingedrungen, aber da drin gab es noch hier und da Gefecht, auch hörte man dann und wann eine Infanteriesalve krachen. Nicht alle Truppen im Walde waren willens, sich so ohne Widerstand zu ergeben wie die am Rande, die einen Überblick über die Hilflosigkeit ihrer Lage gewonnen und wohl auch von unseren Geschossen am meisten gelitten hatten, denn sie sagten: „**Nous n'y pouvons plus, nous sommes écrasés par le feu de votre artillerie.**“ Der Prinz von Württemberg schob daher seine übrige Infanterie hinüber, und da ihm seitens des Oberkommandos der Maas-Armee die Richtung auf Fleigneux angewiesen war, weil ein allgemeines Rechtsschieben angeordnet wurde, um für die beim konzentrischen Vorgehen sich häufenden Truppen Raum zu gewinnen, so ließ der Prinz die Hauptmasse seiner Infanterie, die vier Regimenter der 1. Garde-Division, nach dem Calvaire d'Illy gehen. Die Artillerie folgte, und zwar die 1. und 2. Fuß-Abteilung, wogegen die reitende Artillerie durch Givonne den Weg nach Fond de Givonne einschlug und dort noch Gelegenheit hatte, noch einen Schuß auf nach der Festung hineinziehende Massen zu tun, dann aber den Platz für die Sachsen räumen mußte und ebenfalls nach dem Calvaire d'Illy kam. Das Hauptquartier ritt ebendahin. Im Dorfe Givonne, wo die Wege steil bergab und bergauf führten, war es sehr schwierig, zwischen Geschützen und entgegenkommenden Verwundetentransporten durchzukommen. Jenseits des Dorfs fanden wir eine große Masse Gefangener aufgestellt. Der Prinz von Württemberg zeigte viel Herz für ihr Unglück, unterhielt sich mit ihnen, lobte die Offiziere wegen ihrer Tapferkeit und sprach ihnen seine Teilnahme aus, daß sie trotz derselben der Übermacht hätten erliegen müssen. Es machte sichtlich einen guten Eindruck auf die Unglücklichen, daß sie wenigstens beim Feinde Anerkennung fanden.

Unterdessen knallte es noch immer hier und da im Walde, und man hörte dann und wann noch den Hurraruf des Handgemenges. Unzählige einzelne Episoden kamen dabei vor. Major v. Sanitz erzählte mir später, daß, nachdem drei seiner Kompagnien bei dem Durchsuchen des Waldes ganz aufgelöst waren, er mit der als Reserve geschlossen zusammengehaltenen letzten Kompagnie seines Bataillons*) auf den freien Platz an der Querimont-Ferme trat, also wahrscheinlich den Weg Givonne—Floing verfolgend. Hier fand er auf dem von einer Mauer umschlossenen Felde eine Masse feindlicher Flüchtlinge von verschiedenen Regimentern, denen der Ausgang nach Sedan zu durch die Feuersbrunst von Querimont versperrt war. Bei dem Anblick dieser ungeheuren Masse mit Chassepot bewaffneter Feinde und seiner kaum 150 Mann zählenden Kompagnie stutzte er einen Augenblick. Aber sie baten um Schonung. Er sprang vom Pferde, öffnete das Tor der Mauer und rief: „Sortez mes braves!", und 3000 Mann warfen ihre größtenteils noch geladenen Chassepotgewehre fort und ergaben sich an diese 150 Mann.**) So weit waren die Nerven des Feindes erschüttert! Im ganzen hat hier das Gardekorps über 13 000 unverwundete Gefangene aufgelesen. Aber ganz ohne Verlust ging es in diesem Walde nicht ab, denn es gab auch Verzweifelte unter den Feinden, die nicht am Leben bleiben wollten, sondern den aussichtslosen Widerstand fortsetzten. Insbesondere gab es unter den Turkos viele, die, wie angeschossene wilde Tiere, auch verwundet den Kampf noch mit dem Feuergewehr, mit Messer und mit blanker Waffe, ja mit der Faust und mit den Zähnen fortsetzten und nicht ruhten, solange sie noch atmeten. Manche schossen heimtückisch von hinten aus den Lazarettwagen, in denen sie verwundet lagen und die unsere Truppen hatten unbeachtet stehen lassen. Auch preußisches Feuer hatte unsere Infanterie hier wieder auszuhalten. Denn die auf der anderen Seite gegen das Bois de la Garenne vorgehenden Truppen des V. Korps hatten nicht sehen können, daß die Garde-Infanterie darin eingedrungen war, und überschütteten es noch mit Artillerie- und Infanteriegeschossen. Eine einzige Granate, die da in eine geschlossen marschierende Abteilung schlug, riß eine ganze Sektion um.***) Der General v. Pape sandte deshalb einen Adjutanten nach der anderen Seite, um das Mißverständnis zu klären. Leutnant v. Esbeck-Platen mußte in Front in die vorstürmenden und feuernden preußischen

*) 3. Bataillon des Garde-Füsilier-Regiments.

**) Das 3. Bataillon der Garde-Füsiliere machte hier allein gegen 100 Offiziere und 5000 Mann zu Gefangenen.

***) Von der 1. Kompagnie Garde-Füsilier-Regiments.

Schützenschwärme hineingaloppieren. Ein Infanteriehauptmann rief ihm zu: „**Rendez-vous, Monsieur! Rendez-vous, ou je vous fais fusiller.**“ „Aber kennen Sie denn nicht die Uniform der preußischen Garde-Husaren?“, antwortete Esbeck-Platen. Der Hauptmann erblaßte und zitterte, denn er sah, daß er Preußen beschossen hatte. Der kühne Ritt des entschlossenen jungen Offiziers verhinderte jetzt weiteres Unglück.

Am Calvaire d'Illy. Während der Prinz seinen Standpunkt auf dem Calvaire d'Illy einnahm und die Befehle erließ, welche das ganze Korps dort in einer Reservestellung vereinigen sollten, waren wir von seiner Umgebung damit beschäftigt, überall ordnend einzugreifen. Denn allseitig sah man erschütternde Szenen, und aller Orten war Hilfe nötig. Da soll ich einen verwundeten Reserveoffizier des Garde-Füsilier-Regiments von einer wilden Bestie von verwundetem Turko befreit haben, der sich liegend auf ihn gewälzt hatte und ihn erstechen wollte. Der Offizier hat sich einige Jahre darauf bei mir bedankt. Mir war unter den vielen aufeinander folgenden derartigen Dingen diese Einzelheit aus dem Gedächtnis entschwunden. Das unmenschliche Betragen der Turkos verfehlte seine Rückwirkung auf unsere Soldaten nicht. Die Kriegführung hatte den gentilen und galanten Charakter verloren, den sie noch gegen die wohldisziplinierte und brave Armee von Bazaine bewahrt hatte.

In dem Bois de la Garenne befreiten wir auch die Gefangenen, die bei der oben beschriebenen Ulanenattacke in Feindeshand gefallen waren. Leutnant v. Raas, mein Adjutant, fand da seinen Vetter, den Leutnant v. Liliencron, der verwundet auf seinem durchgehenden Pferde in Feindeshand gefallen war, und den die preußischen Granaten dort verschont hatten. Auch fanden wir einen unverwundeten Ulanen desselben Regiments im Graben unter französischen Leichen, die ihn fast erdrückten. Sein Pferd war ihm in den Wald hinein durchgegangen, und er war dort gefangen worden. Bei der Heftigkeit des Feuers, das unsere Geschütze dann auf den Wald richteten, hatten die Franzosen sich in einen schützenden Graben gelegt und ihn, damit er nicht entwischen könne, gezwungen, sich ganz unten hinzulegen. Die über ihm liegenden Franzosen waren alle erschossen. Ihn hinderte das Gewicht der auf ihm liegenden toten Franzosen daran, sich zu erheben.

Ende der Schlacht. Der Prinz von Württemberg wartete noch auf dem Calvaire d'Illy die Befehle des Armeekommandos ab, ehe er sich betreffs seines Nachtquartiers entschied. Die Truppen richteten ihre

Biwaks ein. Die Batterien sandten ihre Pferde nach der Givonne zur Tränke. Mich überfiel eine unüberwindliche Müdigkeit. An Erfrischungen waren aufgetrieben worden und wurden mir angeboten einige nicht ganz reife Weintrauben und etwas Champagner. Das wäre Gift bei den Zuständen gewesen, unter denen ich litt. Ich lehnte alles ab und legte mich in den von der Sonne durchglühten Sand einer Grube. Lindequist kündigte uns an, er ritte nach dem Armee-Hauptquartier und wolle Postbestellungen mitnehmen. Zugleich fand sich eine Gelegenheit nach Bouillon in Belgien. Ich schrieb Postkarten an die Meinigen, um sie wissen zu lassen, daß ich am Leben. Noch damit beschäftigt, ward ich gerufen. Ein Ordonnanzoffizier des Kronprinzen Albert, Leutnant Graf Roß vom Königs-Husaren-Regiment, brachte den Befehl, alle Geschütze sollten sich vereinigen, um noch heute gegen Sedan zu feuern. Ich blickte nach dem Stande der Sonne, die sich dem Horizonte näherte. Binnen einer halben Stunde mußte die Dunkelheit am Sehen und Schießen hindern. Binnen einer halben Stunde aber konnten meine Geschütze noch nicht in Position gegen Sedan stehen, auch wenn sie nicht gerade die Pferde in die Tränke geschickt hätten. Der Offizier brachte auch nicht den bestimmten Befehl, wo ich mich aufzustellen hätte. Daß der Kronprinz von Sachsen auf der Höhe von La Moncelle halte, teilte er mir mit. Wenn es bei der Entfernung von dreiviertel Meilen bis zur Höhe von La Moncelle auch unmöglich war, so rechtzeitig Befehl über die Aufstellung der Geschütze einzuholen, daß heute noch ein Schuß erfolgen konnte, so mußte dem bestimmten Befehl doch gehorcht werden. Mit Genehmigung des Prinzen von Württemberg ließ ich mich daher durch den Grafen Roß zum Kronprinzen Albert führen, nachdem ich den Batterien Befehl erteilt hatte, sobald ihre Pferde getränkt seien, auf der Straße Illy—Sedan durch das Bois de la Garenne zu rücken und jenseits meine Befehle zu erwarten. Von Braumüller und Doppelmair begleitet, eilte ich durch das Bois de la Garenne, an den an dem rechten Givonne-Ufer aufgestellten sächsischen Geschützen vorüber, viele Schluchten ab und auf reitend, so schnell mein armes, müdes Tier mich tragen konnte, zum Kronprinzen Albert. Ich fand ihn auf der Höhe von La Moncelle auf dem linken Givonne-Ufer nach Sonnenuntergang. Schon erlaubte das Tageslicht nicht mehr, weit zu sehen. Der Kronprinz war eben tief ergriffen durch den Tod des Oberstleutnants Pemberton, eines Engländers, der behufs Mitteilungen an die englische Presse den Krieg in seinem Gefolge mitmachte. Er hatte eben, man weiß nicht, ob eine verlorene Kugel von fern oder eine heimtückische eines verwundeten Turko vor die Stirn erhalten. Beides ist möglich. Es

knallte noch viel und sauste noch viel in der Luft herum. Ich stellte dem Kronprinzen vor, daß eine Artillerieaufstellung in diesem Tageslicht zwecklos sei. Schießen könne man doch nicht, denn bei dem durch den konzentrischen Angriff entstandenen Durcheinander der Armee könne man nicht wagen, in die Dunkelheit hineinzuschießen, wolle man nicht eigene Truppen treffen. Der Kronprinz verzichtete vollständig darauf, heute noch Sedan zu beschießen, aber er bestand darauf, daß die Batterien neben den sächsischen in Position rücken und dort den Tag abwarten sollten, um dort das Zerstörungswerk fortzusetzen, sobald der Tag graute. Denn er sagte sehr richtig, man müsse den verzweifelten Zustand des Feindes benutzen, um ihn womöglich durch Steigerung der Gefahr zur Kapitulation zu zwingen. Ruhig werden und zur Besinnung kommen dürfe man den Feind nicht lassen. Eben wollte ich noch darum bitten, die Batterien erst mit Tagesanbruch in die Position führen zu dürfen, denn ich hatte keine Idee, wie dieselben bei der Nacht Positionen finden sollten; auch war ich davon überzeugt, daß die Batterien, die seit früh fünf Uhr unterwegs waren, der Ruhe dringend bedurften. Da kam der Oberst Fürst Radziwill, Flügeladjutant Seiner Majestät des Königs und brachte den Befehl des Königs, bis morgen mittag zwölf Uhr gegen Sedan keinen Schuß mehr zu tun. Napoleon, der in Sedan sei, habe seinen Degen angeboten. Der König habe die Kapitulation der ganzen Armee und Festung verlangt, ohne die er den Degen des Kaisers nicht annehmen könne. Von zwölf Uhr den 2. September ab sollten aber alle Geschütze bereitstehen, um durch eine vernichtende Kanonade die Kapitulation der Armee und Festung zu erzwingen, wenn die Unterhandlungen bis dahin nicht dazu führen sollten.

Der Kronprinz Albert änderte jetzt den Befehl dahin, daß die Garde-Artillerie die Nacht über ruhen könne, und von morgen mittag zwölf Uhr zur Beschießung von Sedan bereitstehen solle.

Ein jeder, der dies liest, muß der Meinung sein, mich müsse bei dieser Nachricht ein wahrer Freudentaumel erfaßt haben. Aber dem war gar nicht so, und wer im Vaterlande den endlosen Jubel erlebt hat, der bei der Nachricht von der Kapitulation von Sedan überall ausbrach, der wird dies gar nicht begreifen können. Damit Jubel und Enthusiasmus bei einem Menschen laut werden könne, dazu gehört, daß er dazu noch die gehörigen Kräfte besitze, und daß nicht noch andere Sorgen seinen Sinn und sein Denken einnehmen. Ich war in diesem Augenblick durch die vorangegangenen Strapazen und die heftigen Schmerzen, die ich seit dem gestrigen Abend ausgehalten, derart am Ende meiner Kräfte angekommen, daß ich diese Nachricht mit einer Art von Stumpfsinn auf-

nahm. Überdem dachte ich an meine Batterien, und ob es noch möglich sein werde, ihnen den Gegenbefehl so zeitig zu bringen, daß sie ihr Biwak nicht abzubrechen brauchten. Daher befahl ich zunächst Braumüller, so schnell er könne, zurückzureiten und den Befehl an die Batterien zu überbringen. Ich selbst konnte es nicht mehr, ich konnte nur noch Schritt reiten. Ich verabschiedete mich vom Kronprinzen Albert, der mir noch die Befehle für den Prinzen von Württemberg mitgab, und ritt langsam denselben Weg zurück, den ich gekommen. Doppelmair begleitete mich. Braumüller hat die gesamte Artillerie noch gefunden, als sie eben fünfzig Schritt weit vorgerückt war. Sie konnten noch im Halbdunkel ihr Biwak wieder beziehen. Der Stumpfsinn, mit dem ich die Nachricht von dem großen Erfolge aufnahm, ist ein sprechender Beweis davon, daß Enthusiasmus, Begeisterung und alle Arten von moralischer Erregung nicht genügen, um die Strapazen und Gefahren in der Zeit großer Entscheidungen zu überwinden. Die Begeisterung mag die Menschen zu den Fahnen treiben, sie mag die Bevölkerung zu Geldopfern und anderer materieller Unterstützung erregen, aber große Gefahren und Strapazen überwindet nur Gewohnheit der Disziplin und diejenige Pflichttreue, welche stillschweigend das Befohlene als ein Fatum ansieht und das Nötige tut, weil es eben sein muß, solange man noch ein Glied rühren kann.

Rückritt. Während ich zurückritt, wurde es immer dunkler. Besonders im Walde konnte man die Hand vor Augen kaum sehen. Dieser Ritt war ganz entsetzlich. Ich glaube, er ist mir von der Vorsehung zur Buße für die Sünden des Tages und die vielen Menschenleben auferlegt worden, welche an diesem Tage durch meine Kanonen vernichtet wurden. Man konnte nicht sehen, worauf das Pferd trat. Der Wald aber lag voll Verwundeter und voller Leichen, dann voller weggeworfener Gewehre. Das Stöhnen und Ächzen der Unglücklichen in dem Dunkel der Nacht, die man nur hörte und nicht sah, klang schauerlich. Nicht selten trat mein Pferd auf Leichen und stolperte darüber, aber noch schlimmer war es, wenn es auf einen Verwundeten trat, dessen Aufschrei davon Kenntnis gab. Zuweilen entlud sich ein Gewehr unter den Hufen des Tieres. Es kam auch wiederholt vor, daß seitwärts im Busch ein Schuß fiel und die Kugel bei uns vorbeipfiff, vielleicht ein Akt blinder Rache von einem verwundeten Turko. In der Nähe von Givonne kam von rechts her ein Reiter auf mich zu, dem einige Wagen folgten. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich den Stabstrompeter Lücke erkannte, den ich früh bei der Leiche Scherbenings gesehen hatte. Er wollte der 1. schweren Batterie die zweite Wagenstaffel nachführen und hatte sich

verirrt. Ich nahm ihn mit. Damit wir aber keinen Verwundeten auf dem Wege räderten, ließ ich Leute zu Fuß vorausgehen und alle menschlichen Körper aus dem Wege räumen.

Endlich erreichte ich den Ausgang aus dem Walde beim Calvaire d'Illy. Eine Menge Biwaksfeuer blendeten mich. Ich war im Biwak des Gardekorps. Da entließ ich Lücke zu seiner Batterie und erkundigte mich bei den nächsten Offizieren nach dem Generalkommando. Es waren die Offiziere des 1. Garde-Regiments, die, da sie den Tag über in Reserve gestanden hatten, noch Kräfte genug besaßen, um sich über die Nachricht von Napoleons Kapitulationsanerbieten zu freuen. Ich hätte beinahe vergessen, es ihnen zu sagen, denn ich war schon im Weiterreiten, als es mir wieder einfiel.

Die Herren konnten mir nicht sagen, wohin der Prinz von Württemberg geritten. Er sei schon lange fort, hieß es, und zwar in dieser Richtung, und dabei deutete man ins Dunkle hinein nach Norden. Sobald ich den Bereich der Biwaksfeuer verlassen hatte, konnte ich in der Dunkelheit gar nichts mehr sehen, denn meine Augen waren geblendet. Langsam und vorsichtig ließ ich meinen müden Gaul vorwärts schreiten. Mit einem Male stutzte das brave Tier und fuhr zurück. Wir waren an einem Steinbruch und dort fast hinabgestürzt. Am liebsten wäre ich abgestiegen und zu Fuß gegangen, aber ich war zu matt dazu. Doppelmair behauptete, einen Feldweg gefunden zu haben, und ich folgte demselben in der Überzeugung, daß derselbe doch irgendwohin führen müsse. Nach einer Weile sahen wir Licht in der Ferne und beim Näherkommen Häuser. Am Eingange des Dorfes fuhr ein Schwein meinem Pferde grunzend und quiekend unter die Vorderbeine. Hinter dem Schwein kam ein gemeiner Dragoner, der es an einem Hinterfuße hielt. Dieser Dragoner war der Sohn des Bundeskanzlers, Graf Bismarck, der für seine Eskadron Lebensmittel suchte und aus dem Dorfe, dessen Einwohner geflüchtet waren, dies Resultat seiner Furagierung vor sich hertrieb. Ich ritt weiter in das Dorf hinein auf das Licht zu. Es stammte von einer großen Lampe, die im Freien auf einem großen Tische stand. Um den Tisch herum saßen Offiziere. „Kann mir jemand sagen", fragte ich, „wo das Generalkommando des Gardekorps ist?" Ich erkannte niemand, denn wieder blendete mich der Wechsel der Beleuchtung. „So steigen Sie doch ab, setzen Sie sich zu uns und genießen Sie etwas", rief der Prinz von Württemberg. Da war ich mit einem Male mitten unter denen, die ich suchte.

Nacht. Kaas hatte das Quartier gemacht, mein Pferd ward mir abgenommen, ich setzte mich mit an den Tisch und erquickte mich durch

etwas Tee und Brot. Beides war in dem Hause gefunden worden, das der Prinz von Württemberg als Quartier gewählt hatte. Wir befanden uns nämlich in dem Dorfe Illy. Die Befehle, die ich brachte, wurden notiert; die Nachricht von dem großen Erfolg machte auch in diesem Kreise wenig Eindruck. Es waren eben alle zu müde und zu beschäftigt mit dem, was zunächst zu tun war. Das Hemd ist dem Menschen näher als der Rock.

Ich erfuhr noch, daß die Beerdigung Scherbenings auf den nächsten Morgen, früh sieben Uhr, festgesetzt war. Er sollte oben auf dem Calvaire d'Illy bestattet werden, auf demselben Platz, auf dem die Batterie gestanden hatte, deren Granate ihm den Tod gegeben, als Wahrzeichen des Sieges. Dort hatte man ihm einen Fleck unter vier Birken zugedacht, der nicht schöner und poetischer liegen kann. Neben ihm sollte der niedliche junge Fähnrich Tesdorp liegen, der ebenfalls tot war. Außer dem Hauptmann v. Roon ward mir noch der Leutnant Freiherr v. Tauchnitz als verwundet gemeldet. Dieser Offizier war von so ungewöhnlicher Korpulenz für seine Jugend, daß es schwer hielt, ein Pferd zu finden, das ihn tragen konnte. Arme und Beine waren von unerhörter Dicke. Im Gefecht sagte er zu seinem Hauptmann, er wisse nicht, was ihm so warm aus dem Stiefel laufe. Über seinen Bauch weg konnte er es nicht sehen. Der Hauptmann sah frisches Blut herausströmen, woraus gefolgert wurde, Tauchnitz müsse verwundet sein. In der Tat hatte eine Chassepotkugel den Weg durch den Schenkel gefunden, zwischen Knochen und Sattel, der Reiter hatte es aber nicht gefühlt. Nach einer Weile sagte er zu seinem Hauptmann, jetzt liefe es warm zum anderen Stiefel heraus, und in der Tat, er war auch durch das andere Bein geschossen. Der Hauptmann wollte ihn verbinden lassen, aber er sträubte sich dagegen, aus Furcht, nachher nicht wieder aufs Pferd steigen und den Rest der Schlacht nicht mitmachen zu können. So blieb er, durch beide Beine geschossen, zu Pferde bis zum Ende der Schlacht. Ein Offizierdienste verrichtender Sergeant, Matzdorf, verlor durch eine Granate beide Beine, welche auch das Pferd tötete. Zwei Jahre später sah ich ihn mit zwei künstlichen Beinen ohne Stock gehen. Im ganzen waren aber die Verluste, die wir erlitten hatten, nicht bedeutend. Sie betrugen bei der Artillerie 5 Offiziere, 42 Mann und 66 Pferde. Die ganze reitende Artillerie hatte keinen Mann und kein Pferd eingebüßt. Das ganze Armeekorps hat nur 25 Offiziere, 424 Mann und 190 Pferde verloren, davon 10 Offiziere, 104 Mann tot, für eine so großartige Schlacht, an dem das Korps einen Hauptanteil hatte, nicht viel.*) Den größten Teil des Verlustes

*) Der Gesamtverlust der Deutschen in der Schlacht bei Sedan betrug rund 460 Offiziere und 8500 Mann an Toten und Verwundeten.



trug das Garde-Füsilier-Regiment, das Givonne genommen hatte, mit 13 Offizieren und 179 Mann,*) dann das Franz-Regiment bei Daigny mit 2 Offizieren, 80 Mann.

Sobald ich konnte, begab ich mich zur Ruhe. Ich war derselben dringend bedürftig. Zu meinem Quartier war eine Dorfkneipe bestimmt. Die Tür war im Häuserkampfe eingeschlagen und führte in eine Schenkstube, in der Tische und Bänke festgenagelt waren. Einwohner gab es nicht. Der Kampf um das Dorf hatte sie vertrieben. Mein Diener hatte mir ein Lager aus Heu und Stroh in einer Kammer bereitet, zu der ich eine Art von Treppe oder Leiter hinaufklettern mußte, die aber nach hinten einen Ausgang zu ebener Erde hatte, denn das Haus war an einen Berghang gebaut. Alle Türen waren zertrümmert, die meisten Fenster auch. Hier schlief ich wie ein Toter, denn der warme Tee hatte meine Schmerzen gelindert.

2. September. Morgenkaffee. Mit dem Grauen des Tages wurde alles lebendig. Mein Diener durchsuchte das Haus nach Vorräten und fand zur großen Freude des ganzen Stabes eine große Menge frisch gemahlenen Kaffees. Ich befahl ihm, für alle, uns vier Offiziere, wie für Diener, Burschen und Trainsoldaten Kaffee zu kochen. Zu gleicher Zeit wurden Einrichtungen getroffen, um die eingeschlagenen Türen zu ersetzen, sowohl des Zuges wegen, als auch, um den Menschen den Zugang abzuschließen. Denn bei dem konzentrischen Kampfe waren Mannschaften von allen Truppenteilen und Korps der Armee zusammen und durcheinander gekommen, und diejenigen, die ihre Truppenkörper nicht wiederfanden, hatten den Tag abgewartet und sahen sich zunächst um, wo etwas zum Essen zu finden sei. Auch die Hyänen des Schlachtfeldes, jenes Gesindel, welches nach einer Schlacht wie Pilze aus der Erde aufschießend immer in Masse gleich erscheint, die Leichen plündert, nicht selten Verwundete plündernd tötet, trieben sich in Illy herum, raubten, was sie fanden. Zunächst wurden also die Haustüren mit Decken verhangen. Mein Diener hatte eben den gemeinsamen Kaffee in einem riesenhaften Topf gekocht, fand Tassen und Gläser für alle und war mit dem Rücken nach der Tür damit beschäftigt, sie zu reinigen, als er jemand durch die Tür kommen hörte, und in der Meinung, es sei einer der anderen Diener, ihm sagte, ohne sich umzusehen, er könne uns alle rufen, der Kaffee sei fertig. Er erhielt keine Antwort, und als er sich umdrehte, sah

*) Tot 2 Offiziere, 2 Offizierdienstuer, 36 Unteroffiziere und Mannschaften,
verwundet 7 " 2 " 143 " " "
zusammen 9 Offiziere, 4 Offizierdienstuer, 179 Unteroffiziere und Mannschaften.

er noch einen ihm ganz fremden Soldaten durch die Decke verschwinden. Dann aber gewahrte er zu seinem Schrecken, daß der große Topf mit dem schönen Kaffee auch verschwunden war. Er lief auf die Straße, da trieben sich viel fremde Soldaten umher, aber Dieb und Kaffee sah er niemals wieder. Das Schlimmste war, daß im ganzen Hause weiter kein Kaffee vorhanden war. Ich mußte, ohne etwas genossen zu haben, um sieben Uhr hinauf auf den Calvaire d'Illy zur Beisetzung Scherbenings und Tesdorps. Vorher ordnete ich eine systematische Bewachung meiner Wohnung an, denn im ganzen Orte und in allen Biwaks existierte eine derartige Verachtung von mein und dein, und alle Welt hatte so entsetzlichen Hunger, daß man seine eigenen Taschen zuhalten mußte. Das war kein Wunder, denn achteinhalb Armeekorps waren nach den unerhörtesten Gewaltmärschen konzentriert zu einer großen Schlacht zusammengeströmt auf einen kleinen Fleck Erde, sie wollten ihren durch die Anstrengungen und Entbehrungen gesteigerten Hunger stillen, außerdem sollten noch über 100 000 Gefangene*) leben und 30 000 bis 40 000 Verwundete versorgt werden. Die auf das Schlachtfeld führenden Wege waren von Fuhrwerk bedeckt, das sich vielfach kreuzte und verfuhr, aber es war unmöglich, augenblicklich für mehr als 300 000 Menschen das unbedingt Nötige herbeizuschaffen, die täglich 6000 Zentner Brot und Fleisch brauchten. Dazu kam noch der Bedarf an Hafer, 10 000 Zentner, für die Pferde und an Munition für die verschossene. Es war gut, daß zunächst hier weiter nichts zu sorgen war, denn im Laufe des Vormittags kam die Nachricht von dem Abschluß der Kapitulation der französischen Armee. Nach den Verlusten durch unsere Geschosse, nach den Gefangenen, die wir gestern im Kampfe gemacht hatten, und nach dem Abgange an solchen, die nach Mézières ausgewichen, auf belgisches Gebiet übergetreten oder desertiert waren, blieben noch 83 000 Mann übrig, die sich uns in Sedan ergaben.

Mein Wagen. Sammeln der Trophäen, Aufräumen des Schlachtfeldes waren die Haupttätigkeit des Tages neben der Sorge für die Verwundeten, Begraben der Toten und der Anfertigung der Schlachtberichte. Um Mittag kam endlich unsere Bagage nach. Ich hatte meine Sachen seit Buzancy nur einen Augenblick früh in Beaumont gesehen. Es war die höchste Zeit für mich, Wäsche und Seife wiederzusehen. Ich wurde mir selber schon zum Ekel. Für einen gebildeten Menschen gibt es keine größere Entbehrung als die der Reinlichkeit; Hunger, Durst und

*) 14 000 verwundet, 21 000 unverwundet in der Schlacht und 83 000 infolge der Kapitulation Gefangene, zusammen 118 000.



Müdigkeit sind lange nicht so empfindlich. Ich erhielt zwar alle meine Sachen, aber mein Wagen war nicht da. Auf einem steilen Wege war er vorgestern früh beim Stutzen der Marschkolonne ins Rückwärtsrollen geraten und schließlich einen Felsabhang heruntergefallen. Wie so etwas möglich war, da Kutscher und Pferde gesund blieben und ankamen, ist mir trotz aller Erzählung und Entschuldigung unerklärlich geblieben. Alle Erklärung hätte auch nichts genützt, denn das Faktum blieb bestehen, mein Wagen war nicht da. Der erste Schreiber, Unteroffizier Willberg, hatte in Jnor mit Gewalt der Waffen zwei Fuhrwerke requiriert, unsere Effekten darauf geladen und nachgebracht. Die Fuhrwerke gehörten Mr. Falala aus Jnor, einem greisen Bauern, der selbst mitkam. In unbegreiflicher Dummheit hatte aber Unteroffizier Willberg den zweiten Schreiber, Unteroffizier Berg, bei den Trümmern des Wagens in der Felsenschlucht bei Jnor zurückgelassen, der, dort allein unter der wenig liebevollen Gebirgsbevölkerung von Jnor zurückbleibend, sehr gefährdet sein mußte, sobald der Durchzug unserer Truppen aufhörte. Nichts konnte für mich störender sein, als in diesem Augenblick meinen Wagen zu verlieren, wo alles ringsum von Leuten wimmelte, die einsteckten, was sie fanden, und wo kein Wagen, auch für Geld keiner, zu haben war.

Daß Leutnant v. Kaas einen französischen Offizier-Equipagewagen im Ardenner Waldgebirge annektierte, habe ich schon erwähnt. Aber derselbe faßte nicht alle unsere Effekten. Deshalb kaufte ich Mr. Falala noch den einen Einspänner, Schimmel mit zweirädrigem Karren, ab, den er zur Beförderung meiner Effekten benutzt hatte, und bezahlte ihn durch eine wohlgestempelte Requisitionsquittung über die im Kaufe ausgemachten 520 Francs. Das Weitere über meinen Wagen will ich hier gleich chronologisch vorgreifend anführen. Zunächst bat ich das am folgenden Tage in die Nähe von Jnor kommende XII. Korps, dorthin eine Streifpatrouille nach meinem Unteroffizier Berg zu senden; es geschah. Die Bevölkerung hätte ihn allerdings gern umgebracht, als unsere Truppen nicht mehr in der Nähe waren. Der etwas weitsichtigere Maire hatte ihn aber zum Gefangenen gemacht und so sein Leben gerettet, indem er ihn versteckte, während die Einwohner ihre Wut an meinem Wagen ausließen und ihn in kleine Stücke zertrümmerten. Unteroffizier Berg wurde unversehrt in unsere Hände zurückgeliefert. Betreffs des Wagens und des Pferdes von Herrn Falala aus Jnor hatte ich noch eine von der peinlichen Gewissenhaftigkeit unserer Behörden in origineller Weise Zeugnis ablegende Korrespondenz. Ich meldete nämlich, als wir vor Paris in eine Art von Ruhe gelangten, dem Kriegs-

14*

ministerium in Berlin den Verlust meines Wagens und die Requisition von Karre und Pferd des Herrn Falala in Inor mit der Bitte um Bestimmung, ob, da ich Requisitionsquittung gegeben, diese Gegenstände Staatseigentum oder mein Privateigentum seien. Die Entscheidung des Kriegsministeriums war von einer bizarren Korrektheit. Es dekretierte: der Verlust meines Wagens sei im Dienst erfolgt, deshalb stehe mir die Entschädigungssumme dafür im Betrage von 150 Reichstalern zu. Die Karre und den Schimmel habe ich von Herrn Falala freihändig gekauft, also seien sie mein Privateigentum. Wie ich den dafür ausgestellten Requisitionsschein durch Barzahlung einlösen wolle, sei meine Sache. Zufällig war zur Zeit des Eintreffens dieser Entscheidung einige Monate später mein ältester Bruder Carl Zivilgouverneur in Reims und erstreckte seine Gewalt auch bis über Inor. Er vermittelte die Zahlung der 520 Francs, und ich erhielt meinen Schein zurück. Mr. Falala war aber ebenso erfreut als überrascht durch die Ehrlichkeit eines preußischen Generals. Für den Schimmel des Herrn Falala erhielt ich später bei der Auktion in Berlin mehr als 520 Francs. Den französischen Offizier-Equipagewagen lieferte ich als Staatseigentum in Berlin ans Artilleriedepot ab. So machte ich beim Verlust meines Wagens in Berlin noch ein gutes Geldgeschäft.

Munitionsersatz. Des weiteren hatte ich an diesem Tage mit den Anordnungen über den Ersatz der verschossenen Munition zu tun. Die Tätigkeit der Munitionskolonnen verdient hier besondere Erwähnung. Ich hatte sie, soweit sie geleert waren, nach der Schlacht von St. Privat am 19. August über Pont à Mousson nach Herny zurückgesandt. Dort hatte die Zweite Armee sich geweigert, ihnen Munition für das Gardekorps zu verabfolgen, weil dieses nicht mehr zur Zweiten Armee, sondern zur Maas-Armee gehöre. Meine Kolonnen hatten sich mit Streit nicht lange aufgehalten, waren weiter marschiert bis nach Preußen, hatten in Saarlouis Munition geholt, nachdem sie unterwegs die ihnen fehlenden Pferde durch kräftige, auf dem Lande requirierte französische Percheronschimmel ersetzt hatten. Dann waren sie der Armee nachgeeilt. Die erste Kolonne erreichte uns schon am 29. August. Die letzte am 31. abends. Im Laufe der Schlacht von Sedan marschierten alle Kolonnen bei Villers Cernay zum Ersatz bereit auf. Leutnant Graf Königsdorff, im Eifer vorausreitend, um zu erfragen, wohin Munition zu bringen sei, war zwischen andere Trains geraten, sein Pferd hatte sich überschlagen. Ein Bein war ihm überfahren und gebrochen. Wer sich die Mühe nimmt, die Wege dieser Munitionskolonnen mit der Karte in der Hand zu verfolgen, wird erkennen, daß sie über 50 deutsche Meilen

betrugen. Diese Strecken wurden von der ersten Kolonne vom 20. bis 29. August, also, da über dem Munitionsempfang ein Tag verging, in neun Tagen zurückgelegt. Darüber, daß die Zweite Armee den Ersatz der Munition verweigert, führte ich schriftlich und telegraphisch Klage beim Kriegsministerium in Berlin und bei Moltke im großen Hauptquartier mit dem besten Erfolge. Ich mußte ähnlichen Verzögerungen vorbeugen, denn schon wieder hatten wir 5000 Granaten verbraucht, und alsbald mußten am 3. September die geleerten Munitionskolonnen den Rückmarsch antreten.

Bei meinem Bruder. Nachdem ich alles Nötige angeordnet und den Beginn der Ausführung überwacht hatte, besuchte ich im Laufe des Nachmittags auch meinen Bruder in seinem Biwak, in der Nähe von Illy. Er lag in seinem Zelt auf seinem Pelz und war im höchsten Stadium des Mißmuts über die Maßregeln seiner Vorgesetzten, besonders über den Befehl, den er erhalten hatte, am gestrigen Tage einen Wald voll Infanterie zu attackieren. Auch erzählte er mir viele Details über den inneren Dienst in der Kavallerie-Division, und jetzt erst fand ich den Schlüssel zu dem Rätsel, daß diese vortreffliche Truppe, die vor Begierde brannte, sich zu schlagen, so oft durch ihre Untätigkeit Grund zur Klage gegeben hatte. Die von dem Intendanten der Division ausgehenden Anordnungen betreffs der Verpflegung lähmten alle hervorragende Tätigkeit der Regimenter. Dieser gewissenhafte Mann konnte sich nämlich nicht von den einengenden Friedensbestimmungen ganz los machen und hatte seinen Divisionskommandeur dazu vermocht, zu befehlen, daß weder ein Regiment noch eine Brigade selbständig requirieren dürfte, sondern daß alle Requisitionen vom Divisionskommando ausgehen sollten, welches dann die Lebensmittel an die Regimenter verteilen werde. Dies ist bei kurzen Märschen und häufigen Ruhetagen ausführbar. Da kann die Division an den Ruhetagen Requisitionskommandos aussenden und die Verpflegung auf drei Tage verteilen. Aber bei Operationen, die die Kavallerie zwingen, so lange unterwegs zu sein, als es hell ist, von früh bis Abend, die keinen Ruhetag gestatten, hat die Division keine Zeit, noch Requisitionskommandos zu schicken, und wird nicht fertig mit der Verteilung an sechs Regimenter (3600 Pferde). Ein einzelnes Regiment findet eher einmal im Vorüberreiten hier 60 Zentner Hafer, die es für den Tag bedarf, da einen Ochsen, der den Tagesbedarf an Fleisch liefert, und ist schneller mit der Verteilung fertig. So kam es, daß die Division entweder nicht genug Lebensmittel hatte, also Pferde und Menschen matt und untätig wurden, oder daß die Verteilung der Lebensmittel soviel Zeit in Anspruch nahm, daß die

Kavallerie nicht so früh aufbrechen konnte, als es befohlen war. Da war es allerdings erklärlich, daß mein Bruder in der Nacht nach der Schlacht von Beaumont nicht einmal Hafer für seine eigenen Pferde hatte und gezwungen war, mir den meinigen abzunehmen. Mein Bruder klagte auch darüber, daß er gar nichts mehr zu rauchen habe. Er hatte einen Versuch gemacht, an der belgischen Grenze käuflich Zigarren zu erwerben, wo sich ein Handel etabliert haben sollte, aber er wußte noch nicht, ob er etwas werde erhalten können. Da mein Gepäck eben angekommen war, ging ich nach Illy hinein, teilte den letzten Rest meines Zigarrenvorrats ehrlich in zwei gleiche Teile und brachte ihm die Hälfte. Er wollte sie nicht annehmen, aber ich übergab sie seinem Diener mit dem Befehl, meinem Bruder nicht eher etwas davon zu sagen, als bis wir auseinander marschiert seien. Unser Plauderstündchen im Zelte wurde durch einen großen Lärm unterbrochen, der aus der Richtung von Floing her zu uns herüberschallte, wo das V. und XI. Armeekorps biwakierten. Man vernahm deutlich schallende Hurras, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß der König die Biwaks beritt und die Truppen begrüßte.

Der König im Biwak. Ich lief eiligst nach Illy hinein und benachrichtigte den Prinzen von Württemberg von dem, was ich gesehen, und dieser überzeugte sich von der Richtigkeit meiner Vermutung. Alsbald befahl der Prinz, daß die Truppen in Mütze vor den Biwaksplätzen antreten sollten, und begab sich schleunigst zu Fuß nach dem rechten Flügel des Korps, auf dem Wege nach dem Calvaire d'Illy hin, denn es war keine Zeit, das Satteln der Reitpferde abzuwarten, welche nachbestellt wurden.

Wir waren kaum draußen auf dem Platze, auf dem rechten Flügel der Kavallerie, als schon die riesenhafte Staubwolke sichtbar ward, die der König mit seinem endlosen Gefolge herangaloppierend aufwirbelte, denn es begleiteten ihn nicht nur seine Adjutantur, Generalstab, Kriegsministerium usw., sondern auch alle deutschen Fürsten und deren Familienglieder mit ihren Gefolgen, die dem Kriege beiwohnten. Es ist sehr schwer, die Begrüßung des Königs zu beschreiben. Wir standen stramm und militärisch grüßend da, als er ankam. Er parierte, begrüßte den Prinzen von Württemberg zärtlich, dann winkte er mich zu sich und sprach mit mir in tiefster Bewegung. Die Tränen strömten unaufhaltsam aus seinen Augen, und er beklagte die schrecklichen Verluste, welche das Gardekorps erlitten. Ich war auch sehr ergriffen, ihn wiederzusehen, sagte ihm aber, die Verluste seien ja nicht umsonst, bei dem, was er fürs Vaterland erreicht. Er konnte vor Schluchzen nur schwer sprechen und sagte nur noch: „Aber Ihr Scherbening, der gute vortreffliche Scherbe-

ning!" „Der ist zu beneiden", erwiderte ich, „denn wir sterben ja alle gern für Euer Majestät!" „Das weiß ich", sagte der König, „und drum tut es mir eben so wehe." Sobald der König sich weiter wandte und andere begrüßte, faßte mich der Kronprinz. Er hatte von der Höhe von Frénois aus, wo er gestern seinen Aufstellungspunkt genommen, über Sedan hinweg mein Vorgehen in der geraden Entfernung von einer deutschen Meile ebenso mit dem Fernrohr beobachtet, wie ich das Avancieren seiner Truppen bei Fleigneux und St. Menges. Die ihm bekannten Anordnungen des Kronprinzen von Sachsen ließen ihn erraten, daß die Artillerielinie die meinige sei. „Sehen Sie wohl", sagte er, „ich gratulierte Ihnen im Palais beim Ausbruch des Krieges, denn ich wußte wohl, daß Sie sich wieder auszeichnen würden wie bei Chlum. Ich habe Ihrem Kampf mit Jubel zugesehen." Dabei packte er meinen Kopf mit beiden Händen und küßte mich ab. Ich schämte mich ordentlich, denn ich hatte das böse Gewissen, daß ich mir noch gar nicht Zeit hatte nehmen können, mich gründlich zu reinigen. Unterdessen waren unsere Pferde angekommen, und wir konnten zu Pferde steigen und den König begleiten. Sein Weg führte ihn zunächst zum Biwak der Kavallerie. Die Kommandos „Stillgestanden! Richt Euch!" wurden befolgt, die Begrüßung des Königs: „Guten Morgen!" lauter als gewöhnlich beantwortet, und dann folgte ein wohl geleitetes, mächtiges, dreifaches Hurra. Weniger diszipliniert zeigten sich meine Kanoniere. Sobald das Kommando „Stillgestanden!" erfolgte, weil der König sich ihnen näherte (denn der Weg führte von der Kavallerie zur Korpsartillerie), standen sie gar nicht still, sondern brüllten endlos „Hurra", warfen die Mützen in die Höhe, die Trompeter bliesen Tusch und Nationalhymne, und es ward dem Könige recht schwer, sich verständlich zu machen, als er mit den Stabsoffizieren sprach, denen er jedem einige Worte sagte. Aber er bemerkte die Indisziplin der Truppe nicht ungnädig. Die Ereignisse waren zu gewaltig gewesen, die Freude, ihn wiederzusehen, zu groß, als daß er nicht nachsichtig sein mußte, wenn sie mächtiger war als die Disziplin. Von der Artillerie kam der König auf dem Wege von Illy nach Givonne, den er einschlug, zur 1. Garde-Infanterie-Division. Da lag zunächst links auf dem Felde das 1. Garde-Regiment, rechts im Waldrande des Bois de la Garenne das 3. Garde-Regiment. Die beiden Musikkorps dieser Regimenter standen vor der Front, einander gegenüber, also zu beiden Seiten des Weges. Sobald hier das Kommando „Stillgestanden!" erfolgte, war die Indisziplin noch größer als bei meinen Kanonieren. Die Mannschaft beider Regimenter stürzte auf dieses Kommando, Offiziere, Unteroffiziere, Gemeine, alles durcheinander, auf den König zu, brüllte

Hurra, die Leute weinten und lachten und jubelten zugleich und umringten den Monarchen und umdrängten ihn, und sein Pferd konnte keinen Schritt vor oder rückwärts. Der König war überwältigt durch diesen Ausbruch der Verehrung. Er ließ die Zügel seines Pferdes fallen und reichte die beiden Hände nach unten den Leuten entgegen. Alles drängte sich herzu, ihm die Hände zu küssen, und da es nicht jeder konnte, so waren die zufrieden, die ihm die Stiefel oder den Schweif des Pferdes küssen konnten, andere drängten sich unter das Pferd und achteten es nicht, von demselben getreten zu werden. Die beiden Musikkorps aber intonierten unter gemeinschaftlicher Leitung die Nationalhymne und den Preußenmarsch von Golde, und so entstand ein Lärm, der noch mehr betäubte als der Kanonendonner von gestern. Der König hatte bekanntlich sehr starke Nerven, und solcher Lärm war ihm angenehm.

Von der ersten Brigade näherten wir uns der zweiten; da lag das 2. Garde-Regiment im Freien, das 4. rechts im Walde. Von letzterem saß ein Kerl ganz hoch oben im Wipfel eines Baumes. Sobald der König Miene machte, die erste Brigade zu verlassen und auf die zweite zuzureiten, noch ehe das Kommando „Stillgestanden!“ kommandiert ward, brüllte dieser Kerl im Baumwipfel: „das 4. Garde-Regiment raus!“ mit einer Stentorstimme, die selbst ich, weit hinter dem König reitend, verstand. Sofort stürzte das ganze 4. Garde-Regiment aus dem Walde auf den König zu, und dieselben Szenen wiederholten sich, die ich eben beschrieben. So ging es weiter von Regiment zu Regiment, von Brigade zu Brigade, bis der König den Bereich des Gardekorps verließ und sich dem des XII. Korps zuwandte.

Schon nahte die Sonne dem Horizont. Auch zogen Wolken drohend herauf, aber der König begrüßte alle Truppen rings um Sedan, und es war schon Nacht, mannigfache Regenschauer waren vom Himmel strichweise herabgekommen, immer noch schallten von den Sachsen und Bayern herüber die endlosen Hurras, die die Anwesenheit unseres siegreichen Monarchen kündigten.

Da waren unter den mehreren Hunderten, die dem Könige zu Pferde folgten, wohl nur wenige, die ich nicht gut kannte, und zuletzt ward mir ganz schwindlig vor lauter Begrüßungen von Bekannten, vor lauter Fragen und Antworten. General Hindersin wunderte sich, wie elend ich aussähe, und meinte, beim Gardekorps gebe es wohl nichts zu essen. In der Tat muß ich nach den erlittenen Strapazen, Entbehrungen und Schmerzen leichenhaft ausgesehen haben. Ich weiß aber nichts davon, denn ein Spiegel war schon einige Tage lang ein ungekannter Luxusgegenstand.

Sobald der König den Bereich des Gardekorps verlassen hatte, verabschiedete er den Prinzen von Württemberg, und dieser kehrte mit uns allen nach Illy zurück, wo wir uns nach dem Abendtee bald auf unsere Strohlager warfen, denn morgen sollten wir abmarschieren, hatten aber noch keinen uns dirigierenden Befehl erhalten, den wir erst morgen früh zu gewärtigen hatten. Also mußten wir von morgen früh ab marschbereit sein.

Betrachtungen. Auch von dem Schlachtfeld von Sedan kann ich mich nicht trennen, ohne einige rückblickende Worte hinzuzufügen. Die Katastrophe, die ihresgleichen in der Geschichte nicht hat, einer Armee, welche in annähernd gleicher Stärke mit dem hinter der Maas stehenden Gegner ihre Operationen von Châlons und Paris aus am 22. August begann und nach neun Tagen umzingelt war, fordert jeden auf, nach den Ursachen zu forschen. Man wird vielleicht nicht mit mir einverstanden sein, wenn ich behaupte, Mac Mahons Truppen seien annähernd ebenso zahlreich gewesen, wie die der beiden Kronprinzen zusammen, und mir entgegnen wollen, die Kapitulation von Sedan habe nur 84 000 Franzosen in unsere Hände geliefert, wir aber seien acht Armeekorps, die württembergische Division und vier Kavallerie-Divisionen stark gewesen. Hiergegen ist aber zu erwidern, daß der Feind außer den durch die Kapitulation Gefangenen schon am 1. September während der Schlacht 21 000 Gefangene verlor, daß sein Verlust an Toten und Verwundeten in dieser Schlacht auf 17 000 Mann von ihm selbst geschätzt wird, daß während der Schlacht 40 000 Mann unter Vinoy von Mézières bis Paris echeloniert standen, die auch zur Operations-Armee Mac Mahons gehörten, daß etwa 3000 Mann auf belgisches Gebiet übertraten und dort entwaffnet wurden, daß der Verlust in der Schlacht von Beaumont von den Franzosen selbst auf 1800 Tote und Verwundete und 3000 Vermißte angegeben wird = 4800 Mann, daß nach dieser Schlacht sich viele Truppenteile verirrten und ins Innere von Frankreich zurückzogen, so die ganze Kavallerie-Division Brahaut,*) und viele Neugeworbene sich von der Armee entfernten und in die Dörfer begaben, um, die Uniform mit dem Bauernkittel vertauschend, nach der Heimat zu desertieren, so daß hier noch ein Abgang von etwa 20 000 Mann angenommen werden kann, endlich daß die französische Armee wohl noch mehr Verlust an Maroden gehabt haben mag als die unsrige, da sie immer biwakierte und noch viel mehr hin und her marschierte, ein Verlust, den man mindestens auf 20 000 Mann ver-

*) Vgl. der deutsch-französische Krieg vom Großen Generalstabe, II, 1109.

anschlagen kann. Danach kann man wohl annehmen, daß die Truppenmacht, welche zur Operation Mac Mahons vom 22. August ab in Bewegung gesetzt wurde, mindestens 210 000 Mann, einschließlich Vinoy, betrug.

Die Ordre de Bataille der Armee von Châlons am 25. August 1870*) weist 166 Bataillone, 112 Schwadronen, 81 Batterien auf, die in 13 Infanterie- und 6 Kavallerie-Divisionen verteilt und zu 4 Armeekorps und einer Kavalleriereserve zusammengezogen sind. Es fehlen die Angaben, ob die Truppen vollzählig waren. Aber wenn sie ihren Stand auch nicht überall erreichten, so kann man sie doch auf durchschnittlich 800 Mann für das Bataillon, 120 Mann für die Eskadron und Batterie berechnen, und das gäbe rund 155 000 Mann außer den 40 000 Mann von Vinoy. Es wird somit das Richtige sein, wenn man die Kräfte auf ungefähr 200 000 Mann schätzt, die die französische Regierung vom 22. August ab unter Mac Mahons Befehle stellte.

Es kann nicht angefochten werden, daß ich das Korps von Vinoy mit zu der Operations-Armee Mac Mahons rechne, denn Vinoy war an die Befehle Mac Mahons gewiesen. Er konnte zwar nicht früher in Bewegung gesetzt werden, als dies geschah. Aber darin besteht eben der Fehler der französischen Heeresleitung, daß sie Offensivoperationen begann, ehe alle Kräfte verfügbar waren. Mac Mahon mußte den deutschen Heeren auf Paris zu ausweichen, bis Vinoys Korps organisiert und verfügbar war.

Betrachten wir demgegenüber die Stärke der beiden deutschen Armeen, Maas-Armee und Dritte Armee, am 22. August. Sie betrug nach den Rapporten 188 123 Mann Infanterie, 35 814 Mann Kavallerie und 813 Geschütze mit 1626 Mann Artillerie, also in Summa 225 563 Streitbare.**) Es stellt sich somit das Stärkeverhältnis der gegeneinander operierenden Heere am 22. August auf 200 000 Franzosen gegen 225 000 Deutsche, in einer Entfernung von fünfzehn Meilen voneinander. Ich wähle den 22. August als Ausgangspunkt, weil an diesem Tage die deutschen Armeen ruhten und Mac Mahon Châlons verließ. Die Übermacht der deutschen Heere über die französischen von einem Achtel der Stärke der letzteren ist also nicht so bedeutend, daß sie allein den Erfolg unbedingt sicherte oder gar die Vernichtung der 160000 Mann starken Armee Mac Mahons erklären könnte. Wir müssen uns daher nach anderen Gründen umsehen.

*) Der deutsch-französische Krieg, II, Anlage 32.

**) Der deutsch-französische Krieg, II, Anlage 30.



Da springt zunächst die Planlosigkeit der französischen oberen Heeresleitung gegenüber dem festen Ziele der deutschen in die Augen, welch letztere unverrückt an dem vom großen Napoleon gelehrten einfachen Grundsatze festhielt, die feindliche Armee aufzusuchen und zu schlagen, indem sie suchte, die Übermacht am entscheidenden Punkt zu vereinigen. Die Planlosigkeit der französischen Heeresleitung ist aber eine Folge des Regierungssystems des dritten Napoleon, der sich stets auf die von ihm so hoch geachtete öffentliche Meinung stützte, auf jenen Mr. tout-le-monde, der so wandelbare Formen annimmt, wie vom Sturmwind gepeitschte Wolken. Diese öffentliche Meinung in Paris fordert mit einem Male gebieterisch, die Armee Mac Mahons, die zum Schutz der Hauptstadt bei Châlons gesammelt war, solle zur Rettung Bazaines marschieren. Sie tut es, Mac Mahon erkennt die Unmöglichkeit und will zurückweichen, neue Befehle aus Paris treiben ihn wieder vor, und so entstehen ermüdende Hin- und Hermärsche, und die deutschen Heere gewinnen Zeit, die ganze französische Armee gegen die Ardennen zu klemmen, nachdem partielle Unfälle einem Teile derselben das Vertrauen und die Zuversicht geraubt haben. Sagt doch der unglückliche Kaiser selbst in einem Briefe an Sir John Burgoyne, d. d. Wilhelmshöhe, den 29. Oktober 1870:

„Als ich nach Châlons kam, wollte ich die letzte Armee, die uns blieb, nach Paris führen. Aber da haben mich wieder politische Erwägungen gezwungen, den unverständigsten und strategisch unmotiviertesten Marsch zu unternehmen, der mit dem Unstern von Sedan geendigt hat."

Es kann zu nichts Gutem führen, wenn die Erwägungen der gesunden Vernunft dem Geschrei der Massen untergeordnet werden, das von Leidenschaft und unlauteren Beweggründen geleitet wird.

Dieser unverständigen Heeresleitung gegenüber sehen wir die deutsche zunächst vom 22. August ab in breiter Front in der Richtung auf den Feind zu marschieren, um ihn zu finden und danach die Maßregeln zu treffen. Als er ihren rechten Flügel umgehen will, werden die äußersten Anforderungen an die Truppen gestellt, um sich ihm vorzulegen, zugleich wird aber mit der peinlichsten Vorsicht verfahren, um nicht die einzelnen Teile des Heeres einem Unfall gegen die vereinte feindliche Macht auszusetzen. Die Befehle vom 26. August, die Defensivstellung der Maas-Armee am Andon-Bache am 28. August geben Zeugnis von dieser Vorsicht. Erst als man Kräfte genug vereinigt hat, um dem feindlichen Heere die Stirn zu bieten, geht man wieder energisch vor, am 29. August, schlägt Teile des feindlichen Heeres am 29. und

30. August und ergreift die günstige Gelegenheit, die die Unentschlossenheit des Feindes bietet, ihn zu umzingeln und zu vernichten. Der Erfolg hat nachher dem großen Strategen Moltke den fabelhaften Plan zuschreiben lassen, den er schon am 22. August gefaßt haben soll, die französische Armee am 1. September bei Sedan zu fangen. Das ist Mythe. Aber als diese Armee selbst ins Garn ging und zum Teil ganz gefechtsunfähig bei Sedan am 31. August stehen blieb, faßte die deutsche Heeresleitung die Gelegenheit beim Schopf und fiel mit dem ganzen Heere über den auf 125 000 bis 130 000 Mann reduzierten Hauptteil des französischen Heeres her und bereitete ihm den Untergang mit einer solchen Sicherheit, daß Moltke am Morgen des 1. September, als er sich in den Wagen setzte, um zur Schlacht zu fahren, sich ruhig rauchend in seinen Mantel hüllen konnte und sagen: „Heute werden wir einen Tag erleben, der in der Kriegsgeschichte viel von sich reden machen wird."

Es ist unverständlich, warum die Lenker der französischen Regierung die 40 000 Mann von Vinoy in Mézières stehen ließen, während die 125 000 Mann unter Mac Mahon bei Sedan, wenige Meilen davon, den Todeskampf kämpften. Die Truppen Vinoys konnten ebensogut wie in Mézières, in Sedan von der Bahn ausgeladen werden. Nur die Halbheit der von der „öffentlichen Meinung" geleiteten Maßregeln gab dafür einen Aufschluß. Allerdings hätten die Truppen Vinoys bei Sedan keinen Umschwung herbeigeführt und wären nur mituntergegangen, denn auf deutscher Seite haben viele Truppen bei Sedan keine Verwendung gefunden. Das ganze VI. Korps, die württembergische Division und sämtliche Kavallerie-Divisionen haben in Reserve gestanden. Auch vom Garde-, IV. Korps und II. bayerischen Korps haben namhafte Teile gar nicht gekämpft.

Einen andern Grund des vollständigen Unterliegens der französischen Armee finden wir in der völligen Unkenntnis der französischen Heeresleitung über unsere Armee und in der genauen Kenntnis, die unsere Heeresleitung seit dem 28. August über das französische Heer besaß. Der gefangene Kaiser hat unserem Könige seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Bazaine uns nicht im Rücken angegriffen, nachdem wir von Metz aus ins Innere von Frankreich marschiert wären. Er habe immer erwartet und darauf gerechnet, daß er durch solch einen Angriff Luft erhalten werde. Er erschrak, als unser König ihm sagte, Bazaine sei in Metz durch den Prinzen Friedrich Karl eingeschlossen. Das wußte er gar nicht, und er glaubte, die vom Kronprinzen von Sachsen befehligte Armee sei die des Prinzen Friedrich Karl, somit sei

die des Marschalls Bazaine frei. Mac Mahon, dem der Kronprinz von Sachsen aus Veranlassung seiner Verwundung einen Besuch machte, sagte diesem, er sei ganz irre geleitet worden durch die Meldungen über die Armee des Kronprinzen, denn er habe nicht gewußt, daß in unserem Heere zwei Kronprinzen, jeder eine Armee, kommandierten. Bald sei „le prince Royal“ im Süden, bald im Osten gemeldet. Da habe man geglaubt, der im Osten als „prince Royal“ gemeldete Führer sei der Prinz Friedrich Karl. Ich hörte die Mitteilung von diesen beiden Unterhaltungen aus dem Munde der beiden hohen Herren selbst. Eine solche Unkenntnis über den Feind ist allerdings im eigenen Lande ganz unbegreiflich. Sie hängt mit dem Lügensystem zusammen, mit dem die französische Regierung die „öffentliche Meinung“ zu leiten gewöhnt war. Bazaine konnte und durfte nicht mitteilen, daß er fest eingeschlossen sei, nachdem seine Schlacht von St. Privat als ein Sieg gemeldet worden war.

Der Löwenanteil an unserer genauen Kenntnis von der französischen Armee gebührt dem größeren Teile unserer Kavallerie, deren unausgesetzte Tätigkeit, deren kühne Offizierpatrouillen den Feind schon erspähten, feststellten und meldeten, als er noch viele Märsche weit von uns entfernt war.

Am 22. August gönnte sich unsere Armee einen Ruhetag, und zwar die Maas-Armee einen Tagemarsch östlich der Maas, die Dritte Armee mit der vordersten Linie Ménil la Horgne—Treveray—Haudelincourt, —Gondrecourt, also in einer Luftentfernung von fünfzehn deutschen Meilen von Châlons, wo sich nach Zeitungen und Gerüchten eine feindliche Armee sammelte. Zwei Tage später, am 24. August abends, fanden die Kavalleriepatrouillen bereits das Lager von Châlons verlassen, und noch einen Tag darauf wußte unsere Heeresleitung bereits, daß der Feind marschiere, um uns nördlich zu umgehen, und dirigierte am 26. August die sämtlichen Korps entsprechend nach Norden. Bereits am 27. August umkreisen einzelne unserer verwegenen Kavallerieoffiziere die französischen Korps und stellen fest, daß sie bei Vouziers stehen, und am 29. August wird mitten aus der französischen Armee ein Generalstabsoffizier gefangen, der sich ganz sicher wähnt und von dem Gros zur Avantgarde in einer Postkutsche fährt. Die Marschtableaus, die er für die nächsten Tage über die ganze Armee bei sich führt, geben über die Absichten derselben den vollen Aufschluß.

Demgegenüber setzt allerdings die Untätigkeit der französischen Kavallerie in Erstaunen. Außer den zwei Schwadronen, welche am 28. August bei Buzancy mit den sächsischen Garde-Reitern zusammen-

stießen, haben in der ganzen Zeit vom 22. August bis 1. September keine Kavalleristen die Tätigkeit unserer Reiterschwärme gestört. Wir wissen jetzt, daß daraus der braven französischen Kavallerie kein Vorwurf zu machen ist, die in so ehrenvollen Attacken bei Sedan den Untergang fand. Sie wurde eben dahin beordert, wo kein Feind gefunden werden konnte. Getreu dem alten, aber nach der gewaltigen Entwicklung des Infanterie- und Artilleriefeuers veralteten Grundsatze, die Kavallerie für die Entscheidung in der Schlacht aufzusparen, ließ die französische Heeresleitung ihre sechs Kavallerie-Divisionen feindabwärts unter dem Schutze der Infanterie-Divisionen marschieren. So tappte die französische Armee wie ein Blinder in der Welt umher und wurde von dem Sehenden leicht umringt und bezwungen. Daß unsere Kavallerie dabei überall Vollkommenes geleistet, soll damit nicht gesagt sein. Auch ihr war diese Art der Verwendung noch ungewohnt. Erst im Laufe des Feldzuges ward sie zu einem System ausgebildet, das zuletzt nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Der Anstoß zu diesem System ist von unserer Heeresleitung, dem Könige selbst, auf Vorschlag von Moltke gegeben, der die Kavallerie dahin schickte, wo sie etwas leisten konnte.

Noch einen Grund des Unterliegens der französischen Armee finden wir in der Überlegenheit des moralischen Halts der deutschen Truppen. Die Armee von Châlons war nicht mehr die des Marschalls Bazaine in den Schlachten von Metz. Viele Bataillone waren neu gebildet. Sie hatten noch keine Idee von Disziplin, besonders bei großen Strapazen und in der Gefahr. Man konnte sie nicht in Kantonements legen, weil sie sonst geplündert hätten, und mußte durch fortwährendes Biwakieren ihre Strapazen vermehren. So schmolz ihre Stärke durch die Anstrengungen der Gewaltmärsche noch mehr als die der deutschen Bataillone, und kleine Unfälle erschütterten den Halt ganzer Korps. Hier zeigte sich zum ersten Male in diesem Feldzuge, wie später noch öfter und auffallender im Verlaufe desselben, die Überlegenheit geschulter und disziplinierter Heere über schnell zusammengeraffte Truppen, also die Untauglichkeit des Milizsystems.

In den drei Riesenschlachten vor Metz am 14., 16. und 18. August hatte sich Bazaine zwar zurückgezogen, aber er hatte kein Geschütz, keine Fahne verloren. Aber in der verhältnismäßig viel kleineren Schlacht von Beaumont, in der die Franzosen ihren Verlust an Toten und Verwundeten nur auf 1800 Mann angeben, ließen sie vierzig Geschütze in den Händen des Siegers, obgleich sie auch da nur gerade zurückgegangen waren, und bei Sedan fielen eine Menge Geschütze und Fahnen und ein Adler schon am 1. September während des Kampfes in unsere Hände.

Den Adler, auf dem die Inschrift „Jena 1806" eingegraben war, erbeutete das Garde-Füsilier-Regiment.*) Der König bestimmte, als er ihn am 2. September sah, das Bataillon solle diesen Adler während des ganzen Feldzuges neben der Fahne führen und wie diese verteidigen. Das Bataillon brach in endlosen Jubel bei dieser Auszeichnung aus.

Was die taktische Verwendung unserer Truppen anbetrifft, so springt, wie ich schon bei Gelegenheit der Betrachtung der Schlacht von St. Privat erwähnte, in die Augen, daß unsere Infanterie dadurch vor so kolossalen Verlusten bewahrt wurde, daß man erst die Artillerie gehörig und entscheidend vorwirken ließ. Es war dies um so nötiger, als das französische Infanteriegewehr dem unsrigen so unendlich überlegen war, fast so, wie die Feuerwaffe dem Pfeil und Bogen der Wilden. Es war um so tunlicher, als unsere Artillerie der französischen überlegen war. Diese Überlegenheit bestand zwar zum Teil in der Konstruktion unserer Kanonen, die namentlich auf sehr weiten Entfernungen viel besser schossen als die französischen, aber noch viel mehr in dem besseren Schießunterricht unserer Artillerie und in den stärkeren Nerven und der besseren Disziplin unserer Mannschaft. Der Schießunterricht, der bei uns auf der Artillerie-Schießschule und bei den Schießübungen rationell betrieben worden war, setzte unsere Artillerie selbst dann, wenn sie im Feuer der feindlichen Artillerie vorgehen mußte, in den Stand, früher den Feind zu treffen, als dieser sie. Es ist daher eine verderbliche Ökonomie, wenn man der Artillerie im Frieden nicht die nötige Munition bewilligt, um ordentlich schießen zu lernen. Solche unzeitigen Ersparnisse kosten im Kriege verlorene Schlachten, also weit mehr, als sie einbringen. Die Nerven unserer Mannschaft aber befähigten sie, noch ruhig und sicher ihre Geschütze zu bedienen und zu richten, wenn auch zahlreich einschlagende Granaten sie rings umher gefährdeten, wogegen wir die Erfahrung machten, daß die französische Artillerie meist wirkungslos ins Blaue schoß, sobald unsere Granaten bei ihr einschlugen. Allerdings ist es auch bei uns vorgekommen, daß in solchen Fällen einzelne Batterien unruhig wurden und übereilt und wirkungslos schossen. Aber bei der Einwirkung durch erfahrene Offiziere siegte die Gewöhnung an Disziplin und Gehorsam. Der Kaiser Napoleon sagte bei seiner Unterredung mit unserem Könige, die Überlegenheit der preußischen Artillerie und der preußische Ulan hätten ihm den Unter-

*) Es war die Fahne und der Adler des 17. Linien-Regiments. Das Fahnentuch hatte Füsilier Goldacker der 11. Kompagnie im Handgemenge erbeutet. Fahnenstange und Adler fielen bei der Waffenstreckung der 5000 Mann bei Querimont Ferme dem Garde-Füsilier-Regiment in die Hände.



gang bereitet (die Franzosen nannten alle preußische Kavallerie Uhlans), und als unser König einmal meinen Bruder, der ein Ulanen-Regiment kommandierte, und mich zusammen sah, erzählte er uns diese Äußerung Napoleons und sagte scherzend: „Also habt Ihr beide den ganzen Sieg allein erfochten, das ist ganz abscheulich, da bleibt gar nichts für meine arme Infanterie übrig.“ Manche Phantasten haben im Sinne dieses Scherzwortes des Königs im Ernst gemeint, die Zeit der Infanterie habe sich überlebt, und man werde von jetzt ab die Schlachten nur mit Artillerie und Kavallerie schlagen und entscheiden. Aber abgesehen davon, daß unsere brave Infanterie auch bei Sedan gegen 9000 Mann liegen ließ, und daß Kavallerie und Artillerie nicht in der Weise, wie sie es taten, wirken konnten, wenn ihnen nicht die Armee, d. h. die Infanterie, als Rückhalt und Ausgangspunkt diente, so wird auch unsere Infanterie in den nächsten Kriegen, in denen ihre Waffe der der Gegner ebenbürtig oder überlegen sein wird, wieder eine mehr aktive und minder leidende Rolle spielen und wieder Aufgaben lösen, die bei ihrer mangelhaften Bewaffnung bei Sedan die Artillerie für sie zum Teil mit übernahm. Für alle Zeiten aber wird die Schlacht von Sedan darüber lehrreich bleiben, daß man der Infanterie viele Verluste erspart, wenn man die Artillerie gehörig ausnützt und ihr Massenfeuer auf die entscheidenden Entfernungen erst einsetzt und eine Weile gehörig wirken läßt, ehe man die Infanterie zum Entscheidungskampfe vorführt. Die nicht genügend vorbereitete Erstürmung von St. Privat kostete gegen 8000 Mann Infanterie an Toten und Verwundeten; das festungsähnlich sich erhebende Bois de la Garenne, von den Resten zweier Armeekorps angefüllt, ergab sich, von der Artillerie gehörig überschüttet, ohne Schuß, als sich unsere Infanterie näherte.

Die Zahlen aus der Schlacht von Sedan gaben einen erschreckenden Begriff davon, wie eine Armee ruiniert werden kann, wenn ihr zu große Anstrengungen zugemutet werden. Die Stärkenachweisungen*) geben die Garde-Infanterie am 18. August vor der Schlacht mit 28 160 Feuergewehren an. In der Schlacht verlor das Korps etwa 8000 Mann Infanterie. Es behielt also noch über 20 000 Mann von dieser Waffe. Am Morgen des 1. September verfügte es nur noch über 13 000 Feuergewehre. Mehr als 7000 Mann waren also durch die Gewaltmärsche ausgefallen. Was war aus diesen 7000 Streitern geworden? Die Leute waren unterwegs umgesunken und hatten sich dann in die nächsten Ortschaften geschleppt. Nur die wenigsten sind den Strapazen erlegen.

*) Der deutsch-französische Krieg II, Anlage 26.



Die anderen haben sich erholt und sind nach Tagen oder Wochen, ein geringer Teil erst nach Monaten, wieder zu ihrem Truppenteil gestoßen. Wären wir besiegt und zum Rückzuge genötigt worden, dann wären sie in Feindeshand gefallen. Dies sind erst die Früchte des Sieges. Im Kampfe selbst hat oft der Sieger mehr Verlust als der Besiegte. Bei St. Privat—Gravelotte verloren wir 10000 Mann mehr an Toten und Verwundeten als der besiegte Feind, bei Beaumont gaben die Franzosen ihren Verlust auf 1800 Tote und Verwundete an, dagegen betrug der unsrige 3384 außer den Offizieren. Nur bei Sedan betrug der Verlust der besiegten Franzosen 7000 bis 8000 Mann mehr an Toten und Verwundeten als der der Sieger. Aber die Maroden des Siegers kommen gesund nach und füllen seine gelichteten Reihen wieder, von den Verwundeten genesen viele und kämpfen noch in demselben Feldzuge. Die Ermatteten und Verwundeten des Besiegten aber fallen größtenteils in die Hände des Siegers und bleiben ein dauernder Verlust. So sehr daher auch solche Gewaltmärsche die Kraft der Truppe schwächen, so darf man davor nicht zurückschrecken, wenn sie zur Erreichung des Sieges nötig sind. Aber da man des Sieges nie vollkommen sicher ist, so darf man nur im Notfalle dazu schreiten, will man seine Armeen nicht vor dem Kampfe ruinieren. Vermehrung der Anstrengungen, der Hin- und Hermärsche, durch Halbheit der Maßregeln, durch unnütze Gegenbefehle, durch unpraktische oder unausführbare Befehle ist aber dem leichtsinnigen Ruin der eigenen Armee gleichzuachten.

Nicht genug kann man die Ausdauer und Opferfreudigkeit unserer Infanterie anerkennen, welche die gewaltigen Anstrengungen willig ertrug, die man ihr zumuten mußte. Denn unter allen Waffen leidet das Fußvolk am meisten; daß von der Reiterei Mannschaften aus Überanstrengung liegen blieben, kam nur ausnahmsweise vor. Bei der Artillerie geht der Mann frei, hat nichts zu tragen, seitdem der Tornister am Geschütz angeschnallt wird; und wenn einmal die Batterie traben soll, springt er auf seinen Sitz und fährt zur Abwechslung spazieren. Der Infanterist aber muß Gewehr und Tornister tragen. Wenn nun auch seit dem 26. August die Tornister abgelegt und dem Armeekorps auf requirierten Wagen nachgefahren wurden, so mußte der Infanterist doch Gewehr und Patronen tragen, und man darf nicht vergessen, daß die Artillerie die ausgesuchten, kräftigen Leute erhält, die Infanterie aber alle als militärtauglich erachteten Mannschaften nehmen muß, von den schwächsten bis zu den stärksten. Da konnte man oft sehen, wie die stärkeren Leute die Gewehre der ermatteten Kameraden trugen, wohl auch diese führten und stützten, ehe diese umfallend zur

Seite des Weges liegen blieben. Nie aber hörte man ein Murren oder Klagen wegen der übermäßigen Anstrengungen, weil alles überzeugt war, sie seien nötig. Übrigens machte man die Erfahrung, daß das Ablegen des Gepäcks und das Nachfahren desselben eine sehr zweifelhafte Maßregel ist. Der Inhalt des Tornisters ist ja auf das Notwendigste beschränkt. Wenn dieses Notwendigste fehlt, mehrere Tage lang fehlt, dann ist die Entbehrung leicht verderblicher, als das Gewicht des Tornisters gewesen sein würde. Dazu kommt, daß die Patronen, die in der Patronentasche keinen Platz haben, in den Brotbeutel gesteckt werden müssen, diesen beschweren, der nur auf einer Seite drückt, und dessen Inhalt beeinträchtigen. Da kann der Soldat nur schwer das auf drei Tage verabfolgte Brot unterbringen, er ißt es am ersten Tage ganz auf oder wirft es fort und hat den zweiten und dritten Tag nichts zu essen. Deshalb wird man nur im äußersten Notfalle dazu schreiten, das Gepäck auf mehrere Tage ablegen zu lassen. Für einen einzigen Gefechtstag oder für einen einzigen Gefechtsmoment wirkt allerdings das Ablegen des Gepäcks belebend. Aber weiß man immer vorher, ob, wann und wo man nach solchem Gefechtsmoment das Gepäck wiederfinden wird, da der Ausgang eines jeden Gefechtes zweifelhaft ist?

Die Tage vom 26. August bis 2. September bieten des Lehrreichen noch so unendlich viel, daß ich nicht aufhören könnte zu schreiben, wollte ich alles erörtern. Es sei nur noch auf zwei taktische Erfahrungen hingewiesen.

Die eine ist der Kampf einer Infanterie, die ein ungezieltes Massenschnellfeuer abgibt, gegen eine ruhig zielende und ein wohlüberlegtes Einzelfeuer abgebende Infanterielinie. Ich meine den Vorstoß der sechs Bataillone des linken Flügels von Wimpffens Durchbruchsversuch gegen die zwei Kompagnien des Regiments Franz unter Hauptmann v. Chappuis auf der Höhe westlich von Daigny. Die französischen Massen drangen mit dem Mute der Verzweiflung im schnellsten Laufe vor und schossen so schnell als möglich im Laufen, ohne zu zielen, die Gewehre an der rechten Seite horizontal haltend. Die beiden genannten Kompagnien lagen in einer dünnen Tirailleurslinie aufgelöst, jeder Mann zielte langsam und sorgfältig und drückte sein Gewehr nur ab, wenn er seinen Gegner auf dem Korn hatte. Trotz der Überlegenheit des französischen Gewehrs, das mehr als dreimal so weit schoß als das preußische, trotz der zwölffachen Überlegenheit an Zahl, trotz der glänzenden Friedensresultate einer solchen im Laufen schnellfeuernden Infanterie gegen stehende Holzscheiben auf den französischen Schießplätzen, nach denen eine derartige Taktik eingeführt war, mißglückte

nicht nur der Angriff der französischen Infanterie, sondern er endigte mit der gänzlichen Vernichtung des Angreifers, der dem Verteidiger verhältnismäßig nur geringen Verlust zugefügt hatte, denn jede deutsche Kugel hatte ihren Mann genommen, die Masse des französischen Bleis war aber über die Köpfe der Deutschen fortgesaust. Nach solcher Erfahrung, und das Bild dieses Kampfes, das sich meinem Gedächtnis tief eingeprägt hatte, vor Augen, war ich später sehr erstaunt, zu lesen, wie einer unserer hervorragendsten Militärschriftsteller (Scherff) für den letzten Augenblick des Infanterieangriffs das Schießen im Laufen dringend empfiehlt. Dagegen verstand ich jetzt vollständig den Ernst, mit dem unser König bei Friedensübungen streng und strafend darauf hielt, daß nie ein ungezielter Schuß abgegeben werde. Unser Reglement spricht zwar bei der Verteidigung der Infanterie von Gegenstößen, und viele Führer verlangen bei Manövern im Frieden, daß die angegriffene Infanterie im letzten Moment des Angriffs aufspringen und dem Angreifer mit dem Bajonett zuleibe gehen soll. Diese auf das menschliche Herz berechnete Bestimmung soll den offensiven Geist in der preußischen Armee erhalten, damit unsere Truppen lieber angreifen als zurückweichen, und den Feind nicht fürchten lernen. Aber das Reglement empfiehlt als Regel das Liegenbleiben der Schützen und Unterstützungstrupps und das Verfolgen durch Schnellfeuer. Ist der Verteidiger sehr viel schwächer als der Angreifer, wie es in dem vorliegenden Kampfe der Fall war, so verliert er die unfehlbare Wirkung seines Feuers auf die nächste Entfernung, er verliert eine kostbare Zeit durch das Aufstecken des Bajonetts und das Aufspringen und Entgegenlaufen, bildet in dieser Bewegung ein nicht zu fehlendes Ziel für die feindlichen Kugeln und stürzt sich schließlich in ein Handgemenge, in dem die feindliche Überzahl siegen muß. Ist letzteres nicht der Fall, dann läuft er pêle-mêle mit dem Feinde und verhindert die eigene Infanterie und Artillerie, die sonst noch dahin schießen könnte, den Feind auf dem Rückzuge zu beschießen. Bei dem in Rede stehenden Beispiele wäre es ein großer Fehler gewesen, hätte Chappuis seine beiden Kompagnien zum Gegenstoße aus der Deckung heraustreten lassen.

Die andere Erfahrung, die ich nicht unerwähnt lassen kann, ist die geringere Wirksamkeit der Kavallerieattacken gegen noch kampffähige Infanterie, seitdem deren Feuer so sehr vervollkommnet ist. Mit meinen eigenen Augen habe ich bei Sedan nur den mißglückten Versuch des Ulanen-Regiments gegen das Bois de la Garenne mit angesehen. Es war allerdings ein von Infanterie angefüllter Wald, welcher attackiert wurde, aber diese Infanterie hatte sich schon aus einem ungünstigen

Kampfe zurückgezogen und war so erschüttert, daß sie sich eine Stunde später unseren vordersten Infanteriepatrouillen ohne Schuß ergab. Dennoch hatte diese Infanterie ein solches Bewußtsein von ihrer Überlegenheit über die Kavallerie, daß sie dieser zum Teil aus dem Walde ins Freie entgegenlief, um sie mit ihrem Schnellfeuer zu begrüßen. Die Ulanen mußten ohne den geringsten Erfolg, aber mit Verlust zurückweichen. An anderen Stellen des Schlachtfeldes sind ähnliche Erfahrungen und in weit größerem Maßstabe gemacht. Die heldenmütigen und verzweifelten Angriffe der französischen Kavallerie-Divisionen gegen die preußische Infanterie in der Richtung von Floing und St. Menges sind geschichtlich genügend bekannt. Von den ruhig liegenden preußischen Tirailleuren mit sicher treffenden Kugeln überschüttet, gelang es zwar einzelnen Abteilungen, furchtbar gelichtet die Reihen derselben zu erreichen, dann sprangen ihre Pferde im vollen Laufe über diese liegenden Schützen fort, die sie jetzt im Rücken beschossen, während von vorn die hinter den Tirailleuren stehenden geschlossenen Abteilungen aus nächster Nähe mörderische Salven abgaben. So erreichen diese heldenmütigen Kavallerieangriffe nichts als einen ehrenvollen Untergang.

Die Gegner der Kavallerie haben aus solchen Tatsachen wohl den Schluß gezogen, die Zeiten der Kavallerie seien vorüber, und ein geistreicher Schriftsteller schlägt sogar vor, alle Kavallerie abzuschaffen und für dasselbe Geld viel mehr Infanterie zu halten. Was ich aber früher von der Kavallerie erzählte, beweist zur Genüge, von welch unermeßlichem, entscheidendem Werte unsere Kavallerie in dem letzten Feldzuge gewesen ist, und wie eine Armee ohne Kavallerie schon vor dem Entscheidungskampfe verloren ist. Es wird daher, eine gleich rationelle Tätigkeit der beiderseitigen Kavallerien vorausgesetzt, im nächsten Kriege diejenige Armee schon ein strategisches Übergewicht, eine größere Freiheit der Bewegung, die Möglichkeit der überraschenden Initiative gewinnen, welche das Übergewicht an Kavallerie vor die Front bringt. Die Kavallerie ist nicht minder wichtig, wie früher, nur die Art ihrer Tätigkeit ist etwas verändert worden.

---

7. Von Sedan bis Paris.

3. und 4. September, Carignan. Am 3. September früh morgens traf der Befehl ein, wie wir abmarschieren sollten. Es war nicht ganz leicht, die auf einen Fleck zusammengedrängte Armee und die Gefangenen

auseinander marschieren zu lassen und, da die Armee nach Paris gehen sollte, diese in ordnungsmäßiger Weise gefechtsbereit nach Westen in Bewegung zu setzen. Zunächst mußte, um unsere Truppen verpflegen zu können, alles auf einen breiteren Raum auseinandergezogen werden, und so marschierte die ganze Armee, im Norden durch die belgische Grenze eingeengt, den ersten Tag nach Westen, Osten und Süden auseinander, viele Korps dahin, wo sie hergekommen waren. Letzteres fand auch mit dem Gardekorps statt, das wieder nach Carignan und Gegend beordert ward. So fügte es sich, daß wir wieder, wie zwei Tage nach der Schlacht von St. Privat, in dieselben Quartiere kamen, die wir am Morgen des Schlachttages verlassen hatten. Heute war dies besonders angenehm, denn wir kamen an den erbeuteten Eisenbahnzug, von dem wir schon seit dem 31. August lebten. Dem Armeekorps stand nur ein einziger Weg zu Gebote, denn die anderen waren von anderen Truppen benutzt, und so mußten die Teile des Korps zu verschiedenen Tageszeiten abrücken und über Givonne, Villers-Cernay, Franchéval, Pouru St. Remy nach Carignan marschieren, die Kavallerie um neun Uhr, die Korpsartillerie um zehneinhalb Uhr, die 1. Garde-Division um elfeinhalb Uhr, die 2. Garde-Division um ein Uhr, die Trains um drei Uhr. Man sieht, die Teile konnten schneller nacheinander abmarschieren, als beim Beginn des Krieges. Waren doch die Truppen auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen. Das Generalkommando setzte seinen Abmarsch auf elf Uhr.

Die Verpackung der Effekten meines Stabes auf den neu requirierten Gefährten nahm die Morgenstunden in Anspruch. Auch paßte nicht alles am Geschirr, um die Pferde vor den erbeuteten Wagen zu spannen. Da mußte manches noch geändert und gebunden werden. Mit der Aufsicht hierüber beschäftigt, ward ich mit einem Male durch einen neuen Beweis von der allgemeinen Unsicherheit des Eigentums unterbrochen, der mich anfangs in Verlegenheit setzte. Mein Trainsoldat, der den Packwagen fuhr, kam nämlich, nachdem er die Pferde vorgelegt hatte und die Zügel aus dem Stall holen wollte, herausgestürzt zu mir mit dem Geschrei: „Leine meine stohlen, Leine meine stohlen, Intendantur verfluchtiges, fährt er durchs Dorf!" Mein biederer Pollack, namens Polomb, war in gerechtem Zorn. Etwas verblüfft sah ich mir einen Augenblick mein Fuhrwerk an, das ohne Leine allerdings nicht zu brauchen war. Eine endlose Proviantkolonne marschierte durchs Dorf. Da stutzte sie im Marsch, und ich faßte einen raschen Entschluß. „Polomb", sagte ich, „weißt Du den Wagen, auf dem die gestohlene Leine ist?" — „Ja", schrie Polomb, „is sich Intendantur verfluchtiges, da

vorne, hellbraune Pferde!" — „Komme schnell", rief ich und rannte mit ihm nach. Wir eilten an zwanzig bis dreißig Wagen vorbei, bis wir außerhalb des Dorfs an einen Wagen kamen, den Polomb bezeichnete. Da saßen gemütlich zwei Proviantbeamte drin, der Kutscher fuhr die Pferde mit meiner Gurtleine, die, als einzige unter allen Lederleinen, deutlich kenntlich war. Ich ließ die Leine ausschnallen und zog triumphierend ab.

Unser Marsch ging recht langsam vonstatten. Mannigfache Stockungen verzögerten ihn, besonders zu Anfang, ehe wir den Bereich der anderen Korps verließen.

In Givonne entging mir durch Zufall ein sehr interessanter Anblick. Watzdorff und der Korpsintendant hatten ihr Abreiten aus irgend einem Grunde verzögern müssen und ritten dem Hauptquartier nach. Sie erreichten die Queue desselben gerade in Givonne, als sie eben die Straße Sedan—Bouillon überschreiten wollten. Da kam von Sedan her eine Eskadron schwarzer Husaren getrabt und versperrte ihnen den Weg, ihr folgte eine Anzahl Equipagen, und den Schluß des Zuges bildete noch eine Eskadron Husaren, schwarze, mit Totenköpfen. In der vordersten Equipage saß der gefangene Kaiser, neben ihm General v. Boyen, der Generaladjutant unseres Königs, der ihn nach Bouillon und von da nach Wilhelmshöhe bei Cassel brachte. Die Herren hatten den gefangenen Monarchen mit demjenigen Respekt begrüßt, den das Unglück eines so bedeutungsvollen Mannes einflößt, und dieser hatte mit seinem stets regungslosen, erdfahlen Antlitz ruhig in der Wagenecke gesessen, seine Zigarette geraucht, den Gruß erwidert und sonst aufmerksam die Augen auf die preußischen Truppen zu beiden Seiten des Weges schweifen lassen. Noch einmal ritten wir über die Höhe, auf welcher zwischen Givonne und Villers-Cernay meine Artillerielinie ihre entscheidenden Stellungen eingenommen hatte. Ich konnte mir dieselben noch einmal ansehen und in mein Gedächtnis einprägen. Dann ritten wir weiter. Als wir aus dem Gewirr der sich kreuzenden und häufig stockenden Marschkolonnen herauskamen, machte der Prinz von Württemberg auf dem Felde neben der Chaussee einen Halt, saß ab und befahl seinem Reitknecht Wusterhausen, das Frühstück auszupacken. Während wir darauf warteten, sagte ich zu Dannenberg und dem Prinzen von Nassau, ich dächte, wir hätten wohl eigentlich etwas recht Großes erreicht. Beide meinten, das sei allerdings wahr. Wir kamen jetzt erst zu dem Bewußtsein des ungeheuren Erfolges der letzten Tage und waren der Meinung, der Krieg müsse wohl bald zu Ende sein. Da erst fingen wir an, uns zu freuen.

Bis jetzt hatten die Ermüdung und die fortwährende Beschäftigung mit dem, was dringend zu tun war, uns gar nicht zur Freude über den Sieg kommen lassen. Wir wurden immer erregter, und zuletzt tanzten wir drei Generale wie die Kinder auf dem Stoppelfelde herum, noch ehe wir einen Tropfen Wein getrunken hatten. Der kommandierende General, an einem ungeheuren Getreideschober sitzend und vor dem Regen Schutz suchend, lachte herzlich über uns, rief dann aber: „Aber, meine Herren, ich bitte Sie, bedenken Sie doch, die Truppen marschieren ja hier an uns vorbei und müssen glauben, die Generale seien alle betrunken." Es muß allerdings sehr originell ausgesehen haben.

In Carignan kam ich wieder zu meinem alten 85jährigen Brauer. Er sah uns jetzt ganz freundlich an, denn er vermutete, wir hätten eine Schlacht verloren, da wir uns anscheinend auf dem Rückmarsch befanden. Als ich ihm sagte, Napoleon sei mit seiner ganzen Armee gefangen, antwortete er mir ungläubig: „Vos soldats le disent". Im übrigen war er viel mitteilsamer, auch als er sich von der Wahrheit unserer Mitteilung dadurch überzeugte, daß wir so gar keine Sicherheitsmaßregeln gegen irgend einen Feind trafen. Denn er hatte von unserer letzten Anwesenheit und unserem geregelten Verhalten den Eindruck gewonnen, daß wir nicht raubten und plünderten. Da kamen auch ordentliche Betten, Lebensmittel und silberne Bestecke zum Essen zum Vorschein. Ich setzte mich nachmittags ein Stündchen mit ihm hin, um mit ihm zu schwatzen. Er war ein großer Verehrer Napoleons, der in der ganzen Gegend sehr beliebt war, weil er viel für das Departement des Ardennnes getan hat. Der alte Brauer hatte im Jahre 1815 auch einen Prinzen zu Hohenlohe im Quartier gehabt, wahrscheinlich meinen Vater oder einen Vetter desselben, denn mein Vater hat damals im Belagerungskorps gestanden, das Sedan und Montmédy nahm. Am Abend beim Tee ward ich durch eine Auszeichnung überrascht. Als ich zum Prinzen von Württemberg kam, saß dieser noch nicht, wie sonst, am Teetisch, sondern alles wartete stehend auf mich. Der Prinz kam mir entgegen und überreichte mir das Eiserne Kreuz namens des Königs. Ich sah mich im Saale um und sagte dem Prinzen: „Dannenberg hat es ja noch nicht." — „Dem gebe ich es gleich", antwortete der Prinz, „aber Sie sollen der Erste im ganzen Armeekorps sein, der es erhält." Es war eine sehr fröhliche Stimmung im Stabe. Das Korps hatte eine Anzahl Kreuze, ich glaube siebzig, erhalten, die der Prinz verteilen sollte. Die Artillerie wurde bei dem Verteilungsmodus ungemein bevorzugt. Ich erhielt für die Korpsartillerie eine Anzahl Kreuze, um sie nach Verdienst zu verteilen. Das machte mir noch mehr Freude, denn wenn man sich durch eine über-

raschung recht beglückt gefühlt hat, so wird die freudige Empfindung verzehnfacht, wenn man Zeuge derselben Überraschung bei anderen sein kann. Mit Wehmut dachte ich an meinen braven Scherbening. Wie hatte er sich gefreut, daß das Eiserne Kreuz neu gestiftet war! Wie oft hatte er davon gesprochen, daß diese Auszeichnung aus den Freiheitskriegen von jeher das höchste Ziel seiner Sehnsucht gewesen! Wie würden seine schönen Augen gestrahlt haben, wenn ich es ihm hätte überreichen können. Nun mußte er zwei Tage früher fallen, als das ihm für die Schlacht von St. Privat zugedachte Kreuz ankam.

Der 4. September. Seit Buzancy hatte ich die Nacht zum ersten Male wieder in einem ordentlichen Bett zugebracht. Da der Tag ein Ruhetag sein sollte, so konnte ich auch verhältnismäßig spät aufstehen. Aber eine einzige Nacht der Ruhe genügte noch nicht, um das Gefühl der Ermüdung nach den fünf Tagen der Strapazen, Entbehrungen und Krankheit zu bewältigen. Im Gegenteil fühlte ich mich des morgens so steif, daß es eine ganze Weile dauerte, bis ich meine Beine wieder gebrauchen konnte.

Meinerseits wurde der Ruhetag zunächst dazu benutzt, um die nötigen schriftlichen Arbeiten und Eingaben zu erledigen, welche nach solchen Ereignissen nötig sind. Nachdem ich alles angeordnet, und während die Schreiber die Reinschriften anfertigten, ritt ich, so müde ich auch war, nach Blagny und Linay, den Majoren v. Buddenbrock und v. Krieger ihre und die für ihre Abteilungen bestimmten Kreuze selbst zu überbringen, denn ich konnte es mir nicht versagen, Zeuge ihrer Freude zu sein. Das war auch wirklich eine große Überraschung. Ich machte mir dabei die Freude, sie eiligst herauszurufen aus dem Hause, in dem sie waren, in welchem Anzuge sie auch seien, es sei die höchste Eile und Wichtigkeit. Auch sie pflegten der Ruhe und schrieben. Da kamen sie erschreckt herausgestürzt in Pantoffeln und in als Schlafrock verwendeten Paletots, einer sogar ohne Hosen, und erwarteten natürlich Alarm oder dergleichen. Statt dessen erhielten sie die so wohlverdiente Auszeichnung! Hätte ich es geahnt, welche Anforderungen noch heute an meine Körperkräfte gestellt wurden, ich hätte mich wahrscheinlich doch schlafen gelegt, statt dorthin zu reiten.

Nach dem Essen beim Prinzen von Württemberg und der gewohnten Whistpartie kehrte ich in mein Quartier zurück und fühlte mich so entsetzlich müde, daß ich den Adjutanten zu ihm sandte und ihn bitten ließ, mich abends vom Erscheinen zum Tee zu dispensieren, damit ich mich gleich schlafen legen könne. Als Antwort brachte mir der Adjutant den

Befehl, sogleich zum kommandierenden General zu kommen, der mich sprechen müsse. Vor mich hinbrummend, daß derselbe mir, was er mir zu sagen habe, auch soeben beim Whist hätte sagen können, schleppte ich mich die wenigen Schritte zu ihm in sein Haus.

Er sagte mir lachend, es tue ihm leid, daß er mich nicht schlafen lassen könne. Es war nämlich soeben vom Oberkommando der Maas-Armee der Befehl eingegangen. Danach sollte das Gardekorps morgen bis Mouzon und Gegend, eineinviertel Meile weit, marschieren. Aber unterwegs und ohne einen Marsch zu verlieren, streng genommen heute noch, solle es mit ungefähr einer Infanterie-Brigade und der nötigen Artillerie und Kavallerie einen Versuch auf Montmédy machen. Montmédy ist aber von Carignan drei Meilen entfernt, und von Montmédy nach Mouzon beträgt die Entfernung dreieinhalb Meilen. Es sollten also die betreffenden Truppen morgen fast sieben Meilen marschieren und gelegentlich eine Festung erobern. Der Prinz sagte mir, er habe im ganzen Korps keinen Brigadekommandeur, dem er ein solches Unternehmen anvertrauen könne, und deshalb solle ich die Expedition kommandieren.*)

Ich erklärte dem Prinzen, daß die Beschießung von Verdun und Toul schon zur Genüge dargetan, wie ein Kampf von Feldartillerie gegen Festungen keine Aussicht auf einen günstigen Erfolg habe, und daß deshalb der Prinz nicht darauf rechnen möge, daß mein Unternehmen glücken könne. Er teilte meine Meinung vollständig und empfahl mir daher dringend, mich nicht unnötigen Verlusten auszusetzen. Aber den Versuch müsse das Gardekorps machen, denn er sei ihm vom Armeekommando eigentlich für heute befohlen, und zwar mit der Bemerkung, das sächsische Garde-Reiter-Regiment mache sich anheischig, Montmédy mit dem Karabiner in der Hand zu stürmen. Ich konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man ihm doch diesen Spaß hätte überlassen sollen. Der Befehl war aus Mouzon von vier Uhr nachmittags datiert. Es ist eigentlich unbegreiflich, daß die Maas-Armee es für möglich hielt, heute noch Montmédy anzugreifen.

Der Prinz überließ mir, an Infanterie diejenige Brigade auszuwählen, die ich haben wollte, und soviel Artillerie mitzunehmen, als ich für gut hielte. Auch wurden mir die am nächsten an Montmédy kan-

*) Ein etwaiger Erfolg gegen Montmédy konnte nur durch eine Artilleriebeschießung erreicht werden, und da hierzu die ganze verfügbare Artillerie des Gardekorps genommen werden mußte, so war auch der Prinz Hohenlohe in erster Linie der in Frage kommende Befehlshaber.



tonierenden 6 Eskadrons Ulanen zur Verfügung gestellt, von denen das Regiment meines Bruders bereits die Festung beobachtete. Einen Parlamentär hatte der Feind in die Festung eingelassen und dort abschlägig beschieden.

Zur Ermöglichung des rechtzeitigen Zusammenziehens der Truppen ward mir befohlen, ins Bureau des Generalkommandos zu gehen, dort die Disposition zu diktieren, da die Befehl holenden Adjutanten der Truppen dort noch warteten. Dort gab mir Dannenberg Karte und Dislokation. Danach hatte ich unter den Truppen nicht viel Auswahl. Nachdem die Brigade des verwundeten Generals v. Knappe*) zum Transport von Gefangenen fortgeschickt war, konnte ich nur die Brigade Medem**) wählen, denn die beiden anderen Brigadekommandeure der Infanterie hatten ältere Generalspatente als ich. Die sechs Ulanen-Eskadrons ergaben sich aus der Dislokation, sofern sie der Festung Montmédy nahe waren, und an Artillerie bat ich mir alle Batterien aus, die so disloziert waren, daß sie möglicherweise Montmédy noch erreichen konnten. Das waren die Batterien der 1. Garde-Division und die ganze Korpsartillerie, in Summa elf Batterien oder 65 Geschütze, eins war während der Schlacht von Sedan geborsten. Die Artillerie der 1. Division war zu weit von Montmédy. Ein Blick auf die Karte belehrte mich, daß die Straße von Carignan nach Montmédy in der Nähe dieser Festung bei Thonne le Thil über einen Bergrücken führt und von der Festung gesehen werden kann. Dieser Bergrücken mußte daher in der Dunkelheit überschritten werden, wollte ich den Angriff auf die Festung überraschend bewirken. Denn nur durch Überraschung war ein Erfolg möglich. Deshalb mußte ein Nachtmarsch gemacht werden, und die Truppen mußten früh sechs Uhr bereits die deckende Senkung von Thonnelle erreichen. Alles übrige mußte ich mir nach Rekognoszierung der Festung vorbehalten.

Die Disposition, die ich danach diktierte, und die vom Generalkommando den Adjutanten um fünf Uhr nachmittags als Korpsbefehl mitgegeben wurde, lautete:

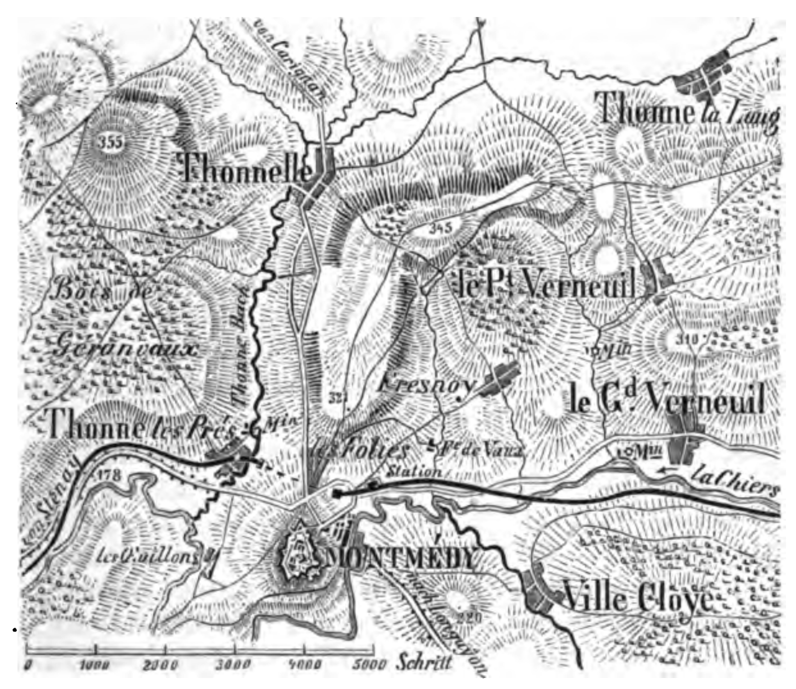
„Es soll die Festung Montmédy durch eine überraschende Kanonade zur Übergabe gezwungen werden. Hierzu werden dem Generalmajor Prinz zu Hohenlohe zur Disposition gestellt: die 2. Garde-Infanterie-Brigade, sechs Eskadrons Ulanen, die 1. Garde-Pionier-Kompagnie mit einem Teil des Feldbrückentrains, die Artillerie der 1. Garde-Infanterie-Division und die Korpsartillerie.

*) Die 3. — **) Die 2.



Die 2. Garde-Infanterie-Brigade marschiert so ab, daß sie am Montag den 5. September, früh sechs Uhr, vor Montmédy mit der Tete an Thonelle an der Chaussee ausgeruht steht.

Die sechs Eskadrons Ulanen unter dem Kommando des Obersten Prinzen zu Hohenlohe gehen so gegen Montmédy vor, daß sie um sechs Uhr früh, Montag den 5. September, beim Rendezvous der 2. Garde-Infanterie-Brigade bei Thonelle bereits Meldung machen können:



Skizze zum Gefecht bei Montmédy.

1. über die Beschaffenheit der Höhe nördlich Montmédy,

2. über die Wegbarkeit für alle Waffen von der Chaussee Signy—Thonelle—Montmédy nach dem Chiers-Tal hinüber und nach der Höhe nördlich Vigneul, westlich von Thonne les Prés.

Die Pionier-Kompagnie mit einem vom Oberstleutnant v. Wangenheim zu bestimmenden Teile des leichten Feldbrückentrains folgt der 2. Garde-Infanterie-Brigade. Die Artillerie-Abteilung der 1. Garde-Infanterie-Division folgt der 2. Garde-Infanterie-Brigade, und wenn der Feldbrückentrain sich angeschlossen hat, diesem und hat danach ihre Abmarschzeit zu bestimmen. Die Korpsartillerie schließt sich der Queue

der Artillerie der 1. Garde-Infanterie-Division an und hät danach ihre Abmarschzeit zu bestimmen. Sie wird mit ihrer Tete nicht vor vier Uhr von Linay aufzubrechen brauchen.

Die Korpsartillerie nimmt eine Sektion ihres Sanitätsdetachements mit.

Carignan, den 4. September 1870, nachmittags fünf Uhr."

Nach Ausgabe des Befehls wurde noch eine Kapitulation aufgesetzt, die der Kommandant unterzeichnen sollte, wenn er sich einschüchtern ließ, ein Opus, das Lindau noch einer Revision in sprachlicher Beziehung unterzog. Nachdem mir nochmals eingeschärft war, mich nicht auf allzu gewagte Unternehmen einzulassen, denn seit ich bei Sedan wiederholt auf energisches Vorgehen gedrängt hatte, hielt mich der Prinz von Württemberg für einen Hitzkopf, wurde ich entlassen und legte mich schlafen.

Der 5. September. Montmédy. Mouzon. Früh zwei Uhr ritt ich von Carignan ab, an den marschierenden Truppen vorbei, und befand mich um fünf Uhr an deren Spitze bei Thonelle. Mein Bruder fand sich daselbst bei mir ein. Er war vollständig über die Festung orientiert und führte mich von Thonelle den Weg gegen Le Petit Verneuil, dann rechts auf dem Höhenrücken nach Montmédy zu, auf einen Punkt, von dem aus ich die Festung von Norden her vor Sonnenaufgang übersehen konnte. Hier macht der Gebirgsfluß Chiers Windungen und Schleifen in einem rings von fünf bedeutenden, von einander durch tiefe Täler getrennten Höhen umgebenen Talkessel von unregelmäßiger Form und nicht ganz einer halben Meile Durchmesser. Mitten in dem Talkessel erhebt sich ein steiler Felsen, augenscheinlich vulkanischen Ursprungs, und oben auf dem Felsen ist das Fort erbaut, das ich wegzunehmen versuchen sollte.

Von diesen Höhen aus konnte man die Festung dominierend mit entscheidender Wirkung beschießen. Aber wenn man hätte versuchen wollen, sie durch Infanterie zu nehmen, dann hätte diese Infanterie die Höhen hinabsteigen und in dem ganz freien und baumlosen Talkessel gegen den Felsen vorgehen müssen. Selbst wenn dies gelungen wäre, hätte man die Festung noch nicht genommen. Denn dann hätte die Infanterie erst noch aus der am Fuß der Felsen gelegenen kleinen Stadt den Felsen ersteigen müssen. Dies war an dem senkrechten Felsen unmöglich und nur auf der in Schlangenwindungen hinaufführenden Straße möglich, die durch Festungsbauwerke gesperrt war. Wenn man die Festung daher auch mit Artillerie noch so arg beschoß, so brauchte der Verteidiger nur zu schweigen und sich zu verkriechen, bis die Infanterie des Angreifers vor-

ging und dessen Artillerie wieder schweigen mußte. Dann konnte er hervortreten und hinter den Mauerscharten gedeckt die anstürmende Infanterie niederschießen, für welche es gar keine Möglichkeit gab, einzudringen, denn die Mauerwerke konnten durch Feldartillerie nicht zerstört werden. Auf meine Frage an meinen Bruder, ob er glaube, daß dies Felsennest durch Feldtruppen genommen werden könne, erklärte er es für unmöglich, aber er bat mich dringend, den Kerlen da drinnen einen Denkzettel zu geben und sie gehörig zusammenzuschießen, denn sie hätten ihm einen seiner besten Trompeter als Parlamentär völkerrechtswidrig erschossen. Dabei schäumte er vor Wut. Wenn auch ein solcher Akt außerhalb eines jeden strategischen Zwecks lag, so wollte ich doch wenigstens versuchen, durch eine Kanonade den Kommandanten einzuschüchtern.

Zum Zweck der Beschießung konnte ich von den fünf die Festung umgebenden Höhen nur zwei benutzen, nämlich die beiden, welche der Straße Carignan—Montmédy zunächst lagen. Um auf die anderen zu gelangen, hätte ich meilenweite Umgehungen machen und mehr Zeit verlieren müssen, als mir gestattet war. Diese beiden Höhen genügten aber meinem Zweck, denn ich konnte von da aus die Festung von zwei Seiten fassen, und die eine Höhe konnte diejenigen Verteidiger in Flanke und Rücken beschießen, die gegen die andere feuerten. Auf diese Betrachtung gründete sich der Befehl, den ich, nach Thonelle zurückgekehrt, den Adjutanten der Truppen in die Brieftafeln diktierte:

„Thonelle, den 5. September 1870, sechseinviertel Uhr früh.

Die rechte Seitenkolonne, Generalmajor v. Medem, drei Bataillone, eine Eskadron, fünf Batterien der Korpsartillerie, nimmt den Weg durch den Wald rechts von Thonelle, welcher bei Thonne les Prés aus dem Walde mündet.

Die Infanterie besetzt die Waldlisiere gegen Montmédy hin zum Schutz der aufgestellten Batterien. Die Batterien schlagen den Weg bereits von Thonne le Thil aus ein. Kavallerie geht in das Chiers-Tal hinunter.

Die linke Seitenkolonne, Oberst Prinz zu Hohenlohe, ein Bataillon, drei Eskadrons, sichert den linken Flügel bis an den Grund von Le grand Verneuil.

Die 1. Fuß-Abteilung, gefolgt von zwei reitenden Batterien der Korpsartillerie, marschiert auf einem ihr von meinem Adjutanten zu zeigenden Wege auf der Höhe nördlich Montmédy so auf, daß sie von der Festung aus nicht gesehen werden kann.

Zwei Bataillone, zwei Eskadrons bleiben in Thonelle in Reserve zu meiner Disposition.

Die Batterien des Generals v. Medem beginnen das Feuer, worauf die Batterien des Zentrums sofort ebenfalls einstimmen.

gez. Kraft Prinz zu Hohenlohe."

Während Medem seinen Weg durch das Bois de Geranvaux einschlug und mein Bruder bis in das Tal bei Le Grand Verneuil die Festung einschloß, führte ich die sechs Batterien des Zentrums, 1. Fuß-Abteilung und 1. und 2. reitende, auf der Höhe, die ich soeben verlassen hatte, auf das Feld in eine Mulde, die man von der Festung aus nicht sehen konnte. Von hier aus konnten die Batterien, die entwickelt standen, wenige hundert Schritte gerade vorgehend, ihre dominierende Position erreichen. Es gelang mir, die Artilleriemasse von fünfunddreißig Kanonen in die Mulde zu bringen, ohne daß sie in der Festung gesehen wurde, denn man hörte kein Lebenszeichen in dem Fort, und kein Schuß begrüßte uns, obgleich wir im wirksamsten Bereich der Festungsgeschütze waren. Hier ließ ich absitzen und warten, bis Medem in Position sei, denn er hatte einen weiteren Weg einzuschlagen, und ich wollte die Kanonade nicht früher beginnen, als bis ich alle fünfundsechzig Kanonen zugleich spielen lassen konnte. Medem brauchte unendlich viel Zeit. Die Sonne war herrlich aufgegangen. Die Luft war klar, wie während der Schlacht von Sedan. Kein Lüftchen rührte sich. Man sah die Festungswerke so deutlich, daß man jede Scharte, jedes Geschütz zählen konnte. Die Zeit wurde mir unendlich lang, und ich zitterte vor Ungeduld. Mit einem Male hörte man Signale in der Festung, man sah Truppen auf den Wällen, Bewegung, ein Schuß krachte, und ein immenses Geschoß sauste durch die Luft. Aber es flog nicht zu uns, es schlug oben auf dem Berg ein, links von mir. Ich sah dorthin und glaubte meinen Augen nicht zu trauen! Da war, während ich meine Truppen versteckte, der ganze Stab der Kavallerie-Division oben auf dem Berge, mit Adjutanten, Ordonnanzoffizieren, Stabsordonnanzen und Bedeckung, eine ganze Menge Reiter, aufgestellt, um meiner Expedition als einem Schauspiel zuzusehen. Aus Langeweile waren die Herren, nachdem sie Montmédy mit dem Fernglase betrachtet, abgestiegen, um zu frühstücken. So hatten sie in ihren bunten Uniformen meine Anwesenheit verraten, und die so vorsichtig eingeleitete Überraschung war vereitelt. Ich war sehr aufgebracht, ließ die Herren mit wenig verbindlichen Worten an und ersuchte sie, sich zu verbergen. Sie folgten meiner Aufforderung recht gern, denn das Geschoß war mitten unter sie gefahren. Ein erschrecktes Pferd hatte sich



losgerissen und dem ruhig frühstückenden Leutnant v. Britzke vom Garde-Husaren-Regiment ein Bein zertreten.

Nachdem mir die Überraschung vereitelt war, stieg meine Ungeduld, denn Medem schoß immer noch nicht. Endlich, es war halb zehn Uhr, knallte der erste Kanonenschuß von der Höhe über Le Thonne les Prés. So hatte Medem zu der halben Meile Weges drei Stunden Zeit gebraucht. Ich ließ sofort die fünfunddreißig Geschütze vorrücken und das Feuer beginnen aus einer Aufstellung, in der sich die Batterien auf 2000 Schritt gut einschossen. Der Feind antwortete aus allerhand Geschützen. Wir erhielten Mörserfeuer und Granaten aus schwerem gezogenem Geschütz, die mit dem Aufschlage platzten, also ähnlich konstruiert sein mußten wie die unsrigen. Sie waren wohl einen halben Zentner schwer und schwerer. Die Geschütze scheinen Hinterlader gewesen zu sein, denn sie schossen vortrefflich. Die Granaten desselben Geschützes schlugen fast immer in dasselbe Loch ein, das die vorherige in den Acker gerissen. Aber die feindlichen Artilleristen verstanden nicht zu schießen. Sie glaubten zu treffen und schossen erst Schuß auf Schuß zu kurz, dann immer zu weit. Waren sie in der Überlegenheit an Schwere der Geschosse, so waren wir in der Überlegenheit an Zahl, an umfassender Aufstellung und an Schnelligkeit der Bedienung, denn die schweren Brummer konnten nur alle fünf bis zehn Minuten einen Schuß abgeben, dagegen schlugen unsere Granaten unaufhörlich von zwei Seiten in großer Zahl beim Feinde ein und machten die ganze Festung durch ihre herumfliegenden Sprengstücke unsicher. Binnen einer Viertelstunde machte sich die Überlegenheit unseres Feuers derart geltend, daß nur noch einzelne Geschütze des Feindes das Feuer fortsetzten. Der größte Teil, namentlich diejenigen Geschütze, welche hinter Scharten standen, hörten auf zu schießen, weil die Scharten durch die Explosionen mit Strauch und Erde gefüllt wurden. Auch sahen wir Explosionen von Pulvermagazinen auf dem Walle.

Um die letzten Geschütze ebenfalls mundtot zu machen, ließ ich jetzt die beiden reitenden Batterien links oben auf dem Berge näher herangehen, damit sie mit jedem Schuß auch in die kleinen flachen Scharten treffen könnten. Buddenbrock trabte bis auf eine Entfernung von 1400 bis 1500 Schritt heran, und man sah zur allgemeinen Freude jede Granate Punkt für Punkt einschlagen. Die Gebäude im Innern der Stadt fingen verschiedentlich Feuer, und nach einer Stunde antwortete nur ein einziges Geschütz noch auf unser Feuer. Aber dies eine Geschütz konnten wir nicht zum Schweigen bringen. Es stand in dem ausspringenden Winkel eines Bastions und zeigte keine Scharte. Man sah aber auch keine Menschen,

die es bedienten. Sobald es abgefeuert war, verschwand es hinter der Wallspitze. Nach einer Weile erschien der halbe Kopf der Geschützmündung wieder über dem Wall und dann folgte der Schuß sehr bald. Es muß eine Einrichtung gehabt haben, ähnlich unserer indirekten Richtmaschine, die wir damals die Richtersche Richtmethode nannten, bei der sich das Geschütz durch den Schuß selbst beim Rücklauf in die Deckung begibt, dort geladen wird und gerichtet werden kann, ohne daß ein Mann gefährdet wird. Daß dies Geschütz nur nach den reitenden Batterien und dort immer auf denselben Fleck etwas zu weit schoß, bestärkte meine Vermutung. Die Sicherheit, in der sich dies Geschütz befand, bewog mich später, vor Paris bei allen Geschützen die indirekte Richtmethode anwenden zu lassen. Mit Spannung, wenn auch mit geringer Hoffnung, richteten wir unsere Gläser auf Wall und Kirchturm, ob nicht etwa eine weiße Fahne aufgezogen werde, aber es erfolgte nichts dergleichen. Dagegen bemerkten wir oben im Kirchturm bei den Glocken einen Menschen, der Signale heruntergab, wahrscheinlich über die Treffähigkeit des einen Geschützes. Diese Signalstation ward jetzt einer Batterie als Zielobjekt gegeben. Wir sahen die Granaten am Turm anschlagen, konnten also über die Korrektur nicht im Zweifel sein, und nach dem dritten oder vierten Schuß war der Beobachter im Turm vertrieben.

Nachdem die Kanonade zwei Stunden gedauert hatte, fing es an, mir um die Munition leid zu tun. Ich beschloß daher, einen Parlamentär in die Festung zu senden. Da aber der Kommandant erklärt hatte, er wolle keinen Parlamentär mehr annehmen, sondern werde einen jeden erschießen lassen, so ließ ich den Maire von Thonnelle mit Gewalt vor mich führen, übergab ihm einen Brief an den Kommandanten von Montmédy und sandte ihn damit in die Festung, nachdem ich Punkt halb zwölf Uhr das Feuer eingestellt hatte. Der Maire, ein Bauer in der landesüblichen blauen Bluse, trat seinen Weg auf der Chaussee mit Zittern und Zagen an. An einer ungeheuren Stange schwenkte er ein weißes Tuch. Ihm folgte auf der großen Straße eine Patrouille, die den Befehl hatte, ihn zu erschießen, wenn er nicht in die Festung ginge. Das war ihm mitgeteilt. So gelangte er hinein. Daß er meinen Brief abgegeben, erfuhr ich später aus belgischen Zeitungen, in denen sich der Berichterstatter über eine nicht ganz gut französische Stilwendung meines Briefes lustig machte. Unterdessen hatten wir unsere Geschütze zurückgezogen, und der Feind schoß auch nicht. Aber mein Bote kam nicht wieder. Statt dessen benutzte der Feind die Zeit der Gefechtspause, um soviel als möglich die Schäden am Wall und an den Scharten auszubessern. Sobald daher die gestellte Frist von anderthalb Stunden abgelaufen war, ohne daß eine

Antwort erfolgt wäre, ließ ich Punkt ein Uhr das Feuer von neuem beginnen.

Die zweite Beschießung dauerte nur noch eine Stunde. Hierbei ließ ich nur einen Teil der Batterien nach den feindlichen Wällen feuern, soweit es nötig war, um die Verteidigungsgeschütze nicht wieder zu Worte kommen zu lassen. Es waren wieder mehrere in Tätigkeit gesetzt, aber sie verstummten bald bis auf jenes eine in der Spitze.

Die anderen Batterien mußten die öffentlichen Gebäude beschießen. Da geriet erst die Präfektur, dann die Kasernen und die Magazine in Brand. Nach den Häusern am Fuße des Felsens außerhalb der Festung, die augenscheinlich armen Bewohnern gehörten, durfte nicht geschossen werden. Die in Brand gesteckten öffentlichen Gebäude brannten bald ganz nieder. Bei der herrschenden Windstille stieg der Rauch schnurgerade senkrecht in die Höhe und breitete sich hoch in der Luft pilzartig zu einer Wolke aus, von der Aschenteile ringsherum zur Erde fielen. Diese Rauchwolke reichte bis über uns, und die herunterfallenden Kohlenteilchen waren zum Teil verkohlte Blätter aus den Akten, auf denen wir den Druck und die Schrift noch lesen konnten. Es ging daraus hervor, daß es die Präfektur war, aus der sie stammten. Der Anblick von Montmédy, wie es so oben auf dem Felsen brannte, der Rauch gerade in die Höhe stieg und sich oben verbreiterte, erinnerte mich lebhaft an den Vesuv.

Während der beiden Kanonaden am Vor- und Nachmittage hatte ich meinen Aufstellungspunkt weit vor den Batterien genommen. Ich hatte nämlich zum Schutze derselben gegen etwa sich heranschleichende einzelne Schützen eine dünne Tirailleurslinie bis an den Rand vorgeschoben, wo der allmählich bis dahin gegen Montmédy abfallende Höhenrücken plötzlich steil zum Talkessel abgeschnitten ist. Hier krönte eine dünne Dornenhecke den Rand und gewährte den Tirailleuren Schutz gegen die Einsicht aus der Festung. Hierhin schlich auch ich mich in einem dorthin führenden Graben mit meinem Gefolge zu Fuß. Das Gefolge war recht ansehnlich geworden. Oberstleutnant v. Wangenheim und sein Adjutant, Leutnant v. Wangenheim, ebenso Leutnant v. Rundstedt von den Garde-Husaren, zurzeit Adjutant bei Pape, hatten Erlaubnis erbeten und erhalten, für heute zu meinem Stabe zu gehören. Hier war ich nur 1100 Schritt von den Festungswerken entfernt und stand 900 Schritt gerade vor meinen Batterien der 1. Fuß-Abteilung, deren Granaten von hinten über uns hinwegsausten, wie die feindlichen von vorn. Unsere Infanteristen amüsierten sich anfangs über jede Granate und machten ihre Glossen. Schließlich sagten sie mir: „Nee, Herr General, des können wir doch nicht uff die Entfernung, wie die Attollerie." Allmählich

aber siegte bei den braven Kerlen die Müdigkeit, denn sie waren um oder bald nach Mitternacht aus den Quartieren abmarschiert, und sie schliefen in dem warmen Sonnenschein auf dem Stoppelfelde so fest ein, daß ihr Schnarchen mit dem Donner der Geschütze rivalisierte. Ich veranlaßte die Offiziere, Wachposten mit Ablösungen zu bestimmen, damit wenigstens bei jedem Zuge einer die Augen nach dem Feinde habe. Es ist merkwürdig, wie schnell sich die Truppe an den Kanonendonner gewöhnt. Hier schlief das Volk schon unter darüber hinwegsausenden Granaten. Da soll mir noch einer sagen, man dürfe des üblen Eindrucks wegen die eigene Infanterie nicht mit Granaten überschießen! Allerdings ist dieselbe gefährdet, wenn eine Granate im Rohr krepiert und als Kartätschschuß herausfährt. Aber diese Sprengstücke fliegen doch nur eine gewisse Entfernung weit. Heute, bei dem trockenen Wetter, kam dies wiederholt vor, wo ich gerade in der Schußlinie stand. Der Inhalt eines solchen Schusses flog nur bis auf 300 bis 400 Schritt an mich heran, also die Sprengstücke der im Rohr geplatzten Granaten sind nur 500 bis 600 Schritt weit gegangen. Ist die Infanterie weiter vor, so ist sie nicht mehr durch die eigene sie überschießende Artillerie gefährdet, und man kann dreist über sie hinwegschießen.

Um zwei Uhr ließ ich die Kanonade aufhören und leitete dann den geordneten Abmarsch der Truppen, die zum Teil noch dreieinhalb Meilen in ihre Quartiere zu marschieren hatten. Ich hatte das Gefühl, gar nichts erreicht zu haben, und beklagte die mehr als 3000 Granaten, die ich nach Montmédy hineingeworfen hatte.*) Später aber las ich in belgischen Blättern, daß der Schaden, der dem feindlichen Fiskus zugefügt war, viele Millionen betragen hat. Auch hat die Garnison viel Verlust an Toten und Verwundeten gehabt. Unter den Verwundeten befand sich der Kommandant selbst. Auch hat er später behauptet, wenn ich nur noch eine halbe Stunde weiter geschossen hätte, so würde er haben kapitulieren müssen. Ich glaube, das hat er nur so gesagt, um uns zu ärgern, denn ich konnte keinen Grund zur Kapitulation sehen. Ich hatte einen Verlust von einem toten Kanonier der 1. schweren Batterie, einem hoffnungsvollen Freiwilligen, den ein Sprengstück einer zu kurz gegangenen Granate augenblicklich getötet hatte. Außerdem waren noch drei Kanoniere ganz leicht geschrammt. Der Verlust an Pferden erregte durch seine Art und Weise Heiterkeit. Als die reitende Artillerie zum zweiten Male in Position rückte, ließ sie ihre Reitpferde in einer deckenden Terrainmulde zurück, um sie nicht unnütz zu exponieren. Eine viel zu weit gehende

*) Es wurden 3812 Granaten verfeuert.

Granate traf dort das Pferd in die Brust, das ein Pferdehalter ritt; deshalb liefen die anderen drei Pferde lose umher, und es gelang nur, eins einzufangen. Die beiden anderen liefen erschreckt nach Montmédy. So hatte ich an Verlust ein Pferd tot und zwei desertiert. Einige waren leicht verwundet. Infanterie und Kavallerie hatten keinen Verlust.

Als die Truppen, vom Feinde unbelästigt, im Marsch waren, ritt ich nach Mouzon voraus. Ich traf daselbst gegen Beginn der Dunkelheit ein. Der Prinz von Württemberg war in großer Aufregung wegen meiner Expedition. Er hatte bei der herrschenden Windstille gar nichts von meiner Kanonade gehört und befürchtete, ich könnte einen unsinnigen Sturm auf Montmédy versucht haben. Deshalb hatte er mir noch nachmittags drei Adjutanten nacheinander gesandt, um mich zur Schonung zu ermahnen. Diese Adjutanten hatten mich auf der großen Straße verfehlt, da ich nach der Karte auf näheren Feldwegen nach Mouzon geritten war. Als ich mich bei ihm meldete, war daher seine erste Frage: „Wieviel Verlust?" Meine Meldung: „Von der Artillerie ein Mann, drei Pferde, von der Infanterie und Kavallerie nichts", erregte derart seine Freude, daß er aufsprang und mir um den Hals fiel. Dann befahl er mir, sofort den Bericht zu schreiben, denn vom Oberkommando der Maas-Armee sei schon zweimal gesandt worden, man wolle dort den Rapport über die Expedition auf Montmédy haben. Ich erklärte dem Prinzen, ich sei zu müde und zu hungrig, um zu schreiben. Wenn er mir etwas zu essen geben lassen wolle und einen Schreiber kommandieren, dann wolle ich während des Essens den Bericht diktieren. Dies geschah. Allerdings erhielt ich recht magere Kost. Vom Diner war nichts übrig. Es gab noch eine dünne Suppe, Rührei und ein wenig Schinken. Ich diktierte, es ward abgeschrieben und unterschrieben, und dann kam ich zum Tee zum Prinzen. Dort befiel mich eine große Müdigkeit.

Ich schämte mich ordentlich meiner Abspannung, war aber getröstet durch den Zustand, in den Doppelmair versetzt war, der, obwohl fünfzehn Jahre jünger als ich und nur Zuschauer, also ohne nach den Ritten, auf denen er mich begleitete, zu arbeiten genötigt zu sein, so müde in Mouzon ankam, daß er in seinem Quartier nachmittags beim Umkleiden, um zum Prinzen von Württemberg zum Tee zu gehen, auf einem Stuhl fest einschlief. Da fand ihn abends um zehn Uhr sein treuer Brackenburg, ein Bein mit Hose und Stiefel bekleidet, das andere unbekleidet, zog ihn aus und legte ihn zu Bett. Erst den anderen Morgen um zehn Uhr gelang es, ihn zu wecken.

Von jetzt ab marschierten wir in breiter Front geradeswegs auf Paris. Wir hatten keinen Feind bis dahin vor uns, denn das VI. Korps

hatte Vinoy entwischen lassen, der mit seinen Truppen die Eisenbahn und auf dieser Paris erreichte, und wir machten also gewissermaßen bis einen Marsch vor Paris eine militärische Spazierreise durch das Land. Die militärischen Anordnungen für Märsche und Kantonements bieten somit weiter kein Interesse dar, und ich werde sie hier übergehen und aus meinem Tagebuch nur das wiedergeben, was mir einigermaßen interessant oder lehrreich erscheint.

Der 6. September. Vendresse. Der kommandierende General ritt um halb zehn Uhr ab nach Vendresse. Ich hatte Erlaubnis, später nachreiten zu dürfen, zunächst um länger schlafen zu können, und dann, um die Korpsartillerie abzuwarten, die um elf Uhr Mouzon passierte. Es waren verschiedene Anordnungen zu treffen. Rheinbaben hatte als ältester Stabsoffizier der Artillerie schon gleich nach der Schlacht von Sedan das Kommando der Korpsartillerie erhalten, Heineccius war als Kommandeur einer reitenden Abteilung in das IX. Armeekorps versetzt. Buddenbrock hatte die Reitende Abteilung wieder übernommen, Gräventz die 3. Abteilung, von Rheinbaben, bei der 2. Division, und für Heineccius mußte Sametzky von der 1. schweren Batterie die Munitionskolonnen-Abteilung übernehmen. Diese Änderungen zogen noch anderen Wechsel unter den Offizieren nach sich, auch waren gestern abend die Leutnants v. Stutterheim, Peters, Labes und Fähnrich v. Busse als Ersatz mit Mannschaften aus Berlin gekommen und mußten verteilt werden. Die erneute Verfeuerung von 3800 Granaten machte neue Anordnungen wegen Munitionsersatz nötig. Mußte ich doch wieder sämtliche Artillerie-Munitionskolonnen, fünf zu vierundzwanzig Munitionswagen, leer zurückschicken, wogegen an Infanteriemunition wieder nur ein paar Wagen voll verbraucht war, die leer mit den Artilleriekolonnen zurückgingen, um gefüllt zu werden. Dieses Verhältnis des Munitionsverbrauchs der Artillerie und Infanterie ist charakteristisch für die Verwendung der beiden Waffen in diesem Kriege. In den Gefechten der Feldtruppen wurde das Zehnfache des Gewichts der verbrauchten Infanteriemunition bei der Artillerie verschossen. Das kam eben daher, weil bei der Überlegenheit des französischen Infanteriegewehrs die Artillerie so vielfach für die Infanterie eintreten mußte. In späteren Kriegen, in denen unser Gewehr dem des Feindes wieder ebenbürtig ist, wird dies Verhältnis jedoch ein anderes werden, und es wäre fehlerhaft, wollte man aus der genannten Erfahrung dieses Feldzuges den Schluß ziehen, daß man die mitzuführende Munition der Infanterie verringern und die der Artillerie vermehren müsse.

Ich hatte jetzt wieder keinen Munitionsvorrat bei den Kolonnen und konnte mit dem Vorrat bei den Batterien nur noch einen einzigen Schlachttag ausreichen. Bei der weiten rückwärtigen Entfernung unserer Munitionsdepots mußte ich daher den Kolonnen größte Eile empfehlen.

Als die Korpsartillerie um elf Uhr Mouzon passierte, besprach und regelte ich alles und ritt dann um zwölf Uhr dem Prinzen von Württemberg nach.

Der strömende Regen machte den Weg ebenso ungemütlich, wie die Masse des Fuhrwerks, welches die Wege versperrte und zum Teil so festgefahren war, daß kein Mensch rückwärts noch vorwärts konnte. Da kamen die Verpflegungswagen des V. und XI. Korps von Sedan her nach Süden und die des IV. Korps von Osten nach Westen. Nur mit vielem Aufenthalt und unter der Gefahr, gerädert zu werden, konnte ich den Kreuzungspunkt Raucourt passieren. Zwischen Chémery und Malmy auf der Brücke, die über den kanalisierten Bar-Fluß führt, fand ich wieder alles so verfahren, daß jede Bewegung aufhörte. Es gelang mir, mich zwischen den Wagen durchzuwinden. Nicht wenig erstaunt war ich, jenseit der Brücke den Weg frei zu finden. Auf der Brücke aber hielt die Bagage des Hauptquartiers des Kronprinzen von Sachsen unter Führung eines Offiziers, der somit die Straße sperrte. Auf meine Frage, warum er hier auf der Brücke hielte, gab er mir Bescheid, er warte noch auf zwei Wagen des Kronprinzen, die in der Masse abgekommen seien. Ich bemerkte ihm, daß, wenn er auf der Brücke halte und die ganze Masse der Trains hinter sich am Weitermarsch hindere, so werde er die beiden Wagen, die nur 200 Schritt hinter ihm festsäßen, nie ankommen sehen. Wenn er aber weiter marschiere und auf dem freien Platz vor sich seitwärts herausfahre, werde er die beiden Wagen bald haben. Er fand diesen Vorschlag vortrefflich, und der Marsch der endlosen Bagage kam wieder in Fluß.

Der 7. September. Voix. Der Marsch von neun bis zwölf Uhr war sehr verzögert durch Bagagen, an denen nicht vorbeizukommen war. Der Prinz von Württemberg befand sich in recht übler Stimmung, das Resultat eines Befehls der Maas-Armee, welcher anordnete, das Gardekorps dürfe nicht mehr, wie bisher, die Tornister der Infanterie auf die Verpflegungswagen verladen, sondern die Infanterie solle ihre Tornister von jetzt ab tragen. Obgleich der Prinz dies bereits selbst vorher angeordnet hatte, so verstimmte ihn dieser Befehl doch, denn er war der Meinung, daß das Armeekommando nicht berechtigt sei, eine derartige Anordnung zu verfügen, die in der Befehlsbefugnis des General-

kommandos liege, welches allein für die Sicherung der Verpflegung und für die Innehaltung der gestatteten Marschtiefen verantwortlich sei, und die Details zur Erreichung dieses Zwecks selbständig anordnen könne. Der Kronprinz von Sachsen ließ mich holen, um sich mit mir wegen des Munitionsersatzes zu besprechen. Hierbei erzählte er mir, daß ein anderes Korps seit der Schlacht von Beaumont die leeren Munitionswagen mit sich führe und erst in Berlin schriftlich angefragt habe, wo die Munition geholt werden müsse. Ich mußte über solchen Unverstand sehr lachen und teilte dem Kronprinzen meine Anordnungen mit, die er nun auch dem Artilleriekommando jenes Korps zur Vorschrift machte. Während er mit mir sprach, sandte der Prinz von Württemberg einen Befehl, ich solle neben ihm reiten. Ich ließ antworten, ich werde sobald kommen, als der Armeekommandeur mich entlassen habe. Sobald der Kronprinz die Angelegenheit erledigt hatte, entließ er mich lächelnd zum Prinzen von Württemberg. Wenn zwei große Mühlsteine aneinander reiben, wird ein kleinerer Stein dazwischen zermalmt. So ging es mir hier.

Es dauerte nicht lange, da kam der Kronprinz beim Prinzen von Württemberg an, zitierte ihn vor die Marschkolonne, und da sah man beide hohe Herren eine Weile eifrig und lebhaft miteinander diskutieren. Das Ende war, daß sie sich die Hand reichten. Zwei so edle Naturen konnten nicht lange miteinander grollen.

Der Prinz äußerte zu mir gelegentlich, die Stellung eines Armeekommandeurs sei eine so außergewöhnliche, daß der König dazu nur besondere Persönlichkeiten aussuchen könne, zu denen er das Vertrauen habe. Nicht jeder könne die dazu nötigen Eigenschaften besitzen, und er werde jedem gehorchen, den der König dazu ernenne. Anciennitätsfragen könnten hier nicht zur Geltung kommen. Es zeugte diese Antwort von vieler Selbstverleugnung.

In Poix entstand mittags nach dem Einrücken kurz vor dem Essen Feuerlärm. Feuer im Kantonement ist immer sehr unangenehm. Alles stürzte nach dem Hause, aus dessen Schornstein die helle Flamme herausschlug. Die versammelten Bewohner des Dorfs standen untätig und lachend da und überließen unseren Truppen das Löschen. Das setzte mich in Erstaunen, und ich mischte mich unter die Franzosen, den Grund der Heiterkeit zu erfahren. Da hörte ich, daß der Besitzer, weil er vernommen, unsere Leute äßen gern Speck, all seinen Speckvorrat im Rauchfang versteckt hatte. Als die bei ihm einquartierten Soldaten ihr Essen kochten, fing der Speck Feuer, und die Flamme schlug zum Schornstein heraus. Es entstand nun gar keine Feuersbrunst, sondern der Speck verbrannte nur. Der Besitzer war ihn jetzt sicher los.

Der 8. September. Séry.*) Wir marschierten von früh sieben Uhr bis mittags zwölf Uhr nach Séry. Von Launois bis Novion Porcien ritt wieder das Hauptquartier der Maas-Armee mit uns zusammen. Heute war der Verkehr vertraulicher als gestern, und obgleich das Wetter abwechselnd regnerisch war, so waltete doch eine heitere Laune vor. Kronprinz Albert fühlte sich am wohlsten, wenn er mit Bekannten recht gemütlich verkehren und sich etwas erzählen konnte. Es war dazu nötig, daß er die Menschen, mit denen er zusammen war, schon öfter einmal gesehen hatte. Im Hauptquartier des Gardekorps gab es für ihn jetzt keine fremden Menschen mehr, und so war er ganz vertraut. Mit mir sprach er in voller Objektivität über den Krieg von 1866, und auf die Ereignisse bei Gitschin bezüglich meinte er, daß wenn Benedek damals seine, des Kronprinzen, Vorschläge angenommen hätte, würde es uns an diesem Tage schlecht ergangen sein. Ich bemerkte ihm zustimmend, daß ich nach dem aufmerksamen Studium des österreichischen und des sächsischen Generalstabswerkes überhaupt Gott danke, daß des Kronprinzen Rat damals so wenig befolgt worden sei, und als ich hinzufügte: „Aber ist es nicht besser so? Hätten wir, wenn Preußen besiegt worden wäre, die schöne Schlacht von Sedan jetzt geschlagen?", sah er mich lachend freundlich an, drückte mir die Hand und meinte: „Darin haben Sie sehr recht."

Séry ist ein kleines Dorf, in dem nichts zu haben war. Der Prinz von Württemberg lag beim Geistlichen. Das Pfarrhaus lag oben auf einem Berge romantisch. Der Garten gewährte eine herrliche Aussicht nach Süden, die wir bei Sonnenuntergang genießen konnten, denn die Luft klärte sich wieder auf. Aber die Romantik hätten wir gern hergegeben, wenn wir einmal in eine größere Stadt gekommen wären, in der wir unsere Vorräte hätten vervollständigen können. Der eine hat diese, der andere jene kleinen Bedürfnisse, deren Befriedigung er ungern entbehrt. Man hatte nie Gelegenheit, einmal ein Paar neue Strümpfe oder ein Paar Stiefel zu kaufen. Heute fuhr deshalb Lindau nach Rethel. Er brachte wenig mit, denn die Bewohner waren dort von solchem Haß gegen uns erfüllt, daß sie ihm nichts verkaufen wollten: „Allez toujours à Paris, Vous y trouverez tout ce qu'on y prépare pour Vous", hatten sie ihm gesagt.

Mein Zigarrenvorrat neigte sich zu meinem Schrecken seinem Ende entgegen. Des Mittags ließ der Prinz von Württemberg zwar nach dem Essen jedem eine Zigarre vorsetzen, und ich hatte meine Adjutanten, die

*) 8 Kilometer nördlich Rethel.

beide nicht rauchten, schon seit zwei Tagen instruiert, daß sie die Zigarre nicht ausschlagen, sondern für mich aufheben mußten, damit ich im Laufe des Tages noch etwas zu rauchen hatte. Wenn auch die Feldpost größere Pakete aus der Heimat nicht befördern durfte, so bot der Feldpostmeister Reis des Gardekorps, der im Jahre 1866 bei meiner Reserveartillerie das Postwesen geleitet hatte, mir zwar an, mir von Gerold in Berlin ein paar Hundert unter der Hand kommen zu lassen. Diese waren aber noch nicht eingetroffen, und ich sah bald den Tag kommen, wo ich auf dem Marsche nichts mehr zu rauchen haben würde. Hatte ich doch, wie erwähnt, die Hälfte meines Vorrats bei Sedan meinem Bruder gegeben.

Der 9. September. Sevigny.*) Der Marsch wurde von halb neun bis ein Uhr von Séry über lauter kleine Dörfer bei strömendem Regen nach Sevigny durchgeführt. Ich machte einen Umweg über Hannogue, um etwas mit der Artillerie der 1. Garde-Division zu besprechen. Auf den Landwegen versanken die Pferde fast im Schmutz. Der Boden ist dort fetter Tonboden. Da war bei dem heftigen Regen und wenn Geschütz und Fuhrwerk in Masse darauf marschiert war, kaum von der Stelle zu kommen.

Ich machte aber gern dann und wann einen kleinen Umweg, denn in Zeiten, wo keine militärische Aktion durch den Feind bedingt war, setzte der Prinz von Württemberg durch die Art seines Marschierens die Nerven des Stabes auf harte Proben. Seine Lieblingspferde, ein Brauner und ein Falbe, hatten zwei entgegengesetzte Eigenschaften. Der Braune ging statt Schritt eine Art von Paß, in dem kein Pferd im Schritt nachkommen konnte. Da blieb das ganze Hauptquartier in einer Art von Zuckeln und Zappeln, und die Pferde wurden unruhig, die Reiter sehr müde. Der Falbe aber ging einen so kurzen Schritt, daß man immer halten mußte und noch mehr ermüdete. So brachten beide Pferde alle anderen Reiter zur Verzweiflung. Dazu kam, daß der Prinz gar kein Vergnügen am Reiten hatte. Auf den Reisemärschen betrachtete er das Reiten lediglich als Transportmittel, und nur sehr selten setzte er sich in einen kurzen Trab oder Galopp, aber nur auf wenige hundert Schritt, gerade genug, um alle Pferde unruhig zu machen, aber nicht genügend, um ihnen den bei der täglichen geringen Bewegung und dem reichlichen Futter wieder erwachenden Stallmut zu nehmen. Da begann dann in dem Stabe ein Springen, Bocken und Ausschlagen, das nicht aufhörte. Ich ergriff daher oft und gern die Gelegenheit, die mir irgend eine nötige Besprechung bot, um mich von der Marschkolonne zu entfernen und einmal zur Korps-

*) 10 Kilometer westlich Seraincourt.

artillerie, ein andermal zu der Artillerie der einen oder anderen Division zu reiten und durch einen Reisetrab von einer oder zwei Meilen die durch das lange Schrittreiten steif gewordenen Glieder wieder durcheinander zu schütteln. Wäre ich täglich drei Meilen weit in dem Tempo des kommandierenden Generals geritten, ich wäre vom Pferde gefallen. Denn bis vor Paris fühlte ich noch die Folgen der Anstrengungen der Tage vom 26. August bis 5. September und konnte mich durchaus nicht erholen. Nach dem Reiten mußte ich mich immer eine bis zwei Stunden hinlegen und ruhen.

Als ich vor Sevigny den Prinzen von Württemberg wieder einholte, hörten wir vor uns in der Richtung auf Laon eine Explosion von außergewöhnlicher Heftigkeit. Es kam uns vor, als ob der Boden unter den Hufen der Pferde erzitterte. Wir konnten uns gar nicht erklären, was diese Explosion bedeutete.

Der 10. September. Sissonne. Wir marschierten von halb neun Uhr bis elf Uhr bei klarem, aber windigem Wetter nach Sissonne. Unterwegs traf die Meldung ein, was die gestern gehörte Explosion bedeutete. Die Kavallerie-Division des Herzogs von Mecklenburg hatte Laon erreicht. Die Zitadelle war nicht verteidigungsfähig und hatte mit der halben Kompagnie Infanterie und den 2000 Mobilgarden der Besatzung kapituliert. Als der Herzog mit dem seiner Kavallerie-Division beigegebenen Jäger-Bataillon in die Zitadelle einrücken wollte und eben die aufmarschierten Gefangenen passierte, flog die Zitadelle in die Luft. Unserseits wurden 3 Offiziere, 39 Mann getötet, 12 Offiziere, 60 Mann verwundet. Der Herzog selbst wurde verwundet. Von den Franzosen blieben 300 Mann auf dem Platze.

Die Ursache der Explosion ist nicht aufgeklärt. Wahrscheinlich ist, daß ein französischer Feuerwerker in patriotischer Verzweiflung über die Kapitulation in das Pulvermagazin gegangen ist und dies entzündet hat. Wenigstens hat man ihn unter den Gefangenen, Verwundeten und Toten nicht gefunden, und die strengste Untersuchung hat eine Schuld des Kommandanten von Laon an diesem völkerrechtswidrigen Akt der Wut als unwahrscheinlich herausgestellt. Nach Erzählung von Augenzeugen soll die Verwirrung, welche die furchtbare Explosion unter Preußen und Franzosen hervorbrachte, entsetzlich gewesen sein. Es muß bei der Explosion eine große Masse Pulver entzündet sein, da wir auf einer Entfernung von vier bis fünf Meilen die Erderschütterung verspürt hatten.

In Sissonne kam ich in ein merkwürdiges Quartier. Es war ein

Nonnenkloster. Ich ward durch einen Hausdrachen empfangen, der klein, verwachsen und hochschultrig einer Kröte ähnlicher war als einem Weibe, und dessen Stimme eher die eines quakenden Frosches zu sein schien, als die eines menschlichen Wesens. Dieses Individuum erklärte mir, die frommen Damen hätten mir das Parterre eingeräumt, würden im ersten Stock bleiben und sich als „réligieuses“ vor Männern nicht sehen lassen. Auf alles, was ich begehrte, antwortete dieses Wesen: „N'y a pas“, worauf ich erwiderte: „Eh bien, je m'en passerai“. So sollte es mit Frühstück beim Ankommen, mit Kaffee, Milch, Zucker, Semmel den Morgen des Abreitens gehalten werden, obgleich ich Bezahlung anbot. Als ich eben mit meinen Offizieren beriet, ob man Weibern im Dienste der Kirche gegenüber Gewalt anwenden könne, wurde alles gebracht, was ich gewünscht hatte, mit der Bemerkung, daß Bezahlung nicht angenommen werden könne. Ich erfuhr dann, daß es ein sehr reicher Orden war. Die Damen widmeten sich mildtätigen Leistungen und durften wohl mit Männern verkehren. Ich bat also, ihnen für die Aufnahme danken zu dürfen. Eine der Frommen erschien. Es war keine Gefahr vorhanden, wenn sie mit Männern verkehrte. Sie war abschreckend häßlich. Im Munde eine Säule sprach von entschwundener Pracht, und diese eine Säule stand schräg nach vorn; Raffzahn wäre der richtige Ausdruck. Ich war höflich und dankte für die Aufnahme. Jetzt wurden wir, Offiziere und Leute, mit allen möglichen Aufmerksamkeiten, Lebensmitteln, Leckerbissen, überschüttet. Vortrefflichen Wein hatten die Barmherzigen auch.

Den 11. und 12. September. Craonne. Wir wandten uns jetzt südlich der Seine zu und marschierten von achteinhalb bis zehneinhalb Uhr nach Craonne, dem historischen Ort, wo Sacken am 7. März 1814 der Armee Napoleons einen so zähen, langen und ruhmvollen Widerstand leistete, daß unter dem Schutze dieses Gefechts Blücher sich mit Bülow bei Laon vereinigen konnte, um dort zwei Tage später Napoleon aufs Haupt zu schlagen.

Ich ward bei einem Notar einquartiert, einem älteren ruhigen und objektiv redenden Manne, der mir sehr gut gefiel. Er hatte nur die Torheit begangen, seine Familie nach der Festung Soissons zu bringen, weil man in Frankreich überall die Meinung verbreitet hatte, wir seien Menschenfresser. Ich mußte dem armen Herrn sagen, daß seine Damen allerdings in einer Festung gefährdet seien, dagegen in offenen Orten, die wir besetzt hielten, vollkommen sicher, und riet ihm, wenn es ihm möglich, seine Damen wieder aus Soissons herauszubringen. Ob es ihm später noch gelang, weiß ich nicht.

Als ich mich nach dem Marsch aufs Sofa legte, um zu ruhen, zündete ich mir meine letzte Zigarre an. Mit Wehmut betrachtete ich, wie sich langsam, aber unwiderstehlich ein Atom des beliebten Krauts nach dem andern in Asche verwandelte, und sorgfältig ließ ich die Asche am Glimmstengel stehen, um die ganze Form dieses „letzten der Mohikaner" solange als möglich sehen zu können. „Wann werde ich wohl wieder eine eigene Zigarre haben?" Solches bei mir denkend, schlief ich ein, und die letzte Hälfte der letzten Havanna entglitt meiner Hand und fiel auf die Erde. Mit einem Male weckten mich schwere Tritte. Die Tür ward aufgerissen. Feldpostmeister Reis kam atemlos und brachte mir die 300 Bestellten von Gerold. So zur Zeit kommt selten Hilfe. Seitdem habe ich in diesem Kriege niemals Mangel an Zigarren gehabt.

Der 12. September war ein Ruhetag. Viele Herren unseres Hauptquartiers benutzten ihn, um nach dem nur vier Meilen entfernten Reims zu fahren und Verschiedenes einzukaufen, auch, um die Merkwürdigkeiten der alten französischen Krönungsstadt zu sehen, und weil sie sich von dem Urquell allen Champagners angezogen fühlten. Ich fühlte mich noch zu zerschlagen von den vom 26. August bis 5. September durchgemachten Strapazen und zog es vor, wirklich einmal ordentlich auszuruhen.

Mein Wirt, der alte Notar, wurde immer freundlicher und zutraulicher, als er sah, daß von unseren Soldaten nicht die geringste Ausschreitung oder Unordnung verübt wurde. Der Franzose ist leicht erregbar und von Gefühlen bewältigt. Es weinten die Einwohner Tränen der Rührung, als sie sahen, daß unsere so gefürchteten, bärtigen, sonnverbrannten Soldaten die Kinder auf den Knieen schaukelten und mit ihnen spielten, und sie fingen an, uns zu lieben. Bei dem Verkehr zwischen ihnen und uns kamen Sprachwirkungen vor, die den Franzosen, der gern lacht, sehr ergötzten. So bat ein Soldat seine Quartierwirtin, von der er ein Waschbecken wünschte, „un lavement, Madame", und sie war erst entrüstet, dann aber entstand großer Jubel, als das Mißverständnis sich aufklärte.

Der Notar setzte mir zum Frühstück einen Wein vor, den ich, wie er meinte, gewiß noch nicht getrunken hätte. Er schmeckte mir sehr gut und war mir um so angenehmer, als er nicht nur nicht berauschte, sondern auch ganz ungewöhnlich günstig auf meine Gesundheit wirkte. Es war die beste Sorte des zur Champagnerfabrikation verwendeten Weines. Derselbe verträgt langen Transport nicht und läßt sich auch nicht lange aufbewahren. Deshalb ist er im Auslande unbekannt, und deshalb ist man in Frankreich auf die langwierige Bereitung verfallen, die den

Champagner transportfähig und zum Handel geeignet macht. In diesem rohen Zustande kostet der feinste Champagner nur einen Franken die Flasche. Er wird nur dadurch so teuer, daß man ihn zwei Jahre lang präparieren muß, und daß während der Bereitung über die Hälfte der Flaschen springt, also verloren geht.

Im nächsten Quartier setzte mir mein Diener zum Frühstück nach dem Marsche eine Flasche von demselben Weine vor. Ich war erstaunt, woher er komme, und erfuhr von ihm, daß der Notar ihm geheißen hatte, ein halbes Dutzend Flaschen von dem Wein im geheimen für mich einzupacken, damit ich im nächsten Quartier noch an ihn denke. Gewiß eine außergewöhnliche Aufmerksamkeit gegenüber einem Feinde seitens eines Franzosen.

Der 13. September. Braisne. Wir ritten um sieben Uhr früh ab bei schönem Wetter, passierten die Aisne bei Quilly und kamen um zwölf Uhr in Braisne an.

Der kommandierende General lag bei einem reichen Fabrikherrn, der, zum ersten Male, daß dies in diesem Feldzuge vorkam, an dem Mittagstisch des Prinzen teilnahm. Er erzählte uns von der entsetzlichen Demoralisation, in der die Truppen Vinoys durch den Ort marschiert waren. Nicht nur, daß Truppen aller Regimenter durcheinander liefen, sondern auch, daß im Orte plötzlich das Geschrei entstand: „**Les Prussiens**", worauf die Leute ihre Gewehre in die Luft abfeuerten und fortliefen, was sie konnten. Kein Wunder, daß wir uns nach solchen Erzählungen der Illusion hingaben, der Krieg sei zu Ende, und unser bloßes Erscheinen vor Paris werde den Frieden herbeiführen. Der einzige, der die Lage der Dinge von Hause aus richtig beurteilt hat, war unser König gewesen. Als am Abend der Schlacht von Sedan der General Reille unserem König den Brief Napoleons brachte, in dem letzterer seinen Degen anbot, haben die anwesenden Mitglieder deutscher Fürstenhäuser im allgemeinen Jubel unsern König beglückwünscht. Dieser aber hatte die Glückwünsche nicht angenommen, sondern geantwortet: „Ich sehe dies als ein Unglück an, denn wir haben jetzt niemanden, mit dem wir Frieden schließen sollen."

Es waren wieder Eiserne Kreuze zur Verteilung angekommen, und es entstand wieder große Freude bei den Beteiligten. Der Prinz von Württemberg teilte mir auch mit, daß er eine Anzahl Eiserner Kreuze an die Kavallerie-Division gesandt, davon aber das erste für meinen Bruder persönlich bestimmt habe, während er die Verteilung der übrigen Kreuze dem Ermessen der Division überlasse. Ich schrieb dies sofort

meinem Bruder, der weit vorn in Cuiry Housse auf Vorposten lag, und riet ihm, Gelegenheit zu nehmen, sich persönlich beim kommandierenden General zu bedanken. Den Brief sandte ich ihm durch meinen Adjutanten Braumüller, dem ich dazu einen Wagen gab. Nach dem weinseligen Zustande zu urteilen, in dem Braumüller spät in der Nacht zurückkehrte, muß sich mein Bruder sehr über meinen Brief gefreut haben.

Bei der Verteilung der Auszeichnungen wurde so gerecht verfahren, als es bei dem Drange der Ereignisse möglich war. Der König hatte bestimmt, daß von jeder Sendung Eiserner Kreuze ein Drittel an Offiziere, zwei Drittel an Unteroffiziere und Mannschaften zu verteilen seien. Jetzt wurden mit derselben Bestimmung die Kreuze an die Regimenter und Bataillone je nach ihren Leistungen und Erfolgen verteilt. Wenn nun auch mit der strengsten Gewissenhaftigkeit danach verfahren wurde, und man unter Umständen die Mannschaften einer Kompagnie usw. selbst denjenigen wählen ließ, der sich unter ihnen am meisten hervorgetan, so konnten Ungleichheiten doch nicht ganz vermieden werden, welche manche vorübergehende Härte zur Folge hatten.

Eine solche kam jetzt zur Sprache und wurde bei dieser Gelegenheit ausgeglichen. Der Prinz von Württemberg hatte zwar von den beiden Garde-Dragoner-Regimentern selbst gehört, daß sie bei Mars la Tour im heftigen Gefecht gewesen waren. Sie hatten ihre Kommandeure, fast alle Rittmeister und 200 Mann verloren. Aber eine dienstliche Mitteilung des X. Armeekorps, zu dem sie in dieser Schlacht kommandiert waren, hatte er nicht erhalten. Erst auf wiederholte Briefe hatte endlich das X. Armeekorps jetzt mitgeteilt, wie opferfreudig und heldenmütig die Garde-Dragoner-Brigade gekämpft hatte, und nun erst konnte der Prinz von Württemberg ihnen Auszeichnungen für dies Gefecht senden. Außerdem erließ er einen Korpsbefehl, der allen Truppen beim Appell vorgelesen werden mußte und, vom 14. September datiert, folgendermaßen lautete:

„Über die Teilnahme der 3. Garde-Kavallerie-Brigade und der 1. reitenden Garde-Batterie an dem Gefecht bei Mars la Tour ist mir die offizielle Mitteilung jetzt zugegangen.

Aus derselben habe ich mit hoher Befriedigung das ausgezeichnete Verhalten dieser Truppenteile ersehen.

Sind die Verluste auch groß, welche die beiden Garde-Dragoner-Regimenter in den wiederholten glänzenden Attacken erlitten haben, so können jene Regimenter doch stolz auf die erreichten Resultate sein, zu-

mal sie hierdurch bewiesen haben, was eine entschlossene, todesmutige Kavallerie, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, zu leisten vermag.

Im Anschluß an meinen Korpsbefehl vom 20. August spreche ich auch den bei dem Gefecht bei Mars la Tour beteiligten Truppen meines Korps die vollste Anerkennung für ihr Verhalten und meinen Dank für die Art und Weise aus, wie sie, als einzige Teile des Gardekorps, dieses bei Mars la Tour vertreten haben."

Der 14. September. Oulchy le Château.*) Bei trübem Wetter mit einzelnen Regenschauern marschierten wir von neun Uhr bis eineinhalb Uhr nach Oulchy le Château am Ourcq. Der kommandierende General war im Schlosse einquartiert, das hoch oben auf einem Felsen lag. Der Zugang auf dem steilen Wege voll Geröll war sehr beschwerlich, für Fuhrwerk gefährlich. Deshalb zog ich, der ich unten in der Stadt Quartier hatte, vor, nur zu Fuß hinauf zu gelangen.

Der 15. September. La Ferté Milon. Der Abmarsch begann damit, daß Dannenbergs Wagen den steilen Felsenweg hinab ins Rollen kam und von den Pferden nicht gehalten werden konnte, die Reiter gefährdete und sich unten zertrümmerte. Wir erreichten dann von neun bis zwölfeinhalb Uhr reitend La Ferté Milon, eine Stadt mit einer aus dem Mittelalter stammenden Ruine, die wir nachmittags bestiegen, denn das Wetter war wieder schön, und wir ritten, Touristen gleich, durch das Land. Es gibt sehr viele Ruinen in Frankreich, namentlich, je mehr man sich Paris nähert. Während der französischen Revolution sind dort die meisten adligen Schlösser zerstört und, weil man die Familien vernichtete, vertrieb oder doch größtenteils ihres Vermögens beraubte, auch nicht wieder aufgebaut worden.

Der 16. und 17. September. Acy en Multien.)** Ein Marsch von früh sieben Uhr bis zehneinhalb Uhr führte uns bei heiterem Wetter nach Acy en Multien. Ich fand bei meinem Quartierwirt widerwillige Aufnahme. Seine Manieren waren grob und frech. Man merkte, daß man sich der Hauptstadt näherte, wo die Einwohner Widerstand hofften und glaubten, daß wir bald wieder würden zurückkehren müssen. Ich wurde aber dem Franzosen gegenüber sehr deutlich und drohte, ihn erschießen zu lassen. Da wurde er kriechend höflich und kam meinen Anforderungen nach.

*) 18 Kilometer nördlich Château Thierry.

**) 11 Kilometer südöstlich Nanteuil.



Der Ort ist insofern eine Merkwürdigkeit in Frankreich, als der Graf gleichen Namens in demselben wohnt. Die Stürme der französischen Revolution haben ja sonst alle altadligen Familien von ihren Stammsitzen hinweggefegt. Der Graf von Acy en Multien zählt unter seinen Vorfahren auch viele Verwandte, die während der Revolution ermordet wurden. Aber er hat noch einen bedeutenden Landbesitz in dem Ort gleichen Namens, ist Kultivateur und von den Bewohnern des Orts zum Maire gewählt. So ist das alte Verhältnis hier in moderner Form wieder hergestellt. Der „Kultivateur" ist eine aus der Gleichmacherei der Revolutionszeit allmählich hervorgegangene und Frankreich eigentümliche Art von Großgrundbesitz.

Nach der Vernichtung des alten Adels hat man seinen Grundbesitz konfisziert, parzelliert und an kleine Leute verkauft. Die Lehnsverhältnisse, Majoratsbestimmungen und Erstgeburtsrechte wurden auch bei den Bauern abgeschafft. Dadurch wurden die kleinen Leute immer kleiner, weil das Besitztum nach dem Tode der Eltern unter die Kinder verteilt ward. Jetzt ist es in dem größten Teile von Frankreich soweit gekommen, daß die einzelnen Grundbesitzer zu wenig Grund und Boden haben, um bei den Wechselfällen, denen die Landwirtschaft ausgesetzt ist, bestehen zu können. Da findet sich dann ein Unternehmer, der Kapital besitzt und von den Bewohnern eines Orts die Äcker durch einzelne Pachtverträge zusammenpachtet und dann wieder im großen bewirtschaftet. Ihn nennt man den „Kultivateur". Der gemeine Franzose ist genügsam. Er braucht nicht viel und ist zufrieden, wenn ihm der Kultivateur teils in Geld, teils in Zerealien soviel Pacht gibt, daß er mit Frau und zwei Kindern — mehr haben die Franzosen jetzt selten — in seinem Häuschen leben kann. Reicht es nicht, so arbeitet er auf Tagelohn beim Kultivateur und sucht soviel zu ersparen, daß er wenigstens von seinem 45. Jahre an, mit der blauen Bluse bekleidet und der Zipfelmütze auf dem Kopfe, den ganzen Tag faullenzen, Zeitungen lesen und in Politik kannegießern kann. Er ist weder Trinker, noch hat er andere kostspielige Neigungen, und seine blaue Bluse kostet nicht viel, ebenso der schwarze Sonntagsanzug. Übrigens sind Lebensmittel und Wein sehr billig. Kann man doch in vielen Gegenden in den Fuhrmannskneipen gegen zwei Sous — acht deutsche Pfennige — Entree soviel und solange trinken, bis man wieder hinausgeht. Der Kultivateur aber — in großen Dörfern gibt es deren wohl zwei oder drei — ist der grand seigneur des Orts. So hat sich mit dem Raube, der dem alten Adel abgenommen ist, ein Großgrundbesitz in neuerer Form ausgestattet. Unser Graf Acy gehörte also zu den Kultivateuren. Das Schloß seiner Ahnen war verschwunden, ein neues,

mit allem modernen Komfort ausgerüstetes Palais diente ihm zur Wohnung. Ein sehr schönes Treibhaus beherbergte im Winter die exotischen Gewächse, welche im Sommer den sorgfältig gepflegten Garten zieren halfen, und ein geräumiger, luxuriös ausgestatteter Gartensaal öffnete seine Flügeltüren ebenerdig nach dem blumenduftenden Park und diente als Speisesaal für den Prinzen von Württemberg, der bei dem Grafen einquartiert war, und für das ganze Hauptquartier. Der Graf war noch jung, etwa dreißig Jahre alt und ledig. Die ausgelöschten, sonst schönen Augen in dem regelmäßigen Antlitz, die schlaffe Haltung und Bewegung des großen stattlichen wohlgebauten Körpers, die fahle Gesichtsfarbe sprachen deutlich von der Nähe von Paris mit seinen Vergnügungen. Wenn somit der erste Anblick dieses verlebten Wüstlings wenig für ihn einnahm, so waren doch anderseits Betragen und Sprache das eines vornehmen Grandseigneurs, also gewinnend und elegant. Nur eine einzige Eigenschaft entwickelte er, die man in Deutschland nicht zu denen eines Grandseigneurs rechnet. Er war, wie die Mehrzahl seiner Landsleute, sparsam bis zum Geiz. Im Laufe des Krieges und des Waffenstillstandes sahen wir ihn öfter, denn er kam als Maire wegen der Landesleistungen und Lieferungen zuweilen in das Hauptquartier. Er konnte mitunter sich selbst erledigende Fragen zum Vorwande nehmen, um den Prinzen zu besuchen und gelegentlich einhundert oder dreihundert Taler wieder in französisches Geld umzuwechseln, weil er fürchtete, wo anders einen Pfennig pro Taler zu verlieren, denn wir hatten in allen von uns besetzten Landesteilen den Zwangskurs von 3,75 Franken für den Taler eingeführt.

Der Prinz von Württemberg lud den Grafen zum Essen ein, und er nahm an unserem Tische teil. Während des Mittagsessens trat zu den bei dem schönen warmen Wetter weit geöffneten Flügeltüren eine ganz absonderliche Figur herein. Die Uniform war die eines Sekondleutnants der Landwehrkavallerie. Träger war so dick, daß man nicht für möglich hätte halten sollen, er könne den schweren Bauch tragen. Dennoch bewegte er sich kokett und mit affektierter Leichtigkeit. Sein Haar war schneeweiß, das Angesicht blaurot, die Nase Pontac. Er tänzelte eher, als daß er ging, auf den kommandierenden General zu und sagte: „Ich melde mich zur Disposition der Gardekavallerie“.

Die Gesichter der Tischgesellschaft von ungefähr 25 Personen wurden beim Anblick dieser originellen Erscheinung von einer unwillkürlichen, aber gleichzeitigen Freundlichkeit belebt. Aber der Prinz stand etwas verlegen auf, machte ein Kompliment, sagte: „Ich danke“, setzte sich hin und aß weiter. Der Fremde machte Kehrt und tänzelte wieder hinaus.

Der Anblick der Nordseite war noch weniger betrübend, denn die sehr kurzen Schöße des Waffenrocks reichten nicht über den dicken Sitz, sondern standen fast horizontal fort. Als er verschwunden war, brach die allgemeine Heiterkeit los. Dannenberg ging aber hinaus, um den Meldenden des näheren zu fragen, denn der kommandierende General durfte keinen Offizier verwenden, ohne Befehl oder Erlaubnis des Königs. Er hatte keinen Ausweis bei sich und wollte den Krieg mitmachen. Er nannte sich v. W. und brachte drei Rekonvaleszenten von der Kavallerie, einen von der Artillerie mit. Sie wurden ihm abgenommen. Da man sich eines Offiziers dieses Namens erinnerte, der schon mehrere Male den preußischen Dienst verlassen hatte, zuletzt unter Hinterlassung sehr unangenehmer Reminiszenzen, so wurde er beschieden, man könne ihn nur verwenden, wenn Seine Majestät eine betreffende Ordre gäben. Da verschwand er, wie Schillers Mädchen aus der Fremde.

Am 17. September hatten wir noch einen Ruhetag und erhielten Befehl, den folgenden Tag gegen Paris vorzurücken. Wir standen: Gardekorps in Acy, links davon das XII. Korps in Lizy sur Ourcq, rechts vom Gardekorps das IV. Korps in Nanteuil. Von da aus sollte am 18. und 19. September die Maas-Armee Paris im Norden auf dem rechten Ufer von Marne und Seine einschließen, während die Dritte Armee dies im Süden, also auf dem linken Ufer der Marne und Seine, ausführte.

Jetzt war also unsere friedlich scheinende Reise durch Frankreich beendet. Die Dispositionen warnten davor, die Truppen nicht unnützerweise dem Geschützfeuer der Festungswerke auszusetzen, wobei aber so nahe als möglich an Paris herangegangen werden solle, um die Einschließungslinie möglichst zu verkürzen.

Die erste Einschließung einer Festung ist immer eine umständliche Operation. Hier erforderte sie umsomehr Vorsicht, als man nicht wußte, ob das Korps von Vinoy bereit stehe, uns zu überfallen, wenn wir uns Blößen geben würden, und wir deshalb genötigt waren, gefechtsbereit und konzentriert zu marschieren, nachher aber behufs der Einschließung eine Ausbreitung, also Verteilung der Truppen, nötig wurde. Die Pariser Zeitungen, die wir in den Orten vorfanden, prahlten viel von den weit außerhalb angelegten Schanzen, von den Truppenmassen, die man in Paris zusammenziehe und bilde, von dem Untergange, den wir dort finden würden. Zwar hielten wir das meiste davon für bloße Prahlerei, aber die Dekrete der Regierung lagen vor, und es war nur zweifelhaft, inwieweit eine Ausführung derselben möglich geworden

war. Es konnten also noch weit mehr Truppen als bloß die von Vinoy in Paris auf uns lauern.

Die 5. und 6. Kavallerie-Division waren weit voraus und sollten nach der Disposition am 18. und 19. weit unterhalb Paris bei Poissy die Seine überschreiten, um die Festung von Westen einzuschließen; das IV. Armeekorps sollte am 18. nach Le Mesnil-Amelot,*) Avantgarde Roissy-Goussainville rücken, das Gardekorps nach Thieux, die Garde-Kavallerie-Division als Avantgarde, Vorposten Gonesse, Le Blanc Mesnil—Aulnay les Bondy, das XII. Korps nach Claye, seine Kavallerie in die Linie Sevran-Chelles. Alarmplätze wurden bestimmt. Kurz, wir wußten, daß wir wieder in den Kriegszustand kamen.

Wir hatten zwar die Dekrete der Regierung der Nationalverteidigung gelesen, wonach die Umgegend von Paris in eine Wüste verwandelt werden sollte, damit wir dort weder Unterkunft noch Nahrung fänden, aber wir glaubten an die Ausführung eines solchen Blödsinns nicht, der nur den Franzosen selbst Schaden bringen konnte, und jeder verständige Mensch muß es für Wahnsinn halten, wenn die Pariser ausposaunten, sie würden die Tore von Paris schließen, damit die Feinde vor denselben verhungerten. Aber der Graf Acy sagte uns, daß wir in der Tat die Ortschaften in der Nähe von Paris von den Einwohnern verlassen finden würden, die nach der Festung hineingezogen seien, und daß man in den letzten Nächten zahlreiche Feuersbrünste beobachtet habe.

Der 18. September. Thieux. Unser Marsch führte uns bei schönem Wetter von sieben bis elfeinhalb Uhr nach Thieux. Die erwarteten Gefechte fanden nicht statt. Die Truppen erreichten, ohne vom Feinde gestört zu werden, ihre Marschziele. Nur zwischen Aulnay und Drancy stieß der Rittmeister v. Korff auf einige uniformierte Mobilgarden, die damit beschäftigt waren, eine Schanze aufzuwerfen. Die Leute leisteten der Kavallerie keinen Widerstand. Herr v. Korff wollte immer etwas Besonderes tun. Er kommandierte die Ersatz-Eskadron in Berlin und hatte sich selbst als Ersatz für die Verluste mit zur Armee gesandt. Da war er vor wenigen Tagen zur großen Unzufriedenheit des kommandierenden Generals eingetroffen, der der Meinung war, Korff habe kein Recht, eigenmächtig seine Ersatz-Eskadron in Berlin zu verlassen. Wie es Korff angefangen, um doch bei der Armee zu bleiben, weiß ich nicht.

*) 7 Kilometer südwestlich Dammartin.



Die herrliche Gegend, durch die wir marschierten, bezauberte uns, die Vegetation ist dort in der Nähe von Paris schon eine merklich andere als bei uns und hat südlicheren Charakter, ohne durch das fahle Grün der italienischen Wälder und Gärten das Auge zu ermüden. Wir ritten unter anderm durch ganz ausgedehnte Waldungen von echten Kastanien. Dieser Baum gelangt als Nutzholz nicht zu hohem Alter, sondern wird meist abgeschnitten, wenn er hoch genug ist, um zur Hopfen- oder Bohnenstange zu dienen, denn er wächst in den ersten Jahren sehr schnell.

Unterwegs sahen wir schon in der Richtung auf Paris eine Menge Rauch- und Feuersäulen, den Ausdruck der Zerstörungswut der Regierung der Nationalverteidigung. Bei näherer Besichtigung sahen wir die Getreideschober auf den Feldern brennen. Eine überaus reiche Ernte ward auf diese Weise in einer gesegneten Gegend vernichtet. Nur wenige dieser ungeheuren Erntehaufen waren nicht in Brand, sei es, daß sie übersehen waren, sei es, daß sie nicht Feuer gefangen hatten. Waren es auch verhältnismäßig wenige, so waren es doch genug für uns auf den ganzen Winter. Die Pariser hatten also ihren Zweck nicht erreicht, uns Nahrungssorgen zu bereiten.

Thieux und die näher an Paris liegenden Ortschaften waren von den Einwohnern verlassen. Nur wenige Greise, Krüppel und Bettler waren zurückgeblieben, über die Regierung schimpfend. Das Innere der meisten Häuser war, so viel es in der Eile möglich, zerstört, die Türen und Möbel zerschlagen. An anderen Häusern mußten wir die verschlossenen Türen erbrechen, um hineinzukommen. Die wenigen Zurückgebliebenen sagten aus, daß nicht Einwohner von Thieux, sondern Franktireurs aus Paris den Vandalismus verübt und die Einwohner gezwungen hätten, nach Paris auszuwandern. Man hatte zum Teil sogar die Verzierungen außen an den Häusern zerschlagen. Alles zeugte davon, daß nicht ein System, um uns die Unterkunft unmöglich zu machen, sondern wilde Zerstörungslust vorgeherrscht habe. Wir waren gezwungen, zu unseren Zwecken zu verwenden, was wir fanden. Da keine Eigentümer vorhanden waren, so gab es auch kein Eigentum. Unsere Soldaten wurden systematisch daran gewöhnt, zu nehmen, und entwöhnt, das Eigentum der Landbewohner zu respektieren. Die Folgen lasteten schwer auf Frankreich. Die unklugen Maßregeln der Regierung haben daher nur dem französischen Lande geschadet. Als ein Beispiel sei erwähnt, daß auf den Hof des Hauses, in dem ich mich einquartierte, Aas geschleppt war, das einen Pestgeruch verbreitete.

Für den 19. September, den eigentlichen Zernierungstag, ward

befohlen, daß die Eisenbahn Creil—Paris die Grenze zwischen IV. und Gardekorps, die Bahn Nanteuil—Paris die zwischen dem Garde- und XII. Korps bilden sollte. Die Einzelheiten sollten von den vorzunehmenden Erkundungen abhängen. Im allgemeinen ward bestimmt: IV. Korps St. Brice, Vorposten von Sarcelles bis Deuil an der Nordbahn, sendet eine Brigade bis Argenteuil, zu der die Garde-Ulanen-Brigade stößt, um die Seine abwärts zu beobachten und Verbindung mit der 5. Kavallerie-Division zu halten. Gardekorps Roissy, Vorposten von Aulnay les Bondy über Le Blanc Mesnil, Garches, Bonneuil bis Arnouville und Sarcelles. Garde-Ulanen-Brigade tritt unter das IV. Korps. Das XII. Korps, Claye, besetzt Chelles, Montfermeil, Clichy, Livry und Sévran als Stützpunkte für die vorwärts zu etablierende Vorpostenlinie. Armeekommando Tremblay.

Das Gardekorps teilte seine Aufstellung in zwei Flügel, je einen für eine Division, wovon die erste in Gonesse das Hauptquartier nehmen und die Stellung von Arnouville bis zur Route de Lille halten, die zweite mit dem Hauptquartier in Savigny Ferme die Abschnitte von Le Blanc Mesnil und Aulnay les Bondy halten sollte. Die Einrichtung der vorderen Ortschaften zur Verteidigung ward befohlen, eine allgemeine Reserve von drei Bataillonen der 1. Garde-Division und dem Rest der Garde-Kavallerie-Division in Roissy zur alleinigen Disposition des Prinzen von Württemberg zurückbehalten.

Nachts kam aber ein abändernder Befehl, weil die Patrouillen meldeten, daß der Feind verschanzt bei Pierrefitte stehe, wo also das IV. Armeekorps wohl Gefecht haben werde, und daß der Feind Bourget und Groslay Ferme barrikadiert und den Bahndamm dazwischen besetzt habe. Deshalb solle das Gardekorps bei Gonesse zur Unterstützung des IV. Korps bereit sein. Das Gardekorps dirigierte daher die 1. Garde-Division vorläufig nach der Patte d'oix, die 2. Garde-Division nach Orme de Morly, die Korpsartillerie nach Petit Tremblay, die Kavallerie-Division nach Le Blanc Mesnil, das Hauptquartier nach Orme de Morly. Diese Disposition war nach der Karte, selbstverständlich ohne Kenntnis der Gegend, gemacht, in der noch niemand von uns gewesen war. Daraus entstanden erheiternde, aber nicht wesentliche Mißverständnisse.

Der 19. September. Roissy. Wir marschierten bei heiterem Wetter um fünfeinhalb Uhr früh ab. Die Disposition führte das Korps in eine konzentrierte Stellung, weil man eine Schlacht mit Bestimmtheit erwartete. Die Stimmung war deshalb auch ernst. Wir

hatten einige Mühe, den auf der Karte Orme de Morly bezeichneten Ort zu finden, und machten einige Umwege. Endlich entdeckten wir, daß damit eine riesenhafte, blätterlose, einem Zahnstocher gleiche, einsam auf einem endlosen Kartoffelfelde stehende Ulme bezeichnet war. Da wurde viel gescherzt, daß das Hauptquartier dort aufgeschlagen werden und in welcher Etage jeder wohnen sollte. Mit der Patte d'oix der 1. Garde-Division verhielt es sich ähnlich, denn patte d'oix nennt der Franzose die Stelle einer Hauptstraße, in der sie sich, ohne gerade einen genauen Kreuzweg zu bilden, in drei Richtungen spaltet, wenn sie, wie hier die Route de Lille, am Kreuzungspunkt sich zu einem großen runden Platz erweitert. An dieser Patte d'oix befand sich eine verlassene Fuhrmannskneipe.

Wir stiegen an der Orme de Morly ab und blickten nach Süden. Die Luft war so klar, wie im Hochgebirge nach einem Gewitter. Ein hoher Berg, im Duft blau gefärbt, zeigte sich unseren Blicken. Hell, im Sonnenschein wie Gold und Silber glitzernd, glänzten darauf zahllose Villen. Das ist Paris, das ist der Montmartre. Da lag es, bezaubernd lieblich und dämonisch unheilvoll wie seine Bewohnerinnen. Wann werden wir darin sein? fragten wir uns. Wird es noch acht oder vierzehn Tage dauern? Jeder von uns glaubte, daß die Pariserinnen auf Kapitulation dringen würden, sobald ihnen einmal die Milch zum Kaffee fehlen werde, denn welches entscheidende Wort jede Hausfrau in Frankreich spricht, hatten wir zur Genüge erfahren. Aber darin täuschten wir uns denn doch gewaltig!

Während wir hielten, den Aufmarsch der anderen Korps und die Meldungen über den Feind abzuwarten, kam eine Aufforderung des IV. Korps an das Gardekorps, den Feind, der vor ihm auf der Höhe von Pierrefitte stehe, anzugreifen, und bald darauf, um elfeinviertel Uhr, kam Kronprinz Albert und befahl, das Gardekorps solle sich bei Gonesse bereitstellen, um nötigenfalls dem IV. Korps zu helfen, wenn dieses allein den Feind nicht bewältigen könne. Das Korps schob infolgedessen die 2. Division an den Moréebach, die 1. Division in die Stellung Arnouville—Garches vor, stellte die Korpsartillerie an der Malmaison-Ferme von Gonesse auf, wohin der Prinz von Württemberg ebenfalls ging, die Ereignisse abzuwarten. Andere Meldungen von einem Vormarsch feindlicher Truppen auf Aulnay nötigte dann, die 2. Division dorthin zu dirigieren.

So entstand ein fortwährendes Hin- und Herschieben der Truppen, und unser kommandierender General saß im Garten der Ferme, wo er schließlich in der Sonne etwas einschlief. Alle diese Ortschaften er-

innerten mich, weil von Einwohnern entblößt, an Pompeji, so tot, so leer, so geisterhaft! Der letzte Bewohner von Malmaison aber kam mit einem Male langsam und bedächtig durch die enge Gartentür auf uns zu und näherte sich uns stumm Schritt vor Schritt, mit dem Kopf nickend. Es war ein schneeweißer, uralter Schimmel. Ich ging mit einer Rute ebenso stumm auf ihn zu, denn ich wollte den Prinzen nicht wecken, und winkte mit der Rute. Da trat das Tier nickend rückwärts Schritt vor Schritt wieder zur Gartentür hinaus. Andern Tags fanden wir es tot auf der Straße. Ich glaube, das arme Vieh war verhungert.

Spät nachmittags kam Kronprinz Albert und befahl Einrücken in die Kantonements. Alle die Meldungen über feindliche Bewegungen hatten sich nicht bestätigt. Die Verschanzungen bei Pierrefitte waren gar nicht vollendet, die Feinde darin, gering an Zahl, waren bei bloßer Annäherung des IV. Armeekorps fortgelaufen, und einige hatten sich gefangen gegeben. Es waren Nationalgarden. Nun bezogen wir die Quartiere, in die schon Kommandos vorausgesandt waren, um sie zu verteilen. So richteten wir uns vor dieser Stadt ein, vor der wir, was wir jetzt allerdings nicht ahnen konnten, über acht Monate bleiben sollten.

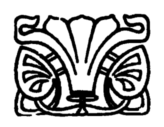
Es ist vielfach die Ansicht ausgesprochen worden, und selbst der Reichskanzler hat sich einst mir gegenüber dahin geäußert, daß man am 19. und 20. September Paris hätte von allen Seiten stürmen können. Dies ist ein gewaltiger Irrtum. Allerdings war man in der Festung noch nicht mit allen Vorbereitungen zur Verteidigung fertig, aber die Werke waren immerhin sturmfrei, konnten also nur mit Hilfe von Belagerungsgeschütz bewältigt werden, das wir nicht hatten. Außerdem waren wir durch die anstrengenden Märsche so geschwächt, daß beispielsweise das ganze Gardekorps nur noch 9000 Mann Infanterie zählte, denn die früheren Anstrengungen äußerten ihre Wirkung auf viele Soldaten erst nachträglich, während des verhältnismäßig viel weniger anstrengenden Marsches von Mouzon nach Paris. Immerhin hatten wir auch da Gewaltmärsche gemacht, denn wir hatten von Mouzon bis Paris nur zwei Ruhetage gehabt. Wir konnten also froh sein, wenn es uns zunächst gelang, die eineinhalb Meile Front der Einschließungslinie mit den 9000 Mann zu behaupten, und mußten das Eintreffen der Ersatzmannschaften abwarten, ehe wir an energische Offensive denken konnten. Die ganze Einschließungslinie betrug elfeinhalbe Meile!

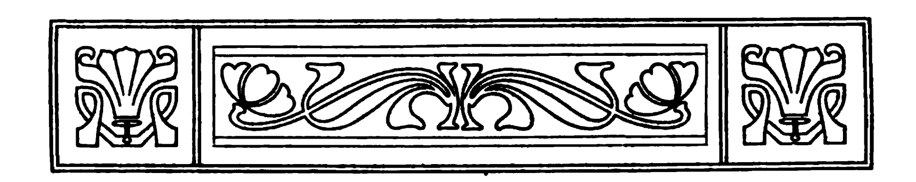
Wir hatten am 3. August den Rhein bei Mannheim verlassen und waren am 19. September vor Paris angekommen. Das Hauptquartier

hatte in diesen 48 Tagen 120 Meilen Marsch zurückgelegt. Mein Stab mit den Truppen, die Montmédy beschossen, über 126 Meilen. Wenn die Hauptquartiere sich vorwärts bewegen, entfällt auf den gemeinen Mann, der seitwärts in entfernte Quartiere gehen, auch Patrouillen machen muß, oft das Doppelte an Weg. Von diesen 48 Tagen entfielen zwei auf je eine der größten Schlachten, die je geschlagen sind mit ihren unendlichen Anstrengungen, und nur fünf auf Ruhetage — 9. und 22. August, 4., 12. und 17. September —, wovon einer für diejenigen Truppen ausfiel, die bei dem Versuch auf Montmédy beteiligt waren.

Noch sei die Leistung der Munitionskolonnen erwähnt. Am 19. September, als wir vor Paris Quartiere bezogen, traf die Munitionskolonne des Hauptmanns Räbel beim Korps ein mit voller Munition. Die anderen folgten in den nächsten Tagen. Räbel war am 3. September von Sedan abmarschiert, hatte seine Munition wieder in Saarlouis holen müssen und war am 19. September vor Paris. Man kann seinen Marsch auf achtzig Meilen annehmen, die er in sechzehn Tagen zurücklegte. Sein Eifer befriedigte den Prinzen von Württemberg außerordentlich, der ihn zum Essen einlud und ihm auf meine Bitte das Eiserne Kreuz übergab, indem er sagte, derartige Leistungen der Munitionskolonnen seien wie die Veilchen, welche im Verborgenen blühen.

Er war vor- und nachmittags marschiert, hatte sich nachts nur in Dörfern weit seitwärts der Hauptstraße aufgehalten, die noch wenig von Truppen belegt waren. Es kümmerte ihn wenig, wieviel Pferde der Anstrengung erlagen. Im nächsten Nachtquartier ersetzte er den Abgang durch Requisition bei den Bauern. Die Tornister der Begleitmannschaft ließ er auf die Wagen binden und die Ermatteten ebenfalls darauf setzen. Sein Feldwebel Herbst aber, ein vortrefflicher Mann, erlag den Anstrengungen und starb bald nach seiner Ankunft vor Paris am Typhus.





Zweiter Teil.

Vor Paris.

(Hierzu Karte 4 Paris 1870/71 am Schluß des Bandes.)

---

1. Vom 19. September bis 27. Oktober.

Kantonements und Stellungen. Als wir in die Kantonements abmarschierten, kam mir Leutnant Clauson v. Kaas entgegen, der mit den Trainsoldaten und der Bagage meines Stabes in unser Kantonement Roissy geritten war, Quartier zu machen. Auf meine Frage, wie wir untergekommen seien, zuckte er die Achseln und meinte: „So gut es eben geht!" Aber ein verschmitztes Lächeln deutete mir an, daß die Unterbringung nicht übel sein werde. Wir rückten also in Roissy ein. In diesem recht geräumigen Ort waren etwa fünf oder sechs Einwohner zurückgeblieben, Krüppel, Bettler und Strauchdiebe, die meisten wohl alles zugleich. Der Prinz von Württemberg bezog das stattliche in einem prächtigen Park gelegene Palais des Maire, mir war eine leere Villa angewiesen, die mit dem verfeinerten französischen Komfort eingerichtet war, wie ihn sich eben ein reicher Besitzer in diesem Lande beschafft. Wenn auch die flüchtigen Einwohner oder terrorisierende Pariser Franktireurs manches zerstört hatten, so war doch so viel übrig geblieben, daß wir sehr bequem dort leben konnten, um so bequemer, als keine Einwohner vorhanden waren, die auch noch Platz einnahmen. Offiziere, Schreiber, Mannschaften und Pferde fanden ausreichende Unterkunft, jeder der Offiziere erhielt ein Zimmer, und außerdem hatten wir einen hübschen Salon und ein Billardzimmer. Wenn nun auch die Telegraphendrähte, die durch sämtliche Stuben gingen, zerschnitten, die Gardinen zerrissen waren, so waren doch Matratzen und Rouleaux geblieben, ebenso Tische und Stühle, ja sogar das Billard hatte seine Queues und Bälle unversehrt und stellte uns Zeitvertreib für lang-

weiliges Warten in Aussicht. Wir richteten uns ganz häuslich ein und fühlten uns mit der Zeit in dieser schönen Sommerwohnung ganz wohl, nachdem wir uns auch mit allen den Kleinigkeiten versehen hatten, die man sich sonst vom Hausbesitzer geben läßt, als da sind: Lichte, Tinte, Kaffeetassen zum ersten Frühstück, Schwefelhölzer usw., Dinge, die sich der Franzose dort sonst aus Paris holt, und die wir in Meaux, vier Meilen weit, holen lassen mußten. Während wir uns am ersten Tage häuslich einrichteten, kam ein Franzmann in blauer Bluse herein in das Haus, betrat den Salon, setzte sich in einen Lehnstuhl, stemmte die Ellbogen auf den Tisch, das Kinn ruhte in beiden Händen, und er sah mich mit seinem Gaunergesicht frech und herausfordernd an. Ich fragte ihn nach seinem Begehr. Er sagte, er verwalte das Haus. Daß er nicht der Besitzer einer so elegant eingerichteten Villa sein könne, das sagten mir sein Betragen wie sein Gaunergesicht und sein zerlumpter Anzug. Ich bemerkte ihm, daß, da ihm das Haus ja nicht gehöre, ich nicht begriffe, wie er dazu käme, es zu verwalten. Er sei, sagte er, ein Verwandter des Besitzers und von demselben beauftragt, darüber zu wachen, daß nichts Ungehöriges passiere. Der freche Spitzbube hatte sich in seiner Adresse geirrt. Ich sagte ihm nämlich, das einzige Ungehörige hier sei, daß er sich in den Lehnstuhl gesetzt, und wenn er nicht die schönsten Prügel haben wolle, so möge er sich baldigst aus dem Hause entfernen.

Da stand er auf und ging mit einem trotzigen „eh bien“ hinaus, und ich sah ihn nie wieder. Den Krüppeln und Bettlern, die ohne Lebensmittel im Ort geblieben waren, haben wir später von unserer gelieferten Verpflegung zu essen gegeben.

Unsere Existenz in den einwohnerlosen Ortschaften der Umgebung von Paris zog die ungewöhnlichsten, oft komischsten Lagen nach sich. Sie seien hier vorgreifend schon geschildert, damit ich später nicht den Lauf meiner Erzählung zu unterbrechen brauche. Wenn die militärische Lage Kantonementswechsel nötig machte, was sehr oft vorkam, da man doch die dem Feinde zunächst kantonierenden und deshalb am meisten angestrengten Truppen von Zeit zu Zeit ablösen mußte, dann nahm jeder in sein neues Quartier mit, was er fortbringen konnte, um dort so bequem als möglich zu leben. Nach der Belagerung kamen die Besitzer aus Paris heraus und fanden eine heillose Verwirrung des Eigentums. Ein Franzose erzählte mir lachend, er habe sein Haus prachtvoll möbliert gefunden, obgleich dasselbe vorher nur mit einer sehr einfachen Ausstattung versehen gewesen. Die kostbarsten Sessel, Sofas und dergleichen hätten dagestanden, aber leider hätte nicht ein Stück zu dem

anderen gepaßt, und von allen diesen Dingen habe er nicht gewußt, wem sie gehörten. Der Anblick sei sehr drollig gewesen von einem blauen Plüschsofa neben einer gelben Seidenchaiselongue und grünen, roten und grauen Fauteuils und Puffs usw. Ich habe nicht sehr oft Quartier gewechselt, aber doch meiner Bequemlichkeit in sehr verschiedenen Graden pflegen können. Meine Villa in Roissy war ein Dorado. Im Oktober quartierten wir nach Gonesse um. Die Villa des Mr. Lucy de Gonesse ward mir überwiesen; sie war noch geräumiger als die in Roissy. Aber meine Vorgänger im Quartier hatten schon vieles daraus mitgenommen. Lehnstühle fehlten, und Bettwäsche mußte ich entbehren. Ein vortreffliches Billard stand da, es fehlten aber die Bälle, die wir also aus Roissy mitnahmen. Die Zimmer entbehrten des Schmucks, wie Pendülen und Figuren auf den vorhandenen Konsolen an der Wand usw. Wir vermuteten anfangs, das sei alles geraubt. Aber frische Erde im Garten verlockte in den Tagen der Untätigkeit zum Nachgraben, und wir fanden dort viele kostbare Sachen vergraben, die wir reinigten und auf die zugehörigen Plätze stellten. Als Mr. Lucy während des Waffenstillstandes aus Paris kam und dies sah, weinte er Tränen der Rührung und wollte mich umarmen.

Von Weihnachten bis Anfang März war ich in Versailles. Dort ward mir das kleine Palais einer italienischen Herzogin zugewiesen, in dem bis dahin noch keine Einquartierung gewesen war. Ein Concierge nebst Frau war darin geblieben. Anfangs fehlte es an allem, aber als der Concierge sah, daß wir nichts stahlen, kam nicht nur alles Nötige zum Vorschein, sondern wir speisten auch bald auf schönem Service mit silbernen Bestecken. Nach kurzem Aufenthalt in Gonesse marschierte ich im März nach Senlis, wo ich die Villa eines abwesenden Mr. de Baru erhielt. Dienerschaft war zugegen. Es war alles auf das luxuriöseste eingerichtet. Der Waffenstillstand und die durch den Aufstand in Paris drohende Gefahr ließen uns den Bewohnern als befreundete Macht erscheinen, also wurden wir gut behandelt. Als aber der heftige Kampf in Paris wieder auch unserseits eine enge Einschließung der Stadt von Norden und Osten nötig machte, da rückte ich am 17. Mai nach Montmorency. Man wies mir ein großes Haus neben der berühmten Kastanie von Rousseau an, aber in diesem Haus gab es kein einziges Möbel. Wir mußten die erste Nacht auf der Diele schlafen, den Kopf auf dem Sattel. Mit Mühe erhielten wir die nächste Nacht Stroh, später Strohsäcke. Bettstellen bekamen wir bis zum Abmarsch nicht. Das Mobiliar bestand aus meinen mitgebrachten Feldstühlen und Feldtischen. Dieses dürftige Quartier war dann das letzte in Frankreich.

Am 4. Juni 1871 habe ich es verlassen, um mich nach der Eisenbahnstation Pantin vor Paris zu begeben und nach der Heimat verladen zu lassen.

Stellungen. Nachdem wir eine Nacht geruht hatten, sollte die vollständige systematische Einschließung von Paris ausgeführt werden. Dies war am 19. noch nicht geschehen, sondern wir hatten uns nur im allgemeinen gefechtsbereit davor aufgestellt. Um halb sechs Uhr früh ritt der kommandierende General mit dem ganzen Stabe von Roissy ab, auf Paris zu, um die näheren Anordnungen zu treffen. Die Truppen rückten aus. Dem Gardekorps war der Raum von Stains bis Aulnay les Bondy einschließlich überwiesen. Die Hauptposition kennzeichnete sich durch den Terraineinschnitt des Morée-Bachs nördlich von Le Bourget, und es gab die Natur des Geländes, daß im Zentrum, zu beiden Seiten der großen Route de Lille, die Batterien der Korpsartillerie aufzustellen waren, wogegen rechts, auf der Höhe von Stains, die Batterien der 1. Garde-Infanterie-Division, links, nördlich desselben Morée-Bachs, zwischen Le Blanc Mesnil und Aulnay les Bondy, die der 2. Garde-Infanterie-Division ihren natürlichen Platz fanden. Ich hatte mir am Tage vorher das Terrain schon daraufhin angesehen. Im Vorreiten machte ich, als wir auf der sanft dominierenden Höhe anlangten, dem Prinzen von Württemberg diesen Vorschlag. Derselbe befahl, ich sollte die Requisition an Arbeitern stellen, und ich antwortete ihm, daß wir Artilleristen keine Hilfe gebrauchten. Das hätte mir der Ingenieur Wangenheim fast übel genommen, denn er wollte sich gern nützlich machen. Ich sagte ihm, er möge lieber seine Pioniere dazu benutzen, um die Ortschaften zur Verteidigung gut einzurichten. Nach meiner Anordnung standen somit meine Batterien 500 bis 700 Schritt hinter dem Bach, der dem Feinde ein Hindernis bereitete. Einige von unserer Infanterie besetzte Örtlichkeiten der Hauptverteidigungsposition, wie Dugny, Stains, Le Blanc Mesnil und Aulnay, waren dem Feinde wohl noch 300 bis 500 Schritt näher. Das war aber bei dem damaligen Verhältnis der Tragweite unseres Infanteriegewehrs und der Artillerie geboten. Jetzt, wo das Infanteriegewehr eine entscheidende Wirkung auf weit größerer Entfernung hat, dürfte die Entfernung der Artillerieposition von der vordersten Verteidigungslinie der Infanterie nicht so groß gewählt werden.

Der Prinz zweifelte, ob wir Artilleristen uns so bald allein in der Stellung würden festsetzen können. Ich sagte ihm, daß wir zwei Stunden dazu brauchten. Diese kurze Zeit setzte ihn sehr in Erstaunen. Ich traf

jetzt die nötigen Anordnungen. Unterdessen ritt der kommandierende General nach Le Bourget, denn es ward gemeldet, daß der Feind diesen Ort verlassen habe, sobald sich unsere Truppen genähert. Das Städtchen lag mit seinem diesseitigen Ausgang 2000 Meter vorwärts unserer Hauptverteidigungsposition und erstreckte sich, in dicht gedrängter, zusammenhängender Häuserreihe nach Paris zu, die Route de Lille entlang, bis auf 2000 Meter vom feindlichen Fort Aubervilliers. Dort bildet eine Bahnstation am Übergang der Eisenbahn über die genannte Straße das Südende des Orts.

Le Bourget, im freien Felde ohne irgendwelche Anlehnung liegend, bildete somit einen vor die eigentliche Haupteinschließungslinie weit vorgeschobenen, allseits leicht zu umgehenden Posten. Rechts davon liegt Courneuve und links davon Drancy. Ersteres sollte von der 1. Garde-Infanterie-Division, letzteres von den Sachsen besetzt werden. Aber ersteres lag so ungünstig dicht am Fort de l'Est, daß nicht daran zu denken war, es dauernd zu behaupten, und die Sachsen gingen auch aus Drancy heraus, ihre Stellung weiter rückwärts wählend, obgleich Drancy nicht näher an den Forts von Paris war als Le Bourget. Somit standen unsere äußersten Vorposten in dem letztgenannten Ort sehr exponiert. Sie sahen vor sich den Feind im Fort Aubervillers, rechts in Courneuve, links in Drancy, und diese sehr exponierte Lage bewog den General v. Budritzki, der Besatzung von Le Bourget durch die Zahl diejenige Sicherheit zu gewähren, die ihr die Lage versagte. Er bestimmte drei Bataillone, eine Eskadron und eine Batterie dorthin.

In der für die Korpsartillerie bestimmten Stellung wies ich rechts der Route de Lille die 2. Fuß-Abteilung, links derselben die Reitende Abteilung an, sich einzuschneiden. Als wir mit der Arbeit fertig waren, kam der kommandierende General aus Le Bourget zurück. Ich meldete ihm, daß wir fertig seien. Er wollte es kaum glauben, besichtigte die Batterien und war sehr zufrieden. Ich ordnete jetzt eine permanente teilweise Besetzung der Position derart an, daß immer, solange das Tageslicht das Schießen gestattete, ein Teil der Batterien in Position stehen mußte, während der Rest in den Kantonements ruhte. Die Zeit des Ausharrens in der Stellung hatten die Batterien, wenn kein Gefecht stattfand, zur Vervollkommnung der Einschnitte zu benutzen. So entstanden mit der Zeit die schönsten Erdwerke mit Deckungen für die Protzen, für alle Mannschaften und gedeckte Kommunikationen für die Offiziere und Unteroffiziere. Wir Artilleristen sahen dann unsere Werke mit Stolz und Befriedigung an und freuten uns auf die Probe.

Als der Prinz von Württemberg nach Roissy zurückritt, begab ich mich mit seiner Erlaubnis zu den beiden Divisionskommandeuren, um

ihnen die Stellung der Korpsartillerie mitzuteilen und die Verwendung der Divisions-Batterien mit ihnen zu besprechen. Ich fand Budritzki in Le Bourget nicht mehr, wohl aber die im wirksamsten Feuerbereich des Forts Aubervilliers haltende Batterie v. Unruh, 5. leichte, die dort in Rendezvousstellung ihrer Bestimmung harrte und im Ort kantonieren sollte. Darüber erschrak mein artilleristisches Herz, und ich fand Budritzki in Le Blanc Mesnil, wo ich ihn bewog, keine Artillerie vorwärts der Hauptverteidigungsposition kantonieren zu lassen. Mittlerweile hatte ich auch Fort Aubervilliers rekognosziert und als vollkommen sturmfrei erkannt. Ein gewaltsamer Versuch auf dieses Fort wäre barer Unsinn gewesen. Dann ritt ich zu General v. Pape und fand seine vier Batterien in den Weinbergen diesseits Stains auf einer Höhe sehr rationell aufgestellt, der man den Namen Wilhelmshöhe gab. Das Feuer dieser Batterien konnte sich mit dem der Korpsartillerie vorwärts Dugny, mit dem der Batterien Budritzkis hinter Aulnay vorwärts Le Blanc Mesnil kreuzen und die Hand reichen. Gegen Mittag kehrte ich nach Roissy zurück.

Die Kantonements wurden heute definitiv, wie folgt, verteilt:

Generalkommando: Roissy;

1. Garde-Infanterie-Division: Gonesse,
   - 6 Bataillone, 1 Eskadron, 4 Batterien, 1 Pionier-Kompagnie: Gonesse,
   - 2 Bataillone, 1 Eskadron: Arnouville,
   - 1 Bataillon, 2 Jäger-Kompagnien: Stains,
   - 1 Bataillon, 1 Jäger-Kompagnie: Dugny,
   - 1 Bataillon, 1 Jäger-Kompagnie, 1 Eskadron: Garges,
   - 2 Bataillone: Bonneuil,
   - 1 Eskadron: Malmaison Ferme,
   - 1 Bataillon: Roissy,
   - 1 Bataillon: Chantilly (beim Armee-Magazin);

2. Garde-Infanterie-Division: Le Blanc Mesnil,
   - 3 Bataillone, 1 Eskadron: Le Bourget,
   - 7 Bataillone, 1 Eskadron, 3 Batterien: Le Blanc Mesnil,
   - 1 Batterie: Savigny Ferme,
   - 3 Bataillone, 2 Eskadrons: Aulnay;

Garde-Kavallerie-Division: Mitry,
   - 2 Regimenter: Mitry und Morny,
   - 1 Regiment: Gr. Tremblay,
   - 1 Regiment: Villeneuve;

Korpsartillerie: Le Thillay,
1 Batterie: Roissy,
3 Batterien: Le Thillay,
3 Batterien: Goussainville,
Munitionskolonnen: Louvres,
Pontonkolonne: Villeron;

Trains und Lazarette:
1 Lazarett: Gonesse,
1 Lazarett: Mauregard,
Rest: Moussy le Neuf,
Proviantkolonnen und Fuhrenpark: Mauregard, Moussy le Vieux,
Pferdedepot: Chennevières, Epiais les Louvres.

Unsere Vorpostenlinie lief vom Südausgang von Stains über Moulin Vieux an den Bahnhof südlich von Le Bourget und von da die Eisenbahn entlang bis südlich Aulnay.

Die Stellung war 10 Kilometer lang und schloß sich an das rechts bei Pierrefitte stehende IV. Korps und an die links bei Sevran beginnenden Sachsen.

War die Ausdehnung von 1½ Meilen für 9000 Mann Infanterie schon an sich bedeutend, so wurde unsere Stellung noch durch mannigfache Schwächen gegen einen unternehmenden Feind gefährdeter. Zunächst lag Le Bourget, wie schon gesagt, weit vorgeschoben und konnte auf freiem Felde allseitig umgangen werden. Kam der Feind in der Nacht mit bedeutenden Kräften und griff es bei Tagesanbruch überraschend an, dann mußte es viele Stunden auf sich selbst angewiesen sein, ehe das alarmierte Korps Hilfe bringen konnte. Ging es aber verloren, so konnte der Feind zwischen Le Blanc Mesnil und Dugny auf freiem Felde zu beiden Seiten der Route Lille unsere Stellung in einer Breite von 3000 Metern durchbrechen, denn der Morée-Bach konnte mit geringem Aufenthalt überschritten werden. Hier mußten wir uns in diesem Falle, vom Terrain nur wenig begünstigt, schlagen. Deshalb hatte ich hier die Stellungen für die Korpsartillerie einrichten lassen.

Des weiteren wurde unsere Stellung, und insbesondere Le Bourget, dadurch sehr gefährdet, daß die Sachsen nicht, wie es ihnen vorgeschrieben war, Drancy, Bondy und den Mont Avron besetzten, sondern ihre Vorposten von da wieder 3000 bzw. 1500 Meter zurückzogen. Le Bourget konnte also von Drancy aus in der linken Flanke sehr gefährdet werden und absorbierte ein ganzes Infanterie-Regiment, wie schon gesagt. Immerhin blieb es in der ganzen Zeit unser Angstkind, wie es

der Prinz von Württemberg nannte. Wieviel Kämpfe es kosten sollte, und wie entscheidend der Mont Avron war, sollte die Zukunft lehren. Bei uns entstand aber eine gereizte Stimmung gegen die Sachsen, die den Befehl der Maas-Armee, Drancy, Bondy und den Mont Avron zu besetzen, nicht befolgt hatten, auch gegen das Oberkommando der Maas-Armee, welches die Maßregel der Sachsen stillschweigend duldete, von uns aber die Behauptung von Le Bourget ferner verlangte. Zum Glück war der Feind zunächst nicht unternehmend, und wir konnten uns für die nächste Zeit der Sicherheit hingeben. Ehe er aber in Paris seine entmutigten Truppen wieder organisierte, konnten wir auf das Eintreffen des Ersatzes und der Rekonvaleszenten rechnen und uns auf 30 000 Mann Infanterie mehr verlassen als auf 9000.

Abends sechs Uhr traf eine Instruktion der Maas-Armee ein, welche für die Einschließungsstellung im Bereich der Maas-Armee folgende Direktiven gab:

1. Nicht ängstliches Festhalten an den vorgeschriebenen Stellungen, wo das Terrain Abweichung davon gebietet.

2. Um die ausgewählten Stellungen rechtzeitig mit den Truppen beziehen zu können, sind Vorposten so weit vorzuschieben, daß sie früh genug Nachricht von einem Ausfall geben können. In den ausgewählten Stellungen haben sich die Truppen bis auf den letzten Mann zu schlagen.

3. Die Stellungen sind durch alle Mittel der Fortifikation für die Defensive, jedoch so zu verstärken, daß auch eine Offensive möglich ist.

4. Als Hauptstützpunkte sind Dörfer, Wälder usw. zur Verteidigung einzurichten.

5. In Ermangelung derselben sind Schanzen zu erbauen.

6. Geschütze nicht in Dörfer oder Schanzen zu stellen, sondern seitwärts.

7. Geschütz-Emplacements für zwei bis sechs Geschütze.

8. Schützengräben zwischen den Hauptstützpunkten.

9. Hütten und Baracken für die Soutiens der Vorposten.

10. Anstauungen, wo es möglich, vor der Front der Position; Staudämme fortifikatorisch zu sichern.

11. Das Gardekorps hat den Ourcq-Kanal abzuleiten, damit dem Feinde das Trinkwasser zu entziehen und den Morée-Bach anzustauen.

12. Betraf Kolonnenwege.

13. Betraf Wegweiser.

14. Betraf Beobachtungsposten.

15. Betraf Alarmsignale und Fanale.

16. Einzureichende Krokis.

Diese Instruktion der Maas-Armee war in jeder Beziehung zutreffend und in allen Teilen so, wie die Anordnungen des Gardekorps bereits erfolgt waren, denn unsere Verteidigungsstellung war von der Wilhelmshöhe über Garges, Dugny, Le Blanc Mesnil, Aulnay gewählt und die Vorposten nach Stains, Moulin Neuf, den Mollette-Bach, Bahnhof Bourget, Eisenbahn Paris—Soissons, also 2000 bzw. 3000 Meter, vorgeschoben. Nur ein Punkt war uns neu, nämlich die Ableitung des Ourcq-Kanals und die Stauung des Morée-Bachs. Gelang die Verwirklichung dieses Gedankens, der von General v. Moltke ausgegangen sein soll, welcher allerdings den Mollette-Bach anstauen lassen wollte, dann wurde das freie und allseitig leicht passierbare Zentrum der Position des Gardekorps ganz unüberwindlich und bedurfte keiner Verteidigung.

Oberst v. Wangenheim begann den folgenden Morgen sofort mit der Rekognoszierung und Vermessung und stellte fest, daß die Ableitung des Ourcq-Kanals in den Morée-Bach sehr leicht, und daß zur Anstauung ein Damm bei Le Blanc Mesnil, durch dies befestigte Dorf gedeckt, ein Damm am Pont Iblon, auf dem die Route de Lille den Bach überschreitet, und ein Damm unter dem Schutz von Dugny ausreiche.

Die Arbeiten wurden sogleich am folgenden Tage angefangen. Der Staudamm bei Dugny erforderte die meiste Arbeit, denn er mußte 200 Schritt lang und bis zu 12 Fuß hoch aufgeführt, oben mit passierbarem Weg versehen werden. Dennoch wurde er bald beendet, denn von der Infanterie wurden so viel Arbeiter gestellt, als überhaupt angestellt werden konnten. Binnen fünf Tagen waren die Dämme so weit, daß man den Kanal ableiten konnte.

Dicht bei Sevran nähert er sich dem Morée-Bach. Hier ward der ihn begleitende Damm durchstochen und der Kanal nach Paris zu verdämmt. Jetzt strömte dieses schöne klare Trinkwasser in den Morée-Bach und füllte dessen Tal in einer Breite von 200 Schritt an.

Von Sevran bis Dugny war jetzt die Front der Stellungen durch eine Wassermasse gedeckt, die vor Sevran und Aulnay einen undurchdringlichen Sumpf, dann aber bis Dugny eine 200 Schritt breite, 9 Fuß tiefe Wasserfläche bildete. Nur bei Aulnay, Le Blanc Mesnil, Pont Iblon und Dugny gab es Übergänge. Ein aus Paris ausfallender Feind wäre allerorts auf dem Felde ertrunken. Die Übergänge waren aber durch sehr starke Verschanzungen gedeckt.

Vom 30. September ab war die Überschwemmung bereits hoch genug gestiegen, um den schwächsten Teil unserer Stellungen zu schützen und in den stärksten zu verwandeln. Aber die Hoffnung, Paris durch

die Entziehung des besten Trinkwassers zur Kapitulation zu zwingen, ging nicht in Erfüllung. Die Pariser müssen noch viele andere gute Trinkwasserquellen gehabt haben.

Das durch diese Überschwemmungen angefüllte Tal des Morée-Bachs war, weil tief eingeschnitten, sehr fruchtbar. Die von Roissy nach Paris sich in einer Breite von einigen Meilen hinziehende Ebene war mit endlosen Kartoffelfeldern bedeckt, aber in dem Tale des Morée-Bachs wurden auf üppigem, feuchtem Boden kostbare Gemüse gezogen, deren Eigentümer, weil flüchtig in Paris, die Einerntung versäumten. Namentlich gab es dort Artischocken von einer Größe, wie sie bei uns in Deutschland ganz unbekannt sind. Ehe das Tal mit Wasser überschwemmt war, ließ ich alle meine Wagen anspannen und führte sie dorthin, um soviel als möglich von den Tomaten und Artischocken für die Küche des Generalkommandos einzusammeln. Der Prinz von Württemberg hatte große Freude darüber. Da kam es nicht selten vor, denn die Franzosen fingen bereits an, aus ihren weittragenden Festungsgeschützen ins Vorterrain zu schießen, daß Granaten über unsere Köpfe hinwegsausten, während wir Gemüse ernteten. Aber es störte uns nicht, auch waren uns diese „Brummer“ nicht zugedacht, denn der Feind konnte uns in diesem Tal nicht sehen. Der größte Teil der schönen Früchte ist aber in der Überschwemmung ertrunken, denn unsere Mannschaft machte sich nichts daraus, da sie diese Nahrung nicht kannte, und sammelte lieber Kartoffeln.

Sobald durch die Inundation die Stellung des Gardekorps in der Ausdehnung von fast einer Meile nahezu uneinnehmbar geworden war, fand auch das Oberkommando der Maas-Armee, daß das Gardekorps einen größeren Bezirk decken könne, damit die benachbarten Korps imstande seien, besonders gefährdete Punkte ihrer Einschließungslinie stärker zu besetzen. Da mußten wir auch die Positionen von Sarcelles und Grauley mit übernehmen und die Vorposten nach Pierrefitte und gegen Villetaneuse geben. Die Positionen des Gardekorps betrugen dann 15 Kilometer oder zwei deutsche Meilen. Allerdings war es da schon wieder auf voller Kriegsstärke.

Als die Inundation vollständig fertig war, suchte ich den Prinzen Nikolaus von Nassau durch eine Paradoxe zu necken, ward aber zum Unglücksprophеten. Der vortreffliche Prinz fing nämlich vor Paris, als keine Märsche und Gefechte stattfanden, an, sich gewaltig zu langweilen, und hoffte von einem Tage zum anderen auf die Kapitulation und die Rückkehr in die Heimat, wo er bei Frau und Kind lieber weilte, als vor Paris zu faulenzen. Als der kommandierende General daher

die Inundation besichtigte, meinte Prinz von Nassau, die Arbeit sei hoffentlich bald unnütz, Paris werde kapitulieren. Da bot ich ihm eine Wette an, daß wir noch auf der Inundation würden Schlittschuh laufen können. Bei diesem Gedanken erblaßte der Prinz und sagte, wenn er das glaube, reise er gleich nach Hause. Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat sind vergangen, Paris hat nicht kapituliert, die Inundation bot die schönste Schlittschuhbahn dar und mußte während des harten Winters alltäglich mit unsäglichen Anstrengungen aufgeeist werden, um trotz des strengen Frosts auch ferner den Schutz zu gewähren. Aber der Prinz von Nassau ist nicht zu seiner Familie zurückgereist, sondern hat bei uns ausgehalten. Der Mensch findet sich eben in alles, wenn er erst drin ist und nicht wieder heraus kann.

Leben vor Paris. Es fing jetzt für uns ein ziemlich einförmiges Leben an, das nur selten durch Ereignisse unterbrochen wurde. Dieses Leben gestaltete sich für mich folgendermaßen: Des Morgens erledigte ich die schriftlichen Arbeiten, setzte mich zu Pferde und ritt in die Positionen, wo gerade etwas zu beaufsichtigen oder zu besprechen war. Erstes und zweites Frühstück nahm ich mit meinem Stabe in unserer Villa ein. Mittags um drei Uhr versammelte sich das ganze Hauptquartier des Korps beim Prinzen von Württemberg zum Essen. Er liebte nicht, daß jemand zu spät kam, wenn nicht besondere Ereignisse seine Verspätung rechtfertigten. Das Essen wurde, je länger wir vor Paris lagen, um so luxuriöser, denn die Transporte aus der Heimat gestatteten dem Prinzen, allerhand Delikatessen nachkommen zu lassen. Dies setzte auch den Koch in den Stand, uns Abwechslung zu bringen, während alle anderen Militärs über den täglichen Hammel seufzten, der bald allen zuwider ward, denn hinter uns war Rinderpest ausgebrochen und Nachführung von Rindfleisch untunlich. Nach Tische wurde die Whistpartie regelmäßig gespielt, drei oder vier Rubber, und dann schloß sich gewöhnlich die Befehlsausgabe an. Anfangs ritt ich auch wohl noch irgendwohin. Aber die Tage nahmen ab, und die früh eintretende Dunkelheit verbot mir bald, noch nachmittags auszureiten. Da gewährte mir das Billard eine angenehme Bewegung und Privatkorrespondenz Beschäftigung.

Abends halb neun Uhr fand sich das Generalkommando zum Tee wieder beim kommandierenden General ein, und nach dem Tee schloß die zweite Whistpartie das Tageswerk.

Unseren Truppen wurde die gezwungene Untätigkeit sehr zur Last. Wenn es mir auch noch soeben gelang, den 21 Pferden des Stabes die

für die Gesundheit nötige Bewegung zu verschaffen, indem jeder von uns vier Offizieren täglich zwei Pferde ritt, Ordonnanzen mit Handpferden nachbestellt wurden, und für die Wagenpferde Fahrten ausgedacht werden konnten, so waren die Truppen doch durch die nötige Gefechtsbereitschaft gegen Ausfälle an ihre Kantonements gebunden, und wenn man auch die Vorposten ablöste und viele Erdarbeiten ausführte, so gab es doch Bataillone, die viele Tage lang gar nichts anderes zu tun hatten, als gefechtsbereit zu warten. Da wurde, selbstverständlich nur in der Nähe der Kantonements, exerziert, um den Mannschaften die für ihre Gesundheit nötige Bewegung zu machen. Major v. Derenthall, früher Adjutant beim Generalkommando, der nach den schweren Verlusten von St. Privat die Führung des Regiments Franz übernommen hatte, übte bei diesen Exerzitien andere Angriffsformen ein, um ähnliche Verluste zu vermeiden, wenn man auf freiem Felde im Chassepotfeuer vorzugehen habe. Er ging dazu mit ganz in Tirailleuren aufgelösten Bataillons in Echelons, abwechselnd 300 Schritt laufend und dann sich niederlegend, vor. Diese Form des Angriffs wurde vorläufig zur Norm im Gardekorps erhoben.

Am allerwenigsten aber hatte die Kavallerie-Division zu tun, und da die vornehmen und wohlhabenden Offiziere der Gardes du Corps, Kürassiere und Dragoner sich in ihren kleinen, einwohnerlosen Kantonements entsetzlich langweilten, so verschrieben sie sich eine Meute aus England und wollten Parforcejagden reiten. Das erregte den Zorn des Prinzen von Württemberg, der solches Unternehmen verbot, weil die Knochen der Offiziere und Pferde im Kriege lediglich zur Verfügung des Dienstes ständen, und er verlangte vom Divisionskommandeur, er möge den Offizieren durch recht viel Exerzieren und anderen Dienst die Zeit vertreiben. Das geschah denn auch.

Daß unsere Truppen, durch frische Erde in Gärten und Gehöften auf vergrabene Gegenstände aufmerksam gemacht, nachgruben, habe ich schon erwähnt. Es wurde viel gefunden. Was davon für den Dienst, also auch zum Leben, brauchbar war, durfte verwendet werden. Alles andere wurde in den Häusern aufgestellt. Kein Wunder, daß eifrigst nach Wein gesucht ward. Ganze Fässer wurden in den Gärten vergraben gefunden. Auch fand man die Weinkeller leer, aber bei genauer Forschung entdeckte man, daß der letzte Kellerraum frisch vermauert war. Wenn man die frische Mauer einschlug, stieß man auf bedeutende Weinvorräte. So fanden in meiner Villa in Roissy Doppelmair und Kaas, die am fleißigsten suchten, einen vortrefflichen Weinvorrat, wobei der kostbarste Château d'Yquem uns herrlich mundete, ein Wein, wie ihn der Franzose

nie ins Ausland läßt. In Gonesse erging es den beiden Herren aber übler. Dort hatte mein Vorgänger, General v. Medem, schon alles ausfuragiert. Dennoch durchsuchten die Genannten den Keller noch einmal, und als sie an die letzte Mauer klopften, gab diese einen hohlen Klang, der auf einen jenseitigen Raum schließen ließ. Ohne durch einen Blick von außen auf die Gesamtanlage des Hauses sich zu belehren, was in diesem Raum sein könne, machten sie sich an die Arbeit, durchbrachen die Mauer, um in den Raum zu gelangen, und gerieten, o Schrecken, in den schmutzigsten Unrat der Düngergrube des Hauses. Das Schlimmste war, daß jetzt aus dem Keller heraus das ganze Haus durch einen mefitischen Geruch verpestet war, der auch noch acht Tage lang anhielt, nachdem ich durch gelernte Maurer aus der Truppe den Schaden hatte ausbessern lassen.

In solchen Nachforschungen nach verborgenen Lebensmitteln sollen die Bayern das meiste Glück und Geschick gehabt haben. Es wurde erzählt, daß, wenn in einem einwohnerlosen Ort preußische Truppen gar nichts mehr fanden und Bayern in der Nähe kantonierten, sie diese riefen, um nachzusuchen, und ihnen die Hälfte der Beute als Finderlohn versprachen, und selten vergeblich. Aber es ward auch erzählt, daß unter lauter französischen Gräbern bei den Bayern ein frisches Grab ohne Kreuz die Vermutung erweckte, es seien da Lebensmittel vergraben. Sie gruben einen länglichen Kasten aus, in dem — ein toter Turko lag. Dieser Turko soll dreimal bei Wechsel der Truppen ausgegraben worden sein. Der Prinz von Württemberg hielt streng darauf, daß man sich nichts anderes aneignete, als was zur Nahrung und anderen Kriegszwecken diente. Da ich meine Adjutanten oft sehr weit, ja zuweilen bis Versailles über St. Germain — sechs Meilen — oder nach Meaux — vier Meilen — senden mußte, wo sie Vorräte kauften, und diese Ritte sehr ermüdeten, so nahm ich mir aus Arnouville, wo sich im Palast des Herzogs von Choisons-Prustin eine verlassene, aber mit vielen Equipagen gefüllte Wagenremise befand, ein leichtes Wägelchen, das ich bis zur Rückkehr nach Berlin benutzte und vorher wieder in seine Remise stellte. Kaas hatte eine große Freude daran, ein Paar Pferde nach dem anderen anzuspannen und einzufahren. Eines Tages, gegen Ende September, wollte er auch ein Pferd Doppelmairs, das beim Reiten sehr widrig war, einspannen. Eben damit beschäftigt, sah er den Hauptmann v. Kayser, der, als Ersatz aus Berlin nachgesandt, sich bei mir gemeldet hatte und die 4. leichte Batterie übernehmen wollte. Kaas bot ihm an, ihn in sein nur eine halbe Meile entferntes Kantonement zu fahren. Er setzte sich auf. Aber das Geschirr paßte nicht, das Pferd erschrak, ging mit dem leichten Fuhrwerk durch, an der nächsten Ecke lag das ganze

Gefährt mit Kaas, Doppelmair und Kayser im Graben. Nur der letztere war verletzt, und zwar schwer. Der Fuß war ihm ausgedreht. Einige Wochen lag er bei mir, dann bei seiner Batterie in der Malmaison Ferme von Gonesse. Das Leiden wurde langwierig. Am 28., 29. und 30. Oktober machte Kayser, am rechten Fuß einen Pantoffel, die Kämpfe um Le Bourget mit, und da er sich am 30. besonders ausgezeichnet hatte, so daß ich ihm das Eiserne Kreuz verschaffen konnte, sandte ich ihn dann wieder nach Hause. Dies früher zu tun, konnte ich nicht übers Herz bringen, denn es wäre gar zu traurig für ihn gewesen, wenn er, ohne einen Feind zu sehen, mit verrenktem Fuße hätte nach Hause fahren müssen.

Eine Aneignung von Kostbarkeiten, Kunstschätzen usw. aus den herrenlosen Häusern duldete der Prinz von Württemberg durchaus nicht. Folgender Fall machte viel von sich reden. Ein höherer Offizier fand in der vordersten Vorpostenlinie ein einem Engländer gehörendes Palais, das viele Ölgemälde enthielt. Dies Palais wurde aus dem nächsten Fort von Paris täglich beschossen und getroffen und ist auch in der Tat schließlich in einen brennenden Schutthaufen verwandelt worden. In Voraussicht des Untergangs dieses Hauses erbarmte sich dieser Offizier, der ein großer Kunstkenner war, eines Gemäldes Raffaels, Murillos oder sonst eines Meisters, nahm es aus dem Rahmen, „rollte" es auf eine „Holzrolle" und sandte es in die Heimat. Als der kommandierende General dies erfuhr, befahl er dem Offizier, das Gemälde sofort dem Eigentümer nach England zukommen zu lassen, was auch geschah. Der Offizier war nicht beliebt, und die Maßregel des kommandierenden Generals erregte allgemeine Freude und veranlaßte viel Scherze. Von jetzt ab wurde das Aneignen fremden, herrenlosen Eigentums allgemein „Rollen" genannt. Man sagte also: „Wir haben heute ein Faß Wein gerollt" usw. Einem meiner Hauptleute ging es sehr schlecht dabei. Seine Batterie fand in einem verlassenen Hause 10 000 Francs Eisenbahnaktien Paris—Orléans. Er vermittelte den Verkauf dieser Aktien in London und verwandte das Geld rechnungsmäßig zur Aufbesserung der Verpflegung seiner Unteroffiziere und Mannschaften. Nach dem Frieden recherchierte der Eigentümer nach dem Verbleib der Aktien, ermittelte sie und den Verkäufer in London, klagte, gewann den Prozeß, und der Hauptmann mußte die 10 000 Francs erstatten. Das Kriegsministerium verweigerte natürlich den Ersatz der über den Etat verabreichten Verpflegung.

Kantonementswechsel. Im Laufe der Zeit kamen fast täglich kleine Veränderungen in den Kantonements des Gardekorps vor, wie sie durch

das Bedürfnis bedingt waren. Die Wiedergabe dieser Veränderungen aus meinem Tagebuche würde hier selbst für einen aufmerksamen militärischen Leser langweilig werden. Nur so viel will ich erwähnen, daß ich, seit die 1. Garde-Division sich bis Grauley ausdehnen mußte, zwei Batterien der Korpsartillerie dorthin zur Verstärkung der Position von Sarcelles abgeben mußte und auch konnte, denn in dem Zentrum war die Position durch die Inundation jetzt so stark, daß weniger Artillerie an der Route de Lille ausreichend schien. Ich sandte die 3. leichte und 3. schwere Batterie dorthin. Die 4. leichte und 4. schwere waren nach der Malmaison Ferme von Gonesse gelegt, dicht bei den Positionen des Zentrums, die drei reitenden Batterien blieben in Le Thillay. Im wesentlichen ist bis zum Frieden, Anfang März, an dieser Dislokation nicht viel geändert worden. Die Batterien richteten sich wie in der Garnison ein, marschierten zum Kampf aus wie im Frieden zum Exerzieren, fanden, da sie Gepäck und einen Teil der Leute zurückließen, nach jedem Gefecht ihre geheizten Räume und warmes Essen zu Hause vor, und wenn die Kämpfe mehrere Tage hintereinander stattfanden, waren sie am nächsten Morgen mit Tagesanbruch ausgeruht wieder in ihren Stellungen.

Ausbildung. Die Tage des Kampfes waren aber verhältnismäßig selten. An den übrigen Tagen wurden die als Ersatz eingetroffenen Pferde dressiert, die Rekruten exerziert und instruiert, ja, ganz wie im Frieden, auf den noch vorhandenen gut rittigen Pferden ein neuer Jahrgang von Fahrkanonieren im Fahren und Reiten ausgebildet. Da sich zu diesem Zweck Mangel an Reithosen herausstellte, ließen die Batterien auf meinen Befehl das am 1. Oktober fällige Kontingent Reithosen nachkommen und gaben die alten den neu zu Unterrichtenden.

Ernten. In Voraussicht, oder besser für den Fall einer langen Dauer der Zernierung wurden auch Kartoffeln auf den endlosen Kartoffelfeldern geerntet und in Vorräten gesammelt. Wenn wir da auch bis zum Frühjahr reichlich Kartoffeln hatten, so ist doch nicht der hundertste Teil dieses reichen Segens verwertet worden. Der größte Teil ist unbenutzt in der Erde geblieben, so groß waren diese Felder!

Ich habe schon erwähnt, daß die Getreideernte, Hafer, Weizen, Roggen, Gerste, in riesenhaften Mieten, Schobern, auf dem Felde gesammelt stand, als wir vor Paris ankamen, und daß die meisten davon in hellen Flammen brannten. Einige aber waren nicht in Brand, und diese reichten für den Winter für uns aus. Nur mußte das Getreide gedroschen werden. Es fanden sich Dampfdreschmaschinen in der Mal-

maison Ferme bei Gonesse, in Thillay und Goussainville und in anderen Orten. Aber von allen diesen Maschinen waren einzelne Teile von den flüchtigen Eigentümern mit fortgenommen, um sie für uns unbenutzbar zu machen. Leutnant Freiherr v. Reitzenstein hatte sich immer für Mechanik sehr interessiert. Er visitierte die verschiedenen Maschinen, fand einige von derselben Fabrik und Konstruktion, und es gelang ihm, die fehlenden Teile der einen Maschine durch gleiche der anderen zu ersetzen und die Dampfdreschmaschine der Malmaison Ferme von Gonesse in Gang zu setzen. Jetzt ward gedroschen und, da sich auch Müller und Bäcker genug bei der Truppe befanden, auch gemahlen und gebacken. So machte die allgemeine Wehrpflicht die Truppe von der Einwohnerschaft unabhängig. Es wurden auch Schneider- und Schusterwerkstätten etabliert, und in Sevres ist sogar eine Brauerei durch bayerische Brauer betrieben worden und hat gutes Bier geliefert.

Nachdem ich so ein Bild unseres täglichen Lebens vor Paris entworfen habe, will ich des weiteren nur diejenigen Ereignisse und Momente hervorheben, welche wichtig und auf den Gang der Begebenheiten von Einfluß waren, ohne, wie bisher, tagebuchartig zu erzählen.

Kronprinz Albert und Le Bourget. Am 22. September besichtigte Kronprinz Albert die Positionen des Gardekorps. Er war nicht damit einverstanden, daß Le Bourget so stark besetzt werde. Der Feind beschoß es aus seinen Forts, und es kamen allerdings fast täglich Verluste vor. Der Oberkommandierende war der Meinung, eine Kompagnie reiche zur Besetzung dieses Orts vollkommen aus. Diese eine Kompagnie könne täglich abgelöst werden. Es handle sich, so war die Ansicht des Oberkommandos der Maas-Armee, ja nicht um die Verteidigung von Le Bourget, sondern nur um Benutzung des Orts zur Aufstellung von Vorposten, um die Annäherung eines Ausfalls rechtzeitig zu melden. Hierzu sei eine Kompagnie genug. Es sei gar nicht die Absicht, Le Bourget dauernd zu behalten. Prinz von Württemberg und General v. Budritzki blieben bei ihrer Meinung bestehen, daß, wenn die Sachsen Drancy nicht behielten, in Le Bourget drei Bataillone nötig seien. Nachmittags kam der schriftliche Befehl der Maas-Armee, Le Bourget nur mit einer Kompagnie und einigen Ordonnanzreitern zu besetzen. Man mußte gehorchen. Fünf Wochen später kostete diese Anordnung viel teures Blut.

General v. Pape. Den folgenden Tag erhielt der General v. Pape einen Tadel vom kommandierenden General, der ihm sehr zur Ehre gereichte. Aus seinen Rekognoszierungsmeldungen über Paris ging nämlich hervor, daß er alles selbst gesehen hatte. Der Prinz von

Württemberg tadelte ihn, daß er sich täglich in vorderster Linie bewege und somit unnütz den Staat der Gefahr aussetze, einen so vortrefflichen General zu verlieren. Pape antwortete, er wolle nur melden, was er mit eigenen Augen gesehen, denn er wolle sich auf die Meldung anderer nicht verlassen. Papes Bericht über die Befestigung von St. Denis reizte mich zur Neugier. Ich begab mich nach Stains und ward zu Fuß bis auf 1000 Meter an die Double Couronne von St. Denis herangeführt. Hier überzeugte ich mich wieder davon, daß die Werke intakt und sturmfrei waren, und daß ein Versuch zur Überrumpelung ohne Belagerungsgeschütz ein Wahnwitz gewesen sein würde, der nur zur Abschlachtung der eigenen Truppen hätte führen können.

Der Beobachtungspunkt gestattete, über ganz Paris hinwegzusehen. Ich hörte und sah einen heftigen Kampf, denn es war sehr klares Wetter. Nach der Karte mußte Fort Bicêtre im Süden von Paris im heftigen Geschützkampf begriffen sein. In der Tat hat um diese Zeit die 12. Division einen Kampf auf der Höhe von Villejuif geführt. Die Entfernung betrug fast drei deutsche Meilen.*)

Bis zum 27. September fiel nichts Bemerkenswertes vor, wenn uns auch einmal ein falscher Alarm unnütz aufscheuchte, ein ander Mal die Nachricht vom Auftreten von Franktireursbanden in unserem Rücken, welche unsere Post gefährdeten, zur Detachierung der sächsischen Kavallerie-Division nach Creil, Chantilly und Senlis und des Garde-Jäger-Bataillons nach Chantilly veranlaßte. Vorläufig reichte diese Sicherung unseres Rückens aus. Später wurden dazu ganze Armeen nötig.

Der König bei uns. Am 27. September regte uns die freudige Nachricht auf, daß Seine Majestät der König die Positionen der Maas-Armee besichtigen werde. Er wurde am 28. vormittags erwartet.

Den höheren Anordnungen gemäß ritt ich um neun Uhr früh nach Sevran und erwartete an der Brücke über den Ourcq-Kanal den Monarchen. Vor dem König kam Moltke. Er teilte mir die Kapitulation von Straßburg mit. Im übrigen hatte ich eine längere, für mich zur Zeit hochwichtige Unterhaltung mit ihm. Es war immer sehr lehrreich, wenn dieser sonst so schweigsame hochbedeutende Geist aus sich heraustrat und seine Ansichten entwickelte. Er benahm mir die letzte Illusion über eine bevorstehende baldige Kapitulation von Paris.

Um halb zwölf Uhr kam der König zu Wagen angefahren. Er begrüßte uns alle sehr huldreich und erzählte mir, der Kaiser Napoleon habe ihm bei Sedan gesagt: „Votre artillerie est la première du

*) Es war das Gefecht von Villejuif und Vitry am 22. September.



monde." Der König fuhr noch bis Aulnay, setzte sich dort zu Pferde, besichtigte Le Blanc Mesnil, ritt dann in die Positionen der Korpsartillerie, wo er die auf Wache stehende 2. reitende Batterie sehr gnädig begrüßte, ritt nach Pont Iblon und sah die Inundation, die sich ihrer Vollendung näherte. Er wollte durchaus nach Le Bourget reiten. Es war sehr schwer, ihm dies auszureden, denn er wäre sicher bis an das Südende vorgeritten, wo er in das wirksamste Geschütz- und Chassepotfeuer des Forts Aubervilliers geraten mußte. Das durfte man ihm nicht sagen, sonst wäre er sicher hingeritten. Es wurde also geltend gemacht, daß die Zeit nicht reiche, und er setzte sich wieder zu Wagen und fuhr nach Gonesse, wo ihn den Befehlen gemäß der Prinz von Württemberg mit einem Frühstück erwartete. Um halb vier Uhr kam der König in den Bereich des IV. Armeekorps, und wir waren entlassen. Bei der Rückkehr nach Ferrières am Abend durften wir ihn nicht begleiten.

Einfluß des Windes. Von dem großen Ausfallgefecht, das am 30. September bei Chevilly von der 12. Division des VI. Armeekorps siegreich durchgeführt wurde, bemerkten wir im Norden von Paris nichts. Das hing von der Windrichtung ab. Bei günstigem Winde hörte man den Gefechtslärm ganz unglaublich weit. Hat man doch in Reims*) manchen Tag jeden Kanonenschuß aus Paris gehört. Wenn aber der Wind von uns abwehte, hörten wir das Feuer der stärksten Festungsgeschütze gar nicht weit. So kam es vor, daß bei unseren Vorposten schwere Granaten von den Forts einschlugen, ohne daß man einen Schuß gehört hatte. Diese Granaten gingen allerdings bis eine Meile weit. Bei der Infanterie entstand daraus die Vermutung, der Feind habe ein neues Schießmittel erfunden, das nicht knallte. Es wurde mir ein desfallsiger Bericht zur Begutachtung gegeben, und ich schrieb als Gutachten: „Es war Nordwind."

Vorbereitungen zur Belagerung. Am 30. September traf der Befehl ein, das Garde- und IV. Armeekorps sollten Faschinen und Schanzkörbe anfertigen, um die Belagerung vorzubereiten. Die Batterien würden im Bereiche des Gardekorps voraussichtlich auf der Wilhelmshöhe, im Bereiche des IV. Armeekorps bei Montmagny angelegt werden. Das Generalkommando übertrug mir das Weitere. 1000 Meter hinter der Wilhelmshöhe war der dichte Park von Arnouville, dort legte ich den Belagerungspark für Strauchmaterial an. Zur Ausführung kommandierte ich genau dasselbe Personal, welches bei der Schießübung vor

*) Reims ist 16 deutsche Meilen von Paris entfernt.

zweieinhalb Monaten auf dem Artillerieschießplatze von Tegel das Material gefertigt hatte. Oberstleutnant v. Bychelberg ward wieder Präses der Schießplatz-Kommission, Leutnant v. Kaas übernahm wieder seine Funktion als erster Feuerwerksleutnant, und sogar derselbe Oberfeuerwerker, Gottesleben, leitete die Einrichtung des Parks. Die Munitionskolonnen mußten die nötigen Eisen- und Holzarbeiter stellen. Eine große Holzniederlage in Arnouville lieferte das prächtigste Nutz- und Bauholz. Um die Batterien und Munitionskolonnen durch Abkommandierung von Arbeitern nicht für den Fall eines Ausfalls gefechtsunfähig zu machen, befahl ich, daß jede Batterie und jede Munitionskolonne täglich eine bestimmte Anzahl Faschinen, Schanzkörbe, Anker, Pfähle usw. in ihren Kantonements anfertigen und durch ihre Gespanne nach dem Park von Arnouville an den Oberfeuerwerker Gottesleben abliefern sollten.

Gottesleben mußte mir auch kleine Pulvermagazine bauen, welche zu je 50 Zentnern Pulver eingerichtet waren. Die vorschriftsmäßigen Unterlagen von Holz für die Fässer machten die Holzarbeiter, die Magazine selbst aber waren ganz leicht gebaut, mit einem dünnen Dach von Dachpappe eingedeckt, damit, wenn sie getroffen würden und explodierten, sie nur aufpufften und keine schweren Gegenstände fortschleuderten. Vorräte von Dachpappe fanden sich in Arnouville und Gonesse. Auch wurden starke Hölzer für bombensichere Unterstandsräume und Batteriepulverkammern zugeschnitten und Bettungsmaterial in Masse gefertigt. Alle diese Vorbereitungen machten uns umsomehr Freude, als wir uns danach sehnten, den Pariser Forts die Granaten mit Zinsen zurückzusenden, mit denen sie uns täglich zu beunruhigen suchten. Der Befehl, die Vorbereitungen für Batterien auf den Höhen von Montmagny und Stains zu treffen, deutete darauf hin, daß man St. Denis angreifen wollte. Das freute mich sehr, denn ich hielt St. Denis für den richtigen Angriffspunkt. Aber wieviel Phasen sollte diese Frage noch durchlaufen, ehe wir in St. Denis den entscheidenden Druck ausüben durften!

Tägliches Feuer der Forts. Von jetzt ab kamen fast täglich Befehle und Nachrichten, die auf eine bevorstehende systematische Belagerung oder doch wenigstens Beschießung von Paris mit schwerem Geschütz hindeuteten. Da wurde ein Kommandeur der Belagerungsarbeiten der Südfront, General v. Kleist, dann General v. Schulz mit Oberst Wischer als Chef des Stabes ernannt, für die Nordfront der Ingenieuroberst v. Oppermann, der Artillerieoberst v. Himpe. Am 23. September hatte Toul, am 27. Straßburg kapituliert. Anfang Oktober war v. der Tann in

Orléans eingedrungen, am 15. Oktober nahm der Großherzog von Mecklenburg Soissons, und jetzt schien die Eisenbahnverbindung nach der Heimat offen und der Heranschaffung von Belagerungsmaterial nichts mehr im Wege zu stehen. So hofften wir von einem Tage zum anderen Tage auf das Eintreffen der schweren Geschütze. „Wann werdet Ihr denn mit der Beschießung von Paris anfangen?", so schrieb man uns aus der Heimat in jedem Briefe. „Wann werden wir denn anfangen?", so fragten wir täglich mit Ungeduld. Unsere Frage war gewiß viel dringender als die der Unsrigen aus der Heimat. Mußten wir uns doch täglich aus den Festungswerken bis auf eine Entfernung von einer Meile ruhig beschießen lassen, denn unsere leichten Feldkanonen reichten nicht so weit. Da konnten und mußten wir es täglich mit ansehen, wie sich die Franzosen ein Fest daraus machten, nach den Prussiens zu schießen.

Jeden Mittag um zwei Uhr fing die Kanonade heftig an und dauerte in der Regel eine bis zwei Stunden. Den Grund dieser Regelmäßigkeit konnte jeder entdecken, der sich um diese Zeit auf die Beobachtungsposten begab. Es sammelten sich um diese Zeit die Pariserinnen auf den Wällen von St. Denis, die von im Sonnenscheine bunt glänzenden Sonnenschirmen bedeckt waren. Diesen weiblichen unweiblichen Zuschauern gab man ein Schauspiel zum besten, so lange, bis sie wieder zu ihrem Diner nach Paris hineinfuhren. Unsere Soldaten hatten zuweilen Verluste, nicht gerade so viel, wie die Zeitungen der Seinestadt prahlerisch erzählten, denn nach denselben sollte eine einzige Granate 10 000 Prussiens getötet haben, aber es kam doch vor, daß manchen Tag zwei oder drei Tote oder Verwundete gemeldet wurden. Auch diese Verluste waren womöglich zu vermeiden. Darum wurden überall gedeckte Verbindungswege erbaut, wo man sich im Bereich des Feuers bewegen mußte und nicht durch Büsche, Dörfer oder Höhen unsichtbar gemacht war, und es wurden Wege, die nicht unsichtbar zu machen waren, den Soldaten untersagt. Da mußte der siegreiche Gardist, der bis jetzt jedem Franzosen keck ins Angesicht gesehen hatte, bis derselbe tot, gefangen oder flüchtig war, mit einem Male Umwege machen, um nicht beschossen zu werden, oder er mußte gebückt schleichen oder in aufgeweichten und wassergefüllten Gräben waten. Anfangs empörte sich das stolze siegbewußte Herz dagegen. Aber das Zuwiderhandeln wurde bestraft. Wer sich sehen ließ und dadurch einen feindlichen Schuß auf die preußischen Kantonements lockte, verfiel dem rächenden Arm der eigenen Vorgesetzten. So wurde Kühnheit getadelt, Vorsicht und Furchtsamkeit vorgeschrieben. Das und die permanente Lebensgefahr machten die Mannschaft „nervös". Wir Führer waren uns dessen bewußt und sehnten uns danach, entweder

wieder einen offenen Kampf im Felde zu bestehen oder durch das überlegene Feuer unserer Belagerungsgeschütze wieder in den Stand gesetzt zu werden, das Haupt stolz in die Höhe erheben zu dürfen.

Mit Sehnsucht hofften wir wenigstens auf einen Ausfall, damit wir im offenen Felde wieder einen Kampf mit den Franzosen bestehen und unseren Soldaten die alte Zuversicht zu ihrer Überlegenheit wiedergeben könnten. Aber es schien, als ob uns gegenüber der Feind sich nicht rühren werde. Am 30. September hatte er sich beim VI. Armeekorps im Gefecht von Chevilly, am 13. Oktober bei Bagneux von den Bayern, am 21. Oktober bei Malmaison und Bougival vom V. Armeekorps und der Garde-Landwehr blutige Köpfe geholt.

Theater. Unterdessen wurde alles Mögliche getan, um die Soldaten zu beschäftigen. Ja, die Mannschaften des 4. Garde-Regiments übten sich sogar mit denen der Garde-Husaren Theaterstücke ein und gaben einige Lustspiele im Freien im Park von Arnouville. Eine große Wiese bildete die Bühne, die Bäume waren die Kulissen, und die patriotischen Stücke, welche aufgeführt wurden, waren recht unterhaltend, denn die Akteure waren, glaube ich, in ihrem Zivilverhältnis Schauspieler von Beruf. Der kommandierende General, und ich mit ihm, wohnte einer solchen Vorstellung bei. Eines der Lustspiele war eine Parodie über Napoleon III. Als der dickbäuchige Kaiser gerade auf der Bühne schimpfend und tobend mit den Worten erschien: „Ich werde diese verdammten Deutschen mit meinen Bomben und Granaten traktieren", da ertönte ein Kanonenschuß aus St. Denis, und ein schwerer Brummer sauste über unsere Köpfe und schlug 200 Schritt von uns ein, wo er platzte. Ihm folgte ein zweiter und ein dritter, aber weder die Schauspieler noch die Zuschauer ließen sich auch nur einen Augenblick dadurch stören.

Baracken. In den ersten Tagen des Monats Oktober ward ein Barackenlager im Tale des Morée-Bachs für ein Bataillon dicht östlich der Route de Lille am Pont Iblon fertiggestellt, um die Verteidiger dieser durch eine Barrikade geschlossenen Brücke und des dortigen Staudamms möglichst nahe an dem wichtigen Punkte unserer Verteidigungsstellung unterzubringen. Dies Lager ward mit vollständiger Kasernierung versehen. Offiziere und Unteroffiziere hatten sogar einen Gesellschaftsraum darin, eine Art von Kasino, und diese Kasinos wurden mit allerhand improvisierten Scherzen geschmückt. Der Leutnant Prinz Radziwill vom Ingenieurkorps, der es erbaut hatte, wurde zum Ehrenbürger von Pont Iblon ernannt und erhielt ein lateinisches Diplom darüber als „civis honoris causa pontis iblontis".

Luftballons. Häufig verursachten aus Paris aufsteigende Luftballons allgemeine Bewegung und erregten die Aufmerksamkeit unserer Kantonements. Kavalleriepatrouillen jagten ihnen nach, Infanterie schoß danach, wenn Südwind so einen Ballon über uns hin trieb. Mein polnischer Trainsoldat Polomb rief, als er den ersten sah: „Jessus, Jessus, is er großer Vogel!“ Einer mag wohl getroffen worden sein, denn er fing an zu sinken, und nachreitende Patrouillen fanden ihn im Walde. Das Schiff war diesmal nicht zur Aufnahme von Menschen eingerichtet sondern enthielt nur Privatbriefe in einem Briefbeutel. Diese Briefe wurden gelesen und verrieten die Unzufriedenheit und Entmutigung der Briefsteller und den Beginn recht schmaler Kost in Paris. Gleiches sagten einzelne Überläufer aus, und wir fingen wieder an, an eine baldige Kapitulation zu glauben. Zu gleicher Hoffnung berechtigte uns der Umstand, daß jetzt Scharen von Einwohnern, zuweilen unter dem Schutz einer Tirailleurlinie, sich unseren Vorposten näherten, um Kartoffeln zu ernten. Soweit unser Infanteriefeuer reichte — die Vorposten wurden auch neben ihrem Gewehr mit erbeuteten Chassepotgewehren ausgerüstet, deren jede Division tausend Stück erhielt —, wurden solche Kartoffelsucher daran verhindert. Auch in dem großen Hauptquartier Seiner Majestät gab man sich der Illusion wieder hin, daß der Widerstand von Paris nicht mehr lange dauern werde. Ein Privatbrief, den ich in dieser Zeit von Podbielski aus Versailles erhielt, sprach die Überzeugung aus, daß Metz bald fallen und der Prinz Friedrich Karl über Orléans in das Land des Bordeauxweins ziehen werde, während wir uns schlüssig zu machen haben würden, ob wir unseren Champagner bei den Frères Provençaux oder bei Philippi trinken sollten. Bis jetzt hatte v. der Tann Orléans am 11. Oktober besetzt. Zu einer weiter gehenden Besetzung des Landes reichten aber die vorhandenen Truppen noch nicht aus, solange noch sechs Armeekorps vor Metz gefesselt waren, denn die langen Verbindungslinien mußten auch durch Truppen gegen den allenthalben beginnenden Guerillakrieg der Franktireurs geschützt werden.

Gonesse. Am 11. Oktober war unser Hauptquartier des Gardekorps von Roissy nach Gonesse verlegt, während das Oberkommando der Maas-Armee nach Margency ging. Wir waren dadurch der vordersten Gefechtslinie um eine halbe Meile näher, was für die ganze Leitung und Aufsicht sehr nützlich war. In Gonesse belehrten mich Briefe, die ich in einem Sekretär fand, daß der Besitzer der Villa, Mr. Lucy, ein Schwager des Besitzers der Villa war, die ich in Roissy bewohnt hatte. Diese Kenntnis gab mir später Gelegenheit zu einem Scherz, der uns sehr unterhielt. Als nämlich nach dem Präliminarfrieden Mr. Lucy aus Paris heraus-

kam und sich freute, sein Haus noch so wohl erhalten zu finden, fragte ich ihn, ob sein Schwager in Roissy auch mit seinem Hause zufrieden sei. Er war erstaunt, daß ich von der Existenz seiner Verwandten Kenntnis habe. „Mein Gott", sagte ich, „wenn man Krieg gegen ein Land macht, muß man doch wissen, wie die Menschen miteinander verwandt sind." „Oh mon Dieu", rief der Franzose erschreckt aus, „comme vous connaissez bien notre pays. Je ne m'étonne plus que vous soyez vainqueurs." Wir ließen ihn bei dem Glauben.

Beobachtung des Feindes. Da die Wege nicht mehr so weit waren, um zu den Vorposten zu gelangen, konnte ich jetzt täglich mehr und länger bei diesen verweilen und den Feind beobachten. Vor St. Denis kamen manchmal große Massen Infanterie heraus und exerzierten vor unseren Augen. Wenn der Wind günstig war, konnten wir jedes Kommando verstehen. Ein Wäldchen auf der Höhe von Pierrefitte, dicht über Villetaneuse, und der Beobachtungspunkt an der Mühle von Stains waren die interessantesten Punkte in dieser Beziehung.

Zuweilen hörte man auch heftiges Gewehrfeuer im Innern von Paris, auch einzelne Schüsse. Deserteure bestätigten lügenhafterweise unsere Vermutung, daß ein Bürgerkrieg in der belagerten Stadt ausgebrochen sei, und daß einzelne Erschießungen stattfänden. In der Tat war dem aber jetzt noch nicht so. Das heftige Gewehrfeuer rührte vom Schießen mit Platzpatronen, die einzelnen Schüsse vom Scheibenschießen her, womit man die neu einrangierten Mobilgarden übte.

Eisernes Kreuz 1. Klasse. Am 19. Oktober wurde mir im Namen Seiner Majestät vom Prinzen von Württemberg das Eiserne Kreuz 1. Klasse übergeben. Nächst dem kommandierenden General war ich der erste im Korps, der auch diese Dekoration erhielt. Dieser folgte am 25. Oktober das Mecklenburgische Verdienstkreuz 1. Klasse.

Im Laufe des Monats Oktober wurde so viel Batteriebaumaterial von den Batterien und Kolonnen gefertigt und von mir im Park von Arnouville gesammelt, daß es für eine lange Belagerung ausreichend war und wir nach Fertigung von mehr als dem Doppelten des uns Aufgetragenen die Arbeit langsamer fortsetzten. So war die Feldartillerie imstande, die Tätigkeit der Belagerungsartillerie vorzubereiten. Seit die Feldartillerie organisch von der Fußartillerie nach dem Kriege getrennt worden ist und nicht mehr lernt, Straucharbeiten zu machen, wird sie das nicht mehr leisten können.

Befestigung der Positionen. Mit Eifer wurde an den Befestigungen der Stellungen gearbeitet. Dugny, Le Blanc Mesnil, Arnouville

wurden in Festungen umgewandelt. Wir freuten uns darauf, wie ein feindlicher Angriff daran zerschellen werde. Nur mit der Art, wie die vorgeschobenen Posten, in denen sich nur beobachtende Vorposten aufhalten sollten, eingerichtet wurden, konnte ich mich nicht einverstanden erklären. Statt sie nach hinten für den Fall offen zu halten, daß der Feind unsere Vorposten zurückdrängen sollte, wurden auch diese Orte, wie besonders Stains, allseitig, auch nach hinten, stark verschanzt.

In Bourget geschah an der Nordseite gar nichts. Die langen Mauern, welche dort die an die Häuser anstoßenden Gärten einschlossen, sowie die des rechts (nach Dugny zu) liegenden Kirchhofs blieben stehen und mußten einem Feinde, der Bourget besetzte, nachdem er die Vorposten zurückgetrieben hatte, Gelegenheit bieten, den Ort schnell zur Verteidigung gegen uns einzurichten. Diese Versäumnis sollte uns bald viel Blut und gerechte Vorwürfe der obersten Heeresleitung in Versailles zuziehen.

---

2. Die Erstürmung von Le Bourget.

Der 28. Oktober. Nachdem ich des Morgens ungewöhnlich viel schriftliche Arbeiten erledigt hatte, wollte ich mich zu Mittag gerade nach dem Park von Arnouville begeben, um dort einige Anordnungen wegen der Materialien zu treffen, als mir die Meldung gemacht wurde, die reitenden Batterien ständen im Kampfe in den Positionen. Ich eilte sofort zu Pferde dorthin und alarmierte im Vorbeireiten die beiden Batterien der Malmaison Ferme. Bei meiner Annäherung sah ich den ziemlich heftigen Geschützkampf, an dem sich eine feindliche Batterie bei Le Bourget und mehrere Forts beteiligten. Granaten platzten in der Luft über den reitenden Batterien. Soviel war von weitem zu sehen: Bourget war in den Händen des Feindes, der auch von dort aus den Artilleriekampf führte.

Auf dem rechten Flügel der reitenden Batterien traf ich den General v. **Budritzki**, welcher mir das Vorgefallene mitteilte. In den letzten Tagen hatten auf den Feldern vor St. Denis und zwischen den Forts von dieser Stadt, Fort de l'Est und Fort Aubervilliers, wiederholt feindliche Massen, bis zu sechs Bataillonen und ganzen Kavallerie-Regimentern außerhalb des Feuerbereichs unserer Vorposten exerziert, und während des Exerzierens waren Massen von Arbeitern mit der Kartoffelernte beschäftigt gewesen. Heute morgen hatte wieder so ein Exerzieren

und Kartoffelernte stattgefunden. Mit einem Male hatten sich drei bis vier Bataillone direkt auf Le Bourget gewandt und waren in Angriffsformation darauf zu avanciert. Die dort auf Vorposten befindliche Kompagnie hatte der Instruktion gemäß diesen Angriff gemeldet und Le Bourget ohne Schuß und ohne Verlust geräumt. Dies sollte sie im Falle eines ernsthaften feindlichen, mit überlegenen Kräften unternommenen Angriffs tun. Auf die Meldung von der Besetzung des Orts durch den Feind beschoß die auf Wache befindliche reitende Batterie den Ort, meldete nach Le Thillay, und die anderen zwei Batterien eilten herbei in die wohl vorbereiteten Positionen und begannen ihr Feuer gegen die Lisiere des Dorfs sowie gegen den Kirchhof, um die feindliche Infanterie von dort zu verscheuchen, seit halb elf Uhr. Die Windrichtung hatte verursacht, daß ich in meinem Quartier, nicht eine halbe Meile von der Position, nichts von dem Geschützfeuer gehört hatte. Unsere Batterien hatten aber die erwünschte Wirkung nicht. Die Positionen waren ja auch zur Verteidigung der Inundation und nicht zum Angriff gegen das 2000 Meter weiter entfernte Dorf Le Bourget angelegt, und die leichten Vierpfünder konnten nach meiner Ansicht auf fast 3000 Schritt den hinter den starken Umfassungsmauern stehenden Feinden nichts anhaben. Als man nach einer Weile Patrouillen gegen das Dorf vorschickte, zeigte sich dasselbe besetzt und den darin befindlichen Feind zur Verteidigung entschlossen. Statt zu weichen, brachte der Feind eine Feldbatterie östlich von Bourget vor, die aber sehr schlecht schoß und, nachdem sechs Granaten der Batterie Anker bei ihr eingeschlagen waren, baldigst wieder verschwand. Das Feuer der feindlichen Batterie war für uns aus dem Grunde von besonderem Interesse, weil die Granaten keine Brennzünder hatten, sondern alle im Augenblick des Aufschlages auf der Erde platzten wie unsere Granaten. Es war dies ein Beweis, daß der Feind ein anderes Geschützsystem, dem unsrigen ähnlich, eingeführt haben mußte. Ich habe erst nach dem Kriege erfahren, daß die französische Artillerie schon im Frühjahr ein solches Geschütz, Hinterlader, konstruiert, und daß Napoleon dieses System zur Einführung genehmigt hatte. Seit dem Beginn des Krieges, besonders seit der Katastrophe, hatte man danach massenhaft Geschütze und Munition in Paris und Bourges gefertigt.

Ich hatte mittlerweile noch die beiden Batterien der Malmaison Ferme in die Position gebracht, und General v. Budritzki führte seine 6. schwere Batterie, v. Oppell, herbei, so daß nun sechsunddreißig Geschütze im Feuer standen.

Die Meldung, daß sich aus Bourget feindliche Massen gegen Dugny

vorbewegten, bestätigte sich bald. Wir sahen die Tete einer Kolonne aus dem Tale des Mollette-Baches gegen Dugny auftauchen. Das vereinigte Feuer sämtlicher Batterien brachte diese Kolonne zur Umkehr.

Jetzt erstarb das Gefecht in einer langsamen Kanonade, mittels welcher unsere Batterien alle Teile des Dorfes beunruhigten, die feindlichen Forts de l'Est und Aubervillers aber Geschosse vom schwersten Kaliber gegen unsere Batterien schleuderten. Eins mag wohl so wirkungslos gewesen sein wie das andere, denn die feindliche Infanterie fand hinter den dicken Mauern Schutz genug gegen unsere leichten Granaten. Die Felder waren durch den anhaltenden Regen, der seit einigen Tagen herabströmte, so aufgeweicht, daß man sich zu Pferde nur im Schritt hindurcharbeiten konnte. Die Räder unserer feuernden Geschütze arbeiteten sich in den Verschanzungen tief in den weichen Boden hinein, der breite Lafettenschwanz weniger, und so stand jedes Geschütz nach dem zweiten oder dritten Schuß mit der Mündung in der Erde, mit dem Lafettenschwanz in der Höhe und konnte nicht mehr feuern. Da waren die Batterien alsbald gezwungen, die geschützten Positionen zu verlassen und sich weiter rückwärts (weiter vor standen sie zu tief) auf dem gewachsenen Boden des freien Feldes aufzustellen. Im Frieden habe ich diese Erfahrung, daß sich die Räder des Geschützes durch den Rückstoß in den weichen Boden der frisch angelegten Verschanzungen bis zur Kampfunfähigkeit eingraben, nicht gemacht. Das kommt daher, weil man nur bei Manövern im Frieden aus solchen frischen Batteriestellungen feuert und der Rückstoß bei der geringen Manöverladung ohne Geschoß weit geringer ist als bei scharfen Schüssen. Es dient aber diese Erfahrung zur Belehrung, wie vorsichtig die Artillerie im Gebrauch flüchtiger Erddeckungen sein muß.*)

Heute brachte dieser Umstand keinen Nachteil, sondern Vorteil. Vielleicht hatte man aus den französischen Forts unsere Artilleriepositionen seit langer Zeit mit dem Fernrohr gesehen und die Entfernung gemessen, aber während des Gefechts nicht bemerkt — denn das Wetter war trübe und regnerisch und die Entfernung 7000 bis 8000 Meter —, daß wir nicht darin, sondern dahinter standen, kurz die feindlichen zentnerschweren Geschosse schlugen wohl in und vor den Verschanzungen ein, keins aber erreichte die freistehenden Batterien. In hohem Bogen kamen diese Kolosse durch die Luft gesaust und fielen steil von oben in die durchweichte Erde, in die sie bis zu sechs Fuß tief ein-

*) Diese Erfahrung trifft bei den neuen Rohrrücklaufgeschützen natürlich nicht mehr zu.

drangen, ehe sie platzten und minenartig einen Trichter von nasser Erde in die Höhe schleuderten. Die Stücke der Granaten aber verfingen sich im Schlamm und taten keinen Schaden.

Der Prinz von Württemberg hatte einmal den Wunsch geäußert, wenn man die Stücke einer solchen schweren Granate finden sollte, den Boden derselben zu haben, um sich daraus einen Aschenbecher zum Andenken machen zu lassen. Ich begab mich mit zwei Kanonieren an einen solchen frischen Explosionstrichter und ließ hier nachgraben. Wir mußten sechs Fuß tief graben und fanden, was mich der Flugbahn wegen sehr interessierte, den Boden der Granate ganz unten. Er war rings herum scharf abgesprengt. Die übrigen Stücke des Geschosses lagen höher. Ein Beweis, daß das Geschoß mit dem Boden zuerst und nicht mit der Spitze die Erde berührt hatte. Das war die Folge der hohen Elevation, denn die Granate behält die mit der Spitze nach oben gerichtete Lage in der Luft frei sich fortbewegend bei, wenn nicht durch eine rationelle Gewichtsverteilung im Geschoß und eine danach bemessene Umdrehungsgeschwindigkeit eine Pendelung der Spitze um die Flugrichtung erzeugt wird, die dann die Spitze in ungefährer Richtung der Flugbahn erhält. Während der Arbeit kamen manche Granaten an und schlugen in der Nähe ein. Ich ließ dann die Kanoniere schnell sich niederwerfen und die Explosion abwarten, von der wir manchen Schmutz zugeworfen erhielten. Als die Leute sahen, daß sie so gesichert waren, amüsierten sie sich darüber. Noch mehr Freude hatten sie aber, als jeder von mir zwei Taler erhielt. Die Beute machte dem Prinzen viel Spaß.

Wir hofften einen Angriff des Feindes gegen Dugny, Le Blanc Mesnil oder Pont Iblon zu erleben, aber es erfolgte nichts dergleichen. Nachmittags, als der Feind sich gar nicht mehr zeigte, entließ der General v. Budritzki die Batterien und behielt nur eine einzige auf Wache. Vorposten wurden ausgesetzt. Wir hatten gar keine Verluste. Die Franzosen haben aus ihrer Besetzung von Le Bourget am 28. Oktober ein romanhaftes Kapitel gemacht und Bilder gemalt, auf denen ihre Bataillone Le Bourget gegen das ganze Gardekorps stürmen.

Es entstand die Frage, was nun zu tun sei. War die Besetzung von Le Bourget der Beginn eines größeren Ausfalls des Feindes gegen unsere Positionen, so konnte uns das nur erwünscht sein. Die Richtung dieses Ausfalls war dann ein Beweis davon, daß der Feind von unserer Inundation keine Kenntnis hatte, denn sonst hätte er nicht dort vorgestoßen, wo er im weiteren Vorschreiten unfehlbar ertrinken mußte. Daß der Feind sich in dieser Illusion befand und glaubte, von Le Bourget aus über das freie Feld nach Norden vordringen zu können, ohne am

Morée-Bach ein nennenswertes Hindernis zu finden, wurde dadurch wahrscheinlich, daß die Inundation und die Baracken am Pont Iblon tief lagen, von ihnen aus weder die Turmspitze von St. Denis, noch der Montmartre, noch die Forts gesehen werden konnten, sie also auch von den feindlichen Beobachtungsstationen nicht zu sehen waren. Aber der Feind konnte auch nur einen vorübergehenden Streich gegen Le Bourget haben führen wollen, zum Teil, um seine neuen Truppen an Gefecht zu gewöhnen und durch leichten Ruhm zu ermutigen. Dann beließ er wohl auch nachher nur geringe Beobachtungstruppen im Orte. Dies mußte zunächst festgestellt werden.

Zu diesem Zweck ordnete die 2. Garde-Infanterie-Division noch am Abend des 28. Oktober eine Unternehmung an. Zwei Kompagnien mußten von Dugny, zwei von Le Blanc Mesnil aus gegen Le Bourget vorgehen und es zu besetzen „versuchen", wenn der Feind sich nicht energisch darin behaupten sollte. Zwar kamen anfangs siegreiche Meldungen, dann aber kamen die beteiligten Truppen in vollständiger Auflösung teils nach Le Blanc Mesnil, teils nach Dugny, teils nach Pont Iblon. Sie hatten sich an den unpassierbaren, wohl verbarrikadierten und mit Schießscharten versehenen Mauern blutige Lehren geholt und mußten umkehren, wobei sie 2 Offiziere, 49 Mann einbüßten.

Der unglückliche Erfolg der nächtlichen Unternehmung ist sehr lehrreich. Zunächst gelingt im Kriege nie etwas, wenn man den Truppen sagt, sie sollten nur „versuchen". Halbe Maßregeln sind schlimmer als gar keine. Ein Soldat, der nur „versuchen" soll, sieht nicht ein, wozu er sein Leben dran setzen soll. Erhält er den Befehl zu „stürmen", dann geht er entschlossen drauf. Ferner waren die in Bewegung gesetzten Kräfte viel zu gering. Man hatte mindestens vier feindliche Bataillone nach Bourget hineingehen, keine herausgehen sehen. Sie konnten doch, wie sie es auch in der Tat noch waren, darin geblieben sein, ja sie konnten Verstärkung erhalten haben. Mit vier Kompagnien war dagegen nichts auszurichten.

Endlich und vornehmlich war die gewählte Tageszeit äußerst unglückbringend. Wenn man unter dem Schutz der Dunkelheit einen Waffenerfolg erringen und sich in den Feind hineinbegeben will, so muß wenigstens unmittelbar nach dem ersten Schlag der Tag anbrechen. Jeder Kampf bringt die Truppen in Unordnung, ein Kampf bei Nacht noch mehr als einer bei Tage. Ordnen und weiterleiten kann man aber die Truppen nur mit Hilfe der Tageshelle. Der Angriff hätte also eine Stunde vor Tagesanbruch, d. h. zwischen sechs und sieben Uhr früh, erfolgen müssen.

Nachmittags drei Uhr hatte der Feind einen Versuch gemacht, Pierrefitte und Villetaneuse ebenso zu überrumpeln wie Le Bourget. Die Vorposten hatten ihn blutig abgewiesen.

Der 29. Oktober. Der Widerstand der feindlichen Besatzung von Le Bourget, die allseitig ausreichende Verteidigung dieses Ortes, die die Zahl der darin befindlichen Truppen auf vier Bataillone schließen ließ, die Versuche, die der Feind gestern nachmittag gegen Pierrefitte und Villetaneuse gemacht hatte, ließen uns vermuten, daß eine wohlgeplante Offensivunternehmung gegen die Positionen des Gardekorps im Werke sei. Mir schien es deshalb am angemessensten, den Feind durch anscheinende Zaghaftigkeit zu einem solchen Angriff zu ermuntern. Es wäre uns nichts willkommener gewesen, als wenn recht viele feindliche Massen gegen unsere Stellungen angelaufen wären. Auf dem freien Felde und zu beiden Seiten von Le Bourget vorgehend, wären sie erst in das wirksamste Höllenfeuer meiner Korpsartillerie geraten und dann in der Inundation ertrunken. Aber ich drang mit meiner Ansicht nicht durch. Man war zwar mit mir der Meinung, Bourget nicht direkt anzugreifen, wollte aber doch noch einmal versuchen, den Feind durch Artilleriefeuer daraus zu vertreiben. Zu diesem Zweck mußten die Batterien wieder wie gestern in Position rücken und das Feuer von acht Uhr morgens an beginnen, obgleich ich als Artillerist die bestimmteste Auskunft darüber gab, daß ein Artilleriefeuer aus Feldgeschützen auf 3000 bis 4000 Schritt keine entscheidende Wirkung gegen Mauern haben könne. Den Befehl in diesem Teil der Positionen führte General v. Budritzki, und ich sah, bei den Batterien haltend, der Kanonade zu, die aus den feindlichen Forts wirkungslos erwidert wurde. Beobachtungsposten waren seitlich aufgestellt. Leutnant Braumüller sandte ich auf die Wilhelmshöhe. Bei der Besatzung von Le Bourget regte sich nichts. Um zehn Uhr ward eine halbstündige Feuerpause gemacht. Die während derselben vorgesandten Patrouillen fanden die Umfassungsmauern des Dorfes dicht besetzt. Die Beobachtungsposten meldeten, daß während des Feuers die Verteidiger der beschossenen Mauern seitwärts in eine offene Terrainmulde hinausgelaufen waren und sich sofort wieder auf ihren Posten begeben hatten, sobald wir aufhörten zu schießen. Dies bewies ausreichend, daß ein Artilleriefeuer auf solcher Entfernung einen Infanterieangriff nicht genügend vorbereiten könne. Dennoch befahl Budritzki den Wiederbeginn des Feuers. Mir tat es leid um die unnütz verschwendete Munition. Braumüller meldete von der Wilhelmshöhe, daß hinter Le Bourget der Feind etwa vier Kompagnien aufgestellt hätte,

unter deren Schutz systematisch Kartoffeln geerntet wurden. Erntewagen fuhren dazu aus Paris aus und ein. Truppen in genügender Masse, um etwas Ernstes zu unternehmen, waren nicht zu sehen.

Gegen Mittag sah Budritzki auch das Zwecklose der Kanonade ein und sandte die Batterien in die Kantonements. Nur eine blieb auf Wache. Wir hatten keine Verluste hier, bei der 1. Garde-Division wurden zwei Mann durch eine Granate verwundet.

Die Resultate der Beschießung und Beobachtung des heutigen Vormittags ließen uns über die Absichten, die der Feind mit der Besetzung von Le Bourget verband, noch mehr im Zweifel. Fast schien es, als ob er bloß eine Kartoffelernte dadurch decken wollte. Da er in diesem Dorfe noch gefährdeter war als wir, so schien es mir nicht wahrscheinlich, daß er lange darin bleiben werde. Entweder er mußte nach der Kartoffelernte wieder den Ort räumen, oder er mußte von da aus einen großen Angriff unternehmen. Letzteres hofften wir, und deshalb war es die Absicht des Generalkommandos, ihn ruhig im Dorfe zu lassen. Wir ahnten nicht, daß die ganze Geschichte die Folge einer geschlossenen Nachmittagswette war, in der sich ein französischer Kommandant anheischig gemacht hatte, den nächsten Morgen Le Bourget ohne viel Schwierigkeit zu besetzen. Dies erfuhren wir erst durch die gefangenen Offiziere nach dem Sturm des 30. Oktober. Gewohnt, wie wir es durch unsere Heeresleitung waren, nichts ohne selbstbewußten Zweck zu unternehmen, hielten wir auch beim Feinde keine Aktion für möglich, die nur in den Tag hinein erfolgte. Aber es war doch so, und dabei hatten die Franzosen immer einen Erfolg, der der Eitelkeit schmeichelte, das Selbstbewußtsein einige Tage lang stärkte und uns in Zweifel und Verlegenheit setzte. Man sieht, daß im Kriege keine Initiative und keine Offensive an sich ein Fehler ist.

Die Absichten des Generalkommandos wurden aber durch einen Befehl des Oberkommandos der Maas-Armee durchkreuzt, welches die Wiedereroberung von Le Bourget auf das bestimmteste verlangte, und zwar als einen „Ehrenpunkt" des Gardekorps.

Man kann sich die Gefühle eines kommandierenden Generals denken, wenn seine wohlüberlegten Maßregeln durch solche Gründe seiner vorgesetzten Behörde durchkreuzt werden. Er schickte seinen Chef des Generalstabes, General v. Dannenberg, zum Kronprinzen von Sachsen nach Margency, um die nötigen Vorstellungen zu machen. Dieser, seines heftigen Temperaments bewußt, erbat sich die Begleitung des Generals v. Pape, der so ruhig war, und beide Herren stellten dem Kronprinzen von Sachsen vor, wie das Gardekorps Le Bourget erst mit der aus-

reichenden Truppenmacht von drei Bataillonen besetzt habe, bis die Maas-Armee befohlen habe, nur eine Beobachtungs-Kompagnie dort zu lassen, wie eine dauernde, ausreichende Besetzung weniger Blut koste als ein Verlassen und Wiedererstürmen, wie, wenn Le Bourget gehalten werden solle, man es lieber ausreichend besetzt und niemals verlassen hätte, welchen üblen moralischen Eindruck die Truppen empfingen, die einen Ort verlassen und wieder stürmen sollten, wie ja die angelegten formidablen Verschanzungen von Dugny, Le Blanc Mesnil und der Inundation dazwischen keinen Sinn hätten, wenn man willens sei, das Terrain 3000 bis 4000 Schritt davor zu behaupten, wieviel weniger Blut es kosten werde, die Verschanzungen zu behaupten, als Bourget zu stürmen. Alles umsonst! Der Chef des Generalstabes des Kronprinzen von Sachsen, General v. Schlotheim, war sehr lebhaft, ebenso Dannenberg. Der Streit zwischen den beiden Hitzköpfen spitzte sich immer mehr zu, und es fielen sehr scharfe Worte. Zuletzt tat Schlotheim die Äußerung, die Garden schienen keine Lust mehr zu haben, sich zu schlagen. Sofort standen die Generale v. Pape und v. Dannenberg auf und sagten dem Kronprinzen Albert, die Konversation sei beendet, die Garden würden beweisen, daß sie noch Lust hätten, sich zu schlagen, denn jetzt sei der Besitz von Le Bourget allerdings ein Ehrenpunkt für das Gardekorps geworden, aber nicht gegenüber den Franzosen, sondern gegenüber dem Oberkommando der Maas-Armee.

Mit der Meldung über diese Unterredung kamen die beiden Generale am Nachmittage des 29. Oktober nach Gonesse zum Prinzen von Württemberg zurück.

Dieser sandte jetzt dem General v. Budritzki den Befehl, am 30. früh Le Bourget wiederzunehmen. Budritzki war eigensinnig und schwer zu leiten. Er war auf das entschiedenste der Ansicht, daß man Le Bourget dem Feinde überlassen solle. Seit längerer Zeit war er, wie viele Generale, gegen den Chef des Generalstabes, Dannenberg, in der übelsten Stimmung, wie das ja immer das Schicksal des Chefs des Generalstabes im Kriege ist, den man zum Sündenbock aller Unannehmlichkeiten macht. Jetzt sollte er dem General v. Budritzki diesen unangenehmen Befehl überbringen. Da ich seit fast zwanzig Jahren mit Budritzki auf einem freundschaftlichen Fuße stand, befahl mir der Prinz von Württemberg, Dannenberg zu ihm zu begleiten, um alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Als Budritzki den Befehl vernahm, Bourget zu stürmen, brach er in allen Tonarten mit Vorstellungen und Gegengründen los und erwähnte alles, was in Margency von Dannenberg bereits zur Geltung gebracht war. Nachdem er sich erschöpft hatte, sagte ich ihm, das alles

sei auch die Ansicht des kommandierenden Generals, aber darauf sei seitens der Maas-Armee der Zweifel an der Lust der Garden, sich zu schlagen, ausgesprochen und die Vorstellungen mit jenen Worten von Pape und Dannenberg beendet. Da erblaßte der kleine würdige alte Herr, daß sein Gesicht so weiß ward wie sein Silberhaar und -Bart, und faltete seine Hände zu einem kurzen Gebet. Wie er so dasaß, still und Gott ergeben, den Blick gen Himmel gerichtet, machte er einen poetischen, ehrwürdigen Eindruck, denn er gehörte zu den Menschen, die religiös und fromm sind aus Überzeugung ohne Heuchelei. Dann sagte er: „Wie Gott will. Meine Herren, melden Sie Seiner Königlichen Hoheit dem kommandierenden General, morgen früh um acht Uhr fällt der erste Kanonenschuß, Punkt neun Uhr bin ich in Le Bourget."

Ich wagte jetzt den Vorschlag, doch die Morgendämmerung zu einer Annäherung an den Ort mit den Batterien zu benutzen, mit Beginn des Tageslichts Punkt halb sieben Uhr durch einen Halbkreis von Kanonen auf 1000 Schritt ein Höllenfeuer eröffnen zu lassen und die erste Verwirrung des Feindes zum Sturm zu benutzen. Aber Budritzki antwortete mir, mit dem Gesichtsausdruck eines Fanatikers: „Ich habe einmal gesagt, um acht Uhr, es bleibt bei acht Uhr. Um neun Uhr bin ich in Le Bourget." Da ich weit über meinen Auftrag und meine Stellung hinausgegangen wäre, wenn ich ferner in die Details der Anordnungen Einwendungen gemacht hätte, mit denen Budritzki beauftragt war, so schwieg ich, und wir verließen den braven kleinen Herrn, um dem Prinzen von Württemberg den heroischen Bescheid zu überbringen. Budritzki aber berief die betreffenden Kommandeure, um seine Befehle für den morgenden Tag auszugeben.

Das Generalkommando hatte dem General v. Budritzki die drei reitenden Batterien, die zwei Fuß-Batterien der Malmaison Ferme bei Gonesse und eine von der 1. Garde-Infanterie-Division bereitzuhaltende Reserve von Infanterie-Bataillonen zur Verfügung gestellt und die Spezialanordnungen zum Sturm ganz überlassen.

Die schriftliche Disposition, welche der General am Abend des 29. Oktober ausgab, bestimmte, daß drei Kolonnen gleichzeitig gegen Le Bourget vorgehen sollten, während die Vorposten und die Besatzung der Positionen stehen zu bleiben hatten. Diese drei Kolonnen, aus Dugny Major v. Derenthall mit zwei Bataillonen vom Regiment Franz, von Pont Iblon Oberst Graf Kanitz mit drei Bataillonen Elisabeth, einem Bataillon Augusta und einer Pionier-Kompagnie, und aus Le Blanc Mesnil Oberst v. Zeuner mit zwei Bataillonen Alexander, drei Kompagnien Schützen und den beiden Fuß-Batterien der Korpsartillerie

sollten gleichzeitig das Dorf angreifen, nachdem es die Reitende Abteilung aus der Position bei Pont Iblon beschossen. Bei jeder Kolonne befand sich ein wenig Kavallerie zum Patrouillieren und Melden. Die vier Batterien der eigenen Division befahl Budritzki in Reserve bei Arnouville.

Budritzki vereinigte die Kommandeure noch zu einer mündlichen Besprechung am Abend. Hierbei begrüßte ich die Obersten Graf Kanitz, Graf Waldersee, v. Zeuner und v. Zaluskowski, welche, von ihren Verwundungen bei St. Privat genesen, vor wenigen Tagen zur Truppe zurückgekehrt waren.

Mündlich ordnete Budritzki noch folgendes an:

Um acht Uhr werde er der Reitenden Abteilung in der Position den Befehl zum Beginn des Feuers persönlich geben. Der erste Kanonenschuß dieser Artillerie sei das Signal für die Kolonne aus Le Blanc Mesnil, anzutreten. Dieselbe habe alsbald, unter Vorschieben eines Schutzes gegen Drancy, um die linke Flanke zu decken, gegen Bourget in Gefechtsformation anzutreten und mit den Batterien gegen Le Bourget zu feuern. Durch diese Maßregel ward ein gleichzeitiges Eintreffen aller drei Kolonnen am Dorfe bezweckt und erreicht, weil die Kolonne von Le Blanc Mesnil etwas weiteren Weg zurückzulegen hatte. Der erste Schuß dieser beiden Batterien sei das Signal für die beiden anderen Kolonnen, anzutreten, und zugleich für die Reitende Abteilung, um aus ihrer Stellung über die Inundation vorzugehen und aus nächster Nähe durch ihr Feuer gegen den Nordeingang des Dorfes dem Infanterieangriff zu sekundieren.

Vergeblich bat ich den General v. Budritzki, auch die vier Batterien seiner Abteilung von Dugny aus gegen Le Bourget vorgehen zu lassen, denn ein konzentrisches Artilleriefeuer von neun Batterien, vierundfünfzig Kanonen, werde den Angriff sehr erleichtern. Aber der General wollte davon nichts wissen, denn er fürchtete dort für die Artillerie das Flankenfeuer aus Fort de l'Est und St. Denis. Er blieb dabei, diese vier Batterien in Reserve zu behalten, auch als ich ihm sagte, solch Flankenfeuer sei auf 4000 bis 5000 Meter nicht zu fürchten, weil die Geschosse steil von oben herunterkämen und in den aufgeweichten Boden tief eindrängen, und mich bereit erklärte, dort selbst das Feuer zu leiten.

Der 30. Oktober. Um halb acht Uhr ritt der Stab des Generalkommandos, bei dem ich zu bleiben befohlen ward, aus Gonesse auf eine sanfte Anhöhe zwischen Bonneuil und Pont Iblon, den höchsten Punkt im Bereich des Gefechtsfeldes, von dem aus man den Kampf übersehen konnte, unweit des rechten Flügels der drei reitenden Batterien.



Diese standen hinter den Positionen, weil darin das Terrain zu sehr erweicht war, rechts, westlich, der Route de Lille und begannen Punkt acht Uhr ihr Feuer. Die 2. und 3. reitende Batterie schossen gegen den Nordeingang des Dorfes, den Graf Kanitz angreifen sollte. Die 1. reitende Batterie schoß gegen die westliche Lisiere des Dorfes, diese flankierend, um den Angriff Derenthalls vorzubereiten.

Der Feind antwortete alsbald mit seinem schwersten Geschütz aus Fort de l'Est, St. Denis, Romainville, Noisy und sogar Rosny. Seine mächtigen Granaten fielen allerwärts ins freie Feld, taten aber zunächst gar keinen Schaden, denn der Feind scheint nicht viel von unseren Truppen gesehen und nur die Absicht gehabt zu haben, allerwärts das Feld unsicher zu machen.

Der Oberst v. Zeuner scheint mit seinen Truppen Punkt acht Uhr auf den ersten Schuß angetreten zu sein, denn schon zehn Minuten darauf begannen die 4. schwere und 4. leichte Batterie, Seeger und Kayser, am Wege Le Blanc Mesnil—Le Bourget das Feuer gegen das letztgenannte Dorf, während die Tirailleure des Regiments Alexander in Schwärmen dagegen vorgehend gesehen wurden. Jetzt formierten sich auch Derenthall aus Dugny und Graf Kanitz vom Pont Iblon her zum Angriff. Über Derenthalls Vorgehen brach das ganze Generalkommando in einen Jubel aus. Er hatte seine ganze Front in eine dichte Tirailleurlinie aufgelöst, die in zwei Hälften nebeneinander vorging. Sobald diese Linie auf der Höhe des feindlichen Dorfes ansichtig wurde, lief die eine Hälfte, so schnell sie konnte, während die andere sich in das dichte Kartoffelkraut hinwarf. Ehe die feindlichen Tirailleure an der Lisiere ihr Feuer nach der laufenden Hälfte konzentriert hatten, hatte diese schon wohl an 300 Schritt zurückgelegt. Jetzt warf sie sich hin, um Atem zu holen und im Kartoffelkraut Schutz zu finden, und dieses Hinwerfen war das Signal für die andere Hälfte zum Aufspringen und Laufen ihrerseits. Es ist leicht erklärlich, daß die aus ihren Mauerscharten feuernden Franzosen im eigenen Pulverdampf nicht sogleich bemerkten, daß sie ihr Ziel wechseln mußten, und daß, ehe dies bemerkt und angeordnet wurde, diese andere Hälfte ebenfalls einige hundert Schritt zurückgelegt hatte. So erreichte, sprungweise vorgehend, Derenthalls erste Linie die Lisiere des Dorfes schon um dreiviertel neun Uhr, ohne einen einzigen Mann zu verlieren — nur ein patrouillierender Ulan ward verwundet —, während eine geschlossene Reserve, in Linie formiert, im ruhigen Schritt hinter der Mitte folgte. Die erschreckten Franzosen verließen die Lisiere, und Kirchhof und Dorfeingang fielen den Leuten vom Regiment Franz ohne Verlust in die Hände.

Es ist später eine Meinungsverschiedenheit darüber entstanden, ob

die Truppen des Regiments Franz von Westen oder die des Regiments Alexander von Osten früher in Le Bourget eingedrungen seien, eine Meinungsverschiedenheit, die wohl schwerlich zu entscheiden ist, denn während Derenthall hier eindrang, war Zeuner von Le Blanc Mesnil aus im Vorgehen geblieben. Wir sahen die Batterien um halb neun Uhr und dreiviertel neun Uhr aus noch näheren Stellungen gegen das Dorf feuern. Das Vordringen der Tirailleure war für uns aber durch das Dorf selbst verdeckt, und von anderen Punkten aus konnte man wieder Derenthall nicht sehen. Zeuners Tirailleure haben ebenfalls die Lisiere des Dorfes fast ohne Verlust genommen, weil die Verteidiger die Lisiere vor dem Artilleriefeuer verlassen hatten, und zwar, wie berichtet ward, das Südende zuerst, und sind dort im Tale des Mollette-Baches bald bis an die Route de Lille gelangt und haben den Bahnhof besetzt. So ist dem Feinde der Rückzug nach Paris abgeschnitten worden, während seine Hauptkräfte noch ahnungslos den Nordeingang verteidigten. Sobald die beiden aus Le Blanc Mesnil vorgehenden Batterien ihre letzte Position eingenommen hatten, wurden sie auch aus dem großen Fort Aubervilliers begrüßt, hatten also ein überschüttendes Feuer aus sechs Forts auszuhalten; seit sie wegen des Eindringens der eigenen Truppen in das Dorf dieses nicht mehr beschießen konnten, machten sie nun, den Mollette-Bach vor sich, Front gegen Fort Aubervilliers und Drancy, aus welch letzterem Ort dichte Massen zur Unterstützung von Le Bourget vorgehen wollten, aber vor dem Feuer dieser Artillerie wieder zurückwichen. Zwei Kompagnien Alexander unter Hauptmann v. Henniges schwärmten am Eisenbahndamm Paris—Soissons aus und halfen den Batterien, die Franzosen in Drancy in Respekt halten. So waren die Verteidiger von Le Bourget auf sich angewiesen. Es war nur noch ein Rückzugsweg in der Richtung auf Courneuve—St. Denis offen.

Unterdessen war auch der Angriff gegen die Nordseite von Le Bourget erfolgt. Als die Batterien des Obersten v. Zeuner, Hauptmann Seeger, ihr Feuer eröffneten, acht Uhr zehn Minuten, erwartete ich, daß gemäß der in meinem Beisein von Budritzki Tags zuvor gegebenen Instruktion die drei reitenden Batterien über die Inundation bis auf 1000 Schritt an das Dorf herangehen und den Nahangriff durch Nahfeuer unterstützen würden. Aber zu meiner Überraschung schossen sie ruhig weiter auf einer Entfernung, die sich schon gestern und vorgestern als wirkungslos herausgestellt hatte. Entrüstet über diese Nichtbefolgung der mir bekannten Instruktion sprengte ich in die Batterien und vergaß mich so weit, den Major v. Buddenbrock zu fragen, ob er keine Lust habe, näher heranzu-

gehen. Dieser erblaßte und meldete mir, Budritzki habe eben abändernd befohlen, er solle hinter Pont Iblon stehen bleiben. Jetzt bat ich den Prinzen von Württemberg, eingreifen und die Batterien selbst über die Inundation dicht an den Feind führen zu dürfen. Aber dieser verwies mir all und jede Einmischung mit der Entgegnung, er habe die Leitung des Kampfes einmal dem General v. Budritzki übertragen, und da müsse auch geschehen, was dieser bestimme. Ich war sehr verstimmt und betrübt, denn ich sah voraus, daß die Infanterie wieder unnütz schwere Verluste erleiden werde. Ich kannte den geheimen Grund nicht, der den General v. Budritzki bewog, sowohl die Reitende Abteilung hier bei Pont Iblon, wie seine vier Batterien bei Dugny nicht über die Inundation vorgehen zu lassen. Entgegen den bestimmten Befehlen und Instruktionen zur Befestigung der Stellungen, wonach stets die Möglichkeit einer Offensive gewahrt werden sollte, hatte man nämlich, sowohl am Pont Iblon wie in Dugny, die Ausgänge nach dem Feinde zu so eng verschlossen, daß nur einzelne Infanteristen und Reiter mühsam hindurch konnten. Geschütze konnten nicht passieren. Damit wollte sich Budritzki nicht berühmen, denn er sah den Fehler nun ein und ließ nach dem Gefecht die Ausfalltore breiter machen, nach dem alten Sprichwort von dem Stall, dessen Tür man erst verschließt, wenn die Kuh fortgelaufen ist.

Mittlerweile avancierten die vier Bataillone des Grafen Kanitz gegen die Nordfront von Le Bourget, unter ihm kommandierten die Obersten Graf Waldersee und v. Zaluskowski je zwei Bataillone. Diese drei genannten Obersten hatten die Besprechungen und Exerzitien noch nicht mitgemacht, womit im Gardekorps die Formen festgestellt worden waren, in denen wir in Zukunft über das freie Feld mit Infanterie angreifen wollten. Sie formierten daher nach alter Vorschrift ihre Bataillone in Kompagniekolonnen mit verhältnismäßig dünnen Tirailleurlinien vor den Kolonnen. Ein Schreckensschrei ertönte aus dem Generalkommando beim Anblick dieser verderblichen Formation in Massen zu 250 Mann. Unsere braven Grenadiere vom Regiment Elisabeth liefen auf die mit Scharten versehenen Mauern von Le Bourget los, aus denen ihnen das französische Chassepotfeuer entgegenschlug und einen nach dem anderen niederstreckte. Die Kugeln unserer Tirailleure aber schlugen sich wirkungslos an den Mauern platt. Da rannten unsere Truppen an die Mauern und versuchten, sie zu überklettern. Vergeblich! Sie waren zu hoch. Sie liefen an die feuerspeienden Scharten und stachen wütend hinein, um vor denselben, vom tödlichen Blei getroffen, zusammenzusinken. Ja, wir sahen deutlich, wie einzelne Soldaten das durch die Scharten gesteckte Bajonett des Feindes mit der Hand erfaßten und

herausrissen. Einem Grenadier vom Regiment Elisabeth wurde dabei die Hand durchschossen. Er ist heimatlich auf unseren Gütern in Oberschlesien und lebt dort noch als Invalide. Endlich wich der Feind an der Barrikade, welche die Route de Lille am Nordeingang von Le Bourget sperrte. Welchem Druck hier der Verteidiger nachgab, ob dem Frontalsturm, ob der Nachricht vom Eindringen der Kolonnen Derenthalls und Zeuners in den Flanken, ich weiß es nicht. Kurz, er wich; unsere Tirailleure nahmen die Barrikade, während noch ein mörderisches Feuer aus den Scharten der Nachbarmauern in die folgenden Kolonnen einschlug. Die Fahnen-Kompagnie, die auf der Route de Lille vorstürmte, sah ihre Fahne sinken, denn der Fahnenträger war erschossen. Ein anderer Sergeant ergriff die Fahne, und vorwärts ging es im Sturmschritt bis an die Barrikade. Hier sank der neue Fahnenträger auch. Es fehlten jetzt nur noch wenige Minuten an neun Uhr. Im Übermaße der Freude, sein Wort vom Tage zuvor zur Wahrheit machen und um neun Uhr in Le Bourget sein zu können, sprengte Budritzki an diese Kompagnie heran, sprang vom Pferde, entriß dem dritten Fahnenträger, der sie eben wieder erhoben hatte, das geheiligte Feldzeichen, um es stürmend über die Barrikade zu tragen und auf derselben zu schwingen.

Die Art und Weise, wie er dies auszuführen vermochte, sah nun nicht gerade sehr theatralisch aus. Der kleine alte Herr hatte weder Körperkräfte noch Gymnastik genug, um mit einer schweren Fahne in der Hand über eine hohe Barrikade in Furcht gebietender Haltung zu stürmen. Im Gegenteil, es ging erst nicht, und zwei kräftige Sergeanten hoben und schoben ihn dann hinüber, während er krampfhaft die Fahne mit beiden Händen mühsam schleppte. — Gemalt ist es nachher hübscher worden. — Genug, sein Heldenmut ist darum nicht geringer, seine Handlung nicht weniger der Ausdruck der Begeisterung und Freude über den winkenden Sieg. Napoleons Ergreifen der Fahne auf dem Damm von Arcole war auch nicht poetischer in der Ausführung gewesen, was auch darüber gemalt worden ist. Marmont erzählt in seinen Memoiren, daß Napoleon ebenso von zwei Begleitern gestützt wurde wie jetzt Budritzki. Nur daß Napoleon vom Damm in den Sumpf fiel, Budritzki aber mühsam über die Barrikade gehoben ward.

Unmittelbar darauf sandte er an den Prinzen von Württemberg die Meldung, es sei neun Uhr, er sei in Le Bourget.

Der kommandierende General sandte jetzt den Hauptmann v. Lindequist vom Generalstabe nach dem Dorf, um Bericht über die Situation zu erstatten. Derselbe kam zurück mit der Meldung, die Lage der eingedrungenen Truppen im Dorfe sei im höchsten Grade ungemütlich. Der

Feind, dem der Rückzug nach Aubervilliers abgeschnitten, habe sich in die Häuser geworfen und beschieße unsere Truppen in der Straße, zugleich feuerten die Forts ihre Granaten in das Dorf hinein auf Freund und Feind. Jedes Haus, jedes Gehöft müßte einzeln genommen werden, und erhebliche Verluste ständen noch bevor. Diese Nachricht stimmte die Freude über das Eindringen ins Dorf bedeutend herab.

Unterdessen tobte der Kampf in dem Dorfe fort, und wir lenkten unsere Aufmerksamkeit auf die Gegend zur Seite, ob aus Paris Unterstützung komme. Eine nennenswerte Menge der Verteidiger lief truppweise aus dem Ausgange nach St. Denis zu davon, und die reitenden Batterien beschleunigten deren Schritte troß der ungeheuren Entfernung durch Granaten. Nach einiger Zeit sah man eine dichte Masse Feinde von St. Denis her auf Le Bourget zu marschieren. Die reitende Artillerie schoß danach, und die Masse verschwand. Von dem Observatorium bei St. Brice, wo ein gutes Fernrohr stationiert war, hatte man hierbei folgendes gesehen:

Aus St. Denis war eine Infanterie-Brigade, die man auf sechs Bataillone schätzte, gegen Le Bourget in Bewegung gesetzt worden. Ihr kamen die Flüchtigen aus dem Ort, aber auch die Granaten unserer reitenden Artillerie entgegen. Die Tete der Brigade machte Kehrt und riß das erste Bataillon zur wilden Flucht mit sich fort, das sich nun auf die anderen Bataillone stürzte und diese in Unordnung brachte. Vergeblich suchten die Offiziere mit hoch geschwungenem Degen die Unordnung abzustellen. Sie wurden mit fortgerissen, und in regelloser Flucht bedeckten diese Bataillone das Feld, auf dem jeder so schnell als möglich auf St. Denis zueilte. Da kam ihnen ein großer, berittener Stab entgegen, ein höherer Offizier brachte die Flüchtigen zum Stehen und schien mit hoch gehobenem Degen eine Ansprache zu halten. Wahrscheinlich war dies der Admiral La Roncière. Aber Gestikulationen und Geschrei antworteten ihm, und auch er wurde mit fortgerissen. Bald verschwand die ganze Masse flüchtend in den Werken der Double Couronne von St. Denis. Solche Feigheit, eine halbe Meile vom Schlachtfelde, stand im scharfen Gegensatz zu der verzweifelten Gegenwehr, die ein Teil der Feinde in den Gehöften von Le Bourget leistete.

Haus für Haus, Gehöft für Gehöft mußten genommen werden, und die Pioniere mußten Mauern und Tore einschlagen, und im Innern entspann sich noch oft ein erbitterter Kampf, Mann gegen Mann. Aus einem größeren Gehöft wehte eine weiße Fahne, als Zeichen, daß man sich ergeben wollte. Unsere Truppen stellten das Feuer dagegen ein, und unsere dort anwesenden Offiziere traten an den Torweg, der von innen

herausrissen. Einem Grenadier vom Regiment Elisabeth wurde dabei die Hand durchschossen. Er ist heimatlich auf unseren Gütern in Oberschlesien und lebt dort noch als Invalide. Endlich wich der Feind an der Barrikade, welche die Route de Lille am Nordeingang von Le Bourget sperrte. Welchem Druck hier der Verteidiger nachgab, ob dem Frontalsturm, ob der Nachricht vom Eindringen der Kolonnen Derenthalls und Zeuners in den Flanken, ich weiß es nicht. Kurz, er wich; unsere Tirailleure nahmen die Barrikade, während noch ein mörderisches Feuer aus den Scharten der Nachbarmauern in die folgenden Kolonnen einschlug. Die Fahnen-Kompagnie, die auf der Route de Lille vorstürmte, sah ihre Fahne sinken, denn der Fahnenträger war erschossen. Ein anderer Sergeant ergriff die Fahne, und vorwärts ging es im Sturmschritt bis an die Barrikade. Hier sank der neue Fahnenträger auch. Es fehlten jetzt nur noch wenige Minuten an neun Uhr. Im Übermaße der Freude, sein Wort vom Tage zuvor zur Wahrheit machen und um neun Uhr in Le Bourget sein zu können, sprengte Budritzki an diese Kompagnie heran, sprang vom Pferde, entriß dem dritten Fahnenträger, der sie eben wieder erhoben hatte, das geheiligte Feldzeichen, um es stürmend über die Barrikade zu tragen und auf derselben zu schwingen.

Die Art und Weise, wie er dies auszuführen vermochte, sah nun nicht gerade sehr theatralisch aus. Der kleine alte Herr hatte weder Körperkräfte noch Gymnastik genug, um mit einer schweren Fahne in der Hand über eine hohe Barrikade in Furcht gebietender Haltung zu stürmen. Im Gegenteil, es ging erst nicht, und zwei kräftige Sergeanten hoben und schoben ihn dann hinüber, während er krampfhaft die Fahne mit beiden Händen mühsam schleppte. — Gemalt ist es nachher hübscher worden. — Genug, sein Heldenmut ist darum nicht geringer, seine Handlung nicht weniger der Ausdruck der Begeisterung und Freude über den winkenden Sieg. Napoleons Ergreifen der Fahne auf dem Damm von Arcole war auch nicht poetischer in der Ausführung gewesen, was auch darüber gemalt worden ist. Marmont erzählt in seinen Memoiren, daß Napoleon ebenso von zwei Begleitern gestützt wurde wie jetzt Budritzki. Nur daß Napoleon vom Damm in den Sumpf fiel, Budritzki aber mühsam über die Barrikade gehoben ward.

Unmittelbar darauf sandte er an den Prinzen von Württemberg die Meldung, es sei neun Uhr, er sei in Le Bourget.

Der kommandierende General sandte jetzt den Hauptmann v. Lindequist vom Generalstabe nach dem Dorf, um Bericht über die Situation zu erstatten. Derselbe kam zurück mit der Meldung, die Lage der eingedrungenen Truppen im Dorfe sei im höchsten Grade ungemütlich. Der

Feind, dem der Rückzug nach Aubervilliers abgeschnitten, habe sich in die Häuser geworfen und beschieße unsere Truppen in der Straße, zugleich feuerten die Forts ihre Granaten in das Dorf hinein auf Freund und Feind. Jedes Haus, jedes Gehöft müßte einzeln genommen werden, und erhebliche Verluste ständen noch bevor. Diese Nachricht stimmte die Freude über das Eindringen ins Dorf bedeutend herab.

Unterdessen tobte der Kampf in dem Dorfe fort, und wir lenkten unsere Aufmerksamkeit auf die Gegend zur Seite, ob aus Paris Unterstützung komme. Eine nennenswerte Menge der Verteidiger lief truppweise aus dem Ausgange nach St. Denis zu davon, und die reitenden Batterien beschleunigten deren Schritte trotz der ungeheuren Entfernung durch Granaten. Nach einiger Zeit sah man eine dichte Masse Feinde von St. Denis her auf Le Bourget zu marschieren. Die reitende Artillerie schoß danach, und die Masse verschwand. Von dem Observatorium bei St. Brice, wo ein gutes Fernrohr stationiert war, hatte man hierbei folgendes gesehen:

Aus St. Denis war eine Infanterie-Brigade, die man auf sechs Bataillone schätzte, gegen Le Bourget in Bewegung gesetzt worden. Ihr kamen die Flüchtigen aus dem Ort, aber auch die Granaten unserer reitenden Artillerie entgegen. Die Tete der Brigade machte Kehrt und riß das erste Bataillon zur wilden Flucht mit sich fort, das sich nun auf die anderen Bataillone stürzte und diese in Unordnung brachte. Vergeblich suchten die Offiziere mit hoch geschwungenem Degen die Unordnung abzustellen. Sie wurden mit fortgerissen, und in regelloser Flucht bedeckten diese Bataillone das Feld, auf dem jeder so schnell als möglich auf St. Denis zueilte. Da kam ihnen ein großer, berittener Stab entgegen, ein höherer Offizier brachte die Flüchtigen zum Stehen und schien mit hoch gehobenem Degen eine Ansprache zu halten. Wahrscheinlich war dies der Admiral La Roncière. Aber Gestikulationen und Geschrei antworteten ihm, und auch er wurde mit fortgerissen. Bald verschwand die ganze Masse flüchtend in den Werken der Double Couronne von St. Denis. Solche Feigheit, eine halbe Meile vom Schlachtfelde, stand im scharfen Gegensatz zu der verzweifelten Gegenwehr, die ein Teil der Feinde in den Gehöften von Le Bourget leistete.

Haus für Haus, Gehöft für Gehöft mußten genommen werden, und die Pioniere mußten Mauern und Tore einschlagen, und im Innern entspann sich noch oft ein erbitterter Kampf, Mann gegen Mann. Aus einem größeren Gehöft wehte eine weiße Fahne, als Zeichen, daß man sich ergeben wollte. Unsere Truppen stellten das Feuer dagegen ein, und unsere dort anwesenden Offiziere traten an den Torweg, der von innen

weit geöffnet wurde. Sobald aber unsere Offiziere in den Torweg traten, krachte eine Salve, und die Offiziere brachen zusammen. So fanden die Obersten Graf Waldersee, v. Zaluskowski und Hauptmann v. Obstfelder den Tod. Wütend stürzten sich jetzt unsere Soldaten in den Torweg und machten alles nieder, was darin war.

Einen besonderen Heldenmut entwickelten unsere Leute vom Regiment Franz bei der Erstürmung der Kirche im Innern des Dorfs. Hier hinein hatten sich eine Anzahl Franzosen zurückgezogen, die Türen verrammelt. Unsere Leute legten Leitern von außen an die Fenster und drangen dort hinein. Vom Fenster in das Innere herab mußten sie einen Sprung in die Tiefe machen, zu dem allein schon im Frieden ein Entschluß gehört haben würde, und dies taten sie in dem nächsten Feuer der Verteidiger, das die ersten niederstreckte. Aber immer mehr sprangen hinab, und endlich bewältigten sie den Feind. Der Bericht des französischen Generals Ducrot über die Wegnahme der Kirche ist ganz falsch, ebenso ist das sehr schöne, lebendige Bild, das vor einigen Jahren Neuville gemalt hat, ohne Unterlage der Tatsachen. Daß die Kirche von Artillerie beschossen ist, kann möglich sein, aber es müssen französische Granaten aus den Forts gewesen sein, die da auf Freund und Feind fielen. Unsere Artillerie hat solchen Unsinn nicht begangen. Auch zeigt das Bild ein bespanntes preußisches Geschütz, das zwischen den brennenden Häusern hindurch fährt. Auch dieses heroischen Fehlers können wir uns nicht schuldig bekennen; er war einfach unmöglich, denn alle Eingänge des Orts waren derartig verbarrikadiert, daß weder Pferd noch Kanone hinein konnten.

Der Kampf im Innern des Dorfes dauerte über drei Stunden. Es war zwölf Uhr vorbei, als das letzte Gehöft in die Gewalt unserer braven Leute fiel. Die feindlichen Forts, besonders Aubervilliers, hatten unterdessen ganze Lagen aus schwerem Geschütz in das Dorf abgefeuert, und manches Geschoß riß einen preußischen Soldaten zugleich mit seinem französischen Gefangenen nieder.

Es war Mittag vorüber, als der Prinz von Württemberg den General v. Budritzki zu dem Siege beglückwünschte und ihm liebevolle Vorwürfe machte, daß er sich selbst so sehr in die vorderste Kampfeslinie begeben. Dann wurde das Aussetzen der Vorposten befohlen, die Besatzung von Le Bourget dem Major v. Derenthall mit seinen zwei Bataillonen übertragen und den anderen Truppen Befehl erteilt, in die Kantonements zurückzukehren. Massenhaft kamen die Züge der Gefangenen zwischen unseren Truppen zurück, massenhaft aber auch die Züge der Leichen und Blessierten unserer Bataillone und trübten die

Freude über den Sieg. Der Prinz von Württemberg wurde durch diesen Anblick so bewegt, daß er, um seine Tränen nicht zu zeigen, sich abwandte, was viele für Teilnahmlosigkeit hielten.

Plötzlich begann von neuem ein heftiges Schnellfeuer der Batterien Seegers zwischen Le Blanc Mesnil und Bourget, und alle Forts wurden wieder lebendig und überschütteten dieselben mit den schwersten Projektilen. Dieses Schnellfeuer von Feld-Batterien durfte nach meinen Befehlen nur gegen angreifende Infanterie oder Kavallerie angewendet werden, und ich vermutete daher, Seeger sei in Gefahr durch einen Angriff aus Drancy. Ich bat daher den kommandierenden General um Erlaubnis, nach dem bedrohten Punkt zu reiten, da sonst für mich nichts zu tun war. Auf dem Hinwege begegnete ich dem Obersten v. Zeuner, der mir sagte, er sei ohne allen Verlust ins Dorf eingedrungen, dank der Wirkung dieser Batterien, auch hätten die Forts nicht nach seinen Bataillonen, sondern nur nach diesen Batterien geschossen, bis er das Dorf genommen.

Das Schnellfeuer der Batterien hatte nicht lange gedauert, aber nach einer geraumen Pause hatte es wieder begonnen, und so mehrere Male. Als ich die Batterien erreichte, waren sie schon auf dem Rückmarsche. Die Hauptleute Seeger und v. Kaysser, letzterer mit seinem lahmen Fuß im Pantoffel, waren in der besten Laune von der Welt und empfingen mich strahlend und lachend und erzählten mir die Veranlassung des letzten wiederholten Schnellfeuers. Die beiden Kompagnien des Hauptmanns v. Henniges vom Regiment Alexander, die, am Eisenbahndamm liegend, die fünf Bataillone Franzosen in Drancy in Schach gehalten hatten, sollten nämlich auf Befehl zurückgehen. Wenn sie aber den Damm verlassen wollten, um über das freie Feld den Rückweg anzutreten, dann drohte ihnen das Massenschnellfeuer aus den französischen Chassepots aus Drancy Tod und Verderben auf einer Entfernung, auf der sie mit dem Zündnadelgewehr nicht antworten konnten. Da verabredete Seeger mit Henniges, den Feind in Drancy durch Artillerieschnellfeuer zu zwingen, sich zu verstecken, solange die Infanterie zurückliefe. Dies geschah in drei Reprisen, zu je 300 Schritt laufend, wonach die Kompagnien von Henniges sich, zum Ausschnaufen gedeckt, ins hohe Kartoffelkraut warfen. Auf diese Weise bewerkstelligten sie ihren Rückzug ohne einen Mann Verlust.

Ich ließ die beiden Batterien an mir vorbeiziehen. Sie sahen abscheulich aus. Im ganzen waren fünfundsechzig schwere Granaten in die Batterien eingeschlagen. Sie waren tief in die weiche Erde eingedrungen, dann geplatzt und hatten minenartig Massen von gelber

Erde um sich herumgeschleudert. Da waren Menschen und Pferde so mit gelber Erde bedeckt, daß man keine Farbe der Uniform sehen konnte und die Leute aussahen wie die Arbeiter Oberschlesiens, die aus den Galmeigruben*) zurückkehren. Auf meine Frage nach den Verlusten erhielt ich die frohe Auskunft, daß nicht ein Mann und nicht ein Pferd verletzt sei. Sie konnten in der Tat lachen, diese Batterien.

Denn ganz anders betrübend waren die Verluste der Infanterie an diesem Tage. 34 Offiziere und 433 Unteroffiziere und Soldaten waren tot oder verwundet, also 9 Offiziere und 9 Mann mehr, als das ganze Gardekorps in der Schlacht von Sedan verloren hatte. Davon entfielen auf das Regiment Elisabeth, das in Kolonnen im ersten Treffen gegen die Nordfront des Dorfs geführt worden war, allein 19 Offiziere und 263 Mann, und auf das Alexander-Regiment 37 Mann, auf das Franz-Regiment 3 Offiziere und 54 Mann, welche beiden Regimenter, ganz in Schwärmen aufgelöst, den Sturm ausgeführt hatten: eine drastische Kritik der Kolonnentaktik. Die drei Kompagnien der Garde-Schützen hatten im Häuserkampf wieder alle ihre Offiziere verloren. Auch der kleine junge Herr v. Haugwitz, der bei St. Privat als Fähnrich zuletzt das Bataillon kommandiert hatte und seitdem Offizier geworden war, lag als Leiche da. Das Verhältnis des Verlusts an Offizieren zu dem an Leuten ist erschreckend. Wir hatten nur 1 Offizier auf 120 Mann, verloren aber 1 Offizier auf 12 Mann, also im Verhältnis zehnmal so viel Offiziere als Mannschaften. Das kam daher, weil die Offiziere sich nie mit niederlegten, wenn dies den Leuten befohlen ward. Ein Korpsbefehl erteilte darüber den Offizieren einen ehrenden Tadel.

Der Verlust der Franzosen an Toten und Verwundeten ist dem unsrigen wohl ziemlich gleich gewesen, die zuverlässigen Angaben fehlen darüber. 1200 Gefangene wurden zurückgebracht. Mehrere Tausende müssen sich also aus dem Ausgange nach St. Denis zu, dem einzigen, der von unseren Truppen nicht gleich beim Beginn versperrt war, geflüchtet haben, denn Ducrot gibt die Besatzung von Le Bourget auf acht Bataillone an. Das Bataillon Franktireurs de la Presse wurde vernichtet, ein großer Teil davon wurde gefangen. Unter den Gefangenen befanden sich ferner Mannschaften des alten Gardekorps, die zur Bildung von Regimentern verwendet waren, und einige Mobilgarden-Bataillone.

Interessant ist das Stärkeverhältnis in diesem Kampfe. Unserseits wurden dazu acht Bataillone Infanterie, drei Kompagnien Schützen,

*) Galmei ist ein bergmännischer Name für Gemenge von Kieselzinkerz und Zinkspat.



eine Kompagnie Pioniere verwendet, zusammen neun Bataillone. Französischerseits verteidigten acht Bataillone den Ort, fünf Bataillone rückten aus Drancy, sechs Bataillone aus St. Denis zur Hilfe heran. Dadurch, daß die fünf Bataillone aus Drancy durch zwei Kompagnien und zwei Batterien in Schach gehalten, die sechs Bataillone aus St. Denis durch einige Granaten zur Umkehr genötigt wurden, konnten unsere Truppen im Kampfe im Orte selbst ein geringes Übergewicht an Zahl gewinnen. Es fehlen genaue Stärkeangaben über die französischen Bataillone.

Während des Kampfes waren der Montmartre und die Werke von St. Denis mit einer ungeheuren Masse von Zuschauern bedeckt. Die glänzende Niederlage konnte in Paris nicht verheimlicht werden und machte einen mächtigen Eindruck auf die Bevölkerung. An demselben Tage kam dorthin die Nachricht von der Kapitulation von Metz, die schon Tags zuvor bei uns bekannt war. Jetzt ward die Bevölkerung gegen ihre Regierung der Nationalverteidigung erbittert, und ein allgemeiner Aufruhr stellte innerhalb der Stadt unmittelbar darauf alle Ordnung in Frage, wie wir aber erst später erfuhren, und wie jetzt allgemein geschichtlich bekannt ist.

Zunächst war die Folge dieses Kampfes die, daß für die nächsten sieben Wochen Le Bourget vom Feinde in Ruhe gelassen wurde.

Die Kritiker haben sehr verschiedene Urteile über dieses Gefecht gefällt. Ein englischer Korrespondent der „Times", der aus Versailles schrieb, wie man dort allgemein redete, verglich die Erstürmung von Le Bourget mit der unsinnigen Attacke Cardigans im Krimkriege und nannte sie ein Infanterie-Balaklawa.*)

Unsere höheren und maßgebenden Autoritäten, der König und Moltke, erklärten die Wiedereroberung von Le Bourget für notwendig. Der König schrieb dies dem Prinzen von Württemberg in einem Privatbriefe. Mir gegenüber sprach sich später Moltke ebenso aus und motivierte sein Urteil ausführlich. Er sagte, wenn man eine Position längere Zeit verteidigen wolle, so müsse man Beobachtungstruppen, Vor-

*) Balaklawa ist ein kleiner Hafenplatz in der Krim, der bei der Belagerung Sebastopols 1859 eine Rolle spielte. Am 25. Oktober fand hier ein größeres Gefecht statt, wobei die Russen eine Anzahl englischer Geschütze eroberten. Ihnen diese wieder abzunehmen, wurde die leichte Kavallerie-Brigade Cardigan vorgesandt, die mit 600 Reitern vorgehend zwar die russische Kavallerie warf, aber von dem Infanteriefeuer der russischen Karrees fast vernichtet wurde. Diese Attacke erhielt damals im Volksmunde den Namen „Todesritt", ebenso wie die Attacke der Brigade Bredow bei Mars la Tour am 16. August 1870, die aber im Gegensatz zu jener auch einen faktischen Erfolg zu verzeichnen hatte.

posten, so weit vorschieben, daß man in der Position nicht vom Feinde überrascht werden könne. Diese Beobachtungstruppen hätten nur zu sehen, zu melden, um sich zurückzuziehen, aber nicht, sich zu wehren, und könnten ganz schwach sein. Wenn aber der feindliche Angriff abgeschlagen sei, dann brauche man für die weitere Zukunft wieder Vorposten vor sich und müsse den Feind von dort fortjagen, wo man seine Vorposten aufstellen müsse. Er tadelte aber mit großer Schärfe, daß in der langen Zeit vom 19. September bis zum 28. Oktober in Le Bourget nichts geschehen war, um den Ort verteidigungsunfähig gegen uns zu machen. Die hinteren Eingänge hätten frei gemacht, die nördlichen Mauern umgelegt, von Norden her die Häuser, die nicht zur Verteidigung gegen Süden beitrugen, niedergerissen werden müssen. Dann würde es leicht geworden sein, einen in Le Bourget eingedrungenen Feind wieder daraus zu verjagen.

Es liegen unbestreitbar große allgemeine Wahrheiten in den Ansichten des großen Strategen. Wenn aber das Generalstabswerk, Teil III, Seite 204, sagt: „Dagegen lag es auch fernerhin nicht in der Absicht des Oberkommandos, diesen vorgeschobenen Posten bei einem allgemeinen Ausfalle gegen die Stellungen der Maas-Armee bis aufs äußerste zu verteidigen", so wichen die Absichten des Gardekorps ganz davon ab, und es hatte im Gegenteil die bestimmteste Absicht, diesen Posten von jetzt ab lieber bis aufs äußerste zu verteidigen als ihn immer wieder zu stürmen. Es hat auch diese Absicht mit solcher Energie durchgeführt, daß im Dezember und Januar Le Bourget gegen alle noch so gewaltigen Angriffe behauptet wurde, obgleich die Franzosen mit regelrechten Sappen dagegen vorgingen.

Die Vorwürfe, welche Moltke den betreffenden Gardetruppen machte, daß sie den diesseitigen Zugang zum Ort nicht offen erhalten und verteidigungsunfähig gemacht hätten, können nur als vollkommen begründet bezeichnet werden. Wir hatten eben seit langer Zeit kein Defensivgefecht geführt und keine Übung darin.

Nach dem Sturm. Tags nach dem Gefecht wurden die Truppen durch Korpsbefehl und Armeebefehl belobt. In dem Korpsbefehl stand rühmend vom General v. Budritzki, er habe die sperrende Barrikade mit der Fahne in der Hand zuerst überstiegen. Dies war nicht ganz genau, denn die Fahnen-Kompagnie war, vorschriftsmäßig, gar nicht im ersten Treffen verwendet worden, und mindestens viele Tirailleure waren schon über die Barrikade, als Budritzki sie überstieg. Er protestierte also sofort gegen diese übertriebene Glorifikation durch den Korpsbefehl.

Die 2. Garde-Division behielt von jetzt ab Le Bourget so stark besetzt, daß die Besatzung die ganze Lisiere nach dem Feinde zu nachhaltig verteidigen konnte, bis Hilfe kam. Der Maas-Armee ward erklärt, daß das Gardekorps Le Bourget dauernd zu halten vorziehe, statt es wieder stürmen zu müssen, und sich in die Art, es zu halten, nicht drein reden ließe. Gebäude vor der Südfront, welche den Angriff erleichterten, wurden eingeebnet, die Lisiere mit Banketts und Scharten in den Mauern versehen, ebenso ward der Kirchhof rechts zur Verteidigung vorbereitet; die rückwärtigen Mauern wurden niedergelegt, von Le Blanc nach Bourget zu und von dort nach Dugny zu wurden Schanzen gebaut, die später durch parallelenartig angelegte Kommunikationen verbunden werden sollten. Zwei Bataillone wurden als dauernde Besatzung nach Le Bourget hineingelegt, das Dorf in Abschnitte geteilt, die Mannschaft zum Kampf bereit gehalten, und nur die Reserven durften ruhen.

Am 31. Oktober unterhielt der Feind den ganzen Tag über eine lebhafte Kanonade aus sechs Forts. Wir hatten einen einzigen Verwundeten. Die Kanonade war, wie es schien, nur ein Ausdruck der Wut über die gestrige Schlappe.

Am 1. November wurden die bei Le Bourget gefallenen Offiziere beigesetzt. Die Feier war sehr ergreifend. Wir hatten auch mehr Zeit und physische Kräfte, uns den Regungen unseres Gefühls hinzugeben, als nach den Schlachten von St. Privat und Sedan, daher wir jetzt noch ergriffener waren als damals. Besonders ergreifend, hinreißend, aber auch zu neuen Kämpfen feurig anregend war die Rede des katholischen Feldpredigers der 2. Garde-Infanterie-Division.

Den nächsten Tag begab ich mich nach Le Bourget, um die Verteidigungsmaßregeln des Orts auf das genaueste in Augenschein zu nehmen und das Terrain für die Artilleriestellungen zu rekognoszieren. Ich mußte am Pont Iblon absteigen und zu Fuß den Weg fortsetzen, weil Budritzki, um die Aufmerksamkeit des Feindes nicht zu erregen, jeden Verkehr zu Pferde dort verboten hatte. Denn wenn sich nur ein Kopf sehen ließ, so entluden mehrere Forts auf einmal ihre schweren Geschosse dorthin. Für jemand, der nur einmal dorthin kam, war das interessant und anregend, aber für die Bataillone, die dort Tag und Nacht bleiben mußten, essen, trinken und schlafen sollten, war diese fortwährende Lebensgefahr doch recht nervenerschütternd, und es ist hier und da vorgekommen, daß jemand darüber den Verstand verlor. Bei Nacht nämlich überschüttete der Feind den Ort mit Schrapnellfeuer, um alles unsicher zu machen. Deshalb blieb die Besatzung von Le Bourget auch

nicht stationär, sondern wurde immer nach einigen Tagen abgelöst. Ich sah mir auch die Wirkung unserer Artillerie an und war überrascht, zu sehen, daß selbst unsere leichten Feldgranaten doch die Umfassungsmauern durchschlagen, also mehr gewirkt hatten, als ich erwartet hatte. Längere Zeit verweilte ich bei den Vorposten. Jeder Posten war mit zwei Gewehren bewaffnet, einem Chassepot und einem Zündnadelgewehr. Die Mannschaften sahen es sehr gern, wenn ein höherer Offizier sie dort in vorderster Linie besuchte, und schwatzten dort frei von der Leber weg. Einer von den Posten zeigte mir einen auf dem Felde liegenden Franzosen. Er hatte ihn mit seinem Gewehr hingestreckt, weil derselbe sich als Patrouille zu nahe herangewagt, und wies auf ein paar andere, die sich vorsichtig heranzuschleichen versuchten, um den Leichnam des Kameraden zu holen. Er wolle sich verstecken, sagte er, damit die anderen sich auch heranwagten und er sie hinstrecken könnte. Der erste Tote sei der Lockvogel. Nachdem ich über die Verteidigungsfähigkeit von Le Bourget beruhigt war, kehrte ich nach Gonesse zurück. Wir haben den Ort auch nicht wieder verloren. Noch einmal griff der Feind ihn später in offener Feldschlacht an, und wir wiesen den Angreifer siegreich zurück. Von Weihnachten ab aber tat der Feind diesem Flecken die Ehre einer Belagerung in aller Form an und näherte sich ihm mit Laufgräben, bis am 15. Januar das Eingreifen unserer Belagerungsgeschütze ihm allen Appetit auf diesen Ort raubte. Budritzki erhielt den Orden pour le mérite aus Versailles für den Sturm auf Le Bourget.

---

3. Vom 3. November bis 20. Dezember 1870.

3. bis 16. November. Hubertusfest. Seit dem 3. November trat bei uns dieselbe Situation vor Paris ein, wie sie vor dem Kampf um Le Bourget gewesen war, nur mit dem Unterschiede, daß der Feind täglich noch mehr schwere Granaten zu uns herüber sandte als vorher. Die passionierten Reiter in der Gardeartillerie wollten den 3. November, den St. Hubertustag, an dem im Frieden immer im Grunewald die Hubertusjagd geritten wird, nicht ohne Sport vorübergehen lassen. Es ging daher von der reitenden Garde-Artillerie die Idee aus, an diesem Tage wenigstens eine Schnitzeljagd zu reiten, zu der alle Kameraden der Artillerie aufgefordert werden sollten. Ich wurde auch dazu eingeladen. Aber eingedenk des Verbots des Prinzen von Württemberg, Jagden mit

Hunden abzuhalten, wollte ich doch dazu erst die Genehmigung einholen. Er erteilte sie mir, jedoch unter der Bedingung, daß ich dafür stehe, daß kein Reiter und kein Pferd zu Schaden kämen. Da man dafür selbst beim bloßen Spazierenreiten nie einstehen kann, so lag darin ein Verbot gegen die Schnitzeljagd überhaupt. Überdem trat am 2. November Frost ein, und am 3. November waren die Felder so hart gefroren, daß von einem Jagdreiten keine Rede sein konnte. Die Feier des Hubertustages beschränkte sich daher auf ein Diner der reitenden Artillerie in Le Thillay, an dem ich auch teilnahm. Dies Diner wurde sehr animiert, weil kurz vorher wieder einmal Eiserne Kreuze angekommen waren und so manche Dinierende durch das Ehrenzeichen beglückt wurden. Als Dirigent der Küche der Offiziere der reitenden Artillerie fungierte der alte Roßarzt Rietzel, derselbe, der mir in der Nacht nach der Schlacht von St. Privat Kaffee gekocht hatte. Er erhielt die Rezepte von seiner Frau geschickt und war stolz auf seine Leistungen, und zwar mit Recht, denn das Essen war recht gut und schmackhaft. Dafür mußte er auch mit den Offizieren essen, obgleich er nicht Offizierrang hatte. Die mannigfachsten Erzählungen über die Tapferkeit der Soldaten und komische Erlebnisse würzten das Mahl. Bei der 3. reitenden Batterie hatte sich Trompeter Mahn sehr hervorgetan. Er erhielt das Eiserne Kreuz von seinem Batteriechef überreicht. „Nee, Herr Hauptmann, nee, das jeht doch nich“, sagte er, weinte wie ein kleines Kind, rannte mit dem Kreuz in der Hand nach Hause, schrieb eine Postkarte und brachte sie dem Wachtmeister zur Beförderung durch die Feldpost. Der Wachtmeister war indiskret genug, die Worte zu lesen, die der originelle Kauz an seine Frau schrieb. Sie lauteten: „Jk habe das Eiserne Kreuz, sei stolz auf Deinem Jatten. Mahn.“ Ein Jude bei der 1. reitenden Batterie, der sich sehr brav benommen, erhielt von seiner Frau die Nachricht, daß sie ihm gerade während der Schlacht von Sedan einen Sohn geschenkt. Er bestimmte, der Knabe solle Sedan genannt werden. Übrigens nahmen und trugen die Juden das Eiserne Kreuz trotz seiner Form ganz gern. Die Lebhaftigkeit des Mahles steigerte sich von Minute zu Minute. Gegen Ende desselben kamen gar noch zwei Offiziere aus dem Hauptquartier des Korps und brachten mir den Georgen-Orden, den mir der König im Namen des Kaisers von Rußland gesandt. Jetzt wollte der Sturm nicht eher ein Ende nehmen, bis zahllose Leichen unter dem Tische lagen. Bis es den folgenden Tag wieder so hell war, daß Artillerie schießen konnte, waren sie wieder lebendig.

Ich ging abends zu Fuß von Thillay nach Gonesse zurück, eine halbe Stunde, denn es war stark gefroren und glatt auf der Straße, und

meine Wagenpferde waren noch nicht scharf beschlagen. Später ist auf diesem Wege nächtlich öfter auf unsere Befehlsreiter geschossen, auch einmal ein Pferd verwundet worden. Dazumal war so etwas noch nicht vorgekommen.

Zum blauen Affen. Dagegen kamen hier und da einzelne Einwohner in die verlassenen Ortschaften zurück. Es war schwer festzustellen, ob sie dazu berechtigt waren, oder ob sie uns etwas vorschwindelten. In diejenigen Ortschaften, welche dem Feinde zunächst lagen, wurde niemand hineingelassen, um keine Gelegenheit zur Spionage zu geben. Dagegen ließen wir solche Leute, die uns nützlich sein konnten, in die weiter rückwärts gelegenen Ortschaften hinein. In Gonesse war bei unserer Ankunft ein Barbier und in meinem Hause der Gärtner des Herrn Lucy vorgefunden. Sie dienten uns dazu, andere zurückkehrende Einwohner in betreff ihrer Berechtigung zu rekognoszieren. Übrigens kamen nicht viele. Die meisten waren nach Paris geflohen, und aus der Festung konnten sie nicht heraus. Ein Mann kam nach Gonesse und erbot sich, daselbst eine Restauration zu etablieren. Es ward ihm versuchsweise gestattet und ihm dazu ein leeres Lokal in einem Hause eingeräumt, das bald vom Witz der jungen Offiziere den Titel „Zum blauen Affen“ erhielt. Da der improvisierte Traiteur vortrefflichen Champagner zu äußerst billigen Preisen lieferte, war nämlich der Zuspruch und der Konsum bedeutend.

Wo der Mann seine Vorräte herbezog, verriet er uns nicht. Ich glaube, er kannte irgendwo in den verlassenen Häusern verborgene Champagnerniederlagen und stahl sie. Eines Tages müssen sie ausgegangen sein, denn er verschwand wie das Mädchen aus der Fremde.

Verbindungen von Paris mit dem Lande. Je weiter man sich von Paris entfernte, desto mehr Einwohner waren in den Dörfern vorgefunden worden. In Le Thillay war der katholische Geistliche ruhig in seiner Wohnung geblieben. Er verkehrte mit den Offizieren der reitenden Artillerie und zeigte mit der Zeit einen gewissen Grad von Teilnahme. Eines Tages kam er mit Tränen in den Augen zum Major v. Buddenbrock und teilte ihm mit, er werde den Verlust der Herren bald beklagen. Bazaine habe den Prinzen Friedrich Karl geschlagen und werde in diesen Tagen in unserem Rücken erscheinen, um Paris zu befreien; dann seien wir alle verloren, denn Bazaine gebe keinen Pardon. Mit Mühe beruhigte Buddenbrock den braven Pastor mit der Nachricht, Bazaine habe kapituliert, und was in unserem Rücken ankomme, das sei eine starke

preußische Armee unter Manteuffel. Auch dies war dem geistlichen Herrn nicht erfreulich zu hören.

Gegen Spionage suchten wir uns nach Möglichkeit zu sichern, aber wir hatten immer noch, bis zum 21. Dezember, mannigfache Anzeichen, daß die Franzosen in Paris eine geheime Verbindung mit dem Lande unterhielten. Das Telegraphenkabel, das auf dem Grunde der Seine fortlief, war aufgefischt und durchschnitten. Aber Spione mußten existieren. Eines Tages, als der das Dorf Stains mit Pierrefitte verbindende Laufgraben über das Feld vollendet war, fiel des Nachts ein auf einem Fußweg aus Paris über das Feld gehender Bauer mit seinem Sohne in diesen Laufgraben und somit in die Hände unserer Vorposten. Er war sehr verwirrt bei seinen sich stets widersprechenden Angaben und ward vor einem Kriegsgericht als Spion abgeurteilt. Während der Untersuchung ward der Mann halb wahnsinnig vor Todesangst. Positive Fakta lagen aber nicht vor. Unser humanes Kriegsgericht sprach ihn frei, und wir ließen ihn laufen. Nach dem Kriege teilte mir Herr v. Varu, Adjutant Trochus, mit, daß dieser ihr letzter und bester Spion gewesen sei. Nach der Zeit, da er in unsere Hände fiel, hatte man nichts mehr von ihm gehört und daher geglaubt, wir hätten ihn aufgehängt. Varu freute sich zu hören, daß er am Leben geblieben. Seitdem hatten die Pariser nur durch Brieftauben Nachricht von außen erhalten, welche mittels Luftballons aus Paris fortgesandt wurden. Aber seitdem sie in unseren Zeitungen gelesen hatten, daß von Krupp konstruierte Ballonkanonen vor Paris eingetroffen seien, wagten sie keine Ballons mehr am Tage abzulassen, und zu einer nächtlichen Ballonfahrt fand sich bald niemand mehr bereit. So haben diese Ballonkanonen doch etwas genutzt, obgleich der Versuch, damit zu schießen, fehlschlug.*) Seit Weihnachten empfing man daher in Paris nur die Nachrichten, die wir hineinließen.

Unsere Verbindungen mit Paris. Hierzu boten sich bei uns einige eigentümliche Gelegenheiten. Eines Morgens fand man bei Dugny an einem Fußwege die neuesten Pariser Zeitungen und einen Zettel, auf welchen der Überbringer geschrieben hatte, wenn er auf diesem Fleck in der nächsten Nacht ein Zwanzigfrankstück finde, werde er es gegen die nächsten Zeitungen umtauschen und so weiter. Später wurde man mit dem unbekannten Zeitungsboten dahin einig, daß er dafür die disponiblen neuesten Zeitungen aus Deutschland erhielt, die er bei den

*) Ein solches Geschütz befindet sich im Königlichen Zeughause zu Berlin.

Pariser Zeitungsredaktionen noch weit höher verwertete. Nun erhielt er immer nur diejenigen deutschen Zeitungen, welche nichts über die deutschen Armeen verrieten, was zur Zeit der französischen Heeresleitung innerhalb Paris hätte von Nutzen sein können.

Ebenso originell, nur in ganz anderer Weise, war die Verbindung, die wir über Villetaneuse mit Paris durch Zufall anknüpften. Im Schloß von Villetaneuse standen die von St. Denis vorgeschobenen Vorposten der Franzosen. Dies Schloß war ein quadratischer Mauerbau, von Wall und nassem Graben von militärischer Wassertiefe umgeben. Seine Wegnahme hätte viel Blut gekostet, und da das Schloß wenig über 1000 Meter vom Fort lag, so hätten wir es doch nicht behaupten können, solange wir nicht an Belagerungsgeschütz überlegen waren. Deshalb war bisher unserseits gar kein Versuch gemacht worden, es dem Feinde zu entreißen. Ihm gegenüber standen unsere Vorposten auf der Höhe von Pierrefitte. Zwischen beiden Vorpostenlinien lag in der Tiefe das Dorf Villetaneuse so ungünstig, daß die Vorposten beider Parteien nach kurzer Zeit der Besetzung es wieder aufgaben. Einer unserer Hauptleute vertrieb sich auf Vorposten an einem Tage, an dem gar nichts vorfiel, die Zeit damit, daß er mit dreißig Mann nach Villetaneuse ging, um zu sehen, ob in den verlassenen Kellern des Orts noch Wein und Lebensmittel zu finden seien. Mitten im Dorfe stieß er auf fünfzehn Franzosen, die unter Führung eines Offiziers zu demselben Zweck aus Schloß Villetaneuse dahin gekommen waren. Der Unterschied war nur der, daß die Franzosen unbewaffnet waren, die Preußen aber mit Gewehr und Patronen versehen. Unser Hauptmann eröffnete nun dem Franzosen, daß er ihn gefangen nehmen könne. Aber sein Mangel an Waffen mache ihm das nicht ehrenvoll genug. Als sich bei der Unterredung herausstellte, daß beide zu demselben Zweck in das Dorf gekommen seien, einigten sich beide Offiziere dahin, daß sie den verlassenen Ort gemeinschaftlich absuchen und die Beute teilen würden, so daß die Preußen nach ihrer Mannschaftszahl zwei Drittel, die Franzosen ein Drittel zu erhalten hätten. Der Franzose, ein vornehmer Marquis, der in der stehenden Armee gedient hatte, nahm dies Anerbieten natürlich lieber an, als in Gefangenschaft zu gehen, und die Sache wurde ausgeführt. Als man sich beutebeladen trennte, hielt der Franzose seinen Leuten eine Rede über diese noblen Feinde und brachte den Prussiens ein Hoch. „J'ai fait la guerre en Italie, j'ai fait la guerre en Crimée, j'ai fait la guerre en Mexique, mais je n'ai jamais rencontré un ennemi aussi noble que les Prussiens. Vivent les Prussiens,“ sagte er. Auch nahm er für den folgenden Tag eine Einladung zu einem

Frühstück an. Seitdem etablierte sich dort zwischen den Vorposten ein gentiler Verkehr, wie er bei lange dauernden Positionskriegen zu anderen Zeiten wohl noch mehr vorgekommen ist. Auch hier wurden Zeitungen ausgetauscht.

Eine ganz romantische Verbindung fand aber in einer Villa im Walde zwischen St. Germain und Croissy im Bereiche des IV. Armeekorps statt. Dort fanden unsere Patrouillen, außerhalb des Bereichs unserer Vorposten, wo aber auch die französischen Vorposten noch nicht vorgeschoben waren, also auf sogenanntem neutralem Terrain, während alle anderen Häuser verlassen waren, zwei Damen, die da ganz allein lebten. Eine war ältlich, die andere jung und schön und ward die „Vorposten-Mathilde" genannt. Sie waren nicht zu bewegen, ihr von beiden Seiten gefährdetes Haus zu verlassen. Dagegen luden sie unsere Offiziere ein, bei ihnen Tee zu trinken, wenn die Dunkelheit eine von den feindlichen Kugeln ungefährdete Annäherung gestattete. Dies geschah, und von unserer Seite wurden die Damen auch mit Lebensmitteln versehen. Sie müssen auch Verbindung mit dem Feinde gehabt haben, denn sie hatten Pariser Zeitungen, die dann ebenfalls freundschaftlichst gegen deutsche umgetauscht wurden. Der Verkehr mit der „Vorposten-Mathilde" hat lange gedauert, ich weiß nicht wie lange. Später hörte ich, sie sei eines Tages verschwunden gewesen. Es könnte ein spannender Roman oder Operntext daraus gemacht werden. — Ich selbst habe leider die „Vorposten-Mathilde" nie gesehen.

An anderen Punkten der Zernierung von Paris mögen noch andere Verbindungen mit dem Innern der Stadt angeknüpft worden sein. Spezielle Kenntnis habe ich nicht davon. Spione hatten wir aber gar nicht. Es ist, glaube ich, nicht einmal der Versuch gemacht worden, deren zu engagieren. Man hätte immer geborene Franzosen dazu aussuchen müssen und wäre dann Gefahr gelaufen, daß diese für die Franzosen spionierten und uns nur Lügen brachten. Übrigens brauchten wir keine Spione. Von unseren Observatorien sahen wir weit genug, um durch einen Angriff auf unsere Positionen nicht früher betroffen zu werden, als wir sie besetzt hatten. Ganze Armeen konnte der Feind aus den Toren von Paris nicht an einem einzigen Tage herausbringen, und die am ersten Tage Ausmarschierenden mußten von uns gesehen werden, wenn sie zwischen den Forts lagerten, also den bevorstehenden Angriff verraten.

Typhus. Wie ich schon erwähnt, trat in den ersten Tagen des November Frost ein und brachte die Sorge für den Schutz der Truppen dagegen mit sich. Der für diese Gegend ausnahmsweise zeitige Winter hat

uns überrascht, und in der ersten Zeit litten die Truppen etwas von der Kälte, bis warme Unterkleidungen beschafft waren. Jedoch sind ernste Erkrankungen an Frost nicht vorgekommen. Im Gegenteil befanden sich die Truppen beim Frost, sobald die warmen Sachen angekommen waren, wohler als in der feuchten weichen Witterung, die die Wege und Laufgräben aufweichten, worin die Mannschaften tagelang mit nassen Füßen hatten aushalten müssen. Daraus waren dann Typhoide verschiedener Grade entstanden. Indessen nahm der Typhus selten einen bösartigen Charakter an, und es kamen wenig Todesfälle vor. Häufig zeigte sich bei Kranken, die von den Ärzten ganz aufgegeben waren, in der Stunde, wo man ihren Tod erwartete, irgend ein Geschwür, und sie genasen dann. Ähnlich ging es meinem Hauptmann v. Sametzki, der die Munitionskolonnen kommandierte. Ende November kam seine heroische Frau auf den Kriegsschauplatz, ihn zu pflegen. Er ward kränker, ja die Hände und Füße drohten bereits am lebenden Körper in Verwesung überzugehen, so daß die Frau schon einen Zinksarg bestellte, um die Leiche nach der Heimat bringen zu können. Plötzlich ward er besser, und nach langer Krankheit ist er wieder dienstfähig geworden.

Heizmaterial. Für die Vorposten sorgte man gegen die Kälte durch mit kleinen Öfen versehene gedeckte Unterstände, in denen die Feldwachen Schutz fanden. Auch für die Batterie, welche permanent an der Inundation bei Pont Iblon auf Wache stand, solange es hell war, ließ ich an einer dem Feinde nicht sichtbaren Stelle ein Häuschen bauen, ähnlich wie die leichten Pulvermagazine, aber von solcher Größe, daß alle Mannschaften einer Batterie darin Schutz hatten. Ein Ofen fand darin Platz. Die Geschütze wurden in die Stellung gefahren, die Pferde in Ställe der Patte-d'oix geführt und bei der Batterie nur ein Avertissementsposten belassen.

Die Sorge um das Heizmaterial stieg aber mit der Zeit in allen Kantonements. Anfangs fanden wir noch Holzvorräte. Als diese aber verbraucht waren, fällte man die Bäume der Parks, der Wege. Aber das frische Holz brannte und wärmte schlecht. Da wurde hier ein alter Zaun, dort ein alter Schuppen eingerissen und allmählich verbrannt. Es gab auch einzelne Sommerhäuser, welche ganz aus Holz gebaut waren und bei der Kälte nicht bewohnt werden konnten, sowie Gartenpavillons. Davon verschwand erst eine Tür nach der anderen, dann die Dachsparren, endlich die Balken. So sind manche Häuser im Laufe des Winters dem Erdboden gleich gemacht worden. Die Franzosen haben das später Vandalismus genannt, wir nannten es Notwendigkeit.

An militärischen Ereignissen war diese Zeit bei uns arm. Oft wurden wir alarmiert, und es stellte sich heraus, daß das Observatorium die tägliche Ablösung der Vorposten beim Feinde für einen Ausfall hielt. Einen Abend ist auch am Pont Iblon eine lebhafte Füsillade entstanden. Das ganze Bataillon ist ins Gefecht getreten und hat mitgeschossen, endlich den vermeintlichen Feind abgeschlagen. Am folgenden Tage fand man weder Leichen noch Verwundete noch Fußspuren im Schnee. Die Phantasie und der Mondschein erzeugen Gespenster. Die Kriegsgeschichte hat über diese Episode geschwiegen. Allmählich warfen elektrische Lichter ihre Beleuchtungskegel vom Montmartre her nach Dugny, Bourget und Le Blanc Mesnil. Die langen Schatten derselben aber hüllten alles in noch tieferes Dunkel und überzeugten uns davon, daß dieses Beleuchtungsmittel auf großen Entfernungen dem Zweck nicht entspricht. Aber es war schön anzusehen. Bei Tage, wenn bei uns ein Kopf sich sehen ließ, bei Nacht, wenn es ihm gerade einfiel, schoß der Feind aus seinem schweren Festungsgeschütz ins Vorterrain. Man gewöhnte sich so sehr daran, daß man zuletzt des Morgens sagte: „Heute nacht hat es geschneit, und gegen Morgen hat es geschossen", denn man sah dies feindliche Feuer schon wie ein Naturereignis an.

v. Helden. Am 6. November ward der Oberst v. Helden-Sarnowski an Stelle des gefallenen Scherbening zum Kommandeur der Korpsartillerie ernannt. Oberstleutnant v. Rheinbaben übernahm wieder die Artillerie Budritzkis, und der Hauptmann v. Graevenitz die Munitionskolonnen an Stelle des kranken Sametzki.

Eisenbahnen bis in die Stellungen. Seit dem 8. November war die Eisenbahn bis zwischen Gonesse und Villiers le Bel*) fahrbar, nachdem wir sie früher schon bis Sevran hatten benutzen können. Nach der Einnahme von Soissons konnte man nämlich von Reims aus bis dorthin fahren, und unsere Eisenbahn-Abteilungen hatten dann eine von den Franzosen begonnene, nicht ganz vollendete Querbahn in der Richtung auf Creil zur Not fahrbar gemacht. Weil aber alle Verbindungen auf diesen Bahnen nach der Heimat immer noch von Nancy bis Reims auf einer einzigen Schienenlinie zusammenkamen, so war für den Verkehr mit der Heimat sehr Wesentliches damit nicht gewonnen, und die Bahnhöfe Goussainville**) und Gonesse brachten nur Armeeverpflegung. Belagerungsmaterial kam immer noch nicht. Die Linie Nancy—Reims war

*) 5 Kilometer nordwestlich Gonesse.
**) 6 Kilometer nördlich Gonesse.

ganz durch Verpflegungs- und Truppentransporte in Anspruch genommen. — Es wurde im Gegenteil am 16. November die fernere Anfertigung von Batteriebaumaterial beim Gardekorps und IV. Armeekorps ganz sistiert.

Moralischer Eindruck des täglichen Beschießens. Unsere Soldaten mußten sich täglich als Scheibe für den Feind benutzen lassen und konnten keine Vergeltung üben. Das machte uns sehr betrübt. Wenn die Verluste im ganzen Gardekorps: am 2. November vier Mann, am 11. fünf Mann, auch nicht sehr zahlreich waren, z. B. in der ersten Hälfte des November am 12. ein Mann, am 14. zwei Mann, also in einem halben Monat zwölf Mann, so befand sich doch die ganze vordere Linie in steter Lebensgefahr, mußte gebückt schleichen und hatte die dienstliche Anweisung, sich zu fürchten. Auf die Dauer mußte ein solcher Zustand einen nachteiligen Einfluß auf den moralischen Wert unserer Mannschaft ausüben. Von den Offizieren, welche zwar durch Erziehung und Ehrgefühl besser imstande sind, den Eindruck zu verbergen, den ihnen die Gefahr macht, die aber noch außerdem die Aufregung der Verantwortung in größerer oder geringerer Ausdehnung je nach der Charge empfinden, und die nach ihrer Körperbeschaffenheit und Lebensgewohnheit den Einflüssen der Witterung, den permanenten nassen Füßen usw. geringeren Widerstand entgegensetzen, wurden hier und da einige nervenkrank und mußten in Anstalten gebracht werden. Man mochte daher den Entschluß zur Belagerung fassen oder nicht, es stellte sich immer als ein dringendes Bedürfnis heraus, Belagerungsgeschütz herbeizuschaffen, um das Gleichgewicht der Waffen wiederherzustellen und die Zuversicht des Soldaten zu befestigen, welche zu wanken drohte.

Besuch in Versailles. Am 16. November sagte mir der Prinz von Württemberg, der König habe ihn eingeladen, ihn in Versailles einmal zu besuchen, wenn die Situation vor der Front des Gardekorps die Abwesenheit des kommandierenden Generals auf ein paar Tage zu erlauben scheine. Er werde am 17. früh nach Versailles fahren und am 19. wieder zurückkehren. An diese Mitteilung schloß er die Aufforderung, ihn zu begleiten. Ich war nicht wenig erstaunt darüber, daß der Prinz, statt seinen Neffen oder einen seiner Adjutanten mitzunehmen, mich zur Begleitung aussuchte. Wer aber hätte nicht in dieser für uns ziemlich langweiligen Zeit mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, die sich darbot, den König und die maßgebenden Persönlichkeiten alle wiederzusehen und einmal zu erfahren, wie die Dinge von der obersten Heeresleitung aus angesehen wurden. Ich sagte also sehr gern zu. Nachdem, was später er-

folgte, kann ich nicht anders als annehmen, daß der König den Prinzen von Württemberg selbst aufgefordert hat, mich nach Versailles mitzubringen, aber ohne es mich merken zu lassen, wahrscheinlich weil er noch nicht definitiv entschlossen war und mich erst über meine Ansicht von der Situation persönlich ausforschen wollte.

Am 17. November früh neun Uhr fuhr ich also im Wagen, neben dem Kommandierenden sitzend, von Gonesse ab. Der Prinz hatte vier eigene Wagenpferde mit, welche von seinen zwei Kutschern gefahren werden sollten. Diese Kutscher, ebenso wie die ganze Dienerschaft tyrannisierten aber den gutmütigen Herrn gewaltig. Während des bisherigen Verlaufes des Feldzuges waren diese Kutscher vornehme Herren geworden und hatten die kommandierten Trainsoldaten, junge Rekruten vom Garde-Dragoner-Regiment, dazu gemißbraucht, daß sie auch ihre Pferde putzen sollten. Jetzt sollte nun ein solcher Kutscher seinen Herrn nach Versailles fahren und dort drei Tage lang die Pferde selbst putzen. Dazu wollte sich keiner verstehen, und deshalb redeten sie dem Prinzen vor, die Fahrt sei zu anstrengend für seine Staatspferde, und er möge zwei seiner Trainpferde vor den Wagen spannen, die dann der betreffende Trainsoldat fahren sollte.

Ahnungslos über diese kleinen Intrigen in der Kutscherstube setzte ich mich in Gonesse neben meinen kommandierenden General in den Wagen. Schon bei der Abfahrt bemerkte ich einige Meinungsdifferenzen zwischen den Rossen und dem Lenker. Die Höhe nach St. Brice hinauf ging es noch leidlich, dann ging es aber bergab mit der Geschwindigkeit eines Weltumseglers wider Willen. Ich wagte die Bemerkung, daß der Kutscher nicht ganz Herr seiner Pferde zu sein scheine. „Sie packen ihm manchmal auf“, sagte der Prinz lachend. „Nur nicht in die feindlichen Vorposten hinein“, wünschte ich dringend. Als es aber eine Weile in demselben Tempo den Berg nach Montmorency hinauf gegangen war, glaubte ich, nach zwei Meilen Wegs sei von dem Übermut der stallmutigen Rosse wohl nichts mehr zu erwarten. So erreichten wir das schöne Enghien, jetzt, in seinem blätterlosen Winterzustande und militärisch zur Verteidigung eingerichtet, aller Schönheiten beraubt. Nach Passierung des Orts mußten wir nach Argenteuil heraus eine Barrikade passieren, durch die der Ausgang in scharfen Windungen offen gelassen war. Unser Rosselenker verschmähte es, den Windungen zu folgen, fuhr kürzer und gerader, die linken Räder gingen hoch auf die Barrikade hinauf, und der Wagen schlug um. Auf der linken Seite sitzend, machte ich den größeren Bogen beim Umfallen, überschlug in der Luft und ward weit weg an die begleitende Gartenmauer geworfen. Wenn ich auch recht

unsanft fiel, so daß mir alle Knochen im Leibe wehe taten, so sprang ich doch schnell auf und zog den Prinzen, der in seinen Mantel fest eingewickelt war, aus dem Wagen heraus; er sprang schnell an die Pferde, sie zu halten, denn Kutscher und Leibjäger lagen festgeklemmt unter dem Bock, wo der Rosselenker quietschte und heulte. Mit Hilfe von Mannschaften des IV. Armeekorps wurden diese Leute aus ihrer Lage befreit und der Wagen wieder aufgerichtet. Einige Schäden am Wagen wurden durch herbeigerufene Holzarbeiter wieder hergestellt, und wir konnten, da kein Mensch etwas gebrochen hatte, die Fahrt nach einem Aufenthalt von einer Stunde fortsetzen. Jetzt aber hatte der Kutscher alle Courage verloren. Er saß automatenartig, ohne die Zügel festzuhalten, auf dem Bock und ließ die Pferde forttrollen, wie sie wollten. Als sie so einmal dem rechten Graben zu nahe kamen, ließ der Kutscher die Zügel fallen und griff heulend nach der Hecke, an der wir vorbeifuhren. Jetzt ergriff der Leibjäger Lindner die Zügel der Regierung, und wir konnten uns wieder in Sicherheit wiegen. Jenseits Argenteuil fuhren wir aber die Seine entlang bis Bezons. Auf dem anderen Ufer des Flusses standen die feindlichen Vorposten und übten sich nach uns im Schießen nach beweglichem Ziel. Sie hielten zwar nicht genug vor, denn die Kugeln pfiffen hinter uns fort, besonders da wir unser Tempo immer mehr beschleunigten, aber wir beschlossen doch, auf der Rückfahrt einen Umweg nach Norden zu machen, denn wir fanden es unnütz, beim Spazierenfahren erschossen zu werden.

Die letzte Hälfte der Fahrt ging über St. Germain nach Versailles ohne Unfall vonstatten.

In Versailles ward mir Quartier in den ausgefrorenen Salons zweier alter Witwen angewiesen. Das Vermögen der armen Damen bestand in einem Hause in Paris. Sie baten, wir möchten Paris bald nehmen, damit sie von ihren Mietern die am 1. Oktober fällige Miete bald einziehen könnten. Es hat eben so jeder seinen Standpunkt zu den großen Tagesfragen.

Bei meinen Meldungen und Besuchen ward ich überall, beim König, Kronprinzen, Prinzen Carl, Hindersin, Moltke, Roon, mit großer Herzlichkeit empfangen. Meine bisherigen Leistungen wurden von allen sehr hoch angeschlagen. Prinz von Württemberg und ich wurden täglich mittags zum Diner und abends zum Tee zum König befohlen, nur einmal waren wir beim Kronprinzen.

Unsere Kriegführung befand sich im allgemeinen gerade in der größten Krisis. Die Bayern waren am 9. November, also vor acht

Tagen, bei Coulmiers geschlagen worden, und wenn auch Aurelle de Paladines mit seiner Armee, die auf 200 000 Mann angegeben wurde, in Orléans Halt gemacht hatte, so konnte er doch jeden Augenblick seine Offensivbewegung zur Befreiung von Paris fortsetzen, und es war die Frage, ob der Prinz Friedrich Karl mit seinen drei Armeekorps von Metz her zur rechten Zeit werde eintreffen können, um den Großherzog von Mecklenburg und die 40 000 Mann zu unterstützen, die diesem nur zur Disposition gestellt werden konnten, um Aurelle aufzuhalten. Unter diesen Umständen zögerte man bei der obersten Heeresleitung mit der Heranschaffung von Belagerungsgeschütz, das im Falle einer Aufhebung der Einschließung nicht so schnell wieder fortzuschaffen war.

Aber das war nicht der einzige Gegenstand lebhafter Diskussionen. Die Meinungen waren darüber, ob man eine Stadt wie Paris belagern solle oder nicht, sehr geteilt. Der König meinte mit seiner einfachen Logik, wenn man den Krieg siegreich zu Ende führen wolle, müsse man das feindliche Heer schlagen und die feindliche Hauptstadt einnehmen. Sei sie eine Festung, so müsse man sie belagern. Moltke sprach nie von der „Stadt Paris", sondern nur von der „Festung Paris".

War man auch über das „Ob" noch nicht zum Entschluß gekommen, so hatte man hingegen schon über das „Wie" debattiert. Die Ideen darüber, wo die Angriffsfront zu wählen sei, gingen aber noch weiter auseinander, wurden auch wohl im geheimen oder unbewußt zum Teil durch den Widerwillen gegen den Belagerungskrieg überhaupt beeinflußt, und nachdem man über die Wahl der Angriffsfront lange debattiert, erst St. Denis, die einzig richtige, auf Befehl des Königs, dann die Ostfront gewählt und verworfen hatte, einigte man sich durch einen seltsamen Kompromiß auf diejenige Front, die niemand vorgeschlagen hatte, weil sie die stärkste war und von unseren rückwärtigen Verbindungen am weitesten entfernt lag, die Linie Issy—Vanves—Montrouge.*) Der Kriegsminister v. Roon sagte mir, er sehe ein, daß man Paris beschießen müsse, aber über das „Wie" sei er noch ganz im unklaren. Ich entgegnete ihm, das könne doch dem Könige nicht schwer fallen und sei sehr einfach, er brauche es nur zu machen wie 1864 vor Düppel. Erstaunt fragte mich Roon, wie ich das meine. „Je nun", entgegnete ich ihm, „damals wurden auch viele Wenn und Aber gegen die Belagerung von Düppel geltend gemacht. Da hatte der König zu Hindersin gesagt: »Ich muß Düppel haben. Gehen Sie hin und holen Sie sich die Stellung eines Generalinspekteurs der Artillerie.« Jetzt braucht der König ihm

*) D. h. die Südwestfront.

nur etwas Ähnliches zu sagen. Hindersin wird's so schon machen." Roon sah mich lange an und sagte bedeutungsvoll: „Geschrieben ist diese Ordre schon, aber leider noch nicht unterschrieben." Dabei seufzte er. Die volle Bedeutung dieser Worte sollte mir fünf Wochen später klar werden. Jetzt sah ich nur so viel, daß der König sich noch nicht entschlossen hatte; vielleicht wollte er nicht eher das entscheidende Wort sprechen, als bis die Entsatz-Armeen geschlagen seien. Denn auch von Norden bildete sich eine Armee unter Bourbaki und Farre*) zum Entsatze von Paris, und man wußte nicht, ob Manteuffel von Metz her zur rechten Zeit eintreffen werde, denn Verdun hatte erst am 8. November kapituliert.

Soweit die Auffassung in den entscheidenden Kreisen. In einem Hauptquartier, wie das des Königs in Versailles war, gibt es aber noch viele andere Kreise, die, wenn auch nicht entscheidend, so doch einer vorwaltenden Meinung Ausdruck geben und gelegentlich dieser Meinung an der entscheidenden Stelle wenigstens Gehör, wenn auch nicht gerade Folgeleistung zu verschaffen wußten. Da war zunächst die militärische Umgebung des Königs, seine General- und Flügeladjutanten. Sie gehörten fast ausnahmslos zu denjenigen, welche wünschten, daß bald mit Belagerungsgeschütz gegen Paris geschossen werde. Das Zivilkabinett des Königs gab dem Drängen der heimatlichen Stimmung in Deutschland Ausdruck, wo man, in Privatbriefen wie in den Zeitungen, ungeduldig ward und sich entrüstet darüber zeigte, daß die Söhne Deutschlands sich täglich aus Paris beschießen lassen sollten und nicht wiederschießen durften. Dann war die tägliche Gesellschaft des Königs, nämlich sein Schwager, der Großherzog von Weimar, und sein Schwiegersohn, der kluge, aber schweigsame Großherzog von Baden, der nie sprach, wenn er nicht gefragt wurde. Diese beiden Herren saßen mittags und abends rechts und links vom König. Ihm gegenüber saß gewöhnlich der Bruder, Prinz Carl, der gern einen Witz machte. Die große Menge im Hauptquartier des Königs und des Kronprinzen dem Kriege beiwohnender Häupter und Mitglieder der in Deutschland regierenden Fürstenhäuser aß täglich im Hotel Réservoir in Versailles zu Mittag, wo ihre Gespräche

*) Zunächst hatte Bourbaki den Befehl über die sich im Norden Frankreichs bildenden Streitkräfte erhalten. Er war in den Schlachten bei Metz Kommandeur der Kaiserlichen Garde und hatte sich aus Metz mit Genehmigung der deutschen Heeresleitung nach London begeben, um mit der Kaiserin Eugenie über einen eventuellen Frieden zu unterhandeln, und dann später der neuen französischen Regierung zur Verfügung gestellt. Ende November wurde Bourbaki bei der bei Orleans befindlichen Armee verwendet und sein bisheriger Stabschef, General Farre, übernahm vorläufig das Kommando im Norden.



oft nicht unbelauscht waren. Diese deutsche Fürstenversammlung war beim Vormarsch gegen Paris immer einen Tagemarsch hinter dem Hauptquartier des Königs instradiert worden. Hier führte der Herzog von Coburg das Wort und blieb damit nicht ohne Einfluß auf die Stimmung der Gesamtheit.

In demselben Saale des Hotel Réservoir, wie die deutschen Fürsten, speiste der gesamte Generalstab des großen Hauptquartiers, Moltke an der Spitze, aber an einem besonderen Tische. Die Fürsten dinierten um fünf Uhr, der Generalstab um sechs Uhr, also fand Moltke, wenn er zu Tische kam, immer die deutschen Fürsten beim Essen, und er mußte an ihrer Tafel entlang gehen. Es war ein eigentümlicher Anblick, zu sehen, daß diese regierenden Herren sich jeden Mittag, sobald Moltke in den Saal trat, in ihrem Essen unterbrachen, aufstanden, ihm eine Verbeugung machten, bis er vorbei war, und das alles ohne Verabredung.

Der Generalstab unter Moltkes Leitung war durchaus Moltkes Ansicht. Es herrschte dort eine Objektivität vor, die man nicht genug bewundern konnte. Alle diese Fragen, bei denen das Leben von Hunderttausenden, das Wohl Deutschlands und Frankreichs auf dem Spiele stand, wurden mit derselben Ruhe behandelt, mit der man sich beim Kriegsspiel, bei einer Partie Schach oder beim Whist entschließt. Moltke, der immer nur „Fragen löste", sagte mir beim Gespräch über die Situation des Augenblicks: „Sehen Sie, wir leben jetzt in einer sehr interessanten Zeit, wo die Frage praktisch gelöst wird, was vorzuziehen ist, geschulte Heere oder Milizen. Gelingt es den Franzosen, uns aus Frankreich herauszuwerfen, führen alle Mächte das Milizsystem ein, bleiben wir Sieger, dann machen uns alle Staaten die allgemeine Dienstpflicht bei stehenden Heeren nach."

Der große Stratege und Träger der Objektivität spielte in der Tat auch jeden Abend Whist. Nach Tische wurden ihm die eingegangenen Meldungen und verfaßten Konzepte vorgelegt. Wenn er seine Entscheidungen gegeben hatte, spielte er, während die Reinschriften gefertigt wurden, Whist, und am Whisttisch unterschrieb er die wichtigsten Instruktionen und Armeebefehle. So hatte er es im ganzen Feldzuge gehalten. Nur in der Zeit vom 25. August bis 2. September hatten die Tag und Nacht einlaufenden Meldungen und stets nötigen Änderungen der Entschlüsse so viel Arbeit verursacht, daß keine Zeit zum Whist blieb. Als aber am 2. September Napoleon kapituliert hatte, sagte in Vendresse Moltke abends zu den Herren seiner Umgebung: „Nachdem dieser störende Inzidenzpunkt beseitigt ist, dächte ich, könnten wir unsere Whistpartie wieder aufnehmen." Ihm war also die Schlacht von Sedan mit ihren

Einleitungen ein störender Inzidenzpunkt seines Whists. Ich fragte ihn jetzt, ob diese Anekdote wahr sei, und er sagte schmunzelnd, er könne sie nicht bestreiten, übrigens sei ihm das Whistspiel Bedürfnis, damit sein Geist nicht bei der ewigen Beschäftigung mit militärischen Dingen erlahme.

Bei meinen Konversationen in allen diesen Kreisen konnte ich natürlich mit meiner persönlichen Meinung nicht zurückhalten, um die ich jedesmal gefragt wurde, da ich in artilleristischen Dingen, also auch in Angelegenheiten einer Belagerung, Bescheid wissen müsse. Ich wies jedes Gewicht einer artilleristischen Betrachtung als ganz unerheblich zurück und erklärte aus zwei anderen Gründen eine Anwendung von dem französischen Festungsgeschütz ebenbürtigem oder überlegenem Geschütz für eine unabweisliche Notwendigkeit, nämlich erstens, weil die Franzosen in der Masse nicht eher glauben würden, daß wir vor den Toren von Paris drohend gestanden hätten, als bis unsere Granaten mitten zwischen ihnen auf dem Straßenpflaster platzten. Denn schon machten die Zeitungen der eitlen Volksmasse mit dem Gefühl der Unbesiegbarkeit weiß, wir erlitten eine Niederlage nach der anderen, und eine Zeitung brachte sogar die Erzählung, Napoleon habe sich in seinem Siegeszuge bis Sedan bei Berlin unvorsichtig vorgewagt und sei dort in einen Hinterhalt gefallen und gefangen. Diese Mär fand Glauben in Paris. Der zweite Grund war der, daß ich es für eine Pflicht der obersten Heeresleitung gegen den gemeinen Soldaten hielt, seine Treue und Ausdauer, mit der er täglich auf Vorposten im Feuer der französischen Forts aushielt, durch das Feuer gleichwertiger Kanonen zu stützen und seine Leiden durch eine kräftige Wirkung auf den Feind zu rächen. Ich war noch zu sehr erfüllt von dem täglichen Anblick unserer auf Vorposten vor den Forts stehenden Soldaten, die die schweren „Brummer" auf sich kommen sahen, um bei diesem Thema nicht in Eifer zu geraten. Wenn ich dann meine Ansicht mit aller der Wärme verfocht, die mir das bisherige lange Warten in der Kälte beigebracht hatte, dann sah ich bei allen denen freudige Gesichter, die für das Schießen gegen Paris eingenommen waren, und der gegenwärtig vorübergehend aus Petersburg anwesende, beim russischen Kaiser kommandierte Oberst v. Werder, mein alter Freund und Kollege als Flügeladjutant Friedrich Wilhelms IV., reichte mir mit Wärme die Hand und sagte: „Sie sind der rechte Mann." Alles das nahm ich damals als eine flüchtige Meinungsäußerung auf. Die Überzeugung, daß ich damals mir selbst unbewußt nach Versailles gerufen war, um mich auszufragen, kam mir erst fünf Wochen später. Es spricht dies alles für die Umsicht und Vorsicht des Königs. Er wollte,

wenn er zur Beschießung von Paris schritte, dazu nur jemanden auswählen, von dem er wußte, daß er es auch aus Überzeugung und gern tue.

Der König selbst führte in Versailles ein wenig beneidenswertes Leben. Die militärischen Begebenheiten, denen er beiwohnen konnte, waren dort selten. Der Tag verging unter Geschäften. Um zehn Uhr morgens war Militärvortrag, den Moltke hielt. Albedyll, Boyen, Roon, Podbielski und der Kronprinz, wenn die Tätigkeit seiner Armee ihm dies gestattete, wohnten dem Vortrage bei. Das hat man fälschlich Kriegsrat genannt. Aber Kriegsrat ist nie gehalten worden. Der König hörte Moltke und Roon an, fragte auch wohl den einen oder den anderen und entschied dann, zuweilen gegen die Meinung aller. Hatte er die Entscheidung als König gegeben, dann duldete er keinen Widerspruch mehr. Außerdem hatte er den Vortrag des Zivilkabinetts über alle inneren Angelegenheiten und dann den des Bundeskanzlers v. Bismarck. Soweit ihm diese Beschäftigungen und die Korrespondenzen Zeit ließen, sah er wohl durchmarschierende Truppen, Lazarette, tröstete Verwundete, half ihnen, wo und wie er konnte, fuhr auch in die Positionen der vordersten Linie. Mittags fünf Uhr wurde gegessen. Seine engere Umgebung aß bei ihm. Rechts saß der Schwager, links der Schwiegersohn. Nach dem Essen las der König, was einging, und abends neun Uhr zum Tee hatte er dieselbe Gesellschaft wie mittags. Hier und da wurden andere Leute eingeladen, die in Versailles waren. Aber die gewohnte geistige Anregung durch täglich wechselnde andere Menschen, wie in der Heimat, fehlte ihm ganz, und Vergnügungen gab es nicht. Als er daher eines Tages nach der Mahlzeit an mich herantrat und mit mir plauderte, erzählte ich ihm zu seiner Zerstreuung Dinge, die im Feldzuge vorgefallen waren, wie der im Rauchfang versteckte Schinken und Speck in Brand gerieten, von dem frommen Mann, der die Liebesgaben selbst ausgetrunken, von dem ein Schwein fangenden Sohn Bismarcks, und er lachte nicht nur herzlich, sondern nahm mich auch beiseite, halbe Stunden lang, und ich sollte ihm immer mehr erzählen. Aller Augen waren auf mich gerichtet, wie da der König mit mir allein verhandelte, und nachher gratulierte mir alle Welt zu meiner neuen Gunst. Ich wußte von nichts, tat aber zum Spaß geheimnisvoll. Als wir auf dem Rückzuge nach Gonesse waren, fragte mich der Prinz von Württemberg, ob ich ihm als seinem Vorgesetzten nicht anvertrauen wollte, welche Geheimnisse ich mit Seiner Majestät verhandelt, und als ich ihm alles erzählte, lachte er herzlich und sagte, da sehe man, wie Gerüchte entständen. Er mochte wohl Grund haben, an solche Gerüchte zu glauben.

In dieser Zeit hat Rußland den Pariser Frieden gekündigt, und zwar den Artikel desselben, nach welchem es gebunden war, keine Kriegsschiffe im Schwarzen Meere zu bauen.*) Wir hatten, ich kann es nicht leugnen, einen gewissen Schrecken bei der Nachricht hiervon bekommen, denn wir fürchteten, dadurch werde Rußland mit England und Österreich in Krieg geraten, Englands für Frankreich bisher schon wohlwollende Neutralität werde in offene Feindschaft gegen uns verwandelt werden, und Österreichs bisher zurückgehaltene Feindschaft werde ausbrechen, wir dann für Rußland die Kastanien aus dem Feuer holen, wie 1807, 1813 und 1815. Aber meine Besorgnisse wurden hier zerstreut. Rußland hatte sich mit Österreich und England vorher verständigt, war mit der Türkei einig, und der Kaiser Alexander gab uns die Aufklärung für seine diplomatische Aktion. Denn er hatte, besonders seit der Reise von Thiers nach Petersburg, so viel Widerstand im eigenen Lande gegen seine Freundschaft für Preußen erfahren, daß er durch einen dem russischen Vaterlande erwachsenden Nutzen der Nation darzutun für nötig hielt, daß seine preußenfreundliche Politik nicht Sentimentalitätspolitik sei, sondern Rußland materiellen Nutzen bringe.

Am 19. November fuhr ich mit dem Prinzen von Württemberg von Versailles nach Gonesse zurück. Schon während des ganzen Aufenthalts in Versailles hatte ich mich infolge der Erschütterung beim Umwerfen mit dem Wagen sehr elend gefühlt, aber mit aller Willenskraft dieses Gefühl überwunden; die kalte, ausgefrorene Wohnung in Versailles, in der es nur Kamine gab, welche von den sparsamen alten Schachteln täglich nur mit wenig Hölzchen gespeist wurden, dann die fortwährende Erregung, welche stets entsteht, sobald man vorübergehend aus seinem gewohnten Wirkungskreise in eine weiter umfassende Sphäre gelangt, hatten mein erschüttertes Nervensystem nicht beruhigt. Als ich nachmittags in Gonesse aus dem Wagen stieg, konnte ich nicht mehr gehen noch stehen, sondern mußte zu Bett getragen werden. Der Arzt glaubte erst, es mit einem Typhusanfall zu tun zu haben. Aber absolute Ruhe stellte mich bald wieder her. Am 23. November konnte ich wieder mit meinen Ritten zu den Truppen usw. beginnen. Glücklicherweise hatte ich nichts versäumt, denn die Tätigkeit des Feindes war in dieser Zeit vor unserer Front gleich Null und brachte mir keine Arbeit.

---

*) Der Friede von Paris am 30. März 1856 beendete den Krimkrieg, durch den Rußland Bessarabien und seine Kriegsflotte im Schwarzen Meer einbüßte und der Einfluß Frankreichs in Europa vorherrschend geworden war.



Vom 20. November bis 20. Dezember. In dem letzten Drittel des Monats November war die Witterung recht ungesund. Mildes Regenwetter wechselte mit Frost und Schnee ab.

Truppenwechsel. Die Ulanen-Brigade, welche bis jetzt nach der Normandie vorgeschoben war, rückte bei der Garde-Kavallerie-Division ein. Sie bedurfte sehr der Erholung, denn sie war in fortwährender Bewegung gegen Franktireurs und neu gebildete Truppen gewesen. An ihre Stelle trat die ganze Sächsische Kavallerie-Division. Statt dieser übernahm die Dragoner-Brigade, die jetzt wieder komplettiert und dienstfähig war, mit einem Bataillon und einer Batterie, Planitz, die Rückendeckung nach Norden und trat am 24. von Creil und Chantilly aus in Verbindung mit der Armee Manteuffels, der am 27. den General Farre bei Amiens entscheidend schlug, Stadt und Zitadelle am 28. nahm und so für die nächste Zeit den Entsatzversuchen von Norden her ein Ziel setzte.

Die Rückkehr der Ulanen-Brigade zum Korps verschaffte mir die Freude, meinen Bruder wiederzusehen. Er hatte persönlich durch die Tag und Nacht anhaltende Unruhe, die ihn zwei Monate lang in Atem erhalten, viel gelitten, auch einen Anfall von Gelenkrheumatismus gehabt und sein Erholungsquartier in Grand-Tremblay recht nötig.

Ausfallanzeichen. Gegen die letzten Tage des Monats kündete sich seitens der Franzosen ein Ausfall an. Eine kleine Festung kann den Angreifer durch Ausfälle überraschen. Solche Ausfälle werden nur von wenigen Bataillonen oder gar Kompagnien unternommen, die schnell über den Feind herfallen und wieder verschwinden können. Anders steht es mit einer Festung von der Größe von Metz oder gar Paris. Hier betrug die Zernierungslinie 11½ deutsche Meilen, fast 90 Kilometer. Die Einschließungs-Armee war jetzt sieben Armeekorps, also über 200 000 Mann stark. Einen nachhaltigen Erfolg konnte man gegen irgendwelchen Punkt der Einschließungslinie, die überall stark befestigt war, nur dann hoffen, wenn man mit einer Armee ausfiel, die bei der schlechten Beschaffenheit der französischen Truppen doch mindestens 100 000 bis 150 000 Mann stark sein mußte. Eine solche Armee bringt man aber nicht an einem einzigen Tage aus den Toren von Paris. Auch erfordert die Operation mannigfache Vorbereitungen, die nicht verborgen bleiben. Einzelne Deserteure stellten sich täglich bei uns ein. Da erfuhren wir, wenn die Armee in Paris Verpflegung auf mehrere Tage empfing. Dies fand gegen Ende November auf sechs Tage statt. Die Operations-Armee in Paris war, nach den Pariser Zeitungen, auf 150 000 Mann gebracht, man sah Truppenbewegungen, aber man konnte

nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sich der Ausfall gegen Norden, Süden oder Osten richten werde.

Gefechte und Schlachten vom 30. November bis 3. Dezember. Ein Ausfall gegen Norden hätte dem General Farre die Hand gereicht, ein solcher gegen Süden oder Osten konnte eine Verbindung mit dem von Orléans heranrückenden Aurelle bezwecken. Da sich beide Generale um diese Zeit Paris näherten, so lieferte die gleichzeitige Tätigkeit innerhalb der Stadt den Beweis, daß sie noch in Verbindung mit dem Lande war.

Die ersten Bewegungen waren gegen Norden gerichtet. Sei es, daß dies nur Scheinbewegungen waren, um uns zu verleiten, dorthin Truppen zusammenzuziehen und uns an anderen Punkten zu schwächen, sei es, daß der Feind erst auf die Nachricht von der Niederlage von Amiens die Richtung nach Norden aufgab, kurz, er wandte sich am letzten November gegen Osten und ward in der mehrtägigen Schlacht von Villiers, Bry und Champigny geschlagen; einen Tag darauf hatte Aurelle dasselbe Schicksal, und der Großherzog von Mecklenburg nahm Orléans.*)

Von diesen Ereignissen im großen und ganzen wurden wir im speziellen folgendermaßen betroffen. Am 28. November machte der Feind Miene, bei Bezons überzugehen, stand aber davon ab. Am 29. wurden wir alarmiert. Ein Ausfall gegen das IV. Armeekorps ward mit so wenig Energie unternommen und so leicht abgewiesen, daß die Armee die Überzeugung gewann, man wolle uns hier nur fesseln. Deshalb ward noch selbigen Tags das Weitere angeordnet, um unsere Stellung zu schwächen und zunächst einen Teil der Sachsen zu den Württembergern nach Osten rücken zu lassen. Wir hatten uns also nicht täuschen lassen. Am 30. November machte der Feind einen Scheinangriff nach Süden gegen den Mont Mesly und L'Hay und einen ersten Angriff gegen Villiers. Unterdessen überfielen nachmittags die Franzosen unsere Vorposten des IV. Korps in Epinai vor St. Denis. Es hatte wieder, wie täglich, eine Brigade vor St. Denis exerziert. Man hatte das gesehen, aber nichts dagegen getan. Mit einem Male rannte sie auf Epinai los und überwältigte mit sechs Bataillonen die beiden Kompagnien, die dort auf Vorposten standen. Das IV. Armeekorps beschoß den siegreichen Feind aus zweiundvierzig Geschützen und ließ dann sieben

*) Am 30. November erste Schlacht bei Villiers, am 2. Dezember zweite Schlacht bei Villiers, bei Bry und Champigny, Ausfall der Pariser Einschließungs-Armee auf der Ostfront von Paris. Am 2. Dezember bei Loigny—Pouprh, am 3. und 4. bei Orléans.



Kompagnien zum Angriff vorrücken und den Feind wieder zurücktreiben. So war das Verhältnis des Werts der Truppen! Gambetta verwechselte dies Epinai mit dem bei Fontainebleau gelegenen und trompetete in Frankreich einen Sieg der Pariser Armee und einen gelungenen Durchbruch derselben nach Süden aus. Unser Armeekommando ließ sich durch diesen Ausfall nicht irre machen. Im Gegenteil wurde durch die Gefangenen jetzt ganz bestimmt festgestellt, daß der Feind seinen Hauptangriff gegen Osten richte, und das ganze XII. Armeekorps ward zu den Württembergern gesandt. Wir mußten die ganze bisherige Zernierungslinie der Garden und Sachsen allein besetzen. Zum Schlagen kamen wir in diesen Tagen nicht.

Mit der größten Spannung sahen wir aus weiter Ferne dem verzweifelten Kampfe zu, der in den ersten Dezembertagen in unserer Nachbarschaft tobte. Wir konnten natürlich von den Einzelheiten nichts erkennen. Nur der in Wolken von Pulverdampf eingehüllte Horizont und der laute Donner des schweren und leichten Geschützes verkündeten uns über die schneebedeckten und hartgefrorenen Felder hinweg die Heftigkeit des Kampfes (es war wieder Frost eingetreten). Ich sah mit dem Fernrohr teils von der Höhe von Stains, teils von der von Pierrefitte, teils sogar von dem Dache meines Hauses in Gonesse dem Kampfe zu. Der Mont Avron war in Pulverdampf gehüllt. Ich wußte gar nicht, was das zu bedeuten habe. Jetzt weiß jeder, daß die Franzosen durch meinen Freund, den Obersten Stoffel, dort eine formidable Festungsartillerie im geheimen placiert hatten, die das Schlachtfeld in der Flanke bestrich. Drei Tage dauerte der heftige Kampf. Je länger er währte, desto sicherer war uns der Sieg, denn desto mehr Zeit war uns gewährt, auf der weiten Einschließungslinie Verstärkungen an die bedrohten Punkte zu bringen. Es ist bekannt, daß der Löwenanteil an dem zähen Widerstande gegen die Übermacht den Sachsen*) und Württembergern zufällt, und daß die Pommern durch ihr rechtzeitiges Erscheinen auf dem Schlachtfelde den Kampf in einen Sieg verwandelten.**) In der Nacht vom 3. zum 4. Dezember zogen sich die Franzosen in die Festung zurück. Diese Tage waren für uns von der größten Aufregung. Wenn auch die sichere Haltung unserer obersten Heeresleitung und die Zuversicht, mit der sie nie von einer Möglichkeit des Rückzugs sprach, uns nicht im Zweifel über den schließlichen Ausgang des Kampfes ließ, so ist doch das

*) Das Sächsische Schützen-Regiment verlor alle Offiziere in dieser Schlacht.

**) In dieser Schlacht von Champigny am 2. Dezember führte auf deutscher Seite General v. Fransecky den Oberbefehl. Vgl. Denkwürdigkeiten des Generals v. Fransecky S. 537 ff.

Zuschauen bei so langem Kampfe weit nervenanspannender als die Beteiligung daran. Und wir mußten untätig bleiben! Hatte doch ein jeder seinen Posten, den er nicht verlassen durfte, weil der Feind auch hier ausbrechen konnte. Aber es blieb vor uns alles still.

Bei dem langen Warten in den Stellungen vertrieben sich unsere Leute die Zeit mit Betrachtungen und Witzen. Während der Kanonade vom 30. November sagte ein Kanonier: „Wenn ick man wüßte, warum die Franzosen immer Ende des Monats Händel anfangen.“ „Na, das is klar“, sagte der andere, „damit sie am Ersten weniger Traktament zu zahlen haben.“

Vorbereitungen gegen den Mont Avron. Nachdem Ducrot*) trotz seines Versprechens, nur tot oder als Sieger nach Paris zurückzukehren, dort lebendig und geschlagen wieder eingezogen war und unsere von Metz angekommenen Heere die zum Entsatz heranziehenden Armeen Ende November und Anfang Dezember geschlagen hatten, verhielten sich die Pariser ruhig bis gegen Weihnachten, um welche Zeit Faidherbe**) von Norden her neue Massen Menschen gesammelt und bewaffnet hatte und damit einen Entsatz der Hauptstadt versuchte.

Bei uns nahmen nach den Kämpfen des 30. November und 2. Dezember die Truppen wieder die Zernierungsposition ein, wie sie sie vorher gehabt hatten. Das Wetter wurde immer ungünstiger, Regen und Schnee abwechselnd, und die Truppen litten an Ruhr und Fieber.

Sobald ich Erlaubnis erhielt, ritt ich nach Livry und Clichy, um den Mont Avron zu rekognoszieren. Der Feind hatte ihn mit einer großen Menge gezogenen Geschützes versehen und dahinter eine nicht unbedeutende Truppenmasse im Lager. Man konnte die Biwaksfeuer sehen. Wozu man dort zwischen den bewohnten Orten im ungünstigsten Winterwetter Lager bezog, war mir rätselhaft. Jedenfalls mußte der Feind dabei viel Verluste haben. Der Mont Avron konnte aus der Gegend von Raincy, allerdings nur mit schwerem Belagerungsgeschütz, in Flanke und Rücken gefaßt werden.

Die oberste Heeresleitung faßte jetzt auch den Entschluß, den Feind nicht länger auf dem Mont Avron zu dulden, weil er von dort aus den Ausfall gegen Osten unterstützen konnte. Oberst Bartsch wurde zum Kommandeur der Belagerungsartillerie der Maas-Armee ernannt und

*) General Ducrot befehligte die Pariser Ausfall-Armee am 30. November und 2. Dezember.

**) Nach der Schlacht von Amiens hatte Faidherbe für den Stabschef Farre den Befehl über die französische Nordarmee übernommen.



erhielt zuerst den Befehl, mit den ihm zu überweisenden Belagerungsgeschützen und Festungs-Kompagnien den Feind vom Mont Avron zu vertreiben, Mitte Dezember. Wir erhielten Befehl, ihm alles angefertigte Schanzzeug und Batteriebaumaterial zuzuführen. In der ganzen Zeit hatte es geschneit oder geregnet, oder ein dichter Nebel hatte die Felder bedeckt. Ich hoffte, unter dem Schutze dieses Nebels das ganze Material, vom Feinde ungesehen, auf dem festen Wege von Gonesse über Sevran schaffen zu können, der bei klarem Wetter vom Montmartre und allen Forts aus leicht zu übersehen ist. Es ging auch erst ganz gut. Die Munitionskolonnen mußten ihre Gespanne hergeben, alle Leiterwagen in den verlassenen Dörfern wurden zusammengesucht, und es bewegten sich täglich lange Züge mit Faschinen, Schanzkörben usw. beladener Wagen nach dem Belagerungspark, der im Bereich des XII. Korps etabliert wurde. Am 19. Dezember aber, als eben meine letzte Sendung von 380 Wagen abgegangen war und jenen Weg bedeckte, klärte sich das Wetter auf, und die langen Züge präsentierten sich im schönsten Sonnenschein den Fernrohren der Belagerten. Ich besorgte erst, der Feind werde durch diese Bewegung darauf aufmerksam gemacht werden, daß wir etwas gegen den Mont Avron im Schilde führten, aber zum Glück schlugen Eitelkeit und Hoffnung den Feind mit Blindheit. Noch hatte er Verbindung mit der Außenwelt durch Brieftauben. Er war benachrichtigt, daß Faidherbe von Norden heranziehe, und glaubte, wir müßten uns endlich fürchten. Die langen Züge marschierenden Materials hielt man in Paris daher für die Vorbereitungen zu unserer Flucht und Aufhebung der Belagerung und jubelte darüber. Wir aber hatten die Absicht, daß es nun erst losgehen sollte.

Der Zeitungsartikel in Hannover. In dieser Zeit erregte ein Zeitungsartikel in unserem Hauptquartier die allgemeine Entrüstung. Dieser Artikel, der in Hannover erschien, brachte auf Grund eines Briefes des Generalkommandos des X. Armeekorps die Taten dieses Korps Hannoveraner zur allgemeinen Kenntnis, wobei unter anderm die Behauptung aufgestellt war, das Korps habe am 18. August bei St. Privat die Entscheidung gegeben. Der Prinz von Württemberg hielt mit Recht eine jede Zeitungspolemik zwischen Truppen derselben Armee für höchst unerquicklich. Aber er konnte auch hierzu nicht ganz schweigen. Er forderte daher die beiden Kommandeure der Garde-Infanterie-Divisionen und mich zum Bericht auf, um auf Grund dieser Berichte eine Beschwerde bei Seiner Majestät dem Könige einzureichen.

So sehr ich meinen Bericht auch lediglich auf Tatsachen stützte, oder besser, vielleicht weil ich ihn lediglich auf bewiesene Tatsachen stützte, fiel

er sehr scharf aus (9. Dezember). Ich bewies, daß nach dem Sturm von St. Privat in der Nacht von dort aus die Vorposten durch die Garde-Infanterie gegeben worden seien, daß auf unserem rechten Flügel nach Einbruch der völligen Dunkelheit, als der Kampf beendet war, die 1. Abteilung, Bychelberg, meiner Artillerie mit abgeprotzten Geschützen eine Zeitlang als Vorposten gestanden hatte und nur sehr spät in der Nacht auf längeres Suchen durch ein Infanterie-Bataillon Sukkurs erhielt, Major v. Wehren, Regiments 56, X. Armeekorps, welches Bataillon ohne Schuß etwas vor die Schützenlinie ging und den Tag abwartete, daß wir aber wiederholt in von hinten nach uns schießende Artillerie des X. Armeekorps Adjutanten gesandt hatten, mit dem Ersuchen, uns nicht ferner Verluste beizubringen. Ich ward noch im November 1871 einmal von Seiner Majestät persönlich als Zeuge darüber gehört. Die Kriegsgeschichte, Generalstabswerk, hat hierin der Wahrheit die Ehre gegeben, und jener Zeitungsartikel ist der Vergessenheit verfallen.*)

Faidherbe und eine Ausfallsdrohung im Norden. Mitte Dezember wurde ein gemischtes Detachement unter dem General v. Kessel gegen die Armee von Faidherbe gesandt, um so lange die Truppen des General-Gouvernements von Reims zu verstärken, bis General v. Manteuffel genügende Kräfte von Rouen zurückgezogen habe, um diesem Entsatzversuche entgegenzutreten. Die 1. Garde-Division gab dieses Detachement. Die Positionen des Gardekorps wurden somit um mehrere Bataillone, eine Batterie und einige Eskadrons geschwächt. Zu dieser Zeit wurde auch ein Wechsel der Divisionskavallerie befohlen. Die 1. Garde-Ulanen lösten bei der 1. Division die Garde-Husaren, die 3. Garde-Ulanen die 2. Garde-Ulanen ab. Dieser Wechsel trat am 19. Dezember ein. Die Folge war, daß gerade beim Gefecht des 21. Dezember die neuen Ordonnanzreiter mit der Gegend und den Persönlichkeiten noch wenig vertraut waren und Mißverständnisse vorkamen. Das war ein unglücklicher Zufall.

Am 19. Dezember begannen sich Anzeichen bemerkbar zu machen, welche auf ein bevorstehendes Ausfallunternehmen des Feindes schließen ließen. Die Beobachtungsposten meldeten Truppenbewegungen, die aber mehr auf eine Konzentration gegen Osten, die Sachsen, als gegen Norden, die Garden, schließen ließen. Aber in unserem Rücken nahte

*) Auch in seinen kürzlich erschienenen Briefen an seine Gattin (Berlin 1906, E. S. Mittler & Sohn) nimmt der damalige Kommandeur des X. Armeekorps, General v. Voigts-Rhetz, für sein Korps die Ehre, die Schlacht bei St. Privat durch sein Eingreifen entschieden zu haben, in Anspruch.



Faidherbe, die Bewohner der Ortschaften, die nicht menschenleer waren, fingen an, widerspenstig und frech zu werden, und sprachen von unserer bevorstehenden Vernichtung. Es konnte in Paris einzig und allein ein großer Angriff gegen uns im Norden einen Sinn haben, denn von Norden war Faidherbe zu erwarten. Der Feind, der noch keine Kenntnis von unserer Inundation hatte, mußte glauben, auf dem freien Felde von Bourget bis Noissy leicht durchbrechen zu können.

Am 20. Dezember sahen unsere Vorposten einen zahlreichen Stab von Romainville nach Drancy herunterreiten und unsere Vorposten bei Bourget rekognoszieren. Wenn daher auch die Befehle der Maas-Armee an diesem Tage einen Ausfall des Feindes gegen die Sachsen in Aussicht stellten, so machte sich das Gardekorps doch auf einen gegen sich selbst gerichteten Ausfall gefaßt und beorderte noch sieben Bataillone und drei Batterien der 1. Garde-Division als Unterstützung zum 21. Dezember früh mit Tagesanbruch nach der Malmaison-Ferme von Gonesse, um als Reserve für die 2. Garde-Division hinter Bourget zu dienen. Diese Reserve konnte ja auch gegen die Flanke eines Feindes geschoben werden, der das XII. Korps bedrohte. Die 1. Garde-Division behielt somit nur sechs Bataillone und zwei Batterien, kaum genug, um die Vorposten zu geben (drei Bataillone waren unter Kessel fort). So waren wir für den 21. Dezember früh auf einen ernsten Kampf bei der 2. Division gefaßt.

Am 20. Dezember früh besuchte mich mein Freund Ernst v. Graevenitz, der Kommandeur der Ersatz-Abteilung der Garde-Artillerie. Er war damals zugleich Mitglied des Reichstags und mit einer Deputation des Reichstags in Versailles erschienen, um Seine Majestät zu bitten, Paris nicht weiter zu schonen und durch eine energische Beschießung der Festung dem Kriege ein Ende zu machen. Ich glaube, Bismarck hat sich diese Deputation künstlich bestellt, um allen Einflüssen entgegenzuarbeiten, welche von anderer Seite unter seichten, human klingenden Vorwänden gegen eine Beschießung von Paris agitierten.

Graevenitz verließ mich am 21. Dezember früh vor Tagesanbruch mit schwerem Herzen. Er sah an allen Vorbereitungen, daß uns ein harter Kampf bevorstehe, und wollte uns nur ungern in demselben verlassen. Aber seine dienstlichen Pflichten wie die als Mitglied des Reichstags, riefen ihn nach Berlin zurück.

Ich rekognoszierte am 20. noch Dugny, um eventuell von dort aus dem Feinde in die Flanke zu fallen, der Bourget angreife.

---

4. Das zweite Gefecht um Le Bourget.

Der 21. Dezember. Am 20. Dezember abends meldeten die Vorposten, daß die feindlichen Massen am Mont Avron vermehrt seien und bedeutende Biwaks an den Forts Rosny und Noisy sichtbar würden.

Die 2. Garde-Division erhielt Befehl, mit allen Truppen am 21. Dezember früh bei Tagesanbruch zum Gefecht bereit zu sein.

Der 21. Dezember brach an. Es war regnerisch und warm. Die feuchten Felder glichen einem Sumpfe, der Menschen und Pferden das Fortkommen erschwerte. Die Pferde versanken bis an die Kniee in dem aufgeweichten Boden. Im Laufe des Tages trat plötzlich scharfer Frost ein, der um Mittag alles mit einer undurchdringlichen harten Kruste bedeckte.

Früh um ein viertel acht Uhr leitete der Feind durch eine heftige Kanonade aus allen Forts seine Aktion ein. Er muß nicht gewußt haben, daß seine Granaten ins Land hineinfielen und uns nur selten Schaden zufügten, jedenfalls nicht soviel, um die Verteidigung unserer Positionen im geringsten zu schwächen, sonst hätte er es vorgezogen, uns zu überraschen, statt uns seinen Angriff durch einen so großen, wirkungslosen Spektakel anzukündigen.

In demselben Augenblick, in dem die Kanonade begann, waren alle unsere Telegraphen durchschnitten. Meldungen, Anfragen und Befehle, die auf diesem Wege befördert werden sollten, waren unbestellbar. Auch auf unsere Ordonnanzreiter ward geschossen. Einem derselben ward inmitten der Kantonements zwischen Thillay und Gonesse ein Pferd verwundet. Der Feind, der einen Ausfall im großen Maßstabe plante, hatte gute Verbindung mit den wenigen Einwohnern, die in unseren Kantonements zurückgeblieben waren. Um acht Uhr früh ertönte das Alarmsignal. Ich ward vom Generalkommando benachrichtigt, Dugny werde angegriffen, ich solle eine Batterie dorthin zur Unterstützung senden. Sofort bestieg ich das gesattelte Pferd, sandte Braumüller in das Hauptquartier, etwaige weitere Befehle für mich in Empfang zu nehmen, sandte Leutnant v. Kaas nach Thillay, die beiden reitenden Batterien in die Positionen zu beordern, und dann nach Louvres, von der Kolonnen-Abteilung drei Munitionskolonnen nach der Patte d'oie zu holen, und begab mich zunächst nach der Malmaison-Ferme, die beiden Batterien unter Meyer zu alarmieren. Dort fand ich die Reserve des Obersten v. Neumann, sieben Bataillone und drei Batterien, und führte persönlich eine davon, Hauptmann v. Prittwitz II, begleitet von dem mittlerweile zum Obersten und russischen Flügeladjutanten avancierten

Doppelmair, nach Dugny in die gestern rekognoszierte Position und wies sie an die Befehle des in Dugny kommandierenden Majors v. Bülow. Ich hoffte Zeuge zu sein, wie sich die Franzosen an Dugny die Köpfe einrennen würden. Aber es erfolgte dort kein Angriff. Der Feind war wieder verschwunden.

Enttäuscht wandte ich mich zum Generalkommando zurück, das nach der mir zugegangenen Mitteilung in der Nähe der Positionen der Korpsartillerie an der Route de Lille seine Aufstellung nehmen wollte. Zur Abkürzung des Weges ritt ich von Dugny querfeld über eine Höhe, welche an anderen Tagen laut Befehl der 2. Garde-Division nicht betreten werden durfte, weil sie in Sicht und Schußbereich des Forts von St. Denis lag. Da der Kampf doch allerseits entbrannt war, kam es nicht darauf an, hierher noch einige Granaten zu locken. Ich sagte zu Doppelmair, wir würden wohl eine oder zwei Granaten erhalten, aber wir wollten das, angesichts der bedeutenden Abkürzung des Weges, riskieren. Als wir uns der Höhe näherten, setzten wir uns über die gefährdete Stelle in Galopp. Da fiel eine höchst komische Szene vor. Unsere Pferde galoppierten nur mit Mühe, denn der Frost begann oben auf dem durchweichten Felde eine Kruste zu bilden, durch die die Pferde noch durchbrachen. Unser Tempo war daher nicht sehr schnell. Mit einem Male sauste eine feindliche Granate herbei, schlug bei Doppelmair ein, platzte und verhüllte ihn in eine Wolke von Pulverdampf. Aus dieser Donnerwolke schoß alsbald das „klapprige Aas“, wie Doppelmair dieses von ihm nicht sehr geliebte Pferd nannte, schräg heraus, stieß durchgehend an die Vorderbeine meines Pferdes, so daß dieses vorn zusammenbrach und sich nur mit Mühe wieder aufrichtete. An der linken Seite des anderen Pferdes aber hing der Reiter, mit den Händen in Mähne und Sattelknopf, mit dem rechten Bein am Löffel angeklammert, mit dem Kopf nach unten kraftlos schwankend. „Um Gotteswillen“, rief ich, „Doppelmair, haben Sie eins abgekriegt?“ „Nein“, rief er mit beklommenem Atem und in russisch-deutschem Dialekt, „geht er mir bloß durch.“ Lachend, und in meiner Angst um ihn erleichtert, parierte ich mein Pferd. Das „klapprige Aas“, das von Mutter Natur nicht mit allzuviel Gehlust ausgerüstet war, kam zu meinem Pferd zurück. Ich verhalf dem Reiter wieder in den Sattel, und nachdem uns noch eine minder gut gezielte Granate zugesandt war, setzten wir unseren Weg fort.

Auf dem bezeichneten Punkte fand ich den Prinzen von Württemberg mit seinem Stabe.

Es war nämlich unterdessen folgendes vorgefallen. Bald nachdem Dugny gemeldet hatte, daß es angegriffen werde, hatte Bourget gemeldet, daß von Drancy und Aubervilliers her zwölf feindliche Bataillone

in entwickelter Front zum Angriff anrückten. Diese Meldungen kamen sehr spät, durch Ordonnanzen, die, weil von dem neuen Kavallerie-Regiment gestellt, sich noch zum Teil verritten hatten, denn die zerschnittenen Feldtelegraphen versagten den Dienst. Der Prinz hatte sofort befohlen, daß ein Bataillon vom Pont Iblon nach Bourget zur Unterstützung nachrücken solle. Aber ehe dies geschah, hatte die erst auf Dugny dirigierte feindliche Kolonne, französische Marineinfanterie aus St. Denis, sich plötzlich auf Bourget gewendet, war von hinten, ohne auf einen Mann von uns zu stoßen, dort eingedrungen und hatte ihren Weg nach den Verteidigern der Südfront zu fortgesetzt, diese in den Rücken zu fassen. Der Kirchhof rechts von Le Bourget war in Feindeshand gefallen.

Was nun in Bourget vorging, wußten wir nicht, also hatten wir noch keine Ahnung, ob der Ort uns gehöre oder dem Feinde, und konnten nicht wagen, ihn zu beschießen. Es fand aber darin eine Heldentat ersten Ranges statt. Die zwei Bataillone — ich glaube sogar, es waren an diesem Tage nur fünf Kompagnien*) — hatten die Südlisiere des Orts besetzt, um sie gegen den Angriff von zwölf Bataillonen zu halten, und standen im lebhaftesten Feuer gegen die an Zahl zehnfach überlegenen Gegner. Plötzlich werden sie im Ort von hinten von der französischen Marineinfanterie angegriffen. Mit dem kältesten Blute von der Welt lassen die Offiziere die hinten Stehenden Kehrt machen, und ein vernichtendes Schnellfeuer auf die französischen Mariniers eröffnen. Diese stutzen, weichen zurück und wollen sich eben in den anstoßenden Häusern festsetzen, als das zur Verstärkung vom Prinzen von Württemberg nachgesandte Bataillon Infanterie**) eintrifft. Es war schnell hinter den Franzosen dreingelaufen und überschüttete sie jetzt seinerseits von hinten mit Schnellfeuer. Der Erfolg war die vollständige Vernichtung der feindlichen braven Marineinfanterie. Nur einige Hundert wurden gefangen.***) Es war eine der besten Truppen des Feindes. Jetzt ward auch der Kirchhof wiedergenommen und der Ort Le Bourget gegen den von Süden kommenden Angriff stärker besetzt, der nun abgewiesen ward.

Um diese Zeit befahl mir der Prinz von Württemberg, mit der in der Position eingetroffenen reitenden Artillerie den Kirchhof beschießen

*) Es waren in der Tat nur das I. Bataillon Regiments Königin Elisabeth und die 1. Kompagnie Garde-Schützen-Bataillons in Le Bourget.

**) Es trafen nacheinander das I. Bataillon Regiments Kaiser Franz, drei Kompagnien Königin Elisabeth-Regiments und 3. und 4. Kompagnie der Garde-Schützen zur Verstärkung in Le Bourget ein.

***) 360 Mann wurden gefangen. Der Gesamtverlust der Franzosen betrug 983 Mann.



zu lassen. Wir wußten nicht, was vorgegangen war. Ich eilte hin, mein gutes Fernrohr zeigte nur blitzende Helmspitzen im Kirchhof, und ich untersagte das Feuer dagegen. Ich hatte großes Unglück verhütet, denn schon formierte der Feind mit frischen Kräften neue Angriffe, denen unsere Kompagnien nicht widerstanden haben würden, wenn die eigene Artillerie sie auch noch von hinten beschossen hätte.

Nachdem der Feind mit seinen ersten zwölf Bataillonen vor Bourget abgewiesen war, bildete er eine größere und zahlreichere Angriffsmasse, die von Bourget bis Aulnay reichte. Zunächst zog er Feldartillerie vor, welche sich mit der Artillerie der Forts vereinigte, um erst den Ort mit Projektilen aller Art zu überschütten. Auch kam aus St. Denis auf der Bahn Paris—Soissons eine Lokomotive herangebraust, die eine auf die Loren gestellte gepanzerte Batterie so nahe heranführte, als das Geleise fahrbar war, und diese Batterie eröffnete ein Schnellfeuer aus Mitrailleusen.

Unserseits wurde zunächst Hauptmann Seeger mit seinen beiden Batterien dem Orte Le Bourget zu Hilfe gesandt, dann folgten noch einige Bataillone Infanterie, und es wehrten sich im Orte vierzehn Kompagnien Preußen gegen siebzehn Bataillone Franzosen.

Hauptmann Seeger trabte mit seinen beiden Batterien in dieselbe Stellung links von Le Bourget, die er am 30. Oktober innegehabt hatte. Von hier setzte er dem Feinde so wirksam zu, daß dieser seine sämtlichen Artilleriegeschosse von jetzt ab gegen ihn schleuderte, und die Infanterie des Orts leichtes Spiel gegen den Feind hatte, denn nach ihrer eigenen Äußerung hat sie von Seegers erstem Schuß ab keinen feindlichen Kanonenschuß mehr auszuhalten gehabt.

Desto bedrängter war die Lage von Seeger selbst. Zwar schossen aus der Stellung von Le Blanc bis Aulnay auch schon drei Batterien gegen den rechten Flügel der feindlichen Armee, aber hier im Zentrum konzentrierte sich die Wucht des feindlichen Angriffs. Dazu kam, daß der Frost immer zunahm. Selbst die schwersten „Brummer" der feindlichen Forts drangen nicht mehr durch die harte Kruste der Erde. Sie platzten auf dem zu Stein gefrorenen Boden und zerstreuten ihre mit Steinen gemischten Sprengstücke unter die freistehenden Batterien. Oberst v. Helden hatte die beiden Batterien begleitet — mir verbot es der Prinz von Württemberg —, und man sah ihn, als ob er eine Parade abnähme, mit eingestemmtem Arm auf dem Flügel halten. Dann kam er zurückgeritten und bat um die Erlaubnis, mehr Verstärkung vorholen zu dürfen, denn die beiden Batterien könnten sich allein nicht mehr halten. Es lag jetzt der Fall vor, daß der Feind, von dem man wohl an

siebzig Bataillone in erster Linie sah, und dessen Reserven man auf achtzig Bataillone schätzte, einen Hauptangriff machte. Es hätte also eigentlich das Gardekorps diesen Hauptangriff in seinen Stellungen an der Inundation erwarten müssen. Aber die Betrachtung, daß eine Räumung von Le Bourget später ein Wiedererstürmen des Orts zur Folge haben werde, die noch mehr Blut kosten müsse, bewog den Prinzen von Württemberg, Bourget aufs äußerste zu halten und sich deshalb lieber vor seinen Verschanzungen zu schlagen, als in dieselben zurückzuziehen. Es wurde daher an Artillerie über die Inundation vorbeordert, was disponibel war.

Zunächst trabten die reitenden Batterien über Pont Iblon vor, marschierten dort auf und rückten im Galopp in die Linie. Um diese Zeit traf der Kronprinz Albert beim Generalkommando ein. „Warum gehen Ihre Batterien denn so nahe auf den Feind?", fragte er mich. „Sie haben es nicht anders gelernt, Eure Königliche Hoheit", antwortete ich ihm stolz. Demnächst gingen noch die Batterien der 2. Garde-Division und die der Reserve, welche die 1. Garde-Division gestellt hatte, bei Aulnay und Le Blanc Mesnil über, und als nun sechzig Geschütze in einer Front den Feind bearbeiteten, wurde unser Feuer immer überlegener, obgleich der Feind wohl an hundertfünfzig Geschütze entwickelte, mit denen er aber erbärmlich schlecht schoß. Er hatte darunter auch viel Mitrailleusen-Batterien, die meist wirkungslos knarrten. Wenn aber ein solcher Schuß gut traf, richtete er große Verheerung an. Auf einen einzigen solchen Schuß knickten bei der 2. reitenden Batterie zweiundzwanzig Pferde auf einmal lautlos zusammen.

Die feindliche Schlachtlinie dehnte sich jetzt bis vor unseren linken Flügel gegen Aulnay zu aus. Nachdem der Feind zum zweiten Male vor Le Bourget abgewiesen war, bewegten sich seine Massen in der Richtung auf Aulnay, und es schien, als ob er dort durchzubrechen versuchen werde. Unsere Infanteriereserve wurde dorthin dirigiert. Die Batterien aber, welche zwischen Le Blanc Mesnil und Bourget standen, nahmen den sich gegen Aulnay vorbewegenden Feind derart in die Flanke, daß seine Infanterie die Vorbewegung einstellte und seine sieben dort vorgeschobenen Batterien Schutz unter den schweren Kanonen der Forts suchten. Das war in der zweiten Nachmittagsstunde.

Es war eine wahre Freude, die Haltung unserer Truppen zu beobachten. Mich gingen hauptsächlich die Batterien an. Selbst die Munitionswagen, welche nach der Patte d'oix gesandt wurden, um frische Munition zu holen, verhielten sich so korrekt, daß man die Leute hätte umarmen mögen. Sie trabten leer in kurzem Tempo zurück, wenn sie

aber volle Munition empfangen hatten, kamen sie von hinten im vollen Jagdgalopp herangebraust, um ihren Kameraden die frische Munition bald zu bringen. Kronprinz Albert sah dies mit Wohlgefallen, und sagte mir schmunzelnd: „Ihr seid wohl alle wie verrückt auf den Feind versessen.“

Als die Reserven nach Aulnay gesandt waren, hatte der kommandierende General nichts mehr in der Hand für den Fall, daß Bourget noch einmal Unterstützung bedürfen sollte. Denn wenn diese Reserven in Aulnay auch nicht zur Tätigkeit gekommen sind, so waren sie doch damit aus der Hand gegeben. In dem Augenblick, als wir darüber besorgt waren, traf das erste Bataillon des Generals v. Kessel ein, der im Norden nicht mehr nötig war, weil Manteuffel Truppen genug bereit hatte, um Faidherbe im Schach zu halten, und das der General v. Kessel zum Gardekorps mit der Eisenbahn zurückgesandt hatte. Das war sehr erwünschte Hilfe. Das Bataillon ward an der Route de Lille in Reserve gestellt. Zum Glück ward es nicht mehr gebraucht.

Die feindliche Schlachtlinie entfernte sich mehr und mehr. Die feindlichen Batterien wählten immer weitere Entfernungen. Das Gefecht erstarb allmählich. Wir konnten an eine Verfolgung nicht denken, denn die Forts deckten den Feind.

Erst gegen Ende des Kampfes erlaubte mir der Prinz von Württemberg, in die Batterien zu reiten. Ich tat dies, um sie über ihr Verhalten zu beloben. Sie verdienten dieses Lob in vollem Maße.

Gegen drei Uhr traf der Befehl des Generalkommandos ein, auf keinen Fall weiter vorzugehen. Die Batterien sollten nur so lange stehen bleiben, als sie durch ihr Feuer das Aussetzen der Vorposten in der alten Linie unterstützen könnten. Dann sollten sie zurückgenommen werden und in ihre Kantonements abmarschieren.

Um halb vier Uhr war dieser Moment eingetreten. Unsere Batterien hatten kein Ziel mehr und gaben nur noch eine Scheibe ab für die feindlichen Forts. Es war Zeit, sie zurückmarschieren zu lassen.

Damit die Franzosen nicht glaubten, daß wir uns aus Furcht vor ihnen zurückzögen, ließ ich die Batterien vor ihren Augen im Parademarsch zu Einem an mir vorbeimarschieren. Dies war die stolzeste Parade, die ich in meinem Leben abgenommen, auf der Route de Lille, zwischen Le Bourget und Le Pont Iblon, also vorwärts unserer Defensivpositionen. Die Trompeter bliesen Siegesmärsche, die Soldaten riefen jubelnde Hurras, die französischen Forts brummten den Baß dazu, und manches Geschoß schlug rechts und links der Stelle, wo ich hielt, ein und platzte, aber wir waren hier vom Glück begünstigt, denn während dieses

Parademarsches wurden kein Mann und kein Pferd bei uns getroffen. Ein solches Schauspiel macht Eindruck auf die Truppen, also ist es von reeller Wirkung. Der König, als er, ich glaube durch den Prinzen von Württemberg, von dieser meiner Parade hörte, nannte sie scherzend eine Frechheit.

Auch unsere Infanterie blieb davon nicht unberührt. Als unsere Batterien am Pont Iblon ankamen, entstand dort ein Höllenlärm. Die daselbst in Reserve stehenden Bataillone brachten den Batterien endlose Hurras. Als ich als letzter durch die Barrikade zurückritt, stürzten die Infanteristen aller Chargen auf mich zu und brüllten mir ihre Hurras zu und drückten mir die Hände. Von Stolz erfüllt durch die Taten meiner Batterien, gerührt durch diese Zeichen der Aufmerksamkeit der Garde-Füsiliere, schrie ich sie, sobald ich zu Worte kommen konnte, an: „Ihr braven Kerls von der Infanterie, Ihr wollt immer alleine. Nein, wir wollten auch einmal.“ Solche Worte gibt der Augenblick. Sie zündeten und erregten einen neuen Sturm des Beifalls. An diesem Tage war ich der populärste Mann im Gardekorps.

Die Batterien hatten in der Tat eine sehr harte Probe von neuem glücklich bestanden. Sie gaben gar nicht alle Verluste so an, wie sie konnten, zum Beispiel fand der Hauptmann Seeger bei der Revision seiner Pferde, daß da nicht ein einziges im Gefecht gestanden, das nicht mindestens eine leichte Wunde aufwies. Aber er gab nur die durch Verwundung dienstunfähigen an. So ergibt die dienstliche Verlustliste nur fünfzig Pferde Verlust. An Mannschaften war der Verlust der Batterien geringer, denn die Mannschaften stehen nur zerstreut. Er betrug achtundzwanzig Mann. Von den Offizieren, die doch am meisten ausgesetzt waren, hatte ich keinen zu beklagen. Den braven Leutnant Schultz von der 2. reitenden, der sich schon bei Königgrätz als Fähnrich ausgezeichnet hatte, sah ich nach dem Gefecht heftig weinen. Erstaunt, einen so braven jungen Offizier so die Nerven verlieren zu sehen, fragte ich ihn, was ihm sei. „Die verfluchten Kerls haben mir meine Betty-Bird erschossen“, sagte er unter Schluchzen, „sie war so schnell und sprang so schön, und ich hätte gewiß noch mehr Steeplechasen darauf gewonnen.“ Er beweinte sein Pferd, das ihm unter dem Leibe geblieben. „Nun“, sagte ich, „für Ihr Pferd habe ich heute noch kein Herz und bin froh, daß es Ihr Pferd traf und nicht Sie selbst.“ Er sah mich verblüfft an, meinte dann, ich hätte allerdings recht, daran habe er noch gar nicht gedacht.

Der Verlust unserer braven Infanterie betrug an diesem Tage 10 Offiziere und 358 Mann, wovon das Regiment Elisabeth wieder mit 9 Offizieren, 246 Mann den größten Anteil trug. Aber ein Bataillon

dieses Regiments hatte auch den ersten Anlauf in Le Bourget ausgehalten, wo es auf Vorposten stand und während des ganzen Kampfes aushielt. Unter diesem Verlust befand sich auch eine nennenswerte Zahl von Gefangenen. Denn die halbe Kompagnie, welche den Kirchhof verteidigen sollte, verlor gleich anfangs den Premierleutnant, der verwundet zurückgetragen ward, und den Fähnrich. Im kritischsten Augenblick ward auch der Sekondleutnant durch eine Granatexplosion, dicht bei ihm, besinnungslos, in welchem Zustande er in Feindeshand fiel. Da wußten die Leute nicht, wie sie sich gegen den Rückenangriff durch die Marineinfanterie benehmen sollten und wichen. Die meisten wurden gefangen. Einige entkamen. Letzteren warf ich vor, daß sie den Kirchhof geräumt. „Ja", sagten sie, „wir hatten ja keine Offiziere mehr, die uns sagten, was wir machen sollten." Man sieht, wie groß das Vertrauen unserer Leute zu den Offizieren ist. Ohne sie fühlen sie sich kampfunfähig.

Das Ergebnis des Gefechtstages ist, nach Zahlen betrachtet, für das Gardekorps eines der ruhmvollsten, je dagewesenen Gefechte. Denn der Feind hatte seine ganze disponible Feldarmee, 150 000 Mann, in Bewegung gesetzt, um die Positionen des Gardekorps zu durchbrechen. In erster Linie waren nacheinander siebzig Bataillone vorgeführt worden, achtzig standen in Reserve. Dieser kolossalen Macht war es nicht einmal gelungen, unsere Vorposten zurückzudrücken. Nur in die vordersten Gehöfte von Bourget waren vorübergehend einige Feinde eingedrungen, und von hinten war die Marineinfanterie dort hineingelaufen, um darin umzukommen.

Gegen diese Masse von Feinden waren nicht alle Kompagnien der dreizehn Bataillone der 2. Garde-Division zum Kampf gekommen, hinter denen noch sieben Bataillone der 1. Garde-Division in Reserve standen und zuletzt noch ein Bataillon Garde-Füsiliere eintraf. Rechnet man alle Reserven, die hinter der Gefechtslinie standen, hinzu, so sind hundertfünfzig Bataillone Franzosen vor einundzwanzig Bataillonen preußischer Garden zurückgewichen, noch ehe sie auf unsere eigentliche Befestigungslinie gestoßen waren.

Dies Ergebnis erhöhte das Gefühl der Überlegenheit, das uns beseelte. Vor unseren Augen bezog die französische Armee Biwaks zwischen und hinter den Forts. Wir sahen die Biwaksfeuer und die Biwakszelte ihrer an Zahl kolossalen Armee. Und angesichts dieser entwickelten Macht ließen wir mit Einbruch der Dunkelheit (es war der kürzeste Tag im Jahre) nur unsere Vorposten stehen und führten die Truppen in die Kantonements, wo sie warm essen und schlafen konnten, um am anderen Morgen um sieben Uhr wieder mit frischen Kräften kampfbereit zu sein,

während die große Zahl verweichlichter Franzosen dicht vor den Toren der Hauptstadt die bitterkalte Nacht unter freiem Himmel zubrachte und mehrere Hundert durch den Frost verlor.

Wir hatten fast vierhundert Gefangene gemacht. Sie waren größtenteils von der Marineinfanterie. Lindau, der französisch sprach wie ein Franzose, erhielt den Auftrag, sich mit ihnen zu unterhalten, um zu erfahren, was uns von Nutzen sei. Als er unter sie trat, in dem Raum, in dem sie sich in Gonesse befanden, stand ein Marinesoldat von dem Stuhl auf, auf dem er saß, und sagte in strammer, militärischer Haltung: „Bonjour Mr. Lindau.“ „Vous me connaissez?“, fragte Lindau erstaunt. „Certes“, antwortete der Gefangene, „j'ai eu l'honneur de vous voir il y a quelques années sur le Tancred à Yokohama.“ Gewiß ein originelles Wiedersehen! Ich bin erstaunt, daß Lindau es noch nicht in einer seiner niedlichen Novellen benutzt hat.

Der 22. Dezember. Obgleich die Biwaks der feindlichen Massen vor uns die ganze Nacht über gesehen worden waren, blieb am Morgen des 22. alles still. Die Biwaks zwischen Drancy, Bobigny, Bondy und den Forts waren zu sehen. Aber die feindliche Armee rührte sich nicht. Deshalb wurden auch unsere Truppen, mit Ausnahme von Artillerie, nicht aus ihren warmen Quartieren herausbeordert, in denen sie bereit standen. Ich konnte es gar nicht begreifen, daß der Feind eine so große Armee aus Paris herausgeführt haben sollte, bloß um sich die Finger und Fußzehen zu erfrieren, denn es war empfindlich kalt. Deshalb ritt ich in die Positionen und sah selbst, es war dem wirklich so! Was solch eine improvisierte Armee für Unsinn improvisiert!

Schon um zehn Uhr morgens stellte sich mit Sicherheit heraus, daß der Feind heute nichts mehr unternehme, und es wurde auch von der Artillerie nur die Wach-Batterie in der Position gelassen. Alles übrige wurde zur Pflege der Ruhe in die warmen Quartiere gesandt.

Der 23. Dezember. Von allen Tagen des ganzen Krieges ist mir am 23. Dezember das Benehmen des Feindes am unerklärlichsten geblieben.

Bei Tagesanbruch rührte sich der Feind nicht in seinem Biwak, und das Generalkommando war eben im Begriff, die an der Route de Lille von der 1. Garde-Division bereit gestellte Reserve wieder in ihre Quartiere rücken zu lassen, als sich die feindlichen Massen in den Biwaks zwischen Drancy und Bobigny vermehrten und gegen uns in Bewegung setzten. Zuerst war die Richtung der feindlichen Massen auf Aulnay. Lange, unabsehbare Züge von Feldartillerie waren sichtbar. General v. Dannenberg und ich begaben uns nach Aulnay, wo der General v. Budritzki am Ausgange nach Le Blanc Mesnil zu hielt, um den kom-

mandierenden General rechtzeitig zu benachrichtigen, wenn seine Anwesenheit nötig werden sollte. Da hielten wir viele Stunden lang, sandten die Pferde zurück hinter eine Scheune, um sie zu verbergen, und beobachteten von dem erhöhten Standpunkte aus, den uns ein gefrorener Düngerhaufe gestattete, die feindliche Armee.

Eine große Linie Feldartillerie ward entwickelt und feuerte auf Entfernungen von 7000 bis 8000 Schritten ins Blaue hinein. Infanteriemassen in solcher Zahl, daß es schwer ward, sie zu taxieren, wälzten sich auf Aulnay und Sevran zu, blieben aber in respektvoller Ferne. Auf 2000 bis 3000 Schritt fingen die feindlichen Tirailleure zu feuern an. Die Chassepotkugeln pfiffen bis über unseren Standpunkt hinweg und machten allenthalben das Feld unsicher. General v. Budritzki untersagte jeden Schuß, bis der Feind so nahe käme, daß man ihn mit Sicherheit treffen könne. Alle Forts stimmten in die Musik mit ein, und die feindliche Armee schien sich in einer Schlacht zu befinden. Aber wir spielten gar nicht mit und antworteten keinen Schuß.

Ehe der Feind sich Aulnay so näherte, daß es der Mühe wert gewesen wäre, ihn zu beschießen, stutzte er, flutete zurück, hin und her, wie ein Meer wogt nach dem Sturm, und setzte sich dann mehr in der Richtung auf Le Bourget in Bewegung. Dort machte man sich von Mittag ab auf einen heftigen Kampf gefaßt. Überall standen die Truppen in ihren Stellungen, die Infanteristen hinter ihren Verschanzungen und Scharten zum Schuß, die Artillerie zum Vorgehen bereit. Als der Feind sich auf Le Bourget wandte, kam auch der Prinz von Württemberg aus Gonesse geritten, denn er glaubte, es müsse nun wieder zur Schlacht kommen. Er nahm seine Aufstellung bei uns und beobachtete den Feind. Es erfolgte gar nichts weiter. Nach langem, unnützen Knallen entfernten sich die feindlichen Truppen nach ihren Biwakplätzen zu, als sich der Tag zu Ende neigte. Um vier Uhr sandten auch wir die Truppen wieder in die Quartiere und ließen nur die Vorposten stehen. Die heftige Kanonade der ganzen feindlichen Armee und der sechs Forts an diesem Tage verursachte uns einen Verlust von einem Offizier und fünfzehn Mann. Ein schwerer Brummer schlug in eine Kompagnie und platzte dort, acht Mann niederreißend. Sonst ist also fast gar nichts bewirkt.

Das Oberkommando der Maas-Armee konnte diese Bewegungen nicht anders auffassen wie als Einleitung zu einem Hauptangriff, der am anderen Tage erfolgen werde. Es stellte deshalb zum 24. früh mit Tagesanbruch von beiden benachbarten Korps dem Gardekorps erhebliche Unterstützungen bereit. Kronprinz Albert kam persönlich, sobald der Tag graute, um den Oberbefehl zu übernehmen und dem zu erwartenden Angriff mit einem vernichtenden Schlage zu begegnen. Er

wollte die Schlacht mit hundertfünfzig Geschützen einleiten, die dem Feinde recht nahe auf den Leib gehen sollten.

Als aber am 24. früh die Tageshelle erlaubte, den Feind zu sehen, erblickte man nur die letzten Reste. Alles übrige hatte schon seit dem letzten Abend begonnen, wieder zu den Toren von Paris hereinzumarschieren.

Was sich die französische Heeresleitung bei diesen Bewegungen gedacht hat, weiß ich nicht. Am 18. oder 19. hatte sie auf sechs Tage Verpflegung ausgegeben. Den 20. Dezember hatte sie dazu gebraucht, um die 150 000 Mann starke Operations-Armee zu den Toren von Paris herauszuführen, den 21. Dezember hat sie den vergeblichen Angriff auf Le Bourget gemacht, den 22. Dezember hat sie stumm gefroren, den 23. entsetzlich geknallt, um die folgende Nacht und den 24. Dezember wieder nach Hause zu gehen. Mußte am 23. Dezember noch viel geknallt werden, um dem souveränen Pöbel von Paris vorlügen zu können, daß man noch eine Schlacht geschlagen und ungeheure Heldentaten verrichtet habe? Es kann sein.

Als der Prinz von Württemberg am 23. Dezember um vier Uhr nachmittags den Befehl gegeben hatte, die Truppen in die Kantonements zurückzusenden, wollte auch er wieder nach Gonesse reiten. Aber Wusterhausen, sein Reitknecht, der immer tat, was er wollte, hatte zunächst gegen den heftigen Frost und die feindlichen Kugeln mit viel Schnaps gekämpft. Dann fand er den Fleck hinter dem Hause, der ihm angewiesen war, doch noch nicht sicher genug, und war nach Roissy, dreiviertel Meilen weit, fortgeritten, angeblich, damit die kostbaren Pferde des Prinzen nicht gefährdet würden. Jetzt war er nicht zu finden, und der kommandierende General ging, fast eine Meile weit, zu Fuß zurück. Ich bot ihm mein Pferd an, aber er lehnte es ab. Er fand nebenbei den Fußmarsch bei der scharfen Kälte recht angenehm. Ich glaube, wir hatten an diesem Nachmittag über zehn Grad.

Es wurde auf dem Heimweg viel gescherzt und gelacht. Der Prinz selbst überwand den Ärger über den untreuen Reitknecht, der nachher übrigens nicht einmal einen Vorwurf erhielt, denn dazu war der Prinz zu gutmütig, bei der Promenade und sagte schließlich: „Wir essen spät, um sechs Uhr; nachher weil wir so durchgefroren sind, trinken wir Punsch und denken, wir wären auf der Jagd gewesen, und dann gehen wir hübsch zeitig zwischen acht und neun Uhr zu Bette, denn morgen früh geht es doch wieder sehr früh an.“ So geschah es.

Tageskälte und Abendpunsch machte uns zeitig schläfrig, und wir trennten uns zwischen acht und neun Uhr, um uns zur Ruhe zu begeben.

---

5. Einleitung des Artillerieangriffs auf Paris.*)

Der 23. Dezember. Müde und schläfrig betrat ich abends mein Zimmer. Da lag ein Diensttelegramm an mich. Es lautete: „König hat Ihnen das Oberkommando über die Artillerie des Angriffs auf Paris übertragen und wünscht, Sie so bald als möglich zu sprechen. gez. Albedyll."

Von Ruhe war keine Rede. Zunächst machte ich mir Schärpe um, begab mich zum Kommandierenden, traf ihn noch, ehe er sich ausgekleidet hatte, und meldete mich bei ihm. Er fragte mich, ob ich noch über Nacht nach Versailles wollte. Das verneinte ich, denn ich hatte keine Lust, mich im Dunkeln zu verirren und von den Franzosen gefangen zu werden. Aber ich traf über Nacht meine Anordnungen, packte meine Sachen ein und war mit Tagesanbruch zum Abmarsch fertig. Der Prinz von Württemberg gratulierte mir sehr freundlich zu dieser wirksamen Stellung. Ich konnte seine Glückwünsche nicht annehmen. Ich hatte von den widerstreitenden Ansichten im großen Hauptquartier gerade genug über den Punkt gehört, in dem ich jetzt die Kastanien aus dem Feuer holen sollte, um klar zu sehen, daß meine Wirksamkeit eine sehr fragliche sein werde. Ich besorgte weniger vom Feinde als von den Gegnern im preußischen Heere. Wenn ich nichts zustande brachte, blamierte ich mich. Ich machte dem Prinzen kein Hehl aus meinen Besorgnissen. Dieser Herr, der von vielen Menschen für beschränkt gehalten wird, gab mir den einzigen brauchbaren Rat. Ich befolgte ihn, und meine Wirksamkeit war dann sehr einfach. Er sagte mir nämlich: „Die Hauptsache ist, daß Sie erst die Ressorts feststellen. Sonst können Sie nichts leisten."

Wie man damals über die gesamte Lage dachte, beweist die Ansicht meines Freundes Pape. Bei der Garde-Infanterie entstand nämlich ein großer Jubel, als man hörte, ich sei zum Kommandeur der Belagerungsartillerie ernannt, denn ich hatte mit der Feldartillerie die Gefechte der Infanterie bisher stets wirksam unterstützt, also dachten selbst die gemeinen Grenadiere, mir werde es ein Leichtes sein, die Forts zusammenzuschießen, wenn man mir nur die nötigen Kanonen gebe. Pape aber sagte, das sei alles umsonst. Ich werde nicht einen einzigen Kanonenschuß zustande bringen. Wenn ein Gott vom Himmel heruntersteige, so werde es ihm unmöglich, die widerstreitenden Meinungen in Versailles in Harmonie zu bringen. Ich sprach noch Dannenberg am Abend und kehrte dann nach meinem Quartier zurück.

---

*) Vgl. Anhang 1.

Ich traf die nötigen vorläufigen Anordnungen. Es war viel zu tun in dieser Nacht, denn ich mußte doch einen Teil des Brigadestabes und die Brigadepapiere zurücklassen, weil die Geschäfte der Brigade beim Gardekorps ihren Fortgang nehmen mußten. Dafür ließ ich auch den ältesten Adjutanten zurück und nahm zunächst nur Leutnant v. Kaas mit. Meine Pferde und die Hälfte der Trainsoldaten und Ordonnanzen nahm ich auch mit, ebenso einen Schreiber. Nach den Anordnungen und dem Packen hatte ich noch ein paar Stunden zum Schlafen übrig, ehe ich aufstehen mußte, um vor Tagesanbruch zu Pferde zu sein.

Der 24. und 25. Dezember. Der Anbruch des Tages sah mich am heiligen Christtage 1870 zu Pferde in der Richtung von Gonesse auf Margency. Ich wollte mich beim Kronprinzen Albert abmelden und dann über St. Germain nach Versailles begeben. Es war noch kälter geworden. Das Thermometer zeigte —13 bis 14 Grad Réaumur. Man konnte kaum die Bügel halten, ohne sich die Füße zu erfrieren, und ich trabte, um mich zu wärmen, soviel es die Rücksicht auf die Hufe der Pferde bei dem steinhart gefrorenen Boden erlaubte. Als ich Gonesse verließ, traf ich die Truppenmassen, welche auf Befehl der Maas-Armee zur Unterstützung des Gardekorps herbeieilten. Ich begegnete auch dem Kronprinzen Albert und konnte mich unterwegs bei ihm abmelden, auch ihm schon erzählen, daß der Feind auf dem Rückmarsch nach Paris sei und nicht mehr zum Schlagen gebracht werden könne.

Dann setzte ich meinen Weg fort und erreichte, ziemlich erfroren, Versailles etwa um ein Uhr mittags nach einem sechsstündigen Ritt auf die sechs Meilen. Die kalte Luft, die mir um die Ohren wehte, klärte meine Gedanken, und ich hatte Zeit genug, meinen Plan zu machen. Ich sandte den Adjutanten nach der Kommandantur, mir Quartier zu besorgen, und ritt für meine Person nach der Wohnung des Königs in der Präfektur. Um bald Zutritt zum Könige zu haben, galoppierte ich unter sein Fenster, parierte mit etwas viel Pferdegetrappel, ließ mein Pferd von dem Ordonnanzreiter halten und stieg die Treppe hinan. Ich sah so zerlumpt aus, daß ich mich meiner selbst schämte. Aber ich hatte, trotz wiederholter Briefe, aus Berlin keine neuen Röcke erhalten können. Deshalb mußte ich den König wegen meines ärmlichen, allseitig geflickten Erscheinens um Verzeihung bitten. Denn der König kam mir schon im Vorzimmer entgegen. Er hatte mich durch das Fenster gesehen und holte mich persönlich in das, jetzt durch verschiedene Abbildungen historisch gewordene Arbeitskabinett.

Er lächelte darüber, daß ich des Anzugs wegen noch ein Wort verliere, derselbe sei in solchen Zeiten gleichgültig, und sagte mir viel über

die gegenwärtige Situation und die Notwendigkeit, Paris zu beschießen. Es war für mich ein besonderes Glück, daß ich den König allein sprach, denn ich erhielt seine persönliche Instruktion und wußte seinen Willen, wie er, ungetrübt durch fremde Einflüsse und Interpretationen, bestand, und nach dem ich mich richten konnte. Neben verschiedenen Betrachtungen und Handlungsmotiven, die er mir auseinandersetzte, und über die er mir Schweigen gebot, ein Schweigen, das ich nie gebrochen habe und brechen werde, sagte er, ich solle machen, daß es endlich knalle. Es würden ihm auch von artilleristischer Seite so viele Schwierigkeiten gemacht. Alle Tage solle er über eine Zehntelpfund-Ladung oder ein sechzehntel Grad Erhöhung eine Entscheidung geben. Das alles sei ihm fremd, und er habe es nun herzlich satt, immer damit gequält zu werden. „Machen Sie Feuer dahinter, damit es knallt."

Eines aber mache er mir zur Pflicht: Ich solle sobald als möglich schießen. Dazu verbitte er sich die Wahl einer anderen Angriffsfront. Denn mit dem Wechsel der Angriffsfront sei wieder eine Menge Zeitverlust verbunden. Erst habe er selbst St. Denis vorgeschlagen. Er hielte das für die am leichtesten zu nehmende Front. Da hätten ihm aber die Gelehrten die Ostfront vorgeschlagen. Dann habe man diese für zu stark befunden und habe die Südfront gewählt. Da seien Batterien erbaut und Parks etabliert. Er, der König, halte die Wahl dieser Front für Unsinn, aber er habe sich dem Urteil der Gelehrten gefügt. Jetzt verzögere man alles von neuem und halte erst noch zwei Batterien zwischen L'Hay und Chevilly für nötig. Ich solle nun rekognoszieren und ihm dann melden. Aber eine andere Angriffsfront dürfe ich nicht vorschlagen. Auf der einmal begonnenen Grundlage müsse ich fortarbeiten.

Alles das hörte ich stumm mit an. Ich konnte nicht eher etwas äußern, bis ich das Angriffsterrain mit eigenen Augen gesehen hatte. Aber die Worte des Prinzen von Württemberg — die Hauptsache ist, daß Sie die Ressorts feststellen — klangen mir in den Ohren, und als der König geendet hatte, bat ich um Erlaubnis, zwei Fragen tun zu dürfen.

Die erste Frage war: „Wer sind meine Vorgesetzten?" Der König antwortete: „Na, ich" — ich jauchzte innerlich hoch auf —, dann aber fuhr er fort, „und natürlich mein Sohn." Da fiel mir das Herz in die Hosen, denn daß dort Blumenthal alle meine Tätigkeit lähmen werde, war natürlich. Der König fügte noch hinzu, daß Kameke, der den Ingenieurangriff auf Paris zu leiten habe, mir koordiniert sei und nichts zu befehlen habe.

Meine zweite Frage war: „Was bezwecken Euer Majestät, eine reguläre Belagerung von Paris oder nur ein Bombardement?" Der König erwiderte darauf, er bezwecke, den souveränen Pariser Pöbel, der

in der Stadt Paris das entscheidende Wort spreche, durch die mittels eines Bombardements zu erzeugende Furcht vor Gefahr zu einer Kapitulation und einem Frieden geneigter zu machen, da die Entbehrungen, welche die Zernierung erzeugte, nicht ausreichten. Wenn es dazu nötig sei, den Point du Jour der Stadtbefestigung zu nehmen, so müsse das geschehen. Um ganz Paris mittels regelmäßiger Belagerung zu nehmen, dazu würden wohl die Mittel nicht ausreichen, die man herantransportieren könne.

Nachdem ich so beschieden war, erhielt ich Befehl, mich auf Grund dieser Instruktion bei Moltke, dem Kronprinzen, Hindersin und dem Kriegsminister v. Roon zu melden.

Erst suchte ich mein Quartier auf. Durchgefroren, wie es war, verlockte es mich nicht sehr zum längeren Verweilen, und ich trat meine Meldungsreise an, die bei den ungeheuren Entfernungen in Versailles, an dessen äußersten Enden ein jeder der Herren wohnte, viel Zeit und Kräfte in Anspruch nahm. Zum Schluß des Tages war ich beim Kriegsminister v. Roon eingeladen, wo ich sogar mit Kaas an der Weihnachtsbescheerung teilnahm. Mein Mittagsessen nahm ich mit Kaas in irgend einer Winkelrestauration ein, wo wir ganz ungenießbares Zeug zu kauen versuchten. Das Hotel Réservoir mit seinen zahllosen Besuchern mied ich. Ich konnte meine Meldungen am 24. nicht alle beenden und verwendete dazu noch den 25. Dezember.

Bei meinen Meldungen habe ich natürlich überall längere Konversationen gehabt. Der Kronprinz nahm mich in Gegenwart von Blumenthal an, und dann konferierte ich noch längere Zeit mit dem letzteren.

Hindersin empfing mich sehr kurz und trocken. Er sagte mir, er wolle mich nicht aufhalten, ich werde viel zu tun haben. Ich glaubte erst, er nehme mir übel, daß ich eine Funktion erhalten, die von Natur seine Sache war. Aber später sah ich, daß ich mich geirrt. Er hatte im Gegenteil den Anstoß dazu gegeben, daß mich der König ernannt hatte, und wollte weder meine Zeit noch meine Entschließungen beeinflussen. Ich fand eine Kabinetts-Ordre des Königs vom Oktober vor,*) wonach Hindersin das Recht hatte, alle artilleristischen Maßregeln gegen Paris zu beaufsichtigen und zu inspizieren, und ordnete deshalb an, daß ihm von allen wichtigsten Dingen Meldung gemacht werde.

Moltke sprach sich sehr ausführlich über alles aus und drängte sehr nach einer baldigen Eröffnung des Artilleriekampfes gegen Paris. Er

*) Durch eine Kabinettsordre vom 9. Oktober waren die Generale v. Hindersin und v. Kleist beauftragt, den Fortgang der Arbeiten unausgesetzt zu überwachen.



sagte, die Schnelligkeit, mit der Gambetta immer neue Armeen improvisiere, sei ganz unglaublich. Zwar taugten sie nicht viel, aber sie seien sehr zahlreich, und man müsse sich dagegen wehren. Jetzt habe der Prinz Friedrich Karl und der Großherzog von Mecklenburg mit zusammen 60 000 bis 70 000 Mann die 250 000 Mann von Aurelle gesprengt, und man erwarte, daß Manteuffel in den nächsten Tagen die Truppen Faidherbes schlagen werde. Das sei aber, wie wenn man an einem heißen Sommerabend mit der Hand in einen Mückenschwarm schlage. Das müsse man immer wieder tun, weil die Mücken wiederkehrten. Aber es werde aufhören, sobald Paris genommen sei. Deshalb möge ich den Beginn der Beschießung beschleunigen.

Der Oberst v. Albedyll, der an Tresckows Stelle dem Militärkabinett vorstand, eröffnete mir, daß ich meinen Stab bilden könne. Ich möge mir aus der ganzen Artillerie die Männer dazu aussuchen. Die Beschießung von Paris sei die Hauptsache. die gehe allem vor. Ich bat um den Stab, den ich bisher gehabt, mit den beiden jungen Adjutanten. Der Befehl dazu erfolgte alsbald.

Der Kriegsminister v. Roon war in der größten Erregung. Er versprach mir goldene Berge, wenn ich nur die baldige Beschießung von Paris betreiben wolle. Die größte Schwierigkeit mache, sagte er, die Heranschaffung der Munition, die mit der Eisenbahn bis Lagny geschafft sei. Dort liege sie und müsse nun über Villeneuve Ste. Georges, zwölf deutsche Meilen weit, bis in den Belagerungspark von Villa Coublay gefahren werden. Man habe keine Transportmittel. Nachdem man mehrere tausend Bauernwagen zusammengetrieben, seien in den nächsten Nächten die Bauern desertiert. Auch könne jeder Bauernwagen nur zehn Granaten laden, und dabei würden die Geschosse noch ruiniert. Man brauche Brigaden, um diese Franzosen zu beaufsichtigen. Jetzt habe er aber die Organisation von besonderen Munitionskolonnen, vierundzwanzig zu je vierzig Wagen, angeordnet, welche Belagerungsmunition transportieren könnten. Soldaten als Fahrer, neue Geschirre, neue Wagen, angekaufte Pferde. Ich bemerke hier vorgreifend, daß diese vortrefflichen neuen Munitionskolonnen erst angefertigt wurden, daß davon erst eine eingetroffen war und sie alle vor Paris vollzählig anlangten, als die Beschießung beendet war.

Ich dachte mir mein Teil dabei. Vor St. Denis und bei Sevran führte die Eisenbahn aus der Heimat bis in den Belagerungspark. Da brauchte man solche Transportmittel nicht und hatte keine so starke Angriffsfront. Aber ich durfte ja nicht von einem Wechsel der Angriffsfront sprechen, also schwieg ich still.

Der Kriegsminister sagte mir, um den Nachschub der Munition mit der möglichsten Energie zu betreiben, habe er den energischsten Artillerieobersten, v. Oppeln-Bronikowski, und zwei tüchtige Kavalleriemajore kommen lassen, die die Sache leiten würden. Ich kannte Bronikowski seit langem. Er war unvergleichlich tapfer, aber schwer zu behandeln.

Im Laufe des Tages hatte ich den Obersten v. Rieff, Kommandeur der Belagerungsartillerie im Bereich der Dritten Armee, schriftlich mit dem Befehle, sich den anderen Morgen früh neun Uhr bei mir einzufinden, und den Obersten Bartsch, Kommandeur der Belagerungsartillerie im Bereiche der Maas-Armee, telegraphisch von meiner Ernennung in Kenntnis gesetzt und letzterem dabei befohlen, mir zu melden, welchen Tag er bereit sei, das Feuer gegen den Mont Avron zu eröffnen.

Um elf Uhr abends war ich vom Kriegsminister entlassen. Sehr ermüdet kehrte ich in mein ausgefrorenes Palais in der Rue de Satory zurück. Die Kälte war sogar im dienstlichen Verkehr hinderlich. Die Tinte fror im Tintenfaß zu und mußte am Kamin aufgetaut werden. Aber auch dann fror sie in der Feder wieder während des Schreibens ein. So dauerte es recht lange, bis man einen schriftlichen Befehl zustande brachte.

Ich fand ein sehr schönes Bett. Aber ausziehen konnte ich mich nicht, um mich in dieses eisige Eldorado zu legen. Im Gegenteil, ich zog mir meinen Pelz an und den Baschlik über den Kopf und war dann erst genügend gegen die Kälte geschützt, um einschlafen zu können.

Daß in dem Palais die Wasserleitung, die durch alle Zimmer führte, durchweg nur mit Eis gefüllt war, kann nur eine Unbequemlichkeit genannt werden, die aber noch dadurch besonders lästig ward, daß auch alle Abzugsröhren mit Eis angefüllt waren. Sie verbreiteten daher einen Pestgestank, und andere derartige Gelegenheiten gab es nicht. Diese Unannehmlichkeit mußte geduldet werden, bis das Haus nach acht Tagen durchgeheizt war.

Als am Morgen des 25. Dezember der Oberst v. Rieff*) bei mir war, orientierte ich mich über alles Geschehene.

Was bis jetzt geschehen, war folgendes: An Geschützen waren im Park von Villa Coublay aufgestellt: 40 Sechspfünder, 84 Zwölfpfünder, 59 lange Vierundzwanzigpfünder, 15 kurze Vierundzwanzigpfünder, 6 21 cm Mörser, 20 glatte Fünfzigpfünder-Mörser. Es wurden noch erwartet: 20 Zwölfpfünder und 11 lange Vierundzwanzig-

*) Oberst à la suite des Kriegsministeriums v. Rieff war am 9. Oktober mit der Ausführung der Angriffsarbeiten auf der Südwestfront von Paris beauftragt worden.

pfünder. Es waren also 224 Geschütze zur Stelle, und 31 sollten in der nächsten Zeit nachkommen. Die 40 Sechspfünder konnten bei dem ersten Geschützkampf gegen die schwere Festungsartillerie nicht verwendet werden, ebenso hatten die 20 glatten Mörser erst für die spätere Zeit, wenn man näher herangehen konnte, eine auch dann noch bedingte Wirkung. Es blieben also zum Beginn eines Geschützkampfes höchstens 195 Geschütze. Das war allerdings nicht sehr viel gegen die kolossale Geschützmasse der Franzosen. Bei der Kapitulation übernahm ich aus den Forts allein 1362 Festungsgeschütze. Über 2000 Stück standen auf den Wällen. Das Fort Issy allein war mit 97 Geschützen armiert. Indessen vertraute ich auf die Überlegenheit unserer Geschützkonstruktion und auf das bessere Schießen unserer Mannschaften. Es fiel mir beim Rapport des Obersten Rieff auf, daß er die Zahl der Geschütze auf 224 angab, der König aber von 244 gesprochen hatte. Ich dachte also zunächst, der König habe sich in der Zahl geirrt, da er sich noch um viele andere Dinge zu kümmern habe. Ich sollte aber bald hinter eine andere Monstrosität kommen.

Für die Geschütze waren siebzehn Batterien gebaut, jedoch waren Nr. 9, Nr. 10 und Nr. 17 noch nicht fertig. Diese Leistung war recht wenig für die Arbeit von zwei Monaten, denn es ist dies eine Zahl von Batterien, die bei energischen Belagerungen in einer einzigen Nacht erbaut werden. Rieff sagte mir als Entschuldigung, die Armee gebe keinen einzigen Mann Aushilfe an Arbeitern, die Belagerungsartillerie müsse alles selbst machen, aber außerdem befehle die Armee noch Abgabe von Mannschaften zum inneren Dienst der Armee. Auch nach Lagny seien 1000 Mann zum Abladen des Materials kommandiert.

An Mannschaften waren zweiunddreißig Kompagnien Belagerungsartillerie vor der Südfront, in sieben Bataillonen formiert. Dazu traten zwei Divisionen Bayern zu je zwei Kompagnien mit zwei Stabsoffizieren. Die sieben preußischen Bataillone waren zu einem Regiment zusammengezogen, das ein Oberst Höckner kommandierte. Dieser Oberst durfte aber nichts befehlen, denn die Belagerungsartillerie kommandierte Oberst Rieff, der noch als Chef des Generalstabes einen Obersten Michaelis hatte und fast die ganze Prüfungs-Kommission in seinen Stab mitgenommen hatte, viel gelehrte Herren, die da in Versailles viel zeichneten und schrieben und nichts zustande brachten. Die Einteilung der Kommandoverhältnisse war also möglichst unglücklich und schwerfällig. Drei Obersten standen an der Spitze des Ganzen, davon war aber jeder für das Ganze bestimmt, und die Ausdehnung, in der die Batterien voneinander angelegt waren, betrug in der Luftentfernung weit über

eine deutsche Meile. Um sie zu begehen, mußte man aber des Terrains und der Verbindungen wegen über drei deutsche Meilen weit laufen.

Die größte Schwierigkeit für den Beginn des Artillerieangriffs lag auch nach Rieffs Angabe in der Beschaffung der Munition. Diese lag in Lagny in großen Massen an der Bahn, kam aber von da nur tropfenweis im Park von Villa Coublay an. Man hatte drei Kolonnen formiert, die aus je hundert Wagen bestanden. Es waren in Deutschland gemietete Fuhrwerke. Dazu kamen noch einige wenige französische zusammengetriebene Fuhrwerke, deren Kutscher nicht desertiert oder durch Belagerungsartilleristen ersetzt waren, die aber nicht mit Pferden umzugehen wußten. So waren etwa vierhundert Fahrzeuge vorhanden, die nach Lagny fuhren, dort beladen wurden und den Weg nach Villa Coublay zurückmachten. Daß sie diesen Marsch von vierundzwanzig Meilen höchstens einmal die Woche zurücklegen konnten, leuchtet ein. Manche Fahrzeuge konnten nur zehn Granaten auf einmal aufladen. Ich mußte dem Obersten Rieff darin recht geben, daß man nicht eher anfangen dürfe, zu schießen, als bis man genügende Munition habe, aber als ich ihn fragte, wieviel Munition er für genügend halte, meinte er, nach den Lehrbüchern seien fünfhundert Schuß per Geschütz für eine Belagerung Vorschrift. Auf meine Frage, ob er glaube, daß nach einer Beschießung von zehn Tagen bei fünfzig Schuß per Geschütz Paris kapitulieren werde, verneinte er die Frage.

Ich machte einen anderen Überschlag, indem ich als Grundsatz aufstellte, wir müßten uns mit der Munition so einrichten, daß wir bis ins Unendliche fortschießen könnten, d. h. wir müßten einen Vorrat an Munition im Park von Villa Coublay zu liegen haben, und es müßten Einrichtungen getroffen werden, daß täglich so viel Munition von Lagny in Villa Coublay eintreffe, als die Batterien verschießen. Das Gewicht der Eisenmunition, die die 195 schweren Geschütze bei fünfzig Schuß täglich verschießen, beträgt aber etwa 5600 Zentner, und so viel mußte also täglich in Villa Coublay ankommen. Da die ankommende Munitionsmasse aber erst in Villa Coublay ausgeladen — ein Tag —, den folgenden Tag in die Batterien geschafft werden mußte, so konnte man frühestens den dritten Tag nach Ankunft im Park die Munition verwenden. Es konnten aber auch Störungen im Munitionsnachschub eintreten. Eine solche fand gleich jetzt statt. Die Schiffsbrücke bei Villeneuve St. Georges mußte abgefahren werden, weil die Seine mit Grundeis ging, und der Umweg mußte zwei Meilen weiter über Corbeil gewählt werden. Damit eine derartige Störung bis zur Dauer von drei Tagen ausgehalten werden könne, war eine Ansammlung von einem Munitionsvorrat von

drei Tagen mehr nötig. Ich hielt also nicht nötig, zu warten, bis auf zehn Tage Munition oder fünfhundert Schuß, sondern nur auf sechs Tage oder dreihundert Schuß Vorrat vorhanden, machte aber zur Hauptbedingung, daß hinreichende Transportmittel vorhanden seien, um täglich fünfzig Schuß per Geschütz in Villa Coublay ankommen zu lassen. Diese Transportmittel wollte ich in den Munitionskolonnen finden, aber dazu mußte erst versucht werden, ob man diese Wagen zum Transport von Belagerungsmunition gebrauchen könne. Ich bestellte mir also zum anderen Tage solche Wagen in den Park von Villa Coublay, um dort bei Gelegenheit der vorzunehmenden Besichtigung der Angriffsfront den Versuch zu machen.

Eine andere Frage war, von welchen Punkten aus man Paris beschießen könne, und damit im Zusammenhange, wie weit wir schießen könnten, wenn es sich um das Bombardement einer großen Stadt handelte. Rieff sagte mir, auf dem Schießplatz bei Berlin sei nicht weiter als 4000 Schritt geschossen, man habe die Schießtafeln auf 5000 Schritt verlängert. Wollte und konnte man nicht weiter als 5000 Schritt schießen, dann mußte man allerdings die Forts und gar den Hauptwall erstürmen, um in das Innere von Paris zu schießen, denn die Forts lagen ja 2500 Schritt vor dem Wall, und hinter dem Wall waren noch 2500 Schritt weit große Gärten, Etablissements usw. mit wenigen Einwohnern. Nach meiner oberflächlichen Rechnung mußte man aber aus dem langen Vierundzwanzigpfünder mit Sechspfund-Ladung und höchster Elevation 10500 Schritt weit schießen. Rieff sagte kurz, was noch nicht experimentiert sei, darüber habe er kein Urteil. Ich bestellte mir zum folgenden Tage den Feuerwerksleutnant Prehn, unseren besten Mathematiker der Prüfungs-Kommission, den Rieff unter den Gelehrten nicht hatte missen wollen, nach dem Park von Villa Coublay, in dessen Nähe er einquartiert war.

Den Rest des ersten Weihnachtsfeiertages benutzte ich zu den übrigen Meldungen und persönlichem Orientieren. Ich hatte mich auch bei meinen bisherigen Vorgesetzten abzumelden. Dazu gehörte auch der Kommandeur der Feldartillerie der Dritten Armee, Generalleutnant Herkt, dem die Feldartillerie der Maas-Armee in technischer Beziehung und wegen Munitionsersatzes mit unterstellt worden war, weil bei der Maas-Armee kein Artilleriekommando existierte. Herkt war mein Lehrer gewesen, ehe ich Offizier wurde. Ich war sehr betrübt, zu bemerken, daß er mir jetzt so kühl gesinnt war, aber er hatte, wie noch manche anderen Artilleriegenerale, wahrscheinlich darauf gerechnet, zum Befehlshaber der Belagerungsartillerie vor Paris ernannt zu werden. Ich hatte es aber

keinem absichtlich weggenommen, hatte mich doch der König, mir selbst überraschend, dazu kommandiert!

Abends fünf Uhr ward ich zum Könige zum Diner befohlen. Ich erfuhr, daß mir gestern eine Einladung zur Weihnachtsbescherung zugedacht worden war, daß aber der mit der Einladung beauftragte Lakai angegeben hatte, mich nicht finden zu können, ob aus Faulheit oder aus Dummheit, weiß ich nicht, denn er hätte bloß bei der Kommandantur nach meinem Quartier zu fragen nötig gehabt. Ich erhielt nun ein auf die bevorstehende Tätigkeit bezügliches, scherzhaftes Weihnachtsgeschenk vom Könige ausgehändigt. Diese Bagatelle würde ich hier nicht weiter erwähnen, wenn nicht damit die kindliche, liebenswürdige Anhänglichkeit des Königs an seine gewohnten Gebräuche zusammenhinge, die er selbst in der ernsten und anstrengenden Kriegszeit beobachtete. Am 24. Dezember durfte ihm nur das Allerunaufschiebbarste der Geschäfte des Krieges vorgebracht werden. Sonst wendete er den ganzen Vormittag dazu an, um Weihnachtsgeschenke für alle diejenigen auszusuchen, denen er solche zugedacht hatte. Wenn nun auch seine nächste Umgebung diese Geschenke bei der Abendbescherung nach der Tafel erhielt, so versandte er doch auch viele an andere Menschen, sowohl in Versailles als auch in die Heimat. So hat er an diesem Weihnachten 1870 für zweiundfünfzig Menschen in Versailles Geschenke ausgesucht. Diese verpackte er dann eigenhändig und schrieb die Adresse selbst, so daß die Beglückten auch noch sein Autograph als Andenken hatten, das den meisten mehr wert war als das Geschenk an sich.

Der 26. und 27. Dezember. Zu meiner Rekognoszierung in der Angriffsfront hatte ich zwei Tage Zeit, weil ich den General v. Kameke noch abwarten mußte. Dieser kommandierte die 14. Division und war mit der Belagerung von Mézières beschäftigt. Er hatte schon Diedenhofen und Montmédy genommen, jede Festung durch ein überraschendes und kurzes Bombardement aus schwerem Belagerungsgeschütz, das die ganzen Festungen in Trümmerhaufen verwandelt hatte. Die Umgebung des Königs nannte ihn deshalb Poliorketes. Bei der ungünstigen Querverbindung war nicht abzusehen, wann er werde eintreffen können.

Bei meiner Rekognoszierung nahm ich mir vor, so wenig als möglich von dem Geschehenen zu tadeln, um mir nicht noch mehr Feinde zu machen, und alle gebauten Batterien zu benutzen, wenn es nur irgend möglich war. Denn wenn ich mir noch mehr Gegner selbst schuf, dann konnte ich nichts Gutes ausrichten. Mußte ich doch schon die schwierigste und stärkste Front der Festung, zu der auch alles Material den weitesten

und beschwerlichsten Weg hatte, und die dem Entsatz durch die stärksten feindlichen Heere am meisten ausgesetzt war, als Angriffsfront akzeptieren. Bei einer Sache, die in der Hauptsache schon so unrichtig angefaßt war, kam es auf etwas mehr oder weniger Falsches im Detail auch nicht an.

Die Batterien waren in unserer vordersten Vorpostenlinie erbaut, und zwar in der Hauptsache gegen die Forts Issy und Vanves umfassend von der hohen Terrasse von Meudon bis nach Bagneux in einer Ausdehnung von 5000 Metern Luftentfernung und bildeten rechts bei Bagneux eine abwehrende Flanke gegen das Fort Montrouge. Sie sollten auf 2000, zum Teil bis auf 2800 Meter, also 2500, zum Teil 3500 Schritt schießen. Sie lagen hinter Gartenmauern, Zäunen, Büschen usw., welche in der Nacht vor dem Beginn des Feuers umgelegt werden sollten. 2500 Schritt hinter den Forts Issy und Vanves ging der Hauptwall von Paris fast geradlinig eine deutsche Meile lang fort, und von diesem Hauptwalle her donnerten die schwersten Marinegeschütze, die man aus den Häfen hatte kommen lassen, und sandten ihre mächtigen Geschosse über eine Meile weit, also bis weit über unsere Batterien hinweg. Um diese Linie zu flankieren, welche an ihrem westlichen Ende im Point du Jour ihren Abschluß fand, hatte man weit links von dem linken Flügel unserer Batterien die Batterie St. Cloud Nr. 1 erbaut. Diese Batterie war also nun unsere äußerste linke Flügel-Batterie. Ich begab mich zuerst dorthin, als ich die Front besichtigte.

Die Batterie lag im Park von St. Cloud, unweit der Straße Sèvres—Paris, an einem romantisch gelegenen Platze, vorn am Rande eines steil zur Seine abfallenden Plateaus. Zu ihren Füßen lag mehrere Fuß tiefer die von den Franzosen gesprengte Seine-Brücke, deren aus dem Wasser herausragende Trümmer ertrinkend um Hilfe zu rufen schienen. Gleich hinter der Seine lagen in der Tiefe die Vorstädte Billancourt und Boulogne, in deren prächtigen Villen die feindlichen Tirailleure das jenseitige Seine-Ufer besetzt hielten, um von da aus ihre Chassepotkugeln auf 600 Meter in die Batterie zu senden. Dahinter erhob sich in einer Entfernung von 3000 Metern der Stadtwall vom Point du Jour bis zur Porte d'Auteuil und bot bei seiner Front von 1200 Metern Gelegenheit zur Entwicklung von einer recht großen Anzahl Geschütze.

Die Batterie St. Cloud Nr. 1 war der Stolz der ganzen Belagerungsartillerie. Sie war auf Felsen gebaut und hatte in den Felsen eingesprengt werden müssen, der sich hinter ihr allmählich hob, so daß, nachdem der Boden für den Hofraum der Batterie ausgesprengt war, sie hinten durch eine steile Rückwand von mindestens drei Mannshöhen ab-

geschlossen wurde. Um nicht gar zu lange Arbeit zu haben, hatte man den Hofraum so knapp wie möglich gehalten, auch an Traversen gespart. Dennoch hatte der Bau der Batterie wegen des Felsbodens über drei Wochen gedauert. Alle Militärs, die sich für Belagerung interessierten, sprachen von diesem Wunderwerk der artilleristischen Leistung und waren dorthin gepilgert, um es anzustaunen.

Als ich die Batterie sah, erkannte ich sofort ihre verkehrte Anlage. Sie war für sieben Geschütze erbaut. Ihr gegenüber standen auf 3000 Meter vierzig bis fünfzig französische Geschütze. Jede Granate derselben, die über die Batterie hinwegging, sobald der Geschützkampf begann, mußte in die steile Felswand im Rücken einschlagen — jetzt schoß der Feind noch nicht, weil eine Reihe Bäume vor der Batterie dieselbe versteckte — und wie ein Kartätschschuß ihre Stücke und dazu Felstrümmer in die Batterie schleudern, so daß kein Mann darin am Leben bleiben konnte. Dazu lag die mächtige Festung Mont Valérien gerade in der Verlängerung der Batterie ihr in der linken Flanke, zwar in einer Entfernung von 5000 Metern, zweidrittel deutsche Meile, aber auf dieser Festung stand das schwerste bis jetzt gegossene Geschütz, die Valérie genannt, das seine Granaten weit über eine Meile weit schleuderte und so laut knallte, daß der gemeine Mann in unserer Armee den Valérien den Bullerjahn nannte. Ich ordnete sofort an, daß die Traversierung gegen den Mont Valérien zu vervollständigen sei, und daß die hohe Felswand im Rücken durch hängende Strauchhürden bedeckt werden sollte. Durch diese Hürden würden die Granaten hindurchgehen und die Granat- und Steintrümmer beim Zurückfliegen sich verfangen. Rieff fand diese Arbeit zu groß. Ich erklärte ihm, daß ich dann nicht gestatten werde, daß man einen einzigen Schuß aus der Batterie tue. Ich könne es mit meinem Gewissen nicht vereinigen, die ganze Bemannung der Batterie gleich den ersten Tag einem sicheren Untergange preiszugeben. Die Kanoniere haben die Hürden gefertigt. Vom ersten Beschießungstage an haben sie sie aber jede Nacht wieder mit dem größten Eifer ausgebessert, weil sie gleich gewahr wurden, daß sie sicheren Schutz gewährten. Der Mont Valérien hat im Geschützkampfe täglich nach der Batterie Nr. 1 gefeuert. Nicht eine Granate ist in die Batterie gelangt.

Von Nr. 1 ritt ich nach Meudon. Wer Paris kennt, dem braucht man es nicht erst zu erzählen, daß man von der Terrasse von Meudon aus eine herrliche Aussicht auf die Weltstadt hat. Diese Terrasse dehnt sich weit vor dem Schlosse aus, das damals dem Prinzen Napoleon gehörte. Dicht an ihrem vorderen gemauerten Abhang schließt sich Villa an Villa, eine immer niedlicher als die

andere, zu den Dörfern Fleury, Le Val, Bas Meudon und Les Moulineaux gehörig, welche sich so weit vergrößert haben, daß man nicht weiß, wo die Grenze zwischen den Ortschaften ist. In der Entfernung von einer starken Viertelmeile, von der Terrasse ganz dominiert, lag auf einem niedrigen Hügel das Fort Issy und sandte uns eine Granate, wenn sich ein Kopf sehen ließ. Rechts davon, näher an der Terrasse, erhob sich auf einem Hügel ein Turm, Notre Dame de Clamart, an dem die Franzosen eine Schanze bauten. Hinter dem Fort Issy sah man die Dörfer Issy und Vanves, die bis an die über eine halbe Meile entfernte Stadtumwallung reichten, und jenseits dieser dehnte sich die endlose Seinestadt aus. Aus dem Dunst, der auf jeder großen Stadt mit größerer oder geringerer Dichtigkeit lagert, ragte die Große Oper hervor, glänzte im Sonnenschein die goldene Kuppel des Invalidendoms, und auf dem Turm der Akademie konnte man in einer direkten Entfernung von zwei Meilen mittels des vortrefflichen Beobachtungsteleskops sehen, wieviel Uhr es war, um die eigene Uhr nach dieser Normaluhr zu stellen.

Ähnlich wie Fort Issy durch die Terrasse von Meudon wurden auch die Forts Vanves und Montrouge durch die südlich davor liegenden Höhen von Clamart, Châtillon, Bagneux und Fontenay in wirksamer Kanonenschußweite beherrscht, denn die Forts waren von Louis Philipps Ministerpräsidenten Thiers zu einer Zeit erbaut, in der die Artillerie so weit noch nicht schießen konnte. Daher hatte die Regierung der Nationalverteidigung diesen Höhenrand sofort durch Schanzen zu verstärken angefangen. Aber unser beschleunigter Anmarsch hatte sie überrascht; die Schanzen waren zum Teil noch gar nicht, zum Teil nicht vollständig verteidigungsfähig und von unseren Truppen bald genommen worden, als sie am 19. September vor Paris erschienen. Nur um die Schanze von Châtillon war heftig gekämpft worden, denn sie war fast vollendet. Die Bayern hatten sie schließlich behauptet, und ihnen zu Ehren hieß sie die Bayernschanze. Die überhöhende Lage, die man dort den Batterien gegen die feindlichen Forts geben konnte, hatte schließlich unsere oberste Heeresleitung dazu verleitet, zu gestatten, daß diese Front zur Angriffsfront gewählt wurde. In der Tat war man dort den Forts Vanves und Issy überlegen und konnte sie zusammenschießen. Aber wenn man sie auch in einen Trümmerhaufen verwandelt und diesen besetzt hätte, dann würde man vor einer geradlinigen Stadtfront von einer Meile Länge gestanden haben, die mit tausend Geschützen auf eine Viertelmeile unsere Besatzung von Issy und Vanves überschütten konnte, so daß uns dann nichts übrig bliebe, als wieder wegzugehen.

Es kann nicht unerwähnt bleiben, daß wir den die Forts der Süd-

front dominierenden Höhenrand nur von Sèvres bis Fontenay inne hatten. Weiter rechts, südlich vom Fort Montrouge, Bicêtre und Issy, war er zwar bei der Zernierung in unsere Hände gefallen, aber das VI. Armeekorps hatte ihn wieder geräumt, angeblich, weil man sich dort nicht halten könne, und die Franzosen hatten ihn wieder besetzt und dort während der Zernierung das mächtige Fort Haute Bruyère erbaut, das stärkste von ganz Paris, das mit der Cachan-Schanze, dem Moulin Saquet und dem befestigten Dorfe Vitry eine vorgeschobene starke Position bildete, aus der die Truppen des VI. Armeekorps jetzt in ihren Kantonements mehr belästigt wurden als vorher ihre Vorposten auf der Höhe aus den Forts. Die Position auf der Höhe flankierte den rechten Flügel meines Angriffs, und ich mußte daher diese Position wieder aus der Linie L'Hay—Chevilly flankieren.

Die Batterien, die ich vorfand, waren im allgemeinen ganz verständig unter Benutzung des Terrains und hinter Masken gebaut. Auf Meudon waren für sechsundzwanzig Geschütze vier Batterien errichtet. Bombensichere Telegraphenstationen gestatteten von den Batterien aus miteinander und mit der ganzen Welt zu telegraphieren, Pulverkammern und Unterstandsräume zum Schutz waren ausreichend vorhanden, aber sie waren nicht genügend mit Erde bedeckt und würden, so wie sie waren, keinen Schutz gegen schwere feindliche Geschosse gewährt haben. Mein Tadel in dieser Beziehung wurde durch ein Lächeln erwidert, weil man meinte, zum Schießen aus diesen Batterien käme es ja doch nicht. Ich befahl die Vervollständigung, und sie erfolgte. Die Batterien bei Châtillon und Clamart waren etwas zu nahe an- und übereinander erbaut und mußten im bevorstehenden Kampf leicht zu treffen sein. Aber ich wollte keine Batterie ganz verwerfen, um keine Zeit zu verlieren, und rechnete darauf, mit den Forts Issy und Vanves bald fertig zu werden, so daß die Anhäufung dieser Batterien uns nicht viel schaden werde.

Was aber viel schlimmer war als die Anhäufung der Batterien oder die unrichtige Lage der einen oder der anderen oder kleine Fehler im Bau, das war die allgemeine und sicher verbreitete Meinung, diese Batterien seien nur zum Staat, aber nicht zum Schießen. Sie lagen in der Vorpostenlinie, und unsere Vorposten benutzten sie als Deckung für die Posten oder die Soutiens, je nach der Lage der Batterie. Da wurde von den mühsam erbauten Batterien entnommen, was die Vorposten gebrauchten, und die kaum erbauten Batterien fingen schon an zu verfallen. Ja, die Bayern waren so gewöhnt, alles zu ihren augenblicklichen Zwecken zu verwerten, daß sie Öfen aus den benachbarten Dörfern in die Pulverkammern setzten und diese als Küchen für die Vorposten ein-

richteten. Die kostbaren und mühsam gelegten Geschützbettungen*) aber hatten sie aufgerissen und als Brennmaterial verbraucht.

Den Vorposten gegenüber stand der Feind in den nächsten Häusern und Gärten der zahlreichen, zerstreut gebauten Dörfer, außerhalb der Tragweite des deutschen Infanteriegewehrs, aber mit seinem weiter tragenden Chassepot nach jedem Kopf schießend, der sich sehen ließ. Da war unseren Vorposten noch strenger befohlen, sich zu fürchten, als beim Gardekorps, und die Stimmung, in welche dort allmählich unsere Mannschaft geriet, bei dem steten Gebücktkriechen, dem halblauten Sprechen, der Ängstlichkeit, jeden feindlichen Schuß zu vermeiden, der steten Besorgnis vor einem Ausfall, bei der allgemein verbreiteten Meinung, daß wir doch nie schießen würden, erweckte in mir ernste Besorgnisse, und ich sah ein, daß es hier noch nötiger war, das Selbstvertrauen der Truppen durch schweres Geschütz zu stärken als vor der Nordfront der Festung.

Es waren also die Batterien so ziemlich fertig, und wenn auch hier und da noch einiges zu vollenden war, auch die Kommunikationen noch hergestellt werden mußten, ferner diese Arbeiten nur sehr langsam vonstatten gingen, weil man größtenteils auf Felsboden stieß, und, wo dies auch nicht der Fall war, der Frost die Erde bis auf 18 Zoll Tiefe in Fels verwandelt hatte, so kann man doch sagen, die Batterien warteten nur auf ihre Geschütze, denn bis diese mit der nötigen Munition ankamen, konnten diese Details alle vollendet werden. Im Park von Villa Coublay, drei Viertelmeilen hinter den Batterien, standen die Geschütze ordnungsmäßig aufgereiht.

Villa Coublay ist ein kleiner, unbedeutender Häuserkomplex, ich glaube, einem einzigen Besitzer gehörig; 1815 hatten unsere Husaren hier ein unglückliches Kavalleriegefecht.**) Jetzt sah es aber wie eine Stadt aus. Zahllose Hütten waren da erbaut, und alle Arten von Werkstätten errichtet. Denn in einem Belagerungspark müssen alle möglichen Reparaturen hergestellt werden können. Gießereien, Holzwerkstätten, Schmiedewerkstätten usw. reihten sich aneinander.

Erfreulicher war im Park von Villa Coublay der Erfolg des Ver-

---

*) Unter Geschützbettungen versteht man starke Unterlagen aus Holzbohlen und Brettern, die das Einsinken der schweren Geschütze verhüten.

**) Am 1. Juli 1815 fand hier ein Gefecht des über Versailles zur Besetzung der Straße Paris—Orleans mit zwei Husarenregimentern vorgesandten Oberstleutnants v. Sohr statt, der tapfer attackierte, aber vor großer Überlegenheit zurückgehen mußte und dem dann bei Versailles der Rückzug verlegt wurde, da dies nicht rechtzeitig von preußischer Infanterie besetzt war. Er verlor so von etwa 650 Pferden 370 und geriet selbst in Gefangenschaft.



suchs, Belagerungsgeschosse in den Munitionswagen der Kolonnen zu transportieren. Die neu konstruierten Munitionswagen waren ihrer inneren Einrichtung wegen nicht dazu geeignet, aber es gab bei einigen Armeekorps noch Munitionskolonnen alter Konstruktion für Infanteriepatronen. Wenn man sie leerte, konnte man in die Fächer sehr gut Granaten für Sechspfünder, Vierundzwanzigpfünder*) und 21 cm Mörser verpacken. Nur die Zwölpfpfündergranaten konnte man nicht in die Fächer stellen. Eine angestellte Berechnung ergab, daß, wenn ich eine gewisse Anzahl derartiger Munitionskolonnen von der Armee überwiesen erhielt, den Transport der nötigen Zwölfpfündermunition aber lediglich durch die bisher vorhandenen Transportmittel ausführen ließ, der tägliche Verbrauch an Munition aus Lagny nach Villa Coublay geschafft werden konnte. Solche Infanterie-Munitionskolonnen waren aber ohne Gefahr von der Armee zu entnehmen, da sich herausgestellt hatte, daß wir in diesem Kriege gar nicht so viel Infanterie-Munitionskolonnen gebrauchten, als wir hatten. Diese Kolonnen bildeten aber außerdem wohlorganisierte, von tüchtigen Offizieren kommandierte militärische Körper, auf die man sich nicht nur verlassen, sondern denen man auch noch andere Wagen attachieren und unter Aufsicht stellen konnte.

Ebenso erfreulich stellte sich die Besprechung mit Prehn heraus. Dieser Mathematiker hatte schon lange für sich ausgerechnet, wie weit man mit dem Vierundzwanzigpfünder mit Sechspfund-Ladung schießen könne. Seine genauen Angaben trugen das Gepräge der Sorgfalt eines Gelehrten. Im luftleeren Raume, sagte er, müsse man mit 45 Grad Elevation (Erhöhung des Geschützrohres) die größte Schußweite erzielen. Der Luftwiderstand bewirke aber, daß bei größerer Elevation als 35 Grad die Schußweite abnehme. Die Zunahme von 30 bis 35 Grad Elevation sei so gering, daß es nicht ratsam sei, mehr als 30 Grad zu nehmen, um die Achsen der Geschütze nicht allzusehr zu ruinieren, die bei größerer Elevation mehr auszuhalten hätten. Nach seinen Berechnungen müßte eine Elevation von 30 Grad bei Sechspfund-Ladung eine Totalschußweite von 10 250 bis 10 300 Schritt ergeben. Da aber auf die Genauigkeit der Interpolation über die Grenzen der gemachten Experimente hinaus nicht mit Sicherheit zu zählen sei, so wolle er nur

*) Die Bezeichnung Sechspfünder, Vierundzwanzigpfünder usw. stimmt keineswegs mehr mit dem Gewicht der aus diesen Geschützen verfeuerten Geschosse überein, sondern stammt aus älterer Zeit, wo das Geschütz die Bezeichnung nach dem Gewicht der ursprünglich daraus verfeuerten Steinkugeln erhalten hatte.

10 200 Schritt Schußweite garantieren. Ich konnte mir die Zahl leicht merken, denn 10 000 Schritt sind eine Meile, und um die hohen entscheidenden Persönlichkeiten nicht mit zu viel Zahlen zu quälen, nahm ich mir vor, die Schußweite auf eine deutsche Meile festzusetzen.

Nach Beendigung meiner Rekognoszierung machte ich meinen Vortrag. Da der König mir befohlen hatte, daß der Kronprinz ebenfalls mein Vorgesetzter sein solle, so mußte ich dem Kronprinzen den Vortrag erst halten, ehe ich zum König ging.

Ich hatte meinen Vortrag aufgeschrieben, und zwar tat ich das immer aus Vorsicht, hier in Versailles, damit bei den widerstreitenden Parteien keine sagen konnte, ich hätte dieses oder jenes gesagt, wie es ihnen genehm war, denn ich wollte mich zu keiner Partei halten. Das Wesentliche aus meinem Vortrage, dessen Abschrift noch in meinen Händen ist, besteht darin, daß der Zweck der Artilleriewirkung der sein solle, die Todesfurcht zu den Entbehrungen der Einschließung bei der Pariser Bevölkerung durch ein Bombardement hinzuzufügen, um dieselbe zur Kapitulation zu bringen, daß dies möglich sei, wenn der regelmäßige Munitionsnachschub gesichert sei, daß ich einen solchen Nachschub für möglich hielte, sobald mir eine bestimmte Anzahl Infanterie-Munitionskolonnen alter Konstruktion von der Maas-Armee und der Dritten Armee zur Disposition gestellt würde, daß aber derartige Maßregeln unausführbar seien, wenn ich unter den Befehlen der Dritten Armee stünde, da dies zu Reibungen zwischen den Oberkommandos der Dritten und Maas-Armee führen werde. Als Beleg führte ich an, daß ich soeben erst, am Abend des 27. Dezember, die Meldung von der seit dem Morgen dauernden Beschießung des Mont Avron erhalten, obgleich ich dem Obersten Bartsch von meiner Ernennung Kenntnis gegeben und er mir gemeldet hätte, er werde erst am 28 fertig sein. Dieser Umstand zeige bereits die Schwierigkeit, die die Maas-Armee mache, Befehle von dem Hauptquartier der Dritten Armee zu befolgen. Der Kronprinz billigte meine Gründe und genehmigte mir, den König zu bitten, nur unter dessen Befehlen zu stehen, und zwar als artilleristischer Beirat, so daß alle Befehle nur vom Könige ausgingen. Außerdem setzte ich auseinander, daß die Batterien zwischen L'Hay und Chevilly dringend nötig seien, daß aber die Eröffnung des Feuers dadurch nicht verzögert werde, weil sie bis zum Beginn desselben fertig sein könnten. Ich verlangte ferner eine Rückkehr aller Abkommandierten zur Belagerungsartillerie, um dort das Feuer der Batterien permanent unterhalten zu können, und eine Verstärkung der Zahl der Belagerungsartilleristen. Zu einem regulären Angriff erklärte ich die vorhandenen Geschütze sowie die dis-

poniblen Mannschaften für unzureichend, bezeichnete auch die Wegnahme der Forts Issy und Vanves, welche möglich war, als einen Fehler, weil man sie nicht werde behaupten können. Der Kronprinz erklärte sich damit einverstanden, und ich durfte den König darum bitten, dem Oberbefehl des Kronprinzen entzogen zu werden.

Der Beginn der Beschießung des Mont Avron machte Furore in der Armee und Sensation in Deutschland. Mein Name ward damit in der schmeichelhaftesten Weise in Verbindung gebracht, und man meinte, da sehe man, sobald ich das Kommando übernommen, sei es möglich geworden, das Feuer zu eröffnen. Man sieht aus dem Obigen, wie unschuldig ich zu diesem Ruhme gekommen. So geht es oft in der Welt. Mancher trägt den Ruhm davon, wo er ganz unbeteiligt ist, und wo er mit Aufopferung seiner letzten Kräfte alles ehrlich daran gesetzt, da erntet er Undank und andere den Ruhm. Die Franzosen in Paris waren durch das Feuer gegen den Mont Avron total überrascht. Sie hatten unsere Materialientransporte für den Beginn unseres Abmarsches gehalten. Wohl hatten sie Nachricht von dem Park von Villa Coublay und von dem Bau der Batterien, aber nachdem zwei Monate vergangen waren, hatten sie geglaubt, wir hätten auf die Anwendung von Belagerungsgeschütz verzichtet. Plötzlich überschütten unsere Batterien von Raincy und Chelles her den Mont Avron mit den schwersten Granaten. Die Forts und Batterien antworten. Schon den nächsten Tag schweigt der Mont Avron, und als sich auch am dritten Tage dort kein Kanonenschuß mehr hören läßt, gehen unsere Patrouillen vor, finden den Mont Avron verlassen, auf demselben Trophäen aller Art und andere Spuren der regellosesten Flucht, in der die dort Lagernden nach Paris hineingelaufen sind, und besetzen den Mont Avron. Dieser Erfolg der geringen Zahl gezogener Belagerungsgeschütze steigerte das Vertrauen zu der Wirkung des Angriffs in der Südfront ungemein, und man verlangte gar von mir, ich sollte in einem Tage Issy und Vanves nehmen. In Paris machte sich der Eindruck in einer anderen Richtung geltend. Man glaubte jetzt, wir hätten den Angriff gegen die Südfront aufgegeben, und konzentrierte alle Macht und Aufmerksamkeit gegen den vom Mont Avron her drohenden vermeintlichen Hauptangriff. So half mir zur guten Stunde der Erfolg des Obersten Bartsch in doppelter Hinsicht, denn er vermehrte die Freunde des Artillerieangriffs im Hauptquartier zu Versailles und zog die Aufmerksamkeit der Franzosen von der Südfront ab.

Am Abend des 27. Dezember traf der Rest meines Stabes in Versailles ein. Nur Doppelmair war in Gonesse geblieben und wollte erst nachkommen, wenn wir zu schießen anfingen. Ich etablierte eigene Haus-

wirtschaft in Versailles. Madame la Concierge und Gemahl waren in dem kleinen Palais geblieben, das ich bewohnte. Sie kochte für Geld und gute Worte für uns alle. Mein Diener kaufte ein. Es war teuer, aber gut und bequem, und ich konnte diejenigen, mit denen ich etwas zu sprechen hatte, zum Essen bitten und dort alles mit ihnen verhandeln, so daß ich Zeit sparte.

Der 28. Dezember. Dieser Tag war der entscheidende Tag für meine ganze Tätigkeit bei der Belagerung von Paris. Ich hatte mich zum Vortrag beim Könige angemeldet und ward nach dem Militärvortrage empfangen. Unter dem Vorwande, mich möglichst kurz zu fassen, in Wahrheit aber, um mich später auf den Wortlaut berufen zu können, wenn von meinen zahlreichen Gegnern dies oder jenes behauptet würde, was ich gesagt haben sollte, schrieb ich vorher auf, was ich vortrug, und las es ab. Aus diesem Vortrage, dessen Abschrift ich behalten, sei hier auszugsweise mitgeteilt:

„1. Zweck des Artillerieangriffs ist nicht eine reguläre Belagerung der Festung, sondern Bekämpfung der Forts und, wenn nötig, Wegnahme von Issy und Vanves, um eine Artillerieposition zu gewinnen, aus der man die Bevölkerung der Stadt Paris beunruhigen könne, um diese Beunruhigung dem Mangel an Lebensmittel hinzuzufügen und so die Kapitulation herbeizuführen.

2. Die Erreichung dieses Zwecks aus dem gewählten Angriffsterrain der Südfront ist möglich. Dazu ist die Erbauung der projektierten Batterien zwischen L'Hay und Chevilly durchaus wünschenswert und deshalb unbedenklich, weil diese Batterien bis zum Beginn des Feuers fertig werden können.

3. Die Mittel an Geschützen sind zu dem Zweck ausreichend, aber an Mannschaften fehle es, und ich beantragte die Ablösung der 1000 Mann Abkommandierten in Nanteuil, der beim Fuhrenpark Abkommandierten und die Nachsendung der zwei in Aussicht gestellten Kompagnien.

4. Um den Munitionsnachschub zu sichern, beantragte ich die Kommandierung der Munitionskolonnen für Infanterie alter Konstruktion, wie ich es oben auseinandergesetzt.

5. Beantragung eines dauernden Nachschubs von Belagerungsmunition aus der Heimat, ad infinitum, d. h. bis Paris kapituliert.

6. Eine regelmäßige Belagerung von Paris ist so lange unmöglich, als der Geschützpark mit der Heimat nicht durch eine Eisenbahn verbunden ist."

Merkwürdigerweise stieß sich der König von allen diesen Punkten nur an dem Punkt 2, wonach ich die Batterien zwischen L'Hay und Che-

villy für nötig hielt, denn er fürchtete, daß dadurch der Beginn der Beschießung aufgehalten werden könne, und er erteilte erst dann seine Genehmigung dazu, als ich ihm versprach, wenn alles übrige bereit sei, nicht mit dem Beginn auf diese Batterien zu warten.

Die Frage wegen der Ordnung meines Ressorts trug ich dem König mündlich vor. Er trat meiner Meinung bei, daß ich nicht unter dem Kronprinzen stehen könne, weil ja der Kronprinz von Sachsen nicht unter demselben stand, und fragte mich, wie ich mir meine Wirksamkeit denke. Ich sagte ihm, genau so wie die eines Artilleriekommandeurs bei einem kommandierenden General. Er stimmte dem zu und sagte, ich solle meine Geschäftsinstruktion aufsetzen und ihm durch Albedyll vorlegen lassen.

Nunmehr tat mir der König die große Frage, an welchem Tage ich mit der Beschießung beginnen könne. Ich antwortete ihm, ich müsse das von der Ordnung des Munitionsnachschubes abhängig machen, weil ein Stocken im Kampfe um Paris aus Munitionsmangel von den Franzosen und ihren Freunden als eine Niederlage der preußischen Armee ausgebeutet werden könne, also einer politischen Niederlage im großen Maßstabe gleichzuachten, demzufolge zu vermeiden sei; ich könne also nicht eher mit dem Feuer beginnen, als bis seine Fortsetzung ad infinitum gesichert sei. Drei Tage, ehe dieser Zeitpunkt eintrete, werde ich Seiner Majestät Meldung machen und um die Genehmigung zum Beginn der Feuers bitten. „Warum drei Tage?", fragte der König. „Weil", sagte ich, „die Armee die Gespanne zur Armierung stellen muß, denn ich habe keine Pferde, um die Geschütze in die Batterien zu ziehen — drei Viertelmeilen. Wenn ich heute um den Befehl bitte, dann erfolgt er heute nachmittag und kommt nachts bei der Dritten Armee an, diese kommandiert die Gespanne bei Parole, morgen mittag, übermorgen können dann die Gespanne im Park ankommen und die Geschütze in der nächsten Nacht in den Park ziehen. Tags darauf können wir früh schießen." Jetzt genehmigte der König alles. Aber er setzte hinzu, ich solle denselben Vortrag an Moltke und Roon halten.

Mein Vortrag bei Moltke war der einzige von allen diesen Vorträgen, der ein praktisch greifbares Resultat hatte. Hier erhielten meine Vorschläge Körper und Form durch Redaktion der betreffenden Vorschläge und Formulierung in Befehle an die Armeen, die der König noch selbigen Tages unterschrieb. Die Infanterie-Munitionskolonnen wurden telegraphisch beordert.

Jetzt wußte ich auch, wie ich meine Geschäftsinstruktion formulieren sollte, wenn ich etwas leisten wollte, denn daß das so nicht weiterginge

wie bisher, das war mir klar. Ich hatte denselben Vortrag erst dem Kronprinzen, dann dem Könige, dann Roon und Moltke halten müssen. Es hatte jedesmal einige Stunden gedauert, und jedesmal hatte ich eine Stunde oder mehr warten müssen, ehe die betreffenden Herren Zeit hatten, mich zu empfangen. Es ist natürlich, daß da der 28. Dezember zu Ende ging, ehe ich mit Reden fertig war, und rechnet man dazu die großen Entfernungen in Versailles von einem zum andern, die eisige Kälte draußen, die Hitze in den Vortragszimmern, so ist es kein Wunder, daß auch meine Lunge mit dem 28. Dezember zu Ende ging. Ich ging also zum Obersten v. Albedyll und sagte ihm, daß ich die Stellung als Kommandeur der Artillerie der Belagerung beim Könige derart haben müsse, daß ich in Hauptfragen dem Könige, in Angelegenheit der Ausführung schon genehmigter Dinge Moltke Vortrag hielte und auf diesen Vortrag hin der König oder in seinem Namen Moltke Befehle an die Maas- oder Dritte Armee zu geben, wogegen ich gar nichts zu befehlen hätte. Im allgemeinen wurde meine Instruktion derart formuliert, nur fügte der König noch eigenhändig hinzu, daß ich an Ort und Stelle befugt sein solle, technisch zu befehlen.

Auf Grund dieser Geschäftsordnung bildete sich der Gang der Geschäfte folgendermaßen heraus:

Wenn ich prinzipiell vom Könige eine Entscheidung nötig hatte, in der die Armeen mitwirken mußten, meldete ich mich zum Vortrage an. Ich wurde dann um zehn Uhr früh in Gegenwart vom Kronprinzen, Roon, Moltke, Podbielski, Albedyll gehört. Dann entschied der König, und Moltke setzte den Befehl auf. War die Angelegenheit nur eine Konsequenz bereits gegebener Entscheidungen, dann brauchte ich bloß ein Billet an Moltke zu schicken, der dann den Befehl „von seiten Seiner Majestät des Königs" unterschrieb und an die Armeen abgehen ließ.

Ich nahm mir gleich vor, den König nicht eher mit Artillerieangelegenheiten zu belästigen, als bis ich um die Erlaubnis zum Beginn des Feuers und um die Befehle bitten konnte, die an die Armeen zu richten waren, um mir die nötige Aushilfe an Arbeitskräften zu stellen, damit er nicht wieder täglich mit Artillerieangelegenheiten belästigt werde und sich nicht beschweren könne, er werde um jede Zehntelpfund-Ladung und ein sechzehntel Grad Elevation gefragt.

Der Befehl zur Erbauung der Batterien zwischen L'Hay und Chevilly ging ab. Sie hatten eigentlich nicht nötig, viel Bau zu verursachen, denn es führte dort von einem Ort zum anderen ein Hohlweg, der selbst schon Schutz genug bot und wenig Arbeit erheischte. Das nötige Holz- und Strauchmaterial war längst dort gefertigt und mußte bereit

liegen. Die Feldartillerie des VI. Armeekorps erhielt Befehl, den Bau auszuführen. Zwölf Geschütze mit Munition und zwei Kompagnien würden am Armierungstage dort eintreffen.

Am Abend Eintreffen der Meldung, daß der Mont Avron geschwiegen habe.

Der 29. Dezember. Generalleutnant v. Kameke traf ein. Er hatte bis jetzt die 14. Division kommandiert und war eben im Begriff gewesen, die Festung Mézières zu nehmen. Er hatte alle Einleitungen dazu getroffen, der Kampf mit der Festung sollte in diesen Tagen beginnen, und er erwartete, die Festung werde wie Diedenhofen und Montmédy binnen kurzer Zeit kapitulieren. Er war deshalb sehr unglücklich, daß ihm dieses Ruhmesblatt entging.

Es war ein großes Glück, daß ich mit Kameke seit langer Zeit eng befreundet war, und so konnten wir etwaige Verschiedenheiten der Ansichten miteinander ausgleichen und brauchten nicht darüber die Entscheidung des Königs einzuholen. Er bat mich, zunächst das Resultat meiner Detailbesichtigung der Arbeiten und Batterien ihm noch nicht zu sagen, damit er bei seiner Rekognoszierung erst ein ganz auf eigene Anschauung gegründetes Urteil gewinnen könne. Soweit er auf dem Plane und nach Kenntnis der Vorgänge ein Urteil fällen konnte, war er derselben Ansicht wie ich. Über die Geschäftsinstruktion, die ich für mich durchgesetzt, und die in bezug auf die Ingenieurarbeiten für ihn genau ebenso gegeben und an die Armeen publiziert ward, hatte er eine ungeheure Freude. Wir verabredeten, daß wir uns nie anders als gemeinschaftlich zum Vortrage beim Könige oder bei Moltke anmelden würden. Um uns über alle Dinge zu verständigen, verabredeten wir ferner, täglich abends um acht Uhr in meiner Wohnung zusammenzukommen. Dieser Konferenz sollten dann in der Regel der Oberst Rieff und der General v. Schulz vom Ingenieurkorps beiwohnen, der bei der Dritten Armee als Ingenieur dieselbe Stellung hatte wie Rieff als Artillerist. Für den ersten Tag aß Kameke um sieben Uhr bei mir. Diese tägliche Konferenz fand nur so lange statt, bis der Kampf begann. Dann fanden wir uns täglich auf dem Kampfplatz, besprachen dort das Nötige und bestellten unsere Abendkonferenz gewöhnlich ab.

Das wichtigste Neue am heutigen Tage brachte mir aber Kameke durch die Nachricht, daß er darauf rechnete, Mézières werde in der Neujahrsnacht oder in der darauf folgenden Nacht fallen. Dann werde eine zweite Eisenbahnlinie aus der Heimat bis vor Paris verfügbar, und diese Eisenbahn von Diedenhofen über Sedan und Mézières stehe in

Bahnverbindung mit den Ausladestellen Sevran und Gonesse vor der Nordfront von Paris. Sobald dies geschehen, nahmen wir uns vor, auch um den Belagerungstrain zu bitten, der vor Mézières stand, um damit die Geschütze des Obersten Bartsch bei der Maas-Armee zu verstärken. Wir wollten dann einen sogenannten „Nebenangriff" auf St. Denis vorschlagen, der bei der richtigeren Angriffsfront daselbst, bei der großen Geschützzahl, die dann der Oberst Bartsch zur Disposition haben mußte, hundertdreißig schwere Geschütze, und bei der größeren Unterstützung, die ihm von der Maas-Armee zuteil wurde als dem Obersten Rieff von der Dritten Armee, bald zum Hauptangriff werden mußte, denn der Kronprinz von Sachsen und sein Stabschef Schlotheim ergriffen die Belagerungsangelegenheit mit Passion und gewährten ihr jede Unterstützung, die sie brauchte.

Dieser Plan blieb zunächst ein tiefes Geheimnis zwischen uns beiden, und wir sprachen nicht eher davon, als bis er gleich ausgeführt werden konnte. Denn es wurde dadurch faktisch die Hauptangriffsfront von der Südseite nach der Nordseite verlegt, und wenn man davon gesprochen hätte, ehe wir im Süden mit dem Feuer begannen, dann hätten wir den Gegnern Gelegenheit gegeben, dem Könige in den Ohren zu liegen, auch wir wollten nur mit dem Beginn des Feuers zögern und könnten nichts zustande bringen. Derartige Einflüsterungen hätten aber zur Zeit beim Könige Gehör gefunden und unsere Tätigkeit gelähmt, weil ja der König von einem Wechsel der Angriffsfront nichts hören wollte, aus Besorgnis, der Beginn des Artilleriekampfes könnte dadurch noch mehr verzögert werden. Wenn aber erst der Artilleriekampf begonnen haben würde, dann fürchteten wir von seiner Seite keinen Widerspruch gegen einen Nebenangriff auf St. Denis, und wenn dann aus diesem Nebenangriff sich historisch ein Hauptangriff entwickeln sollte, würde der König auch nichts dawider haben, vorausgesetzt, daß das Ziel erreicht werde.

Der Angriffsplan, den wir miteinander feststellten, war also folgender:

Zunächst sollte, sobald der Munitionsnachschub gesichert sei, aus den vorhandenen Batterien der Kampf gegen die Südfront von Paris beginnen und, so gut es ging, fortgesetzt werden. Unter dem Schutz des Artillerieduells sollte eine Position gewonnen werden, aus der man das linke Seine-Ufer von Paris bombardieren könne. War dies erreicht, dann konnte man auf die Eroberung der Forts Issy und Vanves verzichten. Unterdessen rechneten wir auf den Fall von Mézières. Nach demselben sollte im Norden der Artillerieangriff auf St. Denis be-

ginnen. Die Double Couronne von St. Denis war zu umfassen und zu erdrücken. Es war zu erwarten, daß der Feind sie räume. Dann war St. Denis zu besetzen, von da aus und von Norden her Fort de l'Est und Fort Aubervilliers ebenso zu überschütten, und dann konnte man im Norden eine Position einnehmen, von der aus man das rechte Seine-Ufer, besonders aber La Villette, Belleville, La Butte de Chaumont, also die sämtlichen Viertel bombardieren konnte, welche die in Paris maßgebende Proletarierbevölkerung bewohnte. War dann Paris noch nicht zur Kapitulation geneigt, dann konnte man im Norden unter dem Schutze eines umfassenden Artillerieangriffs in die Porte von Villette eindringen.

Der Oberst v. Ramm, Kommandeur der Artillerie des VI. Armeekorps, war gestern noch aus dem großen Hauptquartier angewiesen worden, die beiden Batterien zu je sechs Geschützen zwischen L'Hay und Chevilly zu erbauen, von welchen ich weiter oben mehrfach gesprochen habe. Der Oberst v. Rieff brachte mir jetzt ein dickes Promemoria von Ramm, worin dieser gegen den Bau der beiden Batterien protestierte. Rieff bat mich, dies Promemoria zu lesen und sagte mir, der Oberst v. Ramm mache besonders geltend, daß er kein Strauch- und Batteriebaumaterial habe, denn er habe das Material zu diesen Batterien, das bereits fertig gelegen, in der sicheren Erwartung verkommen lassen, daß die Batterien nicht mehr gebaut werden würden, jetzt könne er keine Faschinen anfertigen, weil der Frost zu hart und die Sträucher zu brüchig seien, und außerdem habe ihm sein kommandierender General v. Tümpling befohlen, gegen diese Batterien zu protestieren, weil sie ihm die Granaten auf seine Kantonements locken würden. Ich befahl dem Obersten Rieff, dem Obersten Ramm die nötigen Faschinen aus dem Park von Villa Coublay zu senden und dazu zu schreiben, wenn die beiden Batterien am Tage der Eröffnung des Feuers nicht schußbereit seien, so stehe die Ehre und Reputation der gesamten Artillerie auf dem Spiele. Die Batterien aber würden die feindlichen Granaten auf sich zu und von den Kantonements des Herrn v. Tümpling ablocken.

Auch der Kronprinz erzählte mir heute von demselben Protest Tümplings, denn ich war zum Diner beim Kronprinzen, und Tümpling hatte direkt an den Kronprinzen geschrieben. Ich konnte nicht umhin, dem Kronprinzen zu antworten, wer die feindlichen Granaten scheue, der hätte besser getan, friedlich zu Hause zu bleiben.

Es war mir am 18. Januar bei Gelegenheit der Kaiserproklamation zu Versailles die Begegnung mit dem General v. Tümpling besonders

interessant. Er sagte mir: „Na, mein Prinz, schießen Sie nur ordentlich los auf die Franzosen." Ich erwiderte ihm: „Ich schieße schon, was ich kann, aber andere protestieren ja dagegen und machen mir das Leben sauer."

Ich erwähnte schon früher, daß am heutigen Abend die Meldung eintraf, daß der Mont Avron verlassen und darauf viele Trophäen und Geschütze gefunden worden. Der Kronprinz beglückwünschte mich, indem er lachend sagte: „Nun steigen Ihre Aktien." Der Kronprinz war überhaupt kein entschiedener Gegner der artilleristischen Tätigkeit gegen Paris, und er freute sich eines jeden Erfolges. Nur hatte er ein unbedingtes Zutrauen zu Blumenthals Einsicht, der sich ja schon 1866 als sein Chef des Generalstabes bewährt hatte, und mit dem er die Siege von Weißenburg, Wörth und bei Sedan soeben erlebte. Wenn dieser ihm dann bewies, die Artilleriewirkung gegen Paris sei nutzlos und schädlich, dann gab er Blumenthal nach.

Der 30. Dezember. Während Kameke seine Rekognoszierung unternahm, litt es mich nicht in Versailles. Ich sollte ihn nicht begleiten, aber ich ritt noch einmal für mich in diejenigen Batterien, welche noch der Vervollkommnung bedurften, dann nach Villa Coublay, um die Vorbereitungen zu der Armierung zu besprechen, und dann nach Belair, wo der Major v. Schmeling, mein alter Artillerie-Schulkamerad, sein Pferd auf dem Hofe geritten hatte, dabei gestürzt war und ein Bein gebrochen hatte. Viel Unglück so kurz vor der Aktion!

Im allgemeinen ist die Armierung der ersten Batterien eine sehr wichtige und schwierige Sache. Die peinlichste Ordnung und Pünktlichkeit ist dabei nötig, und da die Armierung bei Nacht erfolgt, sind doch immer Versehen möglich. Diesen muß vorgebeugt werden. Dazu kommt, daß die langen Kolonnen der Geschütze und Munitionsfahrzeuge in der Dunkelheit den verschiedensten Mißverständnissen ausgesetzt sind, die dann die heillosesten Konfusionen erzeugen können. Hier war die Armierung durch den Umstand erleichtert, daß die Batterien, in drei Gruppen und die detachierte Batterie St. Cloud Nr. 1 geteilt, vier verschiedene Anmarschwege benutzen konnten, somit jede Marschkolonne um vieles kleiner ward.

Die einzige Schwierigkeit war die, daß die Batterien auf Meudon im Schußbereich der feindlichen Vorposten lagen. Von dem Abend an, wo die Geschütze in demselben standen, bis zu dem Morgen, wo der erste Schuß fiel, standen diese kostbaren Geschütze dem geringsten Druck der feindlichen Vorposten ausgesetzt. Es war daher dringend notwendig,

daß unsere Vorposten in der Armierungsnacht vordrangen und eine Position gewannen, die Linie Bas Meudon—Le Val—Fleury, welche den Feind fern hielt.

In dieser Zeit waren unbestimmte Gerüchte von dem Unternehmen in unser großes Hauptquartier gedrungen, welches Bourbaki gegen Belfort und Süddeutschland plante.*) General v. Zastrow**) war mit dem größten Teil seines Korps bereits mit der Eisenbahn nach dem südlichen Kriegsschauplatz gesandt worden. Ihm ward der Oberst v. Salviati als Chef des Generalstabes beigegeben, der bis jetzt bei Tümpling gewesen. Ich war zufällig zugegen, als sich Salviati bei Blumenthal abmeldete. Nachdem sich Salviati abgemeldet und die Gründe auseinandergesetzt hatte, welche ihm ein Verbleiben bei Tümpling unmöglich gemacht hatten, sprach Blumenthal mit ihm über die bevorstehenden Operationen gegen Bourbaki. Man ging damals allgemein von der Meinung aus, der König werde Zastrow mit dem Oberbefehl über die Süd-Armee betrauen, und Salviati werde also die Operationen als Generalstabsoffizier bearbeiten. Da meinte Blumenthal scherzend, er solle es doch so einrichten, daß er zur Hilfe bei Werder***) zu spät komme. Bourbaki möge dann Werder schlagen, vernichten, in Süddeutschland einbrechen und dort das Land verwüsten, dann müsse die Süd-Armee hinterdrein ziehen und Bourbaki in Deutschland vernichten, das würde einen eleganten Feldzug abgeben, und fügte hinzu: „Da schwatzen sie in Deutschland soviel klug über unsere Kriegführung und tadeln uns, daß wir Paris nicht gleich beschießen und nehmen. Nun sollten sie dort einmal erst kennen lernen, was der Krieg ist, und wovor wir sie bisher bewahrt haben, damit sie unsere bisherigen Leistungen schätzen lernen."

Am Abend dieses Tages erhielt ich die telegraphische Meldung, daß die Infanterie-Munitionskolonnen, die ich zum regelmäßigen Ersatz der Munition der Belagerungsartillerie erbeten hatte, bereits unterwegs seien. Ich konnte mir nur Glück wünschen zu der von mir entworfenen Geschäftsinstruktion. Wenn der König auf meinen Vortrag befahl, geschah alles gleich. Auf meinen Befehl, wenn ich dazu autorisiert worden wäre, hätten noch mehrere kommandierende Generale und

---

*) General Bourbaki hatte zuerst die Nordarmee, dann das 18. Armeekorps unter General Aurelle de Paladines in den Kämpfen der Loirearmee befehligt und war nach der zweiten Schlacht bei Orleans in den ersten Dezembertagen zum Befehlshaber der aus Teilen der Loirearmee und Neubildungen im Süden gebildeten Südarmee ernannt. Er sollte Belfort entsetzen und sich dann gegen die Verbindungen der deutschen Armeen wenden.

**) Kommandierender General des VII. Armeekorps.

***) General v. Werder leitete zu dieser Zeit die Operationen im Süden.

Armeekommandeure mit älterem Patent als ich protestiert, ehe sie Folge geleistet hätten.

Ich kann nicht unterlassen, ehe ich zum nächsten Tage übergehe, auf einige Unrichtigkeiten aufmerksam zu machen, welche das Werk des großen Generalstabes, Seite 782, über das Gesagte enthält. Hier lese ich von der Zeit Ende Dezember 1870: „von wo (nämlich dem Park von Villa Coublay) man nunmehr die Belagerungsgeschütze mit entsprechender Ausrüstung in die seit längerer Zeit fertig erbauten Batterien beförderte". Ende Dezember ist aber aus diesem Park kein einziges Belagerungsgeschütz in die Batterien befördert. Die Armierung fand erst am 3. Januar nachmittags und abends statt, wie ich das später erzählen werde. Ferner steht in der Anmerkung: „Die Gesamtzahl der Geschütze im Park von Villa Coublay war mittlerweile auf 275 gebracht worden." Dies ist ein Irrtum. Er widerspricht auch der Anlage 144: „Armierung der Batterien auf der Südfront von Paris". Dieselbe enthält 154 Geschütze. Davon sind im Laufe der Zeit eingegangen und haben ihr Material an später erbaute Batterien abgegeben: 32 Geschütze, die bei diesen 154 Geschützen doppelt gezählt sind. Es bleiben somit nur 122 Geschütze, und da Batterie Nr. 24 mit vier glatten 28 cm Mörsern nicht mehr zum Feuern gekommen ist, so haben gegen die Südfront von Paris nie mehr als 118 Geschütze gefeuert. Wir hatten die oben angegebene Zahl von 195 Geschützen also nicht vermehrt — es blieb uns da immer noch eine Reserve von 73 Stück zu Verstärkung und Ersatz. Selbst wenn der Generalstab die zwanzig Bombenkanonen und die vierzig Sechspfünder, die man zum Angriff nicht gebrauchen konnte, hinzurechnete, kann man nur auf 255 Geschütze kommen. Oberst Bartsch hat im Norden 130 Geschütze in Stellung gebracht. Im ganzen sind im Norden und Süden zusammen nur 252 Belagerungsgeschütze gegen Paris in Position gebracht, die nicht alle zu Schuß kamen.*)

Nachdem Rameke seine Rekognoszierung beendet hatte, konferierten wir abends miteinander, und wir meldeten uns zum Vortrage bei Seiner Majestät dem Könige an. Wir wurden zum nächsten Morgen um zehn Uhr befohlen.

---

*) Die Anlagen 4 und 5 der „Tätigkeit der Belagerungsartillerie vor Paris 1870/71", Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe, enthalten genaue Angaben über die Zahl der Batterien und Geschütze. Auch dort sind für den Beginn der Beschießung 154 Geschütze für die Südfront, für die Nordfront aber nur 76 und erst für den 28. Januar 130 Geschütze angegeben.

Der 31. Dezember. Der Vortrag fand zu der bestimmten Stunde statt. Gegenwärtig waren beim Könige der Kronprinz, der Kriegsminister, die Generale Graf Moltke, v. Podbielski, v. Boyen, Oberst v. Albedyll. General v. Kameke begann mit seinem Bericht über die Rekognoszierung. Er entwickelte ungefähr dieselben Ansichten, die ich entwickelt hatte. Vom Standpunkte des Ingenieurs aus setzte er noch hinzu, daß ein Ingenieurangriff gegen die Forts Issy und Vanves die permanente Arbeiterzahl einer ganzen Infanterie-Division erheischen werde und daher bei dreifacher Ablösung, um andauernd arbeiten zu können, ein Arbeiterkorps von 30 000 bis 40 000 Mann nötig mache. Die Armee habe erklärt, daß sie soviel Aushilfe an Arbeitern nicht zu stellen imstande sei, weil sie nur zur Not die zur Zernierung nötigen Positionen besetzen könne.

Ferner machte Kameke geltend, daß der Boden jetzt bis auf achtzehn Zoll Tiefe felsenhart gefroren sei und man nicht darauf rechnen könne, in der ersten Nacht in den Laufgräben genügende Deckung gegen das feindliche Feuer zu finden. Es würden daher, solange der Frost anhalte, die Arbeiter nach der ersten Nacht in jedem neuen Laufgraben empfindliche Verluste erleiden. Er bat daher Seine Majestät, von einem regelmäßigen Angriff gegen die Forts Issy und Vanves ganz abzusehen, und das umsomehr, als der Besitz dieser Forts zur Erreichung des Zweckes ganz unnütz sei. Wir könnten aus der Batterie Nr. 8 die Südseite von Paris — das linke Seine-Ufer — schon fast ganz bombardieren. Im Laufe der Zeit aber könnten wir noch eine nähere Position gewinnen, welche, wie ich ihm mitgeteilt habe, der Oberstleutnant Heydenreich vom sächsischen Generalstabe rekognosziert habe, nämlich dicht bei Bagneux, und dann sei das Bombardement von Paris ohne die großen Menschenopfer möglich, die die Wegnahme der beiden Forts kosten müsse.

Jetzt gab der König, als sich außer mir auch Moltke und Roon der Ansicht Kamekes anschlossen, die Absicht zu einem regelmäßigen Ingenieurangriff auf Issy und Vanves auf.

Darauf ergriffen Graf Moltke und Minister Roon das Wort. Sie berichteten von den großartigen Armeeformationen, welche Gambetta ins Werk setzen wolle, und wie nach seinen Proklamationen um die Mitte des Monats Februar anderthalb Millionen bewaffneter Franzosen im Felde erscheinen sollten, um uns aus Frankreich zu vertreiben. Wenn die bombastischen Entwürfe auch weit über die Möglichkeit der Tat hinausgingen, so werde man es doch bis Mitte Februar mit so erheblichen Massen regelloser feindlicher Haufen zu tun haben, daß uns

dieselben ernstliche Verlegenheiten bereiten könnten, wenn wir bis dahin nicht im Besitz von Paris seien, und, falls es nach dem Fall von Paris nicht, wie anzunehmen, zum Frieden kommen sollte, die zur Belagerung absorbierten Kräfte im Felde verwenden könnten. Beide Herren wiesen daher auf die Notwendigkeit hin, den Kampf gegen Paris sobald wie möglich zu eröffnen und hierbei auch keinen einzigen Tag zu verlieren.

Der König hörte diese Vorträge schweigend mit an und wandte sich dann zu mir und sagte mir in jenem Tone, in dem er oft zu sprechen beliebte, und von dem der, welcher ihn nicht näher kannte, im Zweifel war, ob es Scherz war oder Ernst: „Na, und Sie, was haben Sie denn heute hier zu suchen?" Ich antwortete in einem, wie gleichgültig hingeworfenen Tone: „Eigentlich nicht viel. Ich wollte bloß untertänigst melden, daß ich fertig bin und um den Befehl zum Beginn des Feuers am 3. Januar früh, mit Tagesanbruch, bitte."

Ich habe den König noch nie so verblüfft gesehen als bei dieser meiner Meldung. Bei meinem letzten Vortrage vor drei Tagen hatte ich ihm gemeldet, daß ich noch gar nicht bestimmen könnte, wann das Feuer zu eröffnen sei. Früher war er täglich mit Artillerieangelegenheiten bestürmt worden, jetzt hatte er von mir in diesen ganzen Tagen nichts gehört und gesehen. Mit einem Male trete ich mit der Bitte hervor, den ersten Schuß zu befehlen, diesen lang ersehnten Moment, den er selbst, nach allen pro und contra, wieder ad calendas graecas hinausgeschoben glaubte.

„Na, hören Sie mal", sagte er, „ist denn auch alles bereit? Ist denn jetzt der nötige Munitionsvorrat angekommen?" Ich konnte ihm mit Zahlen melden, daß dieser Vorrat zwar noch nicht da sei, aber daß der Nachschub seit der Intätigkeitsetzung der Infanterie-Munitionskolonnen so regelmäßig erfolge, daß nach den täglich eintreffenden Massen am 3. Januar der nötige Vorrat vorhanden sein werde.

„Wie steht es denn mit der Armierung der Batterien? Haben Sie sich diese Armierung überlegt?"

Ich konnte diese Frage mit gutem Gewissen bejahen. Die Armierung, meldete ich, bereite deshalb weniger Schwierigkeiten als bei jeder anderen Belagerung, weil wir vier Anmarschwege aus dem Park hätten und im Maximum sechzig bis siebzig Fahrzeuge auf demselben Wege zu marschieren hätten.

„Haben Sie", fragte der König weiter, „sich die Armierungsdisposition vorlegen lassen und sind Sie damit einverstanden." „Zeigen Sie sie mir!" Ich bekannte, daß ich sie nicht mitgebracht, weil ich

nicht geglaubt, daß der König soviel Zeit habe, um ein solches Detail der Ausführung in Augenschein zu nehmen. Da fuhr der König zornig auf: „Bilden Sie sich ein, daß ich zu einem so wichtigen Akt, wie es der Beginn der Beschießung von Paris ist, jemals meine Zustimmung geben werde, ehe ich den Armierungsentwurf in allen Details eingesehen und genehmigt habe? Erst kommen Sie morgen früh zehn Uhr wieder und legen mir den Armierungsentwurf vor, und dann werde ich befehlen." Ich konnte weiter nichts sagen, als „zu Befehl". Dem Grafen Moltke aber raunte ich ins Ohr, daß damit der Beginn der Beschießung um vierundzwanzig Stunden hinausgeschoben sei. „Um Gotteswillen", sagte Moltke, „die Zeit drängt aber. Können Sie nicht unterdessen die Kanonen in die Batterien schaffen?" „Nicht eine einzige", sagte ich, „denn die Dritte Armee gibt mir ohne Befehl des Königs nicht ein einziges Pferd." Da zuckte der alte Moltke die Achseln und sagte: „Dann müssen wir uns mit diesem einen Tage Aufschub zufrieden geben, denn wenn er einmal so gesprochen hat, dann duldet er keinen Widerspruch."

Es blieben noch zwei Detailfragen für den Beginn der Beschießung zu besprechen.

Zunächst wurde die Notwendigkeit betont, gleichzeitig mit der Armierung der Batterien die Vorposten derart vorzuschieben, wie dies weiter oben von mir angegeben worden ist.

Der Kronprinz erhob dagegen Einspruch. Er machte geltend, die Wirkung der Belagerungsartillerie solle angeblich seine Vorposten erleichtern, und nun verlange die Belagerungsartillerie, daß sie ihre wohlbefestigten Positionen verlassen sollten, um dem Feinde die seinen zu entreißen und sich darin festzusetzen, somit sich neuen Verlusten aussetzen. Aber bei der Bestimmtheit, mit der Kameke und ich die Notwendigkeit dieser Maßregel betonten, und bei der Unterstützung, die wir darin von Moltke und Roon erfuhren, entschied der König für unseren Vorschlag.

Der zweite Punkt war ein recht kitzliger. Ich erwähnte schon, daß die meisten deutschen Fürsten mit Gefolge im Hotel Réservoir aßen, von französischen Kellnern bedient wurden und bei Tische alle Tagesfragen verhandelten. Wenn der Tag des Beginns der Beschießung bekannt wurde, dann hätten wir nicht nur bei der Armierung den größten Teil der deutschen Fürsten mit ihren zahlreichen Adjutanten als Zuschauer gehabt, sondern die Armierung und Beschießung wäre auch bei Tische im Hotel Réservoir besprochen worden. Französische Kellner hätten davon erfahren, und wenn es unter ihnen auch nur einen einzigen entschlossenen Patrioten gegeben hätte, so hätte dieser alles daran gesetzt, die Nachricht

von unserer Absicht nach Paris zu bringen. Daß mannigfache Versuche gemacht wurden, Nachrichten nach Paris zu bringen, das meldeten die Vorposten täglich. Die Steinbrüche im Süden von Paris enthielten meilenlange unterirdische Gänge, deren Verbindungen von uns noch unerforscht waren. Öfter hörte man unterirdisches Geräusch. Man fand auch beim Nachgraben nach dem Geräusch in einem solchen Gange einmal die Leiche eines Menschen, der sich anscheinend dort verirrt hatte und vor Hunger umgekommen war. Wir mußten voraussetzen, daß es den Franzosen zuweilen gelang durchzukommen, wenigstens mußten wir uns darauf gefaßt machen. Wenn aber der Tag der Armierung vorher in Paris bekannt wurde, dann gerieten wir in die Gefahr, daß die Franzosen in der Armierungsnacht einen großen Ausfall dagegen machten. In dieser Nacht aber waren die Geschütze wehrlos, weil sie für ein Schießen bei Nacht noch keine Ladung und Elevation bei Tage hatten ausprobieren können. Es war daher dringend geboten, über den Tag der Armierung und den Beginn der Beschießung auch in unserer Armee das tiefste Geheimnis vorwalten zu lassen. Es war aber eine sehr heikle Sache, den König zu bitten, ein Geheimnis vor seinen nächsten Anverwandten aus einer Sache zu machen, die ein so allgemeines Interesse erregte. Moltke sagte mir: „So etwas bringe ich ihm nicht zur Sprache, wenn Sie es für nötig halten, können Sie es tun.“ Bei der Wichtigkeit der ganzen Angelegenheit und im Interesse des Königs selbst kam es mir nicht darauf an, noch einmal den Zorn des Monarchen zu erregen. Zwar schien der Moment schlecht gewählt, aber es mußte sein. Ich begründete die Notwendigkeit der Geheimhaltung, und als der König sich damit einverstanden erklärte, bat ich ihn, die sämtlichen Anwesenden daraufhin zu verpflichten, und dann bat ich ihn, sich bis dahin sehr ungnädig dahin zu äußern, daß ich erst am 15. Januar zu schießen anfangen wolle und wahrscheinlich auch an diesem Tage noch nichts zustande bringen werde. Zu meiner nicht geringen Überraschung ging der König sofort darauf ein, es schien ihm die List sogar Spaß zu machen, und er sagte: „Also wir sagen alle »den 15. Januar« und schimpfen weidlich auf diesen jungen Mann.“

Hiermit waren wir entlassen, und beim Hinausgehen sagte mir Boyen lachend, und indem er mir die Hand gab: „Daß Sie der gröbste Kerl der Welt sind, das weiß ich lange, aber daß Sie bei Ihrer Grobheit soviel Courage hätten, das habe ich Ihnen nie zugetraut.“ Ich war erstaunt, denn ich wußte nicht, wobei ich Courage gezeigt. „Nun“, sagte er, „um dem Könige und dem Kronprinzen in unser aller Gegenwart zu sagen, daß viele in ihrer Umgebung Plappermäuler sind, vor denen

man sich in acht nehmen muß, dazu gehört mehr Courage, als sich totschießen zu lassen."

Endlich wurde heute noch die Maas-Armee aufgefordert, ihre Belagerungsgeschütze, welche gegen den Mont Avron nicht mehr nötig waren, gegen Fort Aubervilliers und St. Denis zu verwenden. Die Maas-Armee hatte denselben Entschluß schon gefaßt und kam der Aufforderung um so bereitwilliger entgegen, als dem kleinen offenen Orte Le Bourget von den Franzosen jetzt die Ehre eines förmlichen Angriffs mit Laufgräben zuteil wurde, und bei der anhaltenden strengen Kälte die Inundation trotz der fortdauernden Arbeit des Aufeisens der langen Linie von fünfviertel Meilen immer wieder zufror und keinen Schutz mehr zu gewähren drohte. Die Maas-Armee ließ nur einige Batterien gegen die Forts Rosny und Nogent im Feuer, legte im Osten noch zwei schwere Batterien bei Chenevières zur Beherrschung des Seine—Marne-Tals an und verwandte die übrigen Geschütze in der Front des Gardekorps. So umspann sie im weiten Bogen im Norden und Osten die Ausgänge von Paris durch einen Feuer und Granaten speienden Kranz und verdarb dem Feinde die Lust, dort Ausfalltruppen aus den Toren der Festung herauszuführen.

Bei der felsenartigen Härte des gefrorenen Bodens konnten aber auch diese Batterien erst am 4. Januar ihr Feuer eröffnen. Es sei hier gleich erwähnt, wie groß der Eindruck war, den bei Bourget die schweren Geschütze auf Freund und Feind machten. Die Grenadiere des Gardekorps begrüßten die Kolosse aus der Kruppschen Fabrik mit Jauchzen. Sie umdrängten sie auf dem Marsche, streichelten die Rohre, wie man ein Pferd liebkost, und ermahnten sie, sich brav zu halten und recht gut zu treffen, und bezeugten eine kindliche Zärtlichkeit für die gefühllosen Ungetüme. Seit der Aufstellung der Batterien haben die Franzosen noch einmal nächtlich einen Angriff auf Bourget versucht. Die schweren Vierundzwanzigpfünder-Granaten aber verbreiteten Tod und Schrecken unter ihnen, die mit Geschütz versehenen Verschanzungen von Drancy und Bobigny wurden zertrümmert, und Le Bourget, das Angstkind des Prinzen von Württemberg, wurde von da ab in Frieden gelassen.

In der letzten Woche des Jahres hatte ich einmal, ich weiß nicht mehr an welchem Tage, eine Unterredung mit Bismarck, dem Kanzler des Norddeutschen Bundes. Wie ich viele Jahre später aus den Memoiren von Busch ersehen, hat sich Bismarck im höchsten Grade unwillig darüber geäußert, daß ich mich nicht bei ihm gemeldet habe. Eines Tages kam sein Vetter, Graf Carl v. Bismarck-Bohlen, der in seinem Ministerium arbeitete und ihn begleitete, zu mir und fragte mich,

warum ich den Minister nicht besuchte. Ich sagte, ich hätte überhaupt keine Zeit, Visiten zu machen. Aber Bismarck sei krank und ich doch ein so guter alter Bekannter von ihm. Ich blieb bei meiner Weigerung. Da sagte mir der junge Bismarck, der Minister wünsche mich aber zu sprechen, weil er mir etwas mitzuteilen habe; zu mir kommen könne er nicht, denn er liege mit einem gelähmten Fuße auf dem Sofa. Ich sagte, das hätte er mir gleich sagen sollen, denn dann wäre ich gleich bereit gewesen, die Mitteilungen des Kanzlers zu holen. Es ward also verabredet, daß ich am nächsten Tage, von den Batterien bei Einbruch der Dunkelheit zurückreitend, bei ihm, wo ich vorbeiritt, absteigen werde.

Ich fand den Kanzler, als ich mit hohen Stiefeln, über und über voll Schmutz, bei ihm eintrat, auf dem Sofa liegen. Er empfing mich sehr erfreut und freundschaftlich und begann mit seiner bekannten Lebhaftigkeit, unsere bisherige Kriegführung zu kritisieren. Bis zur Schlacht von Sedan, meinte er, habe man noch leidlich operiert. Aber seitdem habe man eine Torheit nach der anderen begangen. Er, Bismarck, sei ein sehr unbedeutender Kopf und habe keine Fähigkeiten. Nur eine nehme er in Anspruch, das sei die Strategie, die verstehe er aus dem Grunde. Diese Argumentation amüsierte mich. Es muß die Eigenheit großer Männer sein, daß sie auf ihre Schwächen stolz sind, Friedrich der Große auf seine Gedichte, Goethe auf seine Farbenlehre, Bismarck auf seine Strategie. Nach der Schlacht von Sedan, fuhr er fort, sei man, statt mit konzentrierten Kräften im Argonner Walde stehen zu bleiben und den Feind anlaufen zu lassen, wie unsinnig nach Paris gerannt, ohne zu wissen, wozu. Er habe dagegen protestiert, aber Moltke habe keine Vernunft angenommen. Ich entgegnete sarkastisch, Moltkes Torheit sei um so unfaßlicher, als derselbe ja aus der Geschichte des Krieges von 1792 wissen müsse, wie gut den preußischen Heeren damals das Stehenbleiben in den Argonnen bekam.

Ich fragte nach weiteren Befehlen und wurde entlassen. Beim Abschiede fragte mich Bismarck, ob ich nicht zuweilen bei ihm essen wollte, um, wie in alter Zeit, zuweilen eine Flasche Sekt mit ihm zu trinken. Ich konnte das leider nicht annehmen, denn seine Wohnung war sehr weit von mir, und ich hatte soviel zu tun, daß ich zu meinem Vergnügen keine Dinereinladung annehmen konnte. Hatte mir doch der König selbst erlaubt, wenn er mich zum Diner befehlen sollte, ihm auch abzusagen, wenn meine Zeit dies erforderte. Ich habe keine längere Konversation mehr mit Bismarck gehabt.

Neujahr. Der Neujahrstag begann mit den üblichen Gratulationen bei Seiner Majestät dem Könige, welche stattfanden wie im tiefen

Frieden, nur mit dem Unterschiede, daß der Anzug kriegsmäßig, aber sehr genau vorgeschrieben war. Es ist nicht zu leugnen, daß es etwas Imponierendes hat, wenn die legitime Monarchie in dieser Weise an den üblichen Zeremonien festhält, trotz Krieg und Belagerung und Gefahr. Sie legt dadurch Zeugnis ab von der Sicherheit, deren sie sich bewußt ist. An die Gratulationen schloß sich ein Gottesdienst in der Schloßkirche von Versailles an, zu dem sämtliche in der Stadt einquartierten Offiziere befohlen wurden. Nach dem Gottesdienst begrüßte der König auch noch die Offizierkorps zum neuen Jahre und kehrte dann zum Militärvortrage in die Präfektur zurück.

Ich fand mich mit Kameke zu dem Vortrage ein, meine Armierungsdisposition unter dem Arm. Der König genehmigte die Armierungsdisposition und bestimmte, daß das Feuer am 4. Januar früh beginnen solle.

Ich war in fünf Minuten abgefunden und ging meiner Wege.

Es erging an die Dritte Armee jetzt von Moltke der Befehl, die nötigen Gespanne am 3. Januar mittags nach dem Park von Villa Coublay zu gestellen. Ferner erhielt sie den Befehl, in der Nacht vom 3. zum 4. Januar die Vorposten bis in die Linie vorzuschieben, die ich weiter oben schon angegeben habe, um den Feind von dort zu vertreiben.

Ich hätte mich an diesem Tage gern in die Batterien begeben, um noch manches nachzusehen und zu kontrollieren. Aber ich war, da der Vortrag beim Könige wegen der Gratulationen und des Gottesdienstes sehr spät stattfand, erst nach Mittag frei und wäre nicht mehr rechtzeitig in die Batterien gekommen. So mußte ich mich auf schriftliche Anordnungen beschränken.

Mit Rieff ward verabredet, daß er gleich heute mit den ihm zur Verfügung stehenden Gespannen beginnen solle, die Munition für den ersten Beschießungstag in die Batterien zu schaffen, damit hierdurch in der Armierungsnacht nicht zu viel Zeit verloren gehe.

Noch sei hier erwähnt, daß ich gleich bei dem Beginn meines Kommandos befohlen hatte, sämtliche Geschütze mit der von Richter erfundenen indirekten Richtvorrichtung zu versehen, weil ich bei Montmédy, wie ich seinerzeit erzählte, die Erfahrung gemacht hatte, wie schwer ein Geschütz zu treffen ist, von dessen Bedienung man nichts sieht. Es waren nur wenige Geschütze mit dieser Richtvorrichtung ausgestattet. Bis sie für alle Geschütze aus der Heimat kamen oder im Park aus Eisen geschmiedet waren, ließ ich provisorische aus Holz machen. Diese wurden zwar bald durch die Heftigkeit des Rückstoßes zertrümmert, aber unterdessen waren die eisernen da. Ich schreibe es diesen Richtvorrichtungen,

bei denen nur zur Richtung des ersten Schusses jeden Geschützes der Richtkanonier seinen Kopf dem direkten Feuer auszusetzen braucht, zu, daß wir trotz der sechs- bis siebenfachen Überlegenheit des Feindes an Geschützzahl verhältnismäßig so wenig Verluste hatten und das Übergewicht bald gewannen, denn vom ersten Schuß ab brauchte nur per Batterie ein Mann auf dem Beobachtungsstand, der auch möglichst geschützt war, zu stehen und zu rufen, wieviel zu kurz, zu weit, rechts oder links, und es wurde Seiten- und Höhenkorrektur am Geschütz, ohne nach dem Feinde zu sehen, nach dem Grundsatz genommen, daß ein Grad Korrektur den Treffpunkt um ein Sechzigstel der Entfernung verlegt, also z. B. auf 1200 Meter um 20 Meter.

Ich hatte, wie ich schon oben angegeben, nur meine beiden Adjutanten, Kaas und Braumüller, als Gefolge. Das reichte auch für die Geschäfte aus, weil ich fast nur telegraphische Korrespondenzen hatte, die eigentlichen Bureauarbeiten aber von Rieff und Bartsch besorgt wurden, die eine Menge Adjutanten, Schreiber und Zeichner hatten. Rieff hatte ein Gefolge von sechzehn Offizieren in seinem Stabe, außer den zehn Parkoffizieren, Bartsch kam mit einem Gefolge von drei Offizieren aus und zehn Offizieren im Park. Aber ich empfand das Bedürfnis, noch einen älteren Offizier in meinem Gefolge zu haben, dem ich Aufträge persönlicher Natur geben könnte, welche man nicht gern durch junge Herren von dreiundzwanzig und sechsundzwanzig Jahren bestellen läßt. Bei den mannigfachen Reibungen und dem von vielen Seiten entgegengesetzten passiven Widerstande kamen solche Aufträge häufig vor, denn ich konnte selbst nicht überall zugleich sein.

Ich habe schon erwähnt, daß ein Oberstleutnant Heydenreich vom sächsischen Generalstabe einen sehr nützlichen Vorschlag zum Bau einer näheren Batterie zur Beschießung von Paris gemacht hatte. Ich unterhielt mich länger mit ihm und fand bei ihm gesunde, verständige, durch Kenntnisse ungetrübte, energische Ansichten. Er hatte aus Sachsen Orden nach Versailles gebracht, war eigentlich im Kriegsministerium in Dresden verwendet und hatte nur die Erlaubnis, zu seiner Instruktion der Belagerung von Paris beizuwohnen. Somit hatte er nichts zu tun. Sein Name hatte in der Artillerie schon einen guten Klang, denn er kommandierte bei Königgrätz jene sächsische Batterie bei Problus, die uns soviel zu schaffen gemacht und zuletzt beim Rückzug durch ihre ruhige, entschlossene Haltung imponiert hatte. Ich fragte ihn, ob er mein Chef des Generalstabes werden wolle, und begründete meine Offerte mit dem Scherz, er habe bei Königgrätz eins meiner dünnen Beine getroffen, müsse also ganz vorzüglich schießen können und werde Paris gewiß nicht

fehlen. Heydenreich willigte gern ein, und er ward noch heute zu mir kommandiert.

Der General Schulz ließ sich auf der Terrasse von Meudon einen bombensicheren Beobachtungsstand bauen. Er lag etwa 500 Schritt links von dem linken Flügel der Batterie von Meudon, an einem unscheinbaren Platz, der die Aufmerksamkeit des Feindes nicht auf sich zog. Er ward oben mit dicker Erde bedeckt und hatte nach dem Feinde zu ganz flache Horizontalscharten, die reinen Gucklöcher. Man konnte von da das ganze Angriffsterrain übersehen und saß dort so sicher wie in Abrahams Schoß. Ich hätte dort immer während des Kampfes sitzen können und ebensoviel leisten, als indem ich mich in Gefahr begab. Aber die Luft in diesem unterirdischen Raum war unerträglich beengend, und er ward daher alltäglich nur dazu benutzt, um unsere Vorräte dort in Sicherheit zu deponieren und unser Frühstück mit Ruhe verzehren zu können. Das vortreffliche Teleskop stand neben dem Sicherheitsstand.

Am Abend ward Ramm noch einmal daran erinnert, daß die Batterien von L'Hay und Chevilly durchaus am 4. Januar früh schießbereit sein müßten.

Der 2. Januar. An diesem Tage ritt ich frühzeitig nach Villa Coublay und begab mich von dort nach der Bayernschanze, um die Batterien Nr. 13, 8, 7, 17, 5 und 6 noch einmal zu besuchen und zu kontrollieren, ob alles geschehen sei, was ich erinnert hatte.

Man brauchte bloß in die Nähe der Batterien zu kommen, um irgend eine große Dummheit zu sehen. Schon bei meiner Annäherung an die Bayernschanze fiel mir auf, daß heute der Feind ungewöhnlich viel schoß, und zwar lagenweise mit Zwischenräumen. Ganze Gruppen von leichten und schweren Granaten kamen mir auf meinem Hinweg entgegen. Ich beeilte meinen Weg in die Batterien, bei denen um diese Zeit Munition abgeladen werden sollte, um zu sehen, ob der Feind etwa einen Angriff plane, und wußte in der Tat nicht, was ich zu der Torheit sagen sollte, von der ich nun Zeuge sein mußte. Die Wagen, welche Munition brachten, fuhren durch die Bayernschanze bis an ein Haus an der Route Chevreuse, das sie von den Forts ungesehen erreichen konnten, und von dort wurden die Granaten die Laufgräben entlang mit den Händen in die benachbarten sieben Batterien der Gruppe „Bayernschanze" getragen. Die Wagen fuhren unter der sorgfältigsten Beobachtung der ihnen vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln bis an das Haus geräuschlos heran. So wie sie aber leer und entlassen waren, jagten sie in der Karriere aus dem Schußbereich der Forts zurück. Auf dem hartgefrorenen holprigen

Wege donnerte so ein Wagen in scharfer Gangart weithin durch die Lüfte, daß man glauben konnte, eine meilenlange Kolonne rasseln zu hören, und die feindlichen Forts entluden ihre sämtlichen Geschütze in der Richtung des vernehmbaren Lärms. Bei den Batterien wunderten sich alle Offiziere, daß die Franzosen heute soviel feuerten, und noch keiner war auf die Idee gekommen, daß unsere ausreißenden Fuhren daran schuld seien, die man rumpeln hörte. Mit einigen liebevollen Flüchen stellte ich es ab. In den Batterien fand ich noch manches am Bau zu erinnern. In der Batterie Nr. 17 war noch gar nichts getan. Ich sagte jetzt sehr ernst, daß der Unterstandsraum nicht genügend gegen den Feind zu geschützt sei, und daß dort mehr Erde aufgeworfen werden müsse. Bei der Schwierigkeit, die gefrorene Erde auszugraben, war dies allerdings eine recht lästige Arbeit.

Im übrigen regelte ich an diesem Tage mit dem Obersten Rieff den Dienst in den Batterien, die Munitionsversorgung, die Ablösungsbestimmungen, den Ersatz und die Feuerordnung.

Die Bedienung der Batterien wurde derart geregelt, daß jede Batterie, mit einzelnen Ausnahmen, je einer Kompagnie übergeben ward, denn eine Kriegs-Kompagnie hatte gerade die hinreichende Mannschaft, um eine Batterie zu sechs Vierundzwanzigpfündern oder acht Zwölfpfündern Tag und Nacht dauernd zu bedienen, wobei auf dreifache Ablösung gerechnet ward. Danach war jeder Mann vierundzwanzig Stunden in der Batterie dauernd im Dienst im Feuer, vierundzwanzig Stunden im Dienst in dem Kantonement und im Park und vierundzwanzig Stunden in Ruhe. Die Ablösung ward auf den Abend nach Eintritt der Dunkelheit festgesetzt. Dies ist ein in mancher Hinsicht ungünstiger Zeitpunkt für die Ablösung, denn die ablösende Mannschaft mußte somit in ein unbekanntes Terrain, wenigstens für die ersten drei Tage, hineinkommen und die bei Tage ausprobierte Ladung und Elevation für die Fortsetzung des Feuers bei Nacht von der abgelösten Mannschaft übernehmen, ohne die Richtigkeit durch selbst beobachtete Schüsse kontrollieren zu können; aber wenn man die Ablösung des Morgens hätte eintreten lassen wollen, so hätte die ablösende Mannschaft, die in Kantonements auf eine bis anderthalb Meilen Entfernung verteilt war, weil die Witterung bei 13 Grad Kälte das Biwakieren unmöglich machte, vor dem Dienst einen Nachtmarsch machen müssen, und alle Mannschaft hätte zwei gestörte Nächte und nur eine ruhige unter dreien gehabt, was auf die Dauer kein Mensch aushalten kann. War auch die Nacht, in der gefeuert wurde, für die Besatzung der Batterie nicht ganz ohne Ruhe, da bei Nacht immer

nur ein oder zwei Geschütze langsam das Feuer unterhielten, also der größte Teil der Mannschaft in den sicheren und heizbar eingerichteten Unterstandsräumen ruhte, so war diese Ruhe doch nur sehr bedingt, wenn auch zuletzt der Mensch sich daran gewöhnt, dicht neben feuernden Kanonen zu schlafen. Auch der Ruhetag, jedesmal der dritte, war nicht vollkommen ein Ruhetag, denn er ging dem Batteriedienst vorauf, und am Nachmittag mußte die Mannschaft bereits abmarschieren, um Lebensmittel und Munition auf vierundzwanzig Stunden zu empfangen und zur Ablösungsstunde nach Eintritt der Dunkelheit in den eine bis anderthalb Meilen entfernten Batterien einzutreffen, zwischen fünf und sechs Uhr, und dort die Bedienung zu bilden. Hiermit war auch der Modus der Munitionsversorgung der Batterien gegeben. Die neue Mannschaft brachte die neue Munition mit. Auf einen Tag Munition lag außerdem eiserner Bestand in den Batterien, so daß nie ein Mangel entstehen konnte.

Die Batterien waren in drei Gruppen geteilt, die linke Gruppe Meudon, die mittlere Gruppe Bayernschanze, die rechte Gruppe Bagneux. Als detachierte Posten wurden links die Batterie St. Cloud Nr. 1, rechts die Batterien bei L'Hay und Chevilly angesehen. Die Gruppen waren miteinander und mit dem Park von Villa Coublay durch Telegraphen verbunden. Die Stationen waren, wo sie im Feuerbereich lagen, so tief unterirdisch angelegt, daß der Beamte nicht gefährdet war. Der unterirdische Aufenthalt war aber immer sehr ungemütlich, und der dumpfe Krach der darüber einschlagenden und platzenden Geschosse sehr unheimlich.

In jeder Gruppe von Batterien hatte ein Stabsoffizier von der Artillerie der Belagerung den Oberbefehl als Stabsoffizier du jour, täglich ebenfalls wechselnd.

Nach Villa Coublay kommandierte die Dritte Armee täglich einen General du jour, welcher das Oberkommando über die gesamten Vorposten und Batterien vor der Südfront übernahm und für alle Maßregeln zur Sicherung auch im Falle eines feindlichen Ausfalls zu sorgen hatte.

Die Munition, welche aus dem Park von Villa Coublay, wo sie schußfertig gemacht ward, nach den Batterien täglich auf dem angegebenen Wege abgeliefert wurde, ward wiederum durch den täglichen Nachschub aus Lagny ersetzt. Es waren zwar jetzt, wo wir mit dem Feuer begannen, von den vierundzwanzig vom Kriegsminister mir versprochenen neuen Kolonnen erst drei angekommen und drei als unterwegs auf dem Marsch von Nancy nach Villa Coublay gemeldet. Aber die übrigen

Transportmittel genügten ja schon zur Not, seit ich, wie bereits erwähnt, die Infanteriekolonnen hatte.

Seine Majestät hatte ferner befohlen, daß aus der Heimat allen meinen Requisitionen an Munition und anderem Material durch das Kriegsministerium entsprochen werden solle. Es wurde in der Heimat fortwährend Munition gegossen, und es bildete sich nun folgende Praxis heraus. Jeden Tag requirierte ich auf Grund der eingegangenen Tagesrapporte soviel Munition telegraphisch aus Berlin, als verschossen war. Zur Kontrolle und Abstellung etwaiger telegraphischer Versehen gingen die Abschriften der Telegramme mit der Feldpost nach Berlin. Von da wurden nun die Werkstätten angewiesen, mir das Verlangte zu senden, und ich erhielt es mit der Eisenbahn nach Lagny, bald aus Spandau, Straßburg, Metz oder Königsberg. Dasselbe geschah mit dem Ersatz zerschossener Lafetten und Rohre. Reparaturen konnten im Park von Villa Coublay ausgeführt werden, wo großartige Schlosser- und Schmiedewerkstätten errichtet worden waren. Aber vor der Nordfront hatte Bartsch solche Werkstätten nicht, und er mußte ausgebrannte Geschützrohre zum Verschrauben, verbogene Achsen zum Geradebiegen usw. nach Straßburg schicken, weil der Eisenbahntransport von Gonesse nach Straßburg weniger Zeit erforderte als der Landtransport aus dem Park von Gonesse nach dem von Villa Coublay. So wichtig ist es, bei der Belagerung über eine Eisenbahn zu disponieren, welche in den Park hineinführt.

Ich habe schon erwähnt, daß die meisten Batterien hinter Masken erbaut waren. Einige lagen hinter Mauern, andere hinter Sträuchern oder Waldstreifen, welche den Feind verhinderten, sie zu sehen. Diese Masken verhinderten natürlich auch die Batterien am Schießen und sollten in der Nacht vor der Eröffnung des Feuers umgelegt werden. Da erhielten die Mauern und die Bäume, da wo sie abgeschnitten werden sollten, damit es bei Nacht gut zu sehen war, einen dicken schwarzen Strich und darauf eine weiße Linie.

Ich revidierte auch die Verbandplätze, die die Feldlazarette ausgesucht hatten, und war nicht wenig erstaunt, daß sie auf Meudon in dem Schlosse und hinter der Bayernschanze in hübschen Häusern eingerichtet waren, die den Kugelfang hinter den Batterien bildeten wie das Schloß von Meudon. Man hatte sie eben nach den übrigen Anforderungen der Räumlichkeit wegen ausgewählt. Ich machte meinen Freund Böger, der als Generalarzt der Dritten Armee das ganze Sanitätswesen hier zu leiten hatte, darauf aufmerksam. Nach dem ersten Kampftage sind diese Verbandplätze gegen besser gelegene umgetauscht worden,

denn das Schloß von Meudon geriet bald durch feindliche Granaten in Brand, und bei Böger selbst platzte eine feindliche Granate gerade in dem Augenblick, als er den verwundeten Hauptmann Hoffmann v. Waldau amputierte, so nahe, daß der chloroformierte Patient auf dem Seziertisch einen halben Fuß in die Höhe flog. Es war viel Glück, daß keiner der Verwundeten und des ärztlichen Personals hierbei verletzt wurde, und so ward diese Torheit nicht allzu teuer gebüßt.

Am Nachmittage ließ ich mir von Rieff die Feuerordnung vorlegen, die er zur Vorschrift gemacht hatte. Er hatte vorgeschrieben, jede Batterie solle früh bei Tagesanbruch ihm schriftlich melden, ob sie feuerbereit sei, und ob sie von ihrem Standpunkt aus das ihr angewiesene Ziel sehen könne, dann werde er die Stunde und Minute des Beginns des Feuers bestimmen. Ich bewies ihm nach den Entfernungen und den Wegen, die die Meldenden zu machen hatten, daß darüber der Mittag kommen, und wenn eine Meldung ausbliebe und noch abgewartet werden müsse, bei der Kürze der Tage der Abend einbrechen könne, ehe er den Befehl zur Eröffnung des Feuers geben werde. Unterdessen werde der Feind die Veränderung bemerken, die durch das Umlegen der Masken entstanden, die Batterien mit dem Fernrohre entdecken und uns durch den Beginn des Feuers überraschen, statt wir ihn. Dann könnten wir zusammengeschossen sein, ehe wir angefangen hätten.

Ich sagte ihm also, die Batterien müßten den Befehl erhalten, am Morgen bei Tagesgrauen schußbereit zu sein. Eine Verzögerung werde kriegsgerichtlich bestraft. Dann müsse eine Batterie bezeichnet werden, welche, wenn das Ziel zu sehen sei, den ersten Schuß zu tun habe. Mit ihr müßten alle Batterien in das Konzert einstimmen. Diese Batterie müsse persönlich den Befehl dazu erhalten. Ich könnte mir wohl die Erteilung des Befehls vorbehalten, aber ich wolle ihm, der die Belagerung der Südfront befehle und solange auf diesen Augenblick gewartet habe, die Ehre überlassen, den ersten Schuß persönlich zu befehlen. Auch fragte mich Rieff, welche Batterie auszusuchen sei. Ich bezeichnete die Batterie Kronprinz Nr. 8, denn sie lag mitten in der Gruppe Bayernschanze von sieben aufeinander gehäuften Batterien, die, dicht daneben stehend, keinem Mißverständnisse unterworfen waren, und der Höllenlärm von sieben solchen Batterien mußte dann auch bei den anderen, ferner liegenden Gruppen hörbar sein. Der Kronprinz war bei dem Bau zugegen gewesen, deshalb hatte sie seinen Namen erhalten, und sie ward von einer Garde-Kompagnie erbaut und bedient. Der Kompagniechef, Hauptmann Hoffmann v. Waldau, hatte mit seiner Kompagnie auf Arbeit kommandiert werden sollen, aber er bat so dringend, unter Tränen, die

Batterie, die er erbaut, auch im Feuer bedienen zu dürfen, daß seinen Bitten nachgegeben ward. Der brave, aber unglückliche Mann! Ich hatte seine Bekanntschaft gemacht, als er sich als Sekondleutnant bei Satrup in Schleswig auszeichnete.*)

Im übrigen war die Feuerordnung ganz verständig und wissenschaftlich richtig. Von den Forts Issy und Vanves ward jede nach dem Angriff schlagende Linie in Front und Flanke umfaßt, und es war zu erwarten, daß der Feind trotz seiner Mehrzahl an Geschützen bald erdrückt werden müsse.

Am Abend traf die Nachricht ein, daß die Festung Mézières kapituliert habe. Ich stellte sofort den schriftlichen Antrag an Moltke, daß die zur Belagerung von Mézières verwendeten vierundfünfzig Geschütze und sieben Artillerie-Kompagnien dem Obersten Bartsch vor der Nordfront zur Disposition gestellt würden. Aber diesem Antrage wurde jetzt noch keine Folge gegeben, weil man erst noch diesen Belagerungspark gegen Péronne gebrauchte, das zur Deckung der neu eröffneten Verbindungslinie erobert werden mußte.

Also mußte ich mich hiermit noch eine Weile gedulden.

Es ist am Ort, sich die allgemeine Kriegslage zu vergegenwärtigen, wie wir sie in Versailles übersahen, als ich am 3. Januar dazu schritt, die Batterien gegen Paris zu armieren.

Um Paris drehte sich alles. Fiel Paris, so war der Krieg zu Ende. Dies war die Ansicht aller auf beiden Seiten, mit Ausnahme einiger weniger Franzosen, wie Chanzy.**) Anfang Dezember hatte der Prinz Friedrich Karl zwar den General Aurelles geschlagen und gesprengt, viel Trophäen und Gefangene erbeutet. Aber die Armeen Aurelles waren nicht vernichtet. Eine war nach Süden entflohen und bis Vierzon verfolgt worden. Da hatte die Verfolgung ein Ende gefunden, denn unsere Truppen bedurften auch der Ruhe. Die andere war nach Westen ausgewichen, hatte aber in siebentägigen zähen Kämpfen am Walde von Marchénoir bewiesen, daß sie gar nicht vernichtet sei, und war endlich auf Le Mans zurückgegangen, während unsere Truppen, mit den Spitzen

*) Vgl. Bd. III, S. 58.

**) General Chanzy hatte bei der Loire-Armee das 16. Armeekorps kommandiert und übernahm nach deren Niederlage bei Orléans Anfang Dezember den Befehl über die nach Westen zurückgegangenen Teile derselben und die sich daran schließenden Neubildungen, mit denen er energischen Widerstand leistete, der erst bei Le Mans in den Tagen vom 6. bis 12. Januar 1871 gebrochen wurde.

bis Blois und Vendôme vorgeschoben, ruhten.*) Den General Faidherbe hatte Manteuffel in einer dreitägigen Schlacht an der Hallue Weihnachten zurückgedrängt. Ein sehr großer, entscheidender Sieg war diese Schlacht nicht gewesen. Auch unsere Truppen waren darin am Ende ihrer Kräfte angekommen. Der Feind hatte sich, von uns beobachtet, zwischen seine nördlichen Festungen zurückgezogen. Jetzt regte sich um Neujahr der Feind wieder allerwärts. Die Süd-Armee war in Bewegung. Daß sie nach Belfort ginge und von da in Süddeutschland einbrechen wolle, wurde jetzt klar.**) Absendung von noch mehr Truppen dagegen ward dringend erforderlich. Die Armee Chanzys in Le Mans trieb starke Avantgarden vor. Prinz Friedrich Karl erhielt Befehl, ihn jetzt im Verein mit dem Großherzog von Mecklenburg in Le Mans aufzusuchen. Faidherbe im Norden rührte sich auch schon wieder. Manteuffel konzentrierte sich gegen ihn. Die Proklamationen Gambettas sprachen von so ungeheuren Zahlen von Streitern in diesen Armeen, daß wir nicht daran glaubten. Dennoch kam die Wirklichkeit ihnen nahe. Bourbaki hat gegen Belfort weit über 120 000 Mann in Bewegung gesetzt. Chanzy befehligte mehr als 250 000 Mann, gegen die der Prinz Friedrich Karl mit nicht mehr als 57 000 Mann Infanterie zum Angriff vorging. Faidherbe im Norden war gar nicht zu berechnen, und Manteuffel hatte dagegen höchstens 50 000 Mann.***)

Gelang es, Paris zur Kapitulation zu bringen, so konnten wir, falls dies nicht den Frieden brachte, von den 250 000 Mann, mit denen wir es jetzt einschlossen, 50 000 zur Besatzung verwenden und noch 200 000 erübrigen, vor denen die sämtlichen Neuformationen Gambettas zerstieben mußten, und denen ganz Frankreich keinen Widerstand leisten konnte. Erwägt man alles das, so wird die lebhafte Spannung wieder

*) Ein dritter bedeutender Teil der Armee Aurelle de Paladines' war die Loire aufwärts zurückgegangen und bildete den Stamm zu Bourbakis Süd-Armee. Auch die nach Süden auf Bourges zurückgewichenen Teile der französischen Loire-Armee wurden noch im Dezember nach dem südöstlichen Frankreich mit der Eisenbahn transportiert und traten zu Bourbakis Armee.

**) Die Absicht in Süddeutschland einzubrechen, hatte die Armee Bourbakis nicht, sondern sie sollte sich nach dem Entsatz von Belfort nur gegen die Verbindungen der deutschen Heere wenden und die Verbindung mit Faidherbe im Norden anstreben, wie der auf Freycinets Vorschlag Bourbaki erteilte Auftrag angibt. Vgl. Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg, IV., Anlage Nr. 135.

***) Der größte Teil der Heere der Republik bestand aus nach dem Sturze des Kaiserreiches aufgestellten Neubildungen, nur die aus den Häfen herangezogenen Marinetruppen hatten von vorne herein einen festen inneren Halt und bildeten so den Kern der Heere.



Nach dem Gemälde des Prof. Freyberg.

Mit Genehmigung des Kunstverlages von Rud. Schuster in Berlin.

Leutnant Clauson v. Kaas. — Pr. Leut. Braumüller. — Oberstlt. Heydenreich. — Der Prinz. — Ruff. Oberst v. Doppelmair.

Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen vor Paris.

in Erinnerung gebracht, mit der man allseitig dem Beginn der Beschießung von Paris entgegensah.

Ein jeder war sich dessen bewußt, daß man einem Tage von welthistorischer Bedeutung entgegenging. Die Gefühle, die mein Inneres beherrschten, kann ich nicht beschreiben, da ich das Ganze der Beschießung leitete und die Beschießung in mir ihre persönliche Vertretung fand. Äußerlich bewahrte ich meine Ruhe, die sich an die Seelenruhe des Königs und Moltkes anlehnte.

---

6. Der Artillerieangriff auf Paris.

Der 3. Januar. An diesem Tage mittags begab ich mich mit Rameke zunächst nach Meudon. Bis hinter das Schloß von Meudon konnte man im Walde und hinter Höhen ganz unbemerkt gelangen. Bis dahin sollten die Geschütze bei Tage gefahren und dann bei Einbruch der Dunkelheit in den mit Stroh, um den Lärm zu dämpfen, ausgelegten Kommunikationen in die Batterien gezogen werden. Wie erstaunt war ich, von den sämtlichen Hauptleuten die Meldung zu erhalten, die Batterien seien armiert. Sie hatten am hellen, lichten Tage die Geschütze in die Batterien gefahren, schlankweg, ohne erst die Nacht abzuwarten. Ein günstiger Witterungsumstand hatte sie dazu berechtigt. Über uns glänzte ein heiterer Himmel und steigerte die Winterkälte empfindlich durch seine Reinheit. Aber auf dem Erdboden zog sich ein dichter Nebel hin und hüllte die feindlichen Forts derart ein, daß man sie nicht sehen konnte. Ein berechtigter Rückschluß ließ vermuten, daß sie auch uns nicht sahen. Und da ein stetiger Nordwind den Lärm von Paris so deutlich zu uns herübertrug, daß wir jedes Kommando in den Forts verstehen konnten, so war vorauszusetzen, daß der Feind nichts von dem Lärm bemerkte, den unsere Armierung verursachte. Diesen glücklichen Umstand hatten die Hauptleute benutzt, um am Tage zu armieren, wobei alles sehr viel sorgfältiger gemacht werden konnte als bei Nacht. Nicht ein einziger feindlicher Schuß verriet, daß der Feind etwas von unserer Tätigkeit bemerkte. Es war ein eigentümlicher Anblick an diesem starren Wintertage von der Terrasse von Meudon herab auf die Forts und die Metropole. Über uns, wie gesagt, der hellste Wintersonnenschein, während der eisige Winternebel bis auf Mark und Bein drang. Zu unseren Füßen dichter weißer Nebel, der die Häuser vor und unter uns sowie die Forts unseren Blicken entzog. Aber aus diesem Nebel ragten die wohl-

bekannten Spitzen und Türme der Stadt, von der Sonne vergoldet, blitzend hervor. Jenseits hob sich der von der niedrig im Süden stehenden Sonne hell erleuchtete Höhenrand im Nordosten von Paris ab, und deutlich sah man jeden Schuß, den Bartsch abfeuerte. Hatte ich ihn doch telegraphisch aufgefordert, heute den Feind mit doppeltem Granatensegen zu traktieren, um die Aufmerksamkeit desselben nach Norden abzulenken. Und der brave Bartsch war dieser Aufforderung auf das gewissenhafteste nachgekommen. Er setzte den Forts Rosny und Noisy so gewaltig zu, daß, wie ich später aus den französischen Relationen ersah, die Pariser einen gewaltsamen Angriff im Norden erwarteten und Truppen wie Aufmerksamkeit lediglich dorthin konzentrierten.

Batterie St. Cloud Nr. 1 ward ebenso unter dem Schutz des Nebels mit Geschützen armiert.

Aber die Geschütze des Zentrums und des rechten Flügels hatten keine deckenden Wälder, um sich der Gruppe Bayernschanze und der Gruppe Bagneux am Tage verdeckt zu nähern, und hatten deshalb Befehl, sich erst gegen Sonnenuntergang von Villa Coublay aus in Bewegung zu setzen. Ich richtete deshalb meinen Ritt so ein, daß ich um diese Zeit dort eintraf. Ich fand alles angespannt und zum Abmarsch bereit, der alsbald stattfand, und zwar mit der Ordnung einer wohleinexerzierten Feldbatterie. Als alles auf der Route Chévreuse auf den Feind zu marschierte, da folgte ich an der Queue und hörte, o Schrecken, welchen Höllenlärm auf dem holprigen Boden diese Unmasse der schwersten artilleristischen Ungetüme verursachte. Es war ein anhaltender Donner, unter dem die Erde dröhnte. Und dennoch fiel vom Feinde kein Schuß! Der Wind war uns günstig. Der Himmel war für uns.

Es gibt Militärgelehrte, welche alle kriegerischen Aktionen gern in Systeme bringen. Sie werden aus dieser Erfahrung die Regel ableiten, daß man zur Armierung, wenn man den Feind überraschen will — und Überraschung ist ja immer der halbe Sieg —, möglichst eine Nacht wählen muß, in der die Luft neblig und der Wind günstig ist. Aber man hat aus dem Obigen gesehen, wie lange vorher solche Eröffnung des Feuers bestimmt und vorbereitet werden muß, so daß man sich damit nicht nach Wind und Wetter richten kann, und daß es ganz andere gebieterische Momente sind, die die Eröffnung des Feuers vorschreiben.

Als ich bei den Batterien ankam, war es so dunkel, daß ich höchstens ein Geschütz auf einmal übersehen konnte. Das war keine Tätigkeit mehr für mich, der ich deren dreihundert zu kommandieren hatte, und ich ritt nach Versailles zurück. Es fiel etwas dünner Schnee auf den steinharten

Boden. Die Wege wurden so glatt, daß man auf jedem Schritt in Gefahr war, zu stürzen.

Noch muß ich eine Vorsichtsmaßregel erwähnen, die ich treffen ließ, damit sich die Batterien nicht verirrten. Es war nämlich leicht möglich, daß die Geschütze im Dunkeln dicht hintereinander her marschierten und dann alle in die Batterie hineingerieten, für die die vordersten Geschütze bestimmt waren. Ein Umkehren der schwerfälligen Geschütze in den engen Kommunikationen und bei Nacht hätte dann leicht zu den erheblichsten Konfusionen und Verzögerungen geführt. Ich bestimmte daher, daß die für eine Batterie bestimmten Geschütze fünfzig Schritt Abstand von den vorausmarschierenden nehmen mußten, damit jeder Hauptmann seinen Weg selbst wählte, den er sich am Tage hatte ansehen müssen. Zugleich wurden da, wo die Wege sich trennten, lebendige Wegweiser mit Blendlaternen aufgestellt. Es kam kein Versehen vor.

Der 4. Januar. Am Morgen des 4. Januar saß ich um sechs Uhr zu Pferde, denn bei der Glätte mußte ich fast zwei Stunden auf den Weg bis Meudon rechnen. Auf dem diesseitigen Hange der Höhe, auf der die Terrasse von Meudon angelegt ist, also gegen feindliche Einsicht und auch gegen das Feuer der nächsten Forts geschützt — nur vom Mont Valérien kam zuweilen eine Granate dorthin —, liegt eine kleine Gruppe niedlicher Villen, Les Capucins genannt. Sie standen ganz leer. In einer derselben war ein hübscher Stall. Dort ließen wir unsere Pferde und Ordonnanzen und begaben uns mit unseren Lebensmitteln für das Frühstück zu Fuß nach dem Beobachtungsstand links von den Batterien. Später sind zuweilen auch Leutnant v. Kaas oder Braumüller mit dem Wägelchen des Herzogs von Praslin aus Arnouville nach dieser Villa gefahren und dann mit einem Körbchen voll Lebensmitteln unter dem Arm den Fußweg durch den Garten hinauf nach dem Beobachtungsstand gegen den Feind marschiert.

Um dreiviertel acht Uhr fand ich mich mit Kameke auf dem Beobachtungsstand zusammen. Der Morgen graute, aber man konnte noch nicht viel sehen. Langsam und mühsam kämpfte der anbrechende Tag mit der Dunkelheit, die durch einen dichten Nebel vermehrt ward. Die sibirische Kälte ward unter dem Einfluß dieses Nebels noch empfindlicher. Wir warteten, der Zeiger meiner Taschenuhr zeigte neun Uhr, und noch konnte man nicht behaupten, daß es Tag sei. Kein Geräusch verriet das Zeichen zum Beginn des Kampfes.

Über das Vorschieben der Vorposten während der Nacht lautete die Meldung ziemlich befriedigend. Man hatte vor der Front Notre Dame

de Clamart mit der in Arbeit befindlichen Schanze besetzt. Nur links, in Les Moulineaux, war man nicht so weit vorgelangt, als es im Plane war. Die Besatzung eines großen Gebäudes daselbst und einer Barrikade war wachsam gewesen, und man hatte deshalb von einem Angriff Abstand genommen. Die Verlustliste des Generalstabswerkes weist von den hierbei beteiligten Truppen des XI. Armeekorps einen Verwundeten nach. Allzu energisch war der der Dritten Armee befohlene Handstreich also nicht geführt worden. Immerhin waren die feindlichen Vorposten jetzt so weit zurückgedrängt, daß ihr Chassepotfeuer nicht mehr in die Batterien reichte.

Als um neun Uhr noch kein Schuß fiel, ging ich in die Batterien von Meudon. Ich bestieg die Beobachtungsstände, ich legte mich richtend an die Geschütze, aber ich konnte nichts sehen. Eine dichte graue Masse wogte hin und her, bald in dichteren, bald in dünneren, großen runden Haufen geformt. Dann und wann schien sich diese Masse zu zerreißen, und ein Hoffnungsstrahl ließ da drüben die Formen des Forts Issy erkennen. Wenn sich aber das Gewölk noch mehr zerteilte, dann wurde man gewahr, daß man ein Haus dafür gehalten hatte, das 100 bis 150 Schritt vor uns lag. Wenn sich der Nebel am meisten lichtete, konnte man eine Pappel sehen, die in einer Entfernung von 200 Schritt stand, und diese Pappel schien zu schwanken, wie ein Betrunkener, weil die dicken Wolkenmassen so davor hin und her wogten.

So wartend ging ich in den Batterien von Meudon hin und her und unterhielt mich mit den Leuten. „Na“, sagte ich, „heute fangen wir endlich an. Ihr freut Euch doch, daß die Mühe nicht unnütz gewesen ist.“ Die Brandenburger antworteten mir mit Jubel und versprachen, die verdammten Franzosen in Grund und Boden zu schießen. Die Bayern aber in der Batterie Nr. 3 antworteten: „Na, wir fürchten uns nit, wir haben gar kei Ängsten.“

Das Warten ist nie eine angenehme Beschäftigung. Wenn man aber nach langer, unsäglicher Arbeit einen entscheidenden Moment herbeigeführt hat, auf den die ganze Armee, das ganze Vaterland seit Monaten gehofft, den ganz Europa mit Spannung, wohl- und übelwollender Spannung erwartet hat, wenn dann unvermutete und unberechenbare Elemente hindernd in den Weg treten und von Minute zu Minute hoffen lassen, daß sie uns günstig werden, und immer wieder täuschen, dann wird das Warten zur Höllenqual, zur Folter, und die Minuten werden zu Stunden, die Stunden werden zu Ewigkeiten. Die Qualen eines Tantalus erneuerten sich, nur in anderer Form.

Zuweilen bringt der höchste Stand der Sonne eine Änderung in der Witterung hervor. Also hofften wir auf zwölf Uhr. Die Mittagssonne mußte doch, wie gestern, den Nebel besiegen. Es dauerte entsetzlich lange, bis die Uhr zwölf Uhr zeigte. Ich kann mich in meinem ganzen Leben nicht entsinnen, daß die Uhren so fürchterlich langsam gegangen wären wie gerade an diesem Tage. Endlich ward es zwölf Uhr. Die Sonne kämpfte sichtlich eine Stunde lang, aber sie unterlag. Von ein Uhr ab wurde der Nebel immer dichter, und die Dunkelheit nahm zu.

Fern im Nordosten war der Lärm hörbar, mit dem sich Bartsch donnernd ankündigte. Er hatte auch gut reden, trotz Nebel und Dunkelheit, denn er hatte bei hellen Tagen die Richtung nehmen können, und schoß weiter, als ob er bei Nacht schösse, unbekümmert um Nebel und Dunkelheit. Wir beneideten ihn. Sein Kampf in diesen beiden Tagen war vom besten Erfolge. Die Forts Rosny und Noisy schwiegen fast ganz, und Bartsch hatte keine Verluste. Bourget erfreute sich des ersten Schutzes durch die schweren Geschütze.

Nach zwei Uhr machte es sich auch an der geringen Helligkeit geltend, daß die Sonne sich neige. Sie geht an diesem Tage etwa um vier Uhr unter. Der Nebel nahm an Dichtigkeit zu. Wenn er auch nach drei Uhr noch fiel und Sehen und Schießen erlaubte, so wäre doch nicht mehr lange genug Tag übrig geblieben, um sich sicher einzuschießen. Ein Beginn des Kampfes an diesem Tage wäre nunmehr ein Fehler gewesen. Ich beschloß also, die Eröffnung des Feuers auf den nächsten Tag zu verschieben, und telegraphierte nach zwei Uhr auf Anfrage an Rieff, der sich in Batterie 8 aufhielt: „Heute keinen Schuß. Die für heute gegebenen Befehle haben für morgen Gültigkeit."

Dann kehrten wir zu unseren Pferden und auf diesen nach Versailles zurück.

Der Entschluß, heute nicht zu schießen, war mir sehr schwer geworden. Der Gedanke, die Geschütze noch eine Nacht wehrlos in den Batterien einem Ausfall auszusetzen, war mir schrecklich. Die Wahrscheinlichkeit eines solchen nahm zu, je länger man da stehen blieb. Hatten wir doch dem Feinde durch das Vorschieben unserer Vorposten verraten, daß wir etwas im Schilde führten. Wahrscheinlich war es, daß der Feind in der nächsten Nacht Revanche übte oder wenigstens aufmerksamer wurde. Immer mehr mußten wir uns darauf gefaßt machen, daß der Feind endlich die Gegenwart unserer Kanonen in den Batterien erfuhr, und dennoch durfte ich nicht schießen lassen, denn ein ungezieltes Feuer hätte nur unsere Lage verschlimmert. Es konnte nichts treffen, also den Feind durch keine Wirkung überraschen, wohl aber nur laut erzählen, was wir

ihm sorgfältig geheim halten wollten, nämlich die Anwesenheit der Kanonen. Mit schwerem Herzen trennte ich mich von ihnen. Bei meinem Scheideblick dachte ich: „Werde ich Euch wohl morgen früh bei Tagesanbruch hier wiederfinden?"

Der Rückritt war noch aus einem anderen Grunde ungemütlich. Der dichte Nebel hatte die Glätte der Straßen gesteigert. Ich kam zufällig im Dunkeln in Viroflay mit Rieff zusammen, der von der Bayernschanze zurückkehrte. Er stürzte zweimal auf dem Glatteis in der Grande Avenue de Paris in Versailles, zum Glück ohne Schaden zu nehmen.

In der Avenue de Paris ritt ich an der Präfektur von Versailles vorbei, in der der König wohnte. Es war mir doch wichtig, aus dem Munde des Königs bald zu hören, wie er über den nochmaligen Aufschub der Beschießung dachte, ehe gegnerisch gesinnte Vorstellungen erfolgt sein konnten. Ich stieg daher unter seinen Fenstern ab, er sah mich und ließ mich gleich in sein Kabinett kommen, ehe er zu Tische ging.

Mit hoch gehobenem Stock kam er mir entgegen und rief scherzend: „Herr, soll ich Sie mit dem Knüppel zum Schießen zwingen, warum feuern Sie nicht?" Ich kannte ihn zu gut, um derartige Ausbrüche für Ernst zu nehmen. Ich zuckte mit den Achseln, und ehe ich noch ein Wort der Meldung vorbrachte, setzte er seine Rede fort: „Wenn die Elemente sich gegen uns verschwören, müssen wir geduldig still halten. Ich hatte den ganzen Tag eine Hundeangst, Sie könnten zu schießen anfangen, bloß weil es einmal befohlen war, und war sehr froh, keinen Kanonendonner zu hören. Ich konnte ja nicht einmal die Häuser vis-à-vis sehen. Ihr müßt gar nichts haben sehen können." Ich bestätigte, daß wir nichts sehen konnten. Er lobte den Aufschub. „Doch nun zu etwas anderem."

Als ich in mein Quartier zurückkehrte, ward mir das Mittagessen durch die Meldung des Obersten v. Bronikowski verdorben, daß der Munitionstransport fast ganz aufgehört habe. Der Grund war folgender: Eine Menge Wagen, deren Bauern mit Pferden desertiert waren, wurden von Lagny bis Villa Coublay durch Relais fortgeschafft, die von den zernierenden Armeekorps in ihrem Bereich gestellt werden mußten, da diese bei ihrer Feldartillerie und ihren Munitionskolonnen eine Menge Gespanne untätig in ihren Quartieren zu stehen hatten, solange sie nicht marschierten oder nicht schlugen. Jetzt aber war, als die Bewegung Bourbakis gegen Osten auf Belfort immer wahrscheinlicher wurde, beschlossen worden, das II. Armeekorps aus der Einschließungslinie von Paris zur Unterstützung des Generals v. Zastrow abzusenden und es durch das I. bayerische Korps, v. der Tann, in der Zernierung von Paris ablösen zu lassen, wo dieses sich erholen und komplettieren

sollte. Das II. Armeekorps war am 2. Januar über Fontainebleau auf Montargis abmarschiert. Diese Maßregel war mit dem dichtesten Schleier des Geheimnisses bedeckt worden, und weder Rieff noch ich hatten davon etwas erfahren.*) Das I. bayerische Korps, v. der Tann, hatte bei seinem Einrücken in die Zernierung keinen Befehl von der Dritten Armee erhalten, jenen Vorspann zu gestellen, und so waren die sämtlichen betreffenden Munitionswagen an der Grenze seines Rayons unbespannt stehen geblieben. Ich schrieb sofort an Moltke und bat um Abstellung.

Daß die nächste Nacht für mich ganz schlaflos war, wird mir jeder glauben, der sich in meine Lage denkt. Immer dachte ich an meine Kanonen, die da wehrlos am Feinde standen, und glaubte, der letztere müsse einen großen Ausfall machen, um sich derselben zu bemächtigen. Bei dem geringsten Geräusch fuhr ich auf und glaubte, den Lärm eines verzweiflungsvollen Kampfes zu hören.

Der 5. Januar. Wider Erwarten blieb aber alles still. Ich war wieder nach sechs Uhr früh zu Pferde und begab mich auf meinen Standpunkt auf Meudon. Noch lag Nebel auf den Feldern, aber man konnte doch schon um acht Uhr die Forts erkennen, wenn sich auch die Scharten und Linien in dem Nebel nur undeutlich abhoben. Wir — Kameke und ich — hatten kaum eine Rundschau durch das Fernrohr abgehalten, als von Batterie Nr. 8 der erste Kanonenschuß erfolgte. Es war acht Uhr dreizehn Minuten, also unmittelbar nach Sonnenaufgang. Bald stimmten viele Kanonen ein, die Musik begann allgemein zu werden, und Erde und Himmel erzitterten unter diesem höllischen Konzert. Mit inniger Freude sahen wir Granate auf Granate in den Forts Issy und Vanves einschlagen, aber der Nebel gestattete noch nicht, die Wirkung genau zu beobachten. Nach etwa einer halben Stunde sahen wir noch größere Explosionen in den feindlichen Forts als die der ersten einschlagenden Granaten, konnten aber nicht unterscheiden, was die Ursache war. Schon jubelten wir und glaubten, Pulvermagazine seien aufgeflogen. Um dieselbe Zeit knallte es auch dicht bei uns, rechts in den Batterien von Meudon, und ich freute mich ihrer Mitwirkung. Nur die Batterie St. Cloud Nr. 1 schwieg noch. Eine dichte weiße Wolke, von dem aus der Seine aufsteigenden Nebel gebildet, hüllte sie ein und schien sich fast vor ihr gelagert zu haben.

Nach neun Uhr sandte ich den Leutnant Braumüller in die Batterien von Meudon, um mich zu erkundigen, ob sie Verluste hätten. Derselbe

*) Vgl. das Nähere hierüber in den mehrerwähnten Denkwürdigkeiten des Generals v. Fransecky.

kam nach halb zehn Uhr zurück und meldete, sie schössen noch gar nicht, weil sie noch nicht genau die Forts sehen könnten. Die Explosionen, die ich dort hörte, rührten lediglich von feindlichen Geschossen her, und die dichten Pulverdampfwolken in den feindlichen Forts, die wir für Explosion von Pulvermagazinen gehalten, rührten von den feindlichen schweren Geschützen her, die seit halb neun Uhr auf das fleißigste das Feuer erwiderten und auch die Terrasse von Meudon beschossen, wo sie unsere Batterien sahen. So hatte sich der Major du jour auf Meudon vom Feinde erst beschießen lassen. Allerdings war er durch einen früheren Befehl von mir entschuldigt, der ein Geschützfeuer für strafbar erklärte, das man nicht beobachten konnte. Jetzt eilte ich selbst in die Batterien und versuchte die Geschütze zu richten. Es ging in der Tat noch nicht. Da kam ein Telegramm von Rieff an den Major du jour auf Meudon: „Ich stehe seit einer Stunde im Kampf, warum feuern Sie nicht?“ Rieff hat mir nachher gesagt, er habe schon um acht Uhr sehr gut sehen können. Der Nebel war eben, je näher der Seine, um so zäher. Batterie St. Cloud konnte erst um zwölf Uhr zu feuern anfangen.

Der Major du jour wollte eben antworten, er könne nicht sehen. Aber ich entnahm aus Rieffs Telegramm, daß ihm hart zugesetzt werde, und ich befahl die sofortige energische Eröffnung des Feuers, so gut es eben gehe, um ihn zu erleichtern, und die gewaltige Musik begann auch aus den sechsundzwanzig schweren Geschützen der Terrasse von Meudon.

Es ist möglich, daß die Erschütterung der Luft das Niederfallen des Nebels beschleunigte. Sehr bald konnte man jeden Schuß sehr deutlich sehen, mit Genauigkeit korrigieren, und dann schlug jede Granate auf dem Fleck ein, dem sie zugedacht war. Die herrlichste Wintersonne glänzte an dem winterlichen, wolkenlosen Himmel, beleuchtete die Schneelandschaft und zeichnete deutlich die Linien und Scharten der Forts. Um zwölf Uhr war auch die Batterie St. Cloud Nr. 1 vom Nebel frei und begann den Kampf. Eine lange Linie der Stadtfront vom Point du Jour nördlich trat dagegen in Tätigkeit. Ich zählte an vierzig Geschütze daselbst.

Dagegen wurde das Fort Issy immer bescheidener, je mehr unsere Granaten darauf einschlugen, und von halb zwölf Uhr ab schwieg es gänzlich. Auch das Feuer von Vanves und Montrouge wurde matter. Ich telegraphierte daher um zwölf Uhr an Rieff, er solle, wenn er ein oder zwei Geschütze in Batterie Nr. 8 entbehren könne, dieselben rechts an Vanves vorbei richten, mit Sechspfund-Ladung laden und mit 30 Grad Elevation feuern lassen. Das war technisch, es ging aber politisch mitten nach Paris hinein.

Um zwei Uhr erschien auch ein Dampfer auf der Seine und legte sich in einen geborgenen Winkel. Von da schickte er Granaten nach Meudon hinauf. Er war schwer zu sehen und zu fassen. Endlich aber ward er vertrieben. Bei Eintritt der Dunkelheit wurde jedem ersten Geschütz in den Batterien Richtung usw. für die Nacht gegeben, um das Feuer unterhalten zu können, und um fünf Uhr verließ ich Meudon. Den ganzen Tag über hatten wir jenseits Paris von Bourget über Raincy bis gegen St. Maur des Obersten Bartsch Batterien im Feuer gesehen.

Der Rückritt war wegen der Glätte noch beschwerlicher als der vom Tage vorher.

Der wirkliche Erfolg des ersten Beschießungstages war noch weit bedeutender, als es den Anschein hatte. Es ist später konstatiert worden, daß die Franzosen durch die Eröffnung unseres Geschützfeuers vollständig überrascht worden sind. Sie hatten seit Monaten von unserem Belagerungspark in Villa Coublay Kenntnis erhalten. Allmählich hatten sie sich daran gewöhnt, zu glauben, wir hätten den Plan aufgegeben, Belagerungsgeschütz anzuwenden. Als plötzlich das vernichtende Feuer gegen den Mont Avron am 27. Dezember begann, glaubten sie, wir hätten unsere Angriffsfront gewechselt. Das lebhaftere Feuer, das der Oberst Bartsch auf meine Aufforderung am 3. und 4. Januar unterhielt, hatte in der Tat, wie es in der Absicht lag, die Aufmerksamkeit des Feindes gänzlich gefesselt, und er hatte Truppen und Beobachtung dorthin konzentriert und den Süden ganz außer acht gelassen. Von der Armierung hat er nicht die geringste Kenntnis erhalten.

So hatte der Beginn des Kampfes am 5. früh acht Uhr die Verteidiger der Forts gewissermaßen im Schlafe überrascht. Es soll da eine heillose Verwirrung entstanden sein, wie mir französische Offiziere später erzählt haben, und es ist nur mit Mühe gelungen, die Kanoniere, die aus den Kasernen durch Granaten, die in den Stuben platzten, aufgescheucht wurden, zum Bedienen der Geschütze zu bewegen. Es ist dies allerdings eine recht rohe Art, einen Menschen früh aufzuwecken. Daher kam es, daß über eine halbe Stunde verging, ehe die Forts antworteten. Allmählich wurden sie immer lebendiger, solange Rieff nur mit dem Zentrum und dem rechten Flügel feuerte, weil er von da nur gegen je eine Front der Forts schoß. Sobald aber die Batterien auf Meudon am Kampfe teilnahmen und die Forts von der anderen Seite umfaßten, auch die klare Luft uns instand setzte, die Genauigkeit unserer Geschütze voll auszunutzen, da unterlagen die Forts. Der Admiral La Roncière sagt in seinem Werke: „Le Fort d'Issy fut écrasé en deux heures." Es hat den folgenden Morgen noch einmal versucht zu schießen und ein

oder zwei Schuß abgegeben und dann nie wieder. Die französischen Offiziere, die uns am 29. Januar das Fort übergaben, sagten uns, wir hätten darin am ersten Tage binnen zwei Stunden siebenundzwanzig Geschütze zerschossen. Es sei unmöglich gewesen, die Mannschaft auf dem Walle zu erhalten und von den übrigen siebzig Geschützen, die eine ambulante Reserve bilden sollten, auch nur ein einziges auf dem Wall aufzustellen. Die Mannschaft habe sich in die bombensicheren Räume verkrochen, denn die Kasernen gerieten sogleich in Brand, und seien nicht wieder zu bewegen gewesen, den Kampf auf dem Walle zu erneuern. So groß ist die Überlegenheit, welche Überraschung, gute Geschützkonstruktion und gute Ausbildung der Artillerie gewährt, daß achtundzwanzig gegen Issy feuernde Geschütze binnen zwei Stunden siebenundneunzig darin befindliche auf immer außer Tätigkeit setzten.

Ähnlich erging es dem Fort Vanves, wenn es auch erst in den nächsten Tagen ganz zum Schweigen gebracht ward und dann erst als ganz écrasé betrachtet werden konnte.

Fort Montrouge ward nur von Bagneux her bearbeitet, also nicht umfassend zugerichtet. Aber es hatte auch zuletzt nur matt gekämpft. Die Batterien zwischen L'Hay und Chevilly hatten pünktlich früh um acht Uhr mitgewirkt und einen vortrefflichen Erfolg erzielt, waren auch durch einige bayerische Feldbatterien unterstützt worden. Die Schanze Haute Bruyère hatte von halb zwölf Uhr ab geschwiegen, und nur weiter rückwärts von Fort Bicêtre und Moulin Saquet waren noch einzelne Schüsse gefallen.

Auf dem äußersten linken Flügel hatte die Batterie St. Cloud Nr. 1 eine große Geschützzahl gegenüber auf dem Wall der Stadtbefestigung auftreten sehen. Aber sie hatte ihre sämtlichen Geschütze immer gegen ein und dasselbe feindliche Geschütz zugleich feuern lassen und so eins nach dem anderen totgemacht. Gegen Abend hat die Stadtbefestigung nicht mehr geantwortet. Außerdem hatte die Batterie St. Cloud noch die Vorstadt Billancourt bearbeitet und daraus die Vorposten des Feindes verjagt, die sie nun nicht mehr mit Chassepotfeuer belästigten.

Das lebhafteste Feuer hatte der Feind bis gegen Abend aus Geschützen unterhalten, von denen wir mehrere Tage gar nicht herausbringen konnten, wo sie eigentlich standen. Sie feuerten nicht aus den Forts, sondern neben den Forts. Später wurden uns diese Stellungen deutlich. Der Feind hatte an jedes Fort rechts und links Batterien angehängt, die durch gedeckte Verbindungswege mit den Forts zusammenhingen und mit Munition gespeist wurden. Diese Batterien waren geschickt im Terrain versteckt, besonders eine rechts von Issy am Bahn-

damm verborgen. Sie blieben am längsten im Feuer. Wir haben von den Franzosen gelernt und jetzt in unseren Festungen die Anlage solcher Annex-Batterien zum System gemacht.

Im allgemeinen schoß der Feind schlecht. Bei der großen Zahl Geschütze, die er in Tätigkeit brachte, kann unser Verlust nur gering genannt werden, wenn er auch sehr empfindlich war. Auch Oberst Bartsch hatte heute Verluste, und es wurde ihm eine Lafette zerschossen. Auf der Südfront wurden kein Geschütz und keine Lafette getroffen. Im ganzen verlor ich an diesem Tage mehrere Offiziere — die Verlustlisten geben nur zwei an, aber mir wurden sechs gemeldet, vielleicht sind einige der verwundeten Offiziere erst an einem späteren Tage in die Listen aufgenommen — und sechsunddreißig Mann.

Am schmerzlichsten war mir die Nachricht, daß dem Hauptmann Hoffmann v. Waldau ein Fuß fortgerissen war. Er hatte seine sechs langen Vierundzwanzigpfünder alle selbst gerichtet und war so erfreut über die Ehre, das Signal zur Beschießung von Paris geben zu können, daß er auch von jedem Geschütz den ersten Schuß eigenhändig, jedesmal mit einem Hoch auf den König abfeuerte, von einem Flügel zum anderen gehend. Dann hatte er sich, frei aus der Deckung heraustretend, hinter seine Batterien gestellt, die er, mit verschränkten Armen wie Napoleon I. dastehend, kommandierte. Es war recht unnötig, sich so der Gefahr auszusetzen, wo Schutzmittel gebaut waren. Der Feind nahm natürlich den Punkt am meisten aufs Korn, von dem unser Feuer zuerst begonnen hatte. Bald wurde die Batterie Nr. 8 von Issy, Vanves und Montrouge her, ja sogar aus der weit entfernten Stadtfront mit Projektilen aller Art überschüttet, und wer dort frei stand, mußte getroffen werden. Eine Granate riß dem Hauptmann den Fuß fort. Es wurden außer ihm noch sechs Mann in der Batterie verwundet. Als die Mannschaft ihren geliebten Hauptmann forttragen sah, insbesondere als ein Mann, der ebenfalls eine Knochenwunde hatte, vor Schmerz besinnungslos, entsetzlich schrie, da verlor die Mannschaft die Haltung, verkroch sich und hörte auf zu laden. Da ist der kleine, dicke Oberst Rieff auf die Brustwehr gesprungen und hat den Leuten auf sein Ehrenwort versichert, wenn nicht sofort jeder auf seinem Platz seine Schuldigkeit tue, werde er sie oben auf der Brustwehr Kompagnie formieren und vom Feinde unter „Stillgestanden" beschießen lassen. Rieffs Energie stellte die Ordnung sofort wieder her. Wie energisch doch dieser sonst oft schüchterne Mann sein konnte, wenn er wußte, was er sollte! Er hatte noch einen schweren Stand, bis ich den Beginn des Feuers auf Meudon befahl. Von da ab hatte er keine Verluste mehr gehabt.

Batterie St. Cloud Nr. 1 und die Batterien beim VI. Armeekorps hatten keine Verluste gehabt.

So war der erste Tag unseres Kampfes sehr zufriedenstellend. Alle meine Befürchtungen hatten sich als unbegründet erwiesen, und von jetzt ab war auch nächtlich eine größere Unternehmung gegen die Batterien nicht mehr zu erwarten, denn diese hielten die Anmarschwege Tag und Nacht derart unter Feuer, daß den Franzosen die Lust verging, in großen Massen dort aus den Toren von Paris herauszukommen.

Es machte mir viel Vergnügen, daß es gelungen war, das Geheimnis über den Beginn der Feuers so gut zu bewahren. Nicht nur die Franzosen waren davon überrascht, sondern auch alle nicht beteiligten deutschen Offiziere in Versailles. Zwei Offiziere des Stabes des Generals v. Pape, die am Abend des 4. Januar in einem Bierlokal mit Kaas zusammenkamen, ernteten viel Spott von dieser Mystifikation. Sie hatten, wie dies öfter geschah, am Tage in Versailles Einkäufe für den Stab gemacht und wollten den 5. nach St. Brice zurück. Um Neuigkeiten mitzubringen, fragten sie Kaas, wann wir denn zu schießen anfangen würden. Dieser, der den ganzen Tag mit mir auf einen Lichtblick gewartet hatte und erst vor einigen Stunden aus den schußbereiten Batterien zurückgekehrt war, sagte verabredetermaßen: „Prinz Hohenlohe bildet sich ein, am 15. Januar anfangen zu können, aber auch da ist keine Rede davon.“ Die beiden Herren kehrten den anderen Morgen nach St. Brice zurück. In einem geschlossenen Wagen fahrend, hörten sie vor dem Rumpeln des Wagens den Kanonendonner nicht, auch sahen sie nichts. Sie kamen des Glatteises wegen nur langsam fort und gelangten erst im Dunkeln nach St. Brice, als Pape sich eben zu Tische setzen wollte. „Nun, was gibt's Neues?“ „Schlechte Nachrichten“, sagten sie, „Prinz zu Hohenlohe will am 15. Januar mit dem Feuer beginnen, wird es aber auch dann noch nicht können.“ „Was haben Sie denn für Quellen?“, sagte Pape. „Wir stehen hier den ganzen Tag auf der Höhe von Pierrefitte, beobachten den imposanten Geschützkampf, sehen jeden Schuß, freuen uns, wie herrlich sich der von der Sonne beleuchtete, in Pulverdampf gehüllte Horizont ausnimmt, und Sie bringen uns solche Nachrichten. Wenn Sie in Versailles keine besseren Quellen haben, dann erlaube ich Ihnen nicht mehr, dorthin zu fahren.“ Und sie wurden vom ganzen Stabe entsetzlich verhöhnt.

An demselben Tage, an dem ich diesen schweren Kampf so glücklich begann, kam die Nachricht, daß Goeben*) den General Faidherbe noch

*) General v. Manteuffel, der bisher die I. deutsche Armee im Norden von Paris kommandierte, übernahm in diesen Tagen den Befehl über die aus dem VII. und II. Armeekorps neugebildete Süd-Armee, und an seine Stelle trat General v. Goeben im Norden.



einmal bei Bapaume am 3. Januar zurückgeschlagen hatte, und Prinz Friedrich Karl sowie der Großherzog von Mecklenburg setzten sich gegen Le Mans siegreich vordringend in Bewegung.

Aber auch dieser Tag ging nicht ganz ohne Sorgen zu Ende. Bartsch meldete telegraphisch, daß seine Geschützrohre bereits bedenkliche Ausbrennungen zeigten, welche ihr Verderben oder ihr Zerspringen in Aussicht stellten. Er hatte keine Maschinen im Park, sie verschrauben zu lassen. Anfangs erschrak ich über diesen schnellen Verbrauch der Rohre, aber als ich in Betracht zog, daß die Geschütze des Obersten Bartsch bereits die Belagerung von Straßburg, Toul und Soissons durchgemacht hatten, da wunderte ich mich weniger darüber. Ich habe schon oben angegeben, wie nach telegraphischer Verständigung mit dem Kriegsministerium in Berlin dieses die Reparatur der Geschütze des Obersten Bartsch in Straßburg anordnete.

Überhaupt war die Tätigkeit des Kriegsministeriums in Berlin und der Geschützgießerei von Spandau in dieser Zeit im hohen Grade anerkennenswert. Im Winter vor dem Feldzuge war z. B. die Konstruktion des neu erfundenen kurzen Vierundzwanzigpfünders endgültig festgestellt und seine Einführung vom Könige genehmigt worden. Als der Feldzug plötzlich ausbrach, existierten einige wenige normale Exemplare dieses Geschützes in Preußen. Alsbald goß man deren viele mit Eifer. Bei der Belagerung von Straßburg sprach eine ausschlaggebende Zahl derselben ein entscheidendes Wort mit, und am Ende der Beschießung von Paris standen davon zwanzig Stück gegen Paris in Batterie, wovon über die Hälfte durch neue Rohre ersetzt waren. Allerdings hatte am letzten Beschießungstage das Kriegsministerium in Berlin mir telegraphiert, ich könnte nun nur noch auf den Ersatz von einem einzigen Rohr rechnen. Aber da ward der Waffenstillstand und die Kapitulation abgeschlossen, und wenn der Friede nicht erfolgt wäre, hätte ich drei Wochen später mit noch zwanzig Stück solcher Geschütze mehr auftreten können.

Die andere Nachricht, welche in der Nacht eintraf, war erfreulicher. Das große Hauptquartier (Moltke) teilte mir mit, daß von dem vor Mézières in Tätigkeit gewesenen Belagerungspark 16 lange, 8 kurze Vierundzwanzigpfünder, 16 Zwölfpfünder und 4 gezogene Mörser gegen St. Denis dem Obersten Bartsch zur Disposition gestellt worden seien, 44 kostbare schwere Geschütze. Der Rest des Belagerungsparks von Mézières blieb noch zur Disposition der Nord-Armee gegen Péronne. Zwar hatten auch diese Geschütze manches geleistet, sie hatten Thionville, Montmédy und Mézières genommen, aber sie mußten doch für die nächste Zeit gebrauchsfähig sein.

Am Abend traf Doppelmair aus Gonesse bei mir ein und ward in meinem Palais einquartiert. Sobald die Beschießung der Südfront begann, war ihm der Aufenthalt in Versailles artilleristisch-wissenschaftlich interessanter als der in Gonesse. Durch seine Ankunft vermehrte sich mein Stab auf vier Personen. Wir bildeten also allein immer abends sieben Uhr eine Tischgesellschaft von fünf. Aber da ich alle, mit denen ich etwas zu sprechen hatte, zum Essen einlud, weil mir keine andere Zeit blieb, so hatte ich gewöhnlich eine Tafel von zehn Personen. Das war sehr stattlich und vornehm, aber auch sehr teuer.

Leutnant v. Raas hatte die Leitung des improvisierten Haushalts übernommen, den ich in Versailles führte. Ich habe schon oben angegeben, daß Madame la Concierge für Geld und gute Worte für uns kochte. Mein Diener Vinzenz Heynal kaufte, während wir tätig waren, Fleisch, Gemüse, Brot usw. auf dem Markte ein. Wein kaufte Raas in Fässern. Ein recht guter Petit Bordeaux war so billig zu haben, daß die Flasche unter einem halben Frank zu stehen kam. Aber es war keine Zeit, den Wein gleich abzuziehen und unter Kontrolle aufzubewahren, sondern es wurde ein Hahn ins Faß geschlagen und nach Bedarf abgelassen. Da wir alle den ganzen Tag abwesend und auch bei unserer Anwesenheit dringend mit Arbeiten beschäftigt waren, so fehlte alle Aufsicht, und allen Trainsoldaten usw. schmeckte der Wein auch, also ward so ein Faß schnell konsumiert. Die Preise der Lebensmittel waren oft sehr originell. Hammelfleisch war immer sehr billig, aber den ewigen Hammel hatten sich alle fast zum Ekel gegessen. Rindfleisch war eine Seltenheit, weil aus Deutschland wegen der Rinderpest kein Hornvieh nachgeführt werden durfte, und nachdem Le Mans von uns erobert war, war die Delikatesse einer Dinde oder Poularde von Le Mans auf dem Markte von Versailles billiger als Rindfleisch von demselben Gewicht. Gemüse waren sehr billig, denn die Händler fanden den gewohnten Absatz nach Paris nicht. Dagegen waren Kartoffeln und Bier ein seltener Genuß, den man sich nur ausnahmsweise zu gestatten Gelegenheit hatte.

Unsere Lebensweise war in der Zeit des Kampfes folgende. Zwischen sechs und sieben Uhr ritten wir in der Regel von Versailles fort, um bei Tagesanbruch in den Batterien zu sein, versehen mit kalter Küche und Getränken, die um Mittag im Beobachtungsstande verzehrt wurden. Vor dem Abreiten hatten wir Kaffee getrunken.

Nach dem Dunkelwerden ritten wir zurück, so daß wir gewöhnlich gegen sechs Uhr in Versailles waren. Es gab dann meistens irgend etwas schleunigst telegraphisch zu erledigen, was durch die Ereignisse des Tages bedingt war und Eile hatte, so daß wir selten vor halb sieben Uhr Mittag

essen konnten. An das Mittagessen schloß sich bei der Zigarre die Besprechung mit denjenigen Herren, die ich zu diesem Zweck eingeladen hatte, und dann folgte die Erledigung der schriftlichen Arbeiten, die meist bis elf Uhr dauerte. Um elf Uhr konnte ich zu Bett gehen. Aber gewöhnlich kamen die Befehle und Mitteilungen von der obersten Heeresleitung, Moltke, nach Mitternacht an, und die telegraphischen Meldungen vom Obersten Bartsch von der Nordfront zwischen ein und zwei Uhr nachts, so daß mein Schlaf erst nach Erledigung dieser Dinge ungestört war. Um fünf Uhr mußte ich wieder aufstehen. Da meine Natur viel Schlaf erfordert, so war mir die Entbehrung des nötigen Schlafs am empfindlichsten, empfindlicher als die schwere Kälte, gegen die ich mich in der Wohnung durch vom Magistrat requirierte kleine Öfen, im Freien durch Bewegung und Kleidung genügend schützen konnte.

Die vorkommenden Arbeiten hatte ich derart verteilt, daß Kaas die Angelegenheiten des Ersatzes an Munition und Artilleriematerial bearbeitete, Braumüller alles übrige. Dem Oberstleutnant Heydenreich gab ich nichts zu arbeiten, und insofern hatte er nicht die volle Tätigkeit eines Chefs des Generalstabes. Aber er mußte alles einsehen, orientiert sein, und ich verwandte ihn bei jedem Entschluß als Ratgeber, wobei er verpflichtet ward, mir immer zu widersprechen und die gegenteilige Ansicht auch zu begründen, und ferner als mein Stellvertreter zu Aufträgen, wo mir die Zeit fehlte, selbst zu erscheinen.

Der 6. Januar. Gegen acht Uhr früh ging das bis dahin langsam unterhaltene Nachtfeuer in das lebhafte Tagesfeuer mit fünfzig Schuß pro Geschütz und Tag wieder über. Die feindlichen Forts, besonders Issy und Vanves, versuchten noch einmal zu antworten, schwiegen dann aber ganz still. Montrouge kämpfte nur noch schwach. Die großen sichtbaren Kasernen in Issy und Vanves wurden zusammengeschossen und standen bald in hellen Flammen. So wurde den Verteidigern die bequeme Unterkunft entzogen, und dies war bei der Winterwitterung gewiß von großer Bedeutung.

Dagegen vermehrte der Feind seine Geschützzahl auf der langen Stadtfront hinter den Forts von Stunde zu Stunde und schoß aus der bedeutenden Entfernung von 4000 bis 5000 Metern mit unglaublicher Eile. Die verschiedenartigsten Projektile kamen da angesaust, und wenn man die Geschosse untersuchte, welche nicht platzten, dann sah man, daß man alle Arten von feindlichen Geschützen gegenüber hatte, vom schwersten gezogenen Marinegeschütz bis zum leichtesten glatten Bootskanon, dessen Konstruktion in ein Raritätenkabinett aus längst vergangener Zeit ge-

hörte. Die geringe Treffwirkung dieser feindlichen Geschütze verleitete uns nicht, wieder gegen die Geschütze des Stadtwalls zu schießen, solange wir so weit entfernt waren. Nur die näher liegende Batterie St. Cloud Nr. 1 mußte gegen denselben Teil des Stadtwalls kämpfen, gegen den sie gestern im Feuer war. Wir begnügten uns damit, die Forts noch mehr zu zerstören, die Stadt mit zwei Geschützen im ganzen Innern zu beunruhigen und außerdem in der Nähe des Point du Jour den Verkehr zu hemmen. Wir sahen Eisenbahnzüge auf der Ringbahn hin und her dampfen. Die Bahnbrücke hinter der Porte de Bas Meudon war sichtbar und ward auf mehr als 4000 Meter von Batterie Nr. 2 getroffen. Pfeiler und Schienen wurden beschädigt, und der Verkehr hörte auf. Auch untersagten unsere Granaten den Bootsverkehr auf der Seine bis zur nächsten dahinter liegenden Brücke. Wie früher unsere Vorposten, so ließ jetzt der Feind keinen Kopf mehr sehen. Dieser Spieß war schon jetzt umgedreht. Wo bisher unsere Vorposten nur gebückt hatten schleichen können, da tanzten sie jetzt in verlassenen Häusern oder auf der offenen Straße nach dem Schalle herrenloser Pianinos, die in der feuchten und kalten Witterung nicht gerade die harmonischsten Akkorde von sich gaben. Unsere Leute waren so guten Humors und schauten so übermütig drein, daß sie sogar die nötigsten Vorsichtsmaßregeln versäumten und die jetzt noch bei der Infanterie vorkommenden Verluste der Unvorsichtigkeit derselben zuzuschreiben sind. Sie waren übrigens nur gering und betrugen am 6. und 7. Januar im Bereich der Batterien des rechten Flügels, Zentrums und linken Flügels nur noch je einen Verwundeten.

Unser Feuer ließ sich an dem klaren, sonnenhellen Wintertage vortrefflich beobachten. Dabei wurden wir inne, daß einige Batterien, besonders Nr. 5 und 6, doch gar zu weit feuern mußten und zu einer entscheidenden Wirkung gar zu viel Munition erforderten. Aber auch die den Forts am nächsten liegenden Batterien waren immer noch zu weit, um Punkt zu schießen. Nun war ein Teil des Mauerwerks der Eskarpe an den Forts Issy und Vanves zu sehen, und wir hofften, diese Forts in Bresche legen zu können, wenn wir näher herangingen. Daher suchte ich nähere Positionen aus, um in ihnen unter dem Schutze unserer Überlegenheit im Artilleriekampfe Batterien bauen zu können.

Oberst Rieff wollte durchaus auf der den Franzosen in der vorletzten Nacht entrissenen Schanze von Notre Dame de Clamart eine Bresch-Batterie gegen Fort Issy anlegen. Ich besuchte deshalb diese Schanze; sie war noch unvollendet, aber ein tiefer, breiter Graben, den der Feind nach uns zu ausgehoben hatte, gewährte uns vortreffliche Deckung,

und der dahinter liegende starke Erdwall war eigentlich schon eine halb fertige Batterie. Die Schanze lag höher als Fort Issy und nur 1000 Meter davon. Das alles verlockte sehr, sie zu benutzen. Aber sie bot nicht Raum genug, um mehr als vier Geschütze dort genügend gesichert in Batterie zu stellen. Zudem war dicht daneben ein alter Turm, der weithin sichtbar war, und der Feind konnte sich gewiß danach gut einschießen. Zudem mußte die Schanze, die der Feind selbst gebaut hatte, ihm sehr genau nach Lage und Entfernung bekannt sein, und man konnte nicht wissen, welche List der Feind noch mit der so leicht uns überlassenen Schanze verband. Kurz ich hatte einen Widerwillen gegen Notre Dame de Clamart und verbot, vier einzelne Geschütze jetzt schon und isoliert so weit vorzuschieben, weil sie dort von allen Seiten beschossen und erdrückt worden wären.

Ich suchte deshalb zwei andere Plätze für Batterien aus. Sie lagen etwas weiter ab vom Feinde, rechts und links der Höhe von Notre Dame de Clamart; die eine, Nr. 19, die gegen Issy bestimmt war, sollte auf einer freien Wiese erbaut werden. Rieff machte große Augen, als ich verlangte, eine Batterie auf einen so freien Platz zu bauen. Man werde sie nicht bauen und nicht behaupten können, fürchtete er, weil sie allseitig zu sehen war. Ich bestand aber eigensinnig darauf, daß hier acht Geschütze aufgestellt würden. Etwa 200 bis 300 Schritt von dem für die Batterie bestimmten Fleck zog sich nämlich eine dichte Hecke bis zur Höhe der Geschütze hin, und ich rechnete darauf, der Feind müsse glauben, die Batterie werde dicht an der Hecke angelegt. So geschah es auch, der Feind hat Schuß auf Schuß später nach der Dornhecke getan, in deren Nähe der Boden wie ein gepflügter Acker aussah. Die Batterie selbst aber würde gar keine Verluste während der ganzen Beschießung gehabt haben, wenn darin nicht einmal ein Rohr geplatzt wäre, das drei Mann tötete, und ein Lazarettgehilfe im Übermute auf der Brustwehr herumspaziert wäre, der durch ein Sprengstück am Arm leicht verwundet ward. Die Artilleristen haben sich später so sehr über die günstige Lage dieser Batterie gefreut, daß sie ihr meinen Namen gaben. Die Batterie sollte gegen Issy mit 1500 Metern feuern. Die landschaftliche Lage dieser Batterie war recht romantisch, mit ihrem Ausblick auf Issy, den Mont Valérien und das ganze große, weite Paris. Dicht daneben stand eine reizende kleine Villa, im Schweizerstil erbaut, die mit ihrem vor die Tür geworfenen Mobiliar, umgestürzten Figuren usw. schon die Spuren der Verwüstung durch den Krieg trug und im Laufe der nächsten Wochen durch die feindlichen Geschosse noch übler zugerichtet wurde.

Die andere Batterie, Nr. 20, bestimmte ich rechts von der Höhe Notre

Dame de Clamart, hinter eine lange Gartenmauer. Dort konnte sie Tag und Nacht, vom Feinde ungesehen, gebaut werden, und dann, wenn die Mauer umgeworfen wurde, täuschten den Feind noch davor auf dem vorderen Abhange erbaute, bis zur Höhe der Batterie reichende Häuser mit ihren Schornsteinen über Lage und Entfernung. In der Tat hat im Laufe der Zeit der Feind diese Batterie täglich vergebens mit seinen Granaten gesucht. Er hat bald ein paar hundert Schritt davor oder dahinter geschossen. Getroffen hat er sie nie. Verluste hatte sie nicht. Sie breschierte Fort Vanves auf 2200 Meter.

Zugleich sandte ich Heydenreich mit Kaas, um den genauen Platz zwischen Bagneux und Châtillon zu bestimmen, den die von ihm vorgeschlagene Batterie erhalten sollte. Die Batterie erhielt die Nummer 18. Der Platz reichte für zwei Batterien, und in gleicher Höhe fand sich links von Châtillon ein geeigneter Platz für eine Batterie, und die Batterien rechts und links von Châtillon erhielten die Nummern 21 und 22. Von diesen Batterien aus war man dem Zentrum von Paris ebenso nahe, einem großen Teile der Stadt aber sogar näher als vom Fort Issy aus. Wenn es daher gelang, diese Batterien zum Schuß zu bringen, dann war der Besitz des Forts Issy zum Bombardement der Stadt ganz unnütz. Die Batterien 22 und 18 waren gegen Montrouge bestimmt, es in Bresche zu legen, dann gegen die Stadt, Batterie 21 gegen Vanves von der anderen Seite. So sollten zweiunddreißig Geschütze näher an Paris herangeschoben werden, 1200 bis 1500 Schritt.

Die Rekognoszierungen und Besprechungen an Ort und Stelle nahmen so ziemlich den ganzen Tag in Anspruch. Unterdessen ging die Musik ihren Gang. Es gelang auch, die Annex-Batterien zum Schweigen zu bringen. Batterie St. Cloud erwehrte sich des an Zahl so überlegenen Gegners ohne Verlust, und auch an allen anderen Stellen war der Verlust fast gleich Null. Auf dem äußersten rechten Flügel hätten wir auch keinen Verlust gehabt, wenn ein Leutnant nicht aus Zerstreutheit gerade hinter einem feuernden Geschütz stehen geblieben wäre, das im Rücklauf ihm über den Fuß ging und ein paar Zehen zerquetschte.

Bartsch hatte im Norden günstigen Kampf. Zwar hatte er viele Verwundete, aber er hatte alle Forts zum Schweigen gebracht, und die Pariser Zeitungen erzählten uns, daß die für bombensicher gehaltenen Kasematten des Forts Rosny von unseren Granaten durchschlagen und von den französischen Truppen verlassen waren.

In gehobener Stimmung und mit der Absicht, bald dem Feinde näher auf den Leib zu rücken, verließen wir gegen Ende des Tageslichts

die Batterien. Da, um die Zeit der Ablösung der Batteriebedienung, hörten wir plötzlich den Feind lebhafter, ja lagenweise schießen. Das dauerte eine kurze Zeit, und dann fing das nächtliche Feuer unserer Batterien regelmäßig an.

Der Feind hatte am Tage vorher bemerkt, daß wir um halb fünf Uhr abends zu schießen aufhörten und um fünf Uhr das Nachtschießen begannen. Er hatte sich das gemerkt und sehr richtig daraus gefolgert, daß wir um diese Zeit durch irgend einen Umstand verhindert seien zu schießen. Für den heutigen Tag hatte er sich daher auf diese Stunde vorbereitet, und sobald unser Feuer wieder um halb fünf Uhr schwieg, eilten in den Forts und auf der Stadtfront die feindlichen Kanoniere an die noch gebrauchsfähigen Geschütze und feuerten so schnell und soviel sie konnten.

Der Moment war recht gut gewählt. In den Batterien war die Ablösung eingetroffen und die doppelte Mannschaftszahl zugegen, die nicht überall genügende Deckung fand. Unsere Geschütze wurden überall nach Beschaffenheit, Bedienung, Richtung, Ladung, Elevation und Bestimmung an die neue Mannschaft übergeben und waren augenblicklich nicht schußfähig. Die einzigen Verluste, die wir auf der Südfront an diesem Tage erlitten, traten jetzt ein. Einige Verwirrungen fanden statt. Nach erfolgter Übergabe und Wiederaufnahme unseres Feuers schwieg aber der Feind. Ich ordnete an, daß in Zukunft abends Ablösung und Übergabe der Batterien derselben Gruppe nicht gleichzeitig erfolgen dürfe, sondern immer eine nach der anderen, so daß das Feuer nie ganz schwieg.

Wir waren sehr vergnügt bei Tische. Ich hatte Rieff gebeten. Gleich nach seinem heldenmütigen Betragen am gestrigen Tage hatte ich nämlich dem Könige darüber geschrieben und ihn um das Eiserne Kreuz für Rieff gebeten. Seine Majestät sandte es mir, damit ich es ihm selbst aushändige. Als wir uns zu Tische setzten, fand Rieff die Auszeichnung unter seiner Serviette. Tränen stürzten aus seinen Augen. Noch selten mag ihm ein Glas Champagner so geschmeckt haben, als das, was ich ihm an diesem Tage — ausnahmsweise — vorsetzte.

Abends acht Uhr fand Konferenz bei mir statt. Wir wollten die Wege besprechen, auf denen wir die Arbeitskräfte zur Erbauung der neuen Batterien erlangen könnten. Die Ingenieure sagten bereitwilligst Aushilfe zu, Batterie 18 war bereits begonnen, Nr. 19 und 20 sollten noch in dieser Nacht in Angriff genommen werden. Da kam ein Befehl des Königs an, Kameke und ich sollten den anderen Morgen zum König zum Vortrage kommen. Das war uns recht genehm, denn da konnten

wir direkt um einige tausend Arbeiter bitten, die uns die Armee auf Allerhöchsten Befehl stellen mußte, sie mochte wollen oder nicht.

Der 7. Januar. Es versammelte sich die übliche Gesellschaft. Der König stand an seinem Arbeitstisch, war tief ernst und etwas bleich.

„Ich verlange", hob er an, „vor allem eine Darlegung der Situation vor Paris seitens des Kommandeurs der Belagerungsartillerie."

Ich meldete kurz das Resultat des zweitägigen Kampfes, und wie die Forts Issy und Vanves zum vollständigen Schweigen gebracht seien. „Glauben Sie etwa, daß der Feind die Forts geräumt habe?", fragte der König. „Das Gegenteil ist erweislich", sagte ich, „weil die Schornsteine der bombensicheren Räume der Forts rauchen, also jemand darin sein muß, Essen zu kochen, aber niemand wagt sich auf den Wall." Dann setzte ich auseinander, daß unsere Batterien zwar im Artilleriekampf siegreich seien, aber zu weit entfernt ständen, um das Mauerwerk der Wälle ohne ungeheure Munitionsverschwendung umzulegen. Ich würde daher für zweiunddreißig Geschütze Batterien in den dazu ausgewählten Positionen um 1000 bis 1500 Schritt näher als bisher am Feinde erbauen. Dieser Bau sei unter dem Schutze unserer überlegenen Artilleriewirkung ganz ungefährlich, und ich bäte Seine Majestät, der Dritten Armee zu befehlen, mir dazu die nötigen Aushilfemannschaften von der Infanterie zu stellen.

Als ich nun meinen günstigen Bericht mit Zahlen belegt hatte und sogar mit der Absicht hervortrat, dem Feinde näher auf den Leib zu rücken, als Kameke sich dieser Meinung anschloß und nur verlangte, die Vorposten noch weiter vorzuschieben, um die Kommunikationen, die die Ingenieure zu erbauen hätten, geradlinig von Les Moulineaux nach der eroberten Schanze von Notre Dame de Clamart legen zu können, da war der König sofort mit uns einverstanden. Es war eine Eigentümlichkeit des Königs, daß Vorschläge zum Draufgehen bei ihm immer auf Billigung rechnen konnten. Er war so von der Natur mit Mut ausgestattet, daß in seiner Gegenwart nur selten jemand wagte, Furcht zu zeigen, und er war darin dem alten Blücher ähnlich, wie ihn mir alte Offiziere geschildert haben, die in den Feldzügen in seiner Nähe waren. Nur war beim Könige der Unterschied der, daß er nicht, wie Blücher, ängstliche Offiziere verachtete, sondern er bedauerte sie, weil er Ängstlichkeit für eine Nervenkrankheit hielt. Deshalb entfernte er sie mit aller Schonung aus ihren Stellungen. Nachdem wir unsere Vorschläge formuliert hatten, sah sich der König im Kreise der übrigen um und fragte, ob jemand etwas auf unsere Vorschläge zu erwidern habe. Alle schwiegen,

und der König befahl, wir sollten unsere Requisition an Arbeitern an Moltke stellen. Wir waren entlassen. Ehe ich das Vortragszimmer verließ, rief mich der König noch einmal zu sich und sprach sich sehr gnädig und befriedigt darüber aus, daß ich ihn gebeten hatte, dem Obersten Rieff das Eiserne Kreuz zu verleihen. Ich konnte dem König mit gutem Gewissen versichern, Rieff habe die Auszeichnung ehrlich verdient. Anders dachte der Kronprinz darüber. Er betrachtete den Vorschlag zu Auszeichnungen seiner Untergebenen als sein Vorrecht und fand in meinem Vorschlage zu Rieffs Gunsten einen Eingriff in dies Vorrecht. Später, als ich auch noch den Hauptmann Hoffmann v. Waldau vorgeschlagen, sagte er mir einmal: „Man raubt mir das einzige Vergnügen, das ich hier habe, die Menschen durch ein Eisernes Kreuz zu erfreuen."

Es läßt sich nicht leugnen, daß mein Vorschlag, näher an die Forts Issy und Vanves heranzugehen, um sie in Bresche zu schießen, anfechtbar war. Denn wenn es nicht nötig war, Issy und Vanves zu stürmen, so konnte man sich damit begnügen, daß sie nicht schossen. Aber es liegt in der Natur des Gefechts, daß, wenn man darin nicht vorschreitet, man zurückschreitet. Einen Stillstand gibt es da nicht. Der Widerspruch, der darin liegt, daß man an Forts näher heranging, die man nicht zu stürmen willens war, lag darin begründet, daß man auf einer Front zu kämpfen begonnen hatte, welche die stärkste von allen war und niemals hätte zur Angriffsfront gewählt werden sollen. Von einem Wechsel der Angriffsfront zu reden, hatte mir der König aber verboten, und somit lag diese Inkonsequenz in den ersten Befehlen des Königs begründet und in seiner Nachgiebigkeit gegen frühere Ratschläge, mit der er gegen seine eigene Meinung erlaubt hatte, diese Angriffsfront zu wählen.

Es ist mir verraten worden, daß, sobald Kameke und ich das Vortragszimmer des Königs verlassen hatten, ein Sturm von Widersprüchen gegen unsere Vorschläge losgebrochen ist. Eine hohe Persönlichkeit äußerte sich dahin, daß ich ihm die Hoffnung gemacht, durch das Feuer meiner Belagerungsartillerie die Vorposten zu erleichtern, und jetzt solle er alle Augenblicke die Vorposten zum Schutze der Batterien vorschieben und in neue Kämpfe verwickeln, welche Verluste herbeiführen würden. Wenn ich erst die Forts Issy und Vanves in Bresche gelegt haben sollte, so werde auch an seine Armee die Anforderung gestellt werden, sie zu stürmen, und das würde ganz unnütze Menschenopfer herbeiführen. Es lag Logik darin, wenn ich auch nie eine Erstürmung der Forts erbeten hätte. Nur wenn der Feind sie freiwillig geräumt hätte, würde ich vorgeschlagen haben, daß sich die Vorposten in der Linie Issy—Vanves einnisteten.

Der König war zu genau in allem zu Hause, um nicht klar zu sehen, daß die von ihm selbst gegebene Prämisse die Grundursache des Widerspruchs war, und als er am Ende der Gründe für unsere Vorschläge angelangt war, griff er zur Autorität und sagte: „Jetzt haben wir die beiden hergeholt, nun müssen wir auch tun, was sie verlangen, sonst können wir nicht sehen, was sie leisten können." Damit war die Sache erledigt, und es geschah, was wir erbeten.

Nach dem Vortrage ritt ich in die Angriffsfront, nach dem Zentrum Bayernschanze. Ein dichter Nebel verhinderte alle Umsicht, genau wie am 4. Januar. Die Batterien waren gezwungen, am Tage zu schießen, als ob es Nacht wäre, mit der für die Nacht vorgemerkten Richtung und Elevation. Das Feuer wurde nur mäßig unterhalten, um den Feind in den Forts zu verhindern, die Schäden auszubessern.

Auch der Feind schoß minder lebhaft an diesem Tage. Dennoch wurden uns wieder zwei Offiziere außer Gefecht gesetzt. Das kam daher, daß die Herren eine unzeitige Eitelkeit darin setzten, die vorgeschriebenen Deckungen hinter den Wällen zu verschmähen und frei herumzuspazieren. Ich war daher genötigt, einen energischen Befehl zu erlassen, in dem ich es den Offizieren zur Pflicht machte, ihr Leben ebenso zu schützen wie das ihrer Mannschaft.

Auf dem Heimwege besuchte ich den amputierten Hauptmann Hoffmann v. Waldau im Bayernlazarett zu Igny. Die Bayern setzten einen Stolz darin, einen preußischen Hauptmann von der Garde mit viel Aufmerksamkeit zu pflegen. Was guter Wille vermag, geschah, dennoch fand ich die Anordnung, daß das Kopfende des Betts gerade an der Mündung der Luftheizung lag, so daß der Kranke einen fieberhaften Kopf hatte. Änderung erfolgte sogleich. Der Kranke bat sehr, seine junge Frau zu verhindern, daß sie zu ihm reise, er hatte viel Angst um sie, es könne ihr unterwegs etwas zustoßen. Er tröstete sich sehr, als ich ihm sagte, es hätten Offiziere genug mit nur einem Fuß weitergedient, denn seine größte Sorge war, daß er werde den Militärdienst verlassen müssen.

Der 8. Januar. An diesem Tage ritt ich frühzeitig nach Bougival, um den Mont Valérien zu rekognoszieren. Ich dachte nämlich schon jetzt an die fernere Zukunft und wollte einen bestimmten Platz ins Auge fassen, was beim Südangriff auf Paris später zu tun sei, wenn die Forts Issy, Vanves und vielleicht auch Montrouge in Trümmerhaufen verwandelt sein würden und der Feind noch nicht kapitulierte. Denn auch dann mußte man überall dem Feinde neu und dringender zusetzen, damit er nicht auf eigene Gedanken käme. Unsere jetzige

Artillerieaufstellung und die bei St. Denis geplante beschoß den Feind schon im Norden, Osten und Süden und engte ihn mit einem Tod und Verderben bringenden Feuer auf die Stadtumwallung ein. Auf allen Seiten konnte er an einen Ausfall nicht mehr denken, denn seine Truppen wagten nicht mehr, dort noch einen Kopf sehen zu lassen. Dagegen war der Feind nach Westen zu unter dem Schutz des Mont Valérien noch ganz unbelästigt. Der Mont Valérien war aber das stärkste der detachierten Forts von Paris, eine selbständige, mächtige Festung, wurde auch nicht „fort“, sondern „forteresse“ genannt. Wenn es mir gelungen wäre, diese Krone, diesen Stolz der Pariser Fortifikation in Brand zu schießen, dann hätte diese Feuersbrunst, weil in ganz Paris sichtbar, dort den Eindruck nicht verfehlt und wäre vielleicht die Fackel gewesen, unter deren Schein die Widerstandskraft des Pariser Volks erlahmt wäre. Jedenfalls konnte man dann aber von dieser Seite aus auch die Stadt durch einschlagende und platzende Granaten einengen und unsere Belagerungstruppen gegen jede Möglichkeit eines Ausfalls sichern, dann wäre allseitig jeder Ausfall unmöglich geworden.

Ich ritt über Garches und ließ mich durch einen auf Vorposten stehenden Offizier führen. Ein Bataillonsadjutant übernahm dies Geschäft. Der junge Herr war sehr orientiert und hatte sich schon, was mir von einem Infanterieoffizier besonders auffiel, alle diejenigen Positionen ausgedacht, von denen aus man den Mont Valérien beschießen könnte, wenn man ihn angreifen wollte. Ich ließ mir seine Ideen erzählen und fand zu meiner Verwunderung, daß er nur richtige Ansichten entwickelte. Als ich nach seinem Namen fragte, freute ich mich, den Sohn eines alten Leutnantskameraden kennen zu lernen, der jetzt auf seinem Gute lebte, Namens Philippsborn. Der junge Herr ist jetzt ein recht angesehener Stabsoffizier im Generalstabe.*)

Das Resultat meiner Rekognoszierung war folgendes: Der Mont Valérien und die an und neben demselben angelegten Batterien, sowie die Verschanzungen der Ziegelei von Surèsnes, der Moulin de Rueuil, der Moulin des Gibets konnten von der Höhe von Garches aus sowie von der Bergerie daselbst beschossen werden, aber in einer Entfernung von 3000 Metern. Eine nähere Aufstellung war ferner möglich am Château von Buzanval. Hier konnte hinter der langen Parkmauer und in dem dahinter befindlichen dichten Gesträuch eine Artillerielinie von sechzig bis siebzig Geschützen versteckt aufgestellt werden und, in der Nacht vor dem

*) Er ist als solcher im Generalstabe im jugendlichen Alter gestorben.



Beginn demaskiert, überraschend das Feuer eröffnen. Eine Flankierung des Mont Valérien konnte vom anderen Seine-Ufer aus aus der Gegend von Carrières stattfinden. Wenn hier die Entfernung nach dem Mont Valérien auch eine Meile betrug, so daß diese Flankierung nicht sehr wirksam wurde, so konnte man doch von da die Moulins de Rueuil und des Gibets auf näherer Entfernung in der Flanke fassen und an der Wirkung gegen Buzanval hindern. Durch Überlegenheit an Geschützzahl war es also recht gut möglich, den Mont Valérien zusammenzuschießen. Eine größere Annäherung an diese Festung war dann aber nicht ratsam, denn von Buzanval steigt das offene Terrain fast stetig zum Mont Valérien und bietet fast gar keine Deckung mehr.

Es war der Aufenthalt im Park von Buzanval während dieser Rekognoszierung sehr unterhaltend, denn von der Parkmauer aus, hinter der unsere Vorposten durch die hindurchgeschlagenen Scharten lauernd standen, sah man auf geringer Entfernung gegenüber in dem Gehöft La Fouilleuse die feindlichen Vorposten, die ebenso neugierig nach uns hinspähten wie wir nach ihnen.

Nachdem ich meinen Plan gemacht und mir vorgenommen hatte, damit erst zur geeigneten Zeit im Vortrage bei Seiner Majestät vorzutreten, begab ich mich über die Batterie St. Cloud Nr. 1 nach der Terrasse von Meudon, wo uns Kaas mit dem Frühstück gegen zwölf Uhr treffen sollte. Die Batterie St. Cloud Nr. 1 hatte heute einen sehr schweren Stand. Der Feind hatte zwei Nächte und den gestrigen Nebeltag, währenddessen es Nacht geblieben war, dazu benutzt, um eine ungeheure Geschützzahl ihr gegenüber auf der Westfront der Stadtwälle nördlich vom Point du Jour aufzustellen, womit er jetzt so schnell als möglich schoß. Hatte er bisher meist zu kurz geschossen, so daß das vorn unter der Batterie liegende Haus ziemlich rasiert worden war, so traf er die Batterie heute Schuß auf Schuß. Noch gewährte der Erdwall einige Deckung. Aber die Masse der einschlagenden Granaten blies durch die Explosion immer mehr Erde fort, und man sah den Augenblick kommen, wo die Brustwehr durchschossen und weggeblasen, also die Artillerie vernichtet sein würde. Diese Wirkung war um so empfindlicher, als der Felsboden in nächster Nähe nicht genug Erde lieferte, um den erlittenen Schaden auszubessern. Es blieb nicht anderes übrig, als während der Nacht Erde in Körben von weither heranzutragen und den Wall so wieder auszubessern, eine entsetzlich mühevolle Arbeit. Es zeigte sich jetzt, wie fehlerhaft die Anlage einer Batterie an einem solchen Platze war. Bald bewog mich eine im Osten nicht sehr weit von mir aufsteigende riesenhafte Feuersäule, nach Meudon zu eilen. Meine Freude war groß, als

ich die Kasernen vom Fort Montrouge in hellen Flammen stehen sah. Also hatten wir es erreicht, dem Feinde auch in dem dritten Fort den Aufenthalt auf die Dauer zu verleiden.

Bald nach mir traf auch der Kronprinz auf Meudon ein. Er war in der besten Laune der Welt und lachte herzlich über Kaas, als er diesen mit einem Korb Eßwaren auf den Feind zu marschieren sah. Mir gratulierte der Kronprinz herzlich zum Resultat der Kanonen. Er hielt eine Zeitung aus Paris hoch in die Höhe und nannte sie einen Triumph für mich. „Erinnern Sie sich noch", sagte er, „was ich für ein ungläubiges Gesicht machte, als Sie sagten, Sie schössen eine Meile weit? Hier steht, daß die erste Ihrer Granaten, die die Stadt bombardierten, im Garten des Palais du Luxembourg einschlug. Ich habe von Batterie 8 dahin gemessen, es ist genau eine Meile." So bildeten die französischen Zeitungen unsere Zieler an der Scheibe beim Bombardement der Stadt. Nach Vergleich unserer Wirkung mit den Zeitungsrapporten regelten wir von jetzt ab Elevation und Richtung der Geschütze, welche bombardierten. Es stand auch in der Zeitung, welchen Schrecken unsere Granaten in den Teilen der Stadt verbreitet hatten, die sie erreichten. Die Bevölkerung des linken Seine-Ufers wanderte massenhaft nach dem rechten aus, lagerte dort auf den Straßen, drang in die Häuser, und die Verteilung der Lebensmittel an die Einwohner geriet in die größte Unordnung.

Das Resultat des heutigen Kampfes war recht erfreulich. Die drei Forts vor unserer Front mit ihren Annex-Batterien schwiegen gänzlich, ihre Kasernen standen in Brand oder lagen in Trümmern. Zwar hatte der Feind hinter ihnen auf dem Hauptwalle der Stadt eine ganz ungeheure Geschützmasse aufgestellt, aus der er mit der größtmöglichen Geschwindigkeit feuerte. Er gab immer ganze Salven von da aus ab, und wenn von denselben die Granaten ankamen, so platzte es rings um uns her allerwärts. Aber er traf nicht viel auf der großen Entfernung, und sein Verfahren, Salven abzugeben, machte es uns möglich, Verluste zu vermeiden. Sobald man so eine Salve auf der nach einer Batterie schießenden Linie sah, sprang auf das Avertissement des Beobachtungspostens die ganze Bedienung unter die Hohlräume mit lachendem Rufe: „Er muß ooch mal!", um ihre Funktionen wieder zu übernehmen, wenn die Geschosse angesaust waren. Dagegen fand der Feind in den Forts keinen Augenblick Sicherheit vor unseren stetig abgegebenen einzelnen Schüssen. Auf dem entfernten Hauptwall der Südfront war er allerdings imstande, seine Geschütze ruhig zu bedienen.

Der Batterie St. Cloud Nr. 1 gelang es auch an diesem Tage noch,

den an Zahl so sehr überlegenen Feind zu überwältigen und noch vor Eintritt der Dunkelheit ganz zum Schweigen zu bringen. Aber bei der großen Geschützzahl, die den Parisern zu Gebote stand, konnten sie in der nächsten Nacht die zerschossenen wieder ersetzen und morgen dort von neuem mit Überlegenheit auftreten.

Unsere Verluste waren an diesem Tage sehr gering und betrugen nur zehn Mann an Toten und Verwundeten. Aber spät am Abend durchschlug, wie ich schon früher einmal erzählte, ein feindliches schweres Geschoß den Unterstandsraum in der Batterie Nr. 17, in dem die Mannschaft schlief, und welcher trotz meiner wiederholten Erinnerung noch nicht genügend mit Erde bedeckt war, und tötete und verwundete einen Offizier und neunzehn Mann. Jetzt geschah endlich, was ich verlangt hatte.

Der 9. Januar. Die Batterien 18, 19 und 20 waren nicht fertig geworden. Es hatte die am weitesten rückwärts in Reserve, in einer Entfernung von drei deutschen Meilen dislozierte Garde-Landwehr die Arbeiter gestellt. Diese Leute waren herzumarschiert, ohne daß ihnen mitgeteilt war, was sie sollten. So waren sie um Mittag aus dem Kantonement abmarschiert, am Abend angekommen, sollten die ganze Nacht arbeiten und den anderen Morgen wieder drei Meilen nach Hause marschieren, ohne daß für ihre Verpflegung gesorgt war. Ihre Leistungen waren daher sehr gering gewesen. Ich glaube, es waren 3000 Mann, denen ganz ohne Zweck eine übermenschliche Arbeit zugemutet worden war.

Ich habe von jetzt ab keinen Mann Arbeiter mehr als Aushilfe von der Dritten Armee erbeten. Wenn wieder Bauten notwendig wurden, dann wurde den betreffenden Artillerie-Kompagnien, welche den Bau leiteten, befohlen, sie sollten sehen, wo sie Arbeiter herbekommen konnten. Die auf Vorposten befindlichen Bataillone freuten sich so sehr über den Schutz, den ihnen unsere Artilleriewirkung gewährte, daß sie meist freiwillig gern an der Arbeit teilnahmen, besonders die Bayern.

Der Ausfall der Beihilfe in der letzten Nacht war um so schmerzlicher, als die Batterien 18, 19 und 20 beim Bau große Schwierigkeiten fanden. Der hart gefrorene Boden konnte nur schwer durchbrochen werden, und dann stieß man auf Felsboden. Große Felsblöcke mußten herausgesprengt werden. In Batterie Nr. 20 ist an der Bettung eines einzigen Geschützes achtzehn Stunden lang gearbeitet worden.

Es war trübes und nebeliges Wetter, nachmittags fiel Schnee. Da heute die Eröffnung des Feuers der neuen Batterien noch nicht stattfinden konnte, so ließ ich das Artilleriefeuer im Zentrum wie bisher

fortsetzen und begab mich einmal nach den Batterien bei L'Hay und Chevilly. Ein gütiger Freund wollte die Zeit meiner Anwesenheit durch Essen und Trinken hinbringen und hatte ein opulentes Frühstück für mich servieren lassen. Er war sehr erstaunt zu hören, daß ich nie frühstückte, solange etwas zu tun war, und daß ich Lebensmittel mit mir hätte, die ich unterwegs verzehrte. Bei den Batterien fand ich rationelle Anlage und verständige Bedienung. Der Feind hatte hinter der Cachan-Schanze im Bièvre-Tale bei Arceuil noch Geschütze aufgestellt, welche man von L'Hay aus nicht treffen konnte. Ich sah die Notwendigkeit ein, welche Ramm betonte, noch eine Batterie zwischen Bourg la Reine und L'Hay anzulegen, konnte mich aber mit dem von Ramm ausgesuchten Platze nicht einverstanden erklären, der zwischen Häusern zu sehr eingeklemmt war, und bestimmte die rechte Flügelscharte selbst auf einer Wiese links von L'Hay, welche vorn durch eine Hecke versteckt war. Ramm verlangte auch Geschütze für diese Batterie. Jetzt wollte er noch mehr Geschütze dorthin haben, nachdem er vorher gegen Belagerungsgeschütze protestiert hatte. Das VI. Armeekorps hatte jetzt nämlich Geschmack an der Belagerungsartillerie gefunden, nachdem diese es von den feindlichen Granaten befreit hatte. Aber ich konnte zu einem Nebenangriff nicht mehr Geschütze abgeben, als die schon überantworteten zwölf Stück, und ich überließ Ramm, von jeder der bereits erbauten Batterien zwei Stück in die neue zu stellen und so aus zwei Batterien zu je sechs, deren drei zu je vier zu machen. So geschah es auch.

Der Rückritt war weit und recht beschwerlich. Es fiel etwas Schnee, gerade genug, um die Glätte überall wiederherzustellen, wo sie durch den starken Wagenverkehr beseitigt war. Ich sah den Augenblick kommen, wo der Munitionstransport wegen des Glatteises ganz aufhören werde, und diese Aussicht war wenig erfreulich.

Der Kampf war an diesem ganzen Tage nicht sehr lebhaft, weil vielfach durch Schneetreiben und Nebel gestört. Batterie St. Cloud Nr. 1 war unter dem Schutze des Nebels wiederhergestellt. Unsere Überlegenheit war aufrecht erhalten, Paris langsam weiterbombardiert. Wir verloren neun Verwundete, darunter einen Offizier, den Leutnant v. Wittken von der Garde-Artillerie, der schon einmal vor Straßburg verwundet worden war, aber verwundet im Dienst verblieb.*) Es traf eine Meldung ein, welche für uns Artilleristen von großem Fachinteresse war. Von den Brandgranaten war der dritte Teil im Rohr geplatzt. Sie hatten auch Verwundungen bei der Infanterie der Vorposten herbei-

*) Er war zuletzt Inspekteur der 1. Fußartillerie-Inspektion.

geführt. Es konnte nur davon herkommen, daß die Brandgranaten keinen Transport vertragen, aber im Park von Villa Coublay geladen wurden und den Transport bis in die Batterien aushalten mußten. Da die gewöhnlichen Granaten auch zündeten, so verbot ich die Anwendung von Brandgranaten gänzlich. Übrigens gingen die gewöhnlichen Granaten weiter als die Brandgranaten, und das war für das Bombardement wichtig. Hätte ich doch gern Herrn Jules Favre im Hotel de Ville eine Visitenkarte in Form einer Granate abgegeben!

Es war noch einmal Abendkonferenz bei mir, weil wir uns in den Batterien heute nicht getroffen. Wir bestimmten, jetzt auch den Bau von Batterie 22 neben 18 und 21, links von Châtillon, baldigst in Angriff zu nehmen, ohne Beihilfe der Dritten Armee. Die Ingenieure wollten der Artillerie helfen, und diese wollte sich Arbeiter „stehlen".

Der 10. Januar. Batterien 18 und 19 waren fertig und begannen ihr Feuer. Batterie 20 hatte noch immer nicht vollendet werden können.

Ich verfolgte mit Interesse das Feuer der Batterie Nr. 19, welche ich mit einem gewissen Eigensinn auf der freien Wiese, die Hecke vor der Front hatte erbauen lassen, während ich den Oberstleutnant Heydenreich nach der Batterie Nr. 18 gesandt hatte, um in Begleitung von Leutnant v. Kaas, der sich ihm besonders angeschlossen hatte, die Feuereröffnung der von ihm vorgeschlagenen Batterie zu leiten.

Während ich mit großer Freude beobachten konnte, wie der Feind auf Batterie Nr. 19 immer zu kurz schoß, immer in jene Hecke hinein, ohne der Batterie den geringsten Schaden zuzufügen, hatte Heydenreich einen recht schweren Stand, denn die weit vor allen anderen vorgeschobene Batterie zog das allseitige feindliche Feuer auf sich; stand sie doch nicht viel über 3000 Meter von der endlosen, geradlinigen, von unzähligen Kanonen allen Kalibers belebten Stadtfront, die sie überschüttete. Selbst der gegen alle Gefahr absolut gleichgültige Heydenreich, der durch seine starken Nerven manchem Helden imponiert hat, meinte bei der Meldung mit ernstem Gesicht: „Es sei sehr interessant gewesen", und Kaas meinte: „Es war allerdings höllisch lebendig."

Umgekehrt war aber nach meiner Beobachtung die Wirkung von Batterie Nr. 19 gleich Null, und die Wirkung von Batterie Nr. 18 recht drastisch. Ich ging daher bald in Batterie Nr. 19 hinein, um zu sehen, woran es lag, daß sie immer so bedeutend zu kurz schoß. Ich fand, daß der Kommandeur derselben jubelte, wie viel und wie gut er immer treffe. Auf dem Beobachtungsstande bewies ich ihm aber, daß seine Elevation ebenso falsch war wie seine Richtung. Ich fragte nach seinem Namen usw.

Nach genauer Orientierung hierüber konnte ich ihm nicht mehr zürnen. Es war der Bürgermeister von Eilenburg an der Mulde, der vor langen Jahren ein Jahr als Einjährig-Freiwilliger bei der Artillerie gedient hatte. Im Laufe der Jahre allmählich zum Hauptmann der Landwehr-Artillerie avanciert, hatte er sich im Eifer für das Vaterland zum Eintritt in die Armee gemeldet und war zum Chef einer neuformierten, 14., Kompagnie ernannt worden, von der man erwartet hatte, sie werde nur in der Heimat gebraucht werden. Das Bedürfnis hatte sie aber doch vor Paris geführt, und da konnte man allerdings weiter nichts von dem tatendurstigen Bürgermeister verlangen als Unerschrockenheit im Gefecht und guten Willen. Beides zeigte er vollkommen und Zuversicht dazu. Es war damals von der General-Inspektion eine besondere Art von Offizieren geschaffen worden, die man „Instruktoren" nannte. Diese Instruktoren waren nötig für den kurzen Vierundzwanzigpfünder und für den 21 cm Mörser, zwei Arten von Geschützen, welche noch nie in der Hand der Truppe gewesen waren. Wo diese Geschütze in Tätigkeit traten, ging daher ein solcher Instruktor von Batterie zu Batterie und lehrte Gebrauch, Handhabung und Beobachtung. Rieff hatte fünf solcher Instruktoren zur Hand. Sie wurden aber auch bei anderen Geschützen verwendet und gingen täglich von Batterie zu Batterie, alles zu kontrollieren und zu korrigieren, und das war nötig. Hatten doch die meisten Artillerie-Brigaden beim Ausbruch des Feldzuges die Elite ihres Offizierkorps in den zuerst vor den Feind tretenden Feldtruppen vereinigt und in der zurückbleibenden Belagerungsartillerie „alles andere" zurückgelassen. Da waren junge, unerfahrene Offiziere unter Landwehr-Hauptleuten tätig, die noch nie ein gezogenes Geschütz gesehen hatten. Rieff sagte mir, er könne sich auf keinen Hauptmann verlassen, außer auf die von der Garde. Dort hatte ich allerdings dafür gesorgt, daß nur Männer dazu verwendet waren, die außer Bravour auch Kenntnis besaßen. Alle anderen waren in der Mehrzahl brav und willig, aber ohne alle artilleristische Vorbildung. Es kam noch dazu, daß die Festungsartillerie erst seit 1864 von vier Kompagnien bei jedem Regiment auf acht Friedens-Kompagnien und sechzehn Kriegs-Kompagnien vermehrt worden war, also in diesen sechs Jahren noch nicht Mannschaft genug ausgebildet hatte, um trotz Einberufung aller Landwehrmänner ihre Kriegsstärke zu erreichen. Da hatte man sie durch Landwehrmänner komplettiert, die bei der Feldartillerie, gar reitenden Artillerie, gedient und nie ein Festungs- und Belagerungsgeschütz gesehen hatten.

Wie ich so mein Elend besehe, das unter dem guten, triumphierenden Bürgermeister von Eilenburg entstanden, kommt ein Instruktor an, und

zwar der beste unter allen fünfen. Ist er doch jetzt, wo ich dies niederschreibe, in der Stellung, die Rieff damals einnahm, als Präses der Artillerie-Prüfungs-Kommission. Damals war er Major im Kriegsministerium. Sallbach ist sein Name.*) Er kam von der anderen Seite her, wo er noch andere Batterien das Schießen hatte lehren müssen, und sagte mir lachend, er habe schon von weitem das Unheil mit angesehen und wolle eben Ordnung in die Batterie Nr. 19 bringen. Ich empfahl ihm dringend, den braven Bürgermeister in seinem Ehrgefühl zu schonen, was er auch tat. Er nahm ihn mit auf den Beobachtungsstand, lehrte ihm alles praktisch, und bald traf die Batterie Schuß auf Schuß.

„Und zu derselben Stunde" — wie das schöne Lied singt — mußte ein Unstern unserem Allergnädigsten König Zeit geben und Interesse für die Belagerungsartillerie einflößen. Er hatte sich auf den „Stern" im Park von St. Cloud begeben, wo er das ganze Belagerungsfeld übersehen konnte, und sah, daß Batterie Nr. 19 zu kurz schoß. Als er mich wiedersah, war seine erste Frage die, wie das gekommen sei. Ich bat um Gnade für den eifrigen Vaterlandsverteidiger, den Bürgermeister von Eilenburg. Da lachte der König herzlich und sagte nur: „Es freut mich, daß meine Beobachtung mich nicht getäuscht hat." Einst habe ihm ein alter General gesagt: „Euer Majestät haben doch noch immer das alte, verfluchte Auge", und er hatte sich über dies derbe Zeugnis gefreut. Diesem „alten, verfluchten" Auge entging kein Fehler!

Es wurden in Batterie Nr. 19 vier kurze und vier lange Vierundzwanzigpfünder verwendet. Die kurzen sollten mit steilem Einfallwinkel die Schildmauern der Eskarpe**) von Fort Issy durchbrechen. Es lag übrigens nicht in der Absicht, die Mauern des Forts Issy derart in Bresche zu legen, daß man das Fort hätte stürmen können. Wir wollten nur die Mauern durchschlagen und unsere Granaten in den als bombensicher angesehenen Räumen platzen lassen. Dann hätten sie verlassen werden müssen, und dann hätte der Feind Issy geräumt, und wir hätten es ohne Verlust besetzen können. Solch ein Erfolg wäre das höchste Ziel artilleristischer Kunst gewesen!

Heute hielten wir unsere Konferenz oben auf Meudon ab unter dem Feuer des Artilleriekampfes. Wir kamen überein, daß wenn die Batterien Nr. 21 und 22 in Tätigkeit getreten sein würden, wir dem Könige zu melden hätten, daß wir nicht näher heranzugehen beabsichtigten.

*) Er war zuletzt Generalinspekteur der Fußartillerie.

**) Eskarpe ist die dem Verteidiger zunächst liegende Böschung des Festungsgrabens.



Schon heute wurde Paris aus drei Batterien bombardiert, Nr. 8, 18 und 19. Weiteres sollte der Angriff im Süden nicht leisten. Dann mußten wir mit unserem Plane hervortreten, den Schwerpunkt des Angriffs nach Norden gegen St. Denis zu verlegen, und damit dies nicht in einem Bruch mit der Vergangenheit geschehe, baten wir schon heute, die Maas-Armee mit noch mehr Geschützen zu verstärken, denn es war die Meldung angekommen, daß Rocroy und Péronne*) in unsere Hände gefallen seien. Wir beantragten daher, daß sämtliche zweiundsiebzig gezogene Geschütze des Obersten Meißner dem Obersten Bartsch zur Disposition gestellt werden mögen, ebenso seine sechzehn Kompagnien Belagerungsartillerie. Es mußten aber immer noch einige Tage vergehen, bis diese Belagerungstruppen per Eisenbahn verladen und im Park von Gonesse angekommen sein würden. Unserem Antrage wurde durch eine Verfügung von Moltke sofort Folge gegeben.

Die Resultate des heutigen Geschützkampfes waren günstig. Die drei Forts konnten sich nicht rühren. Der Feind versuchte in neuen Zwischenaufstellungen aufzutreten, wurde dort aber bald vernichtet. Unsere Überlegenheit war vollständig behauptet. Unser Verlust betrug 19 Mann, darunter fünf Tote.

Aber eine Meldung war recht unbequem. Der Munitionsnachschub hatte ganz aufgehört. Bei dem Glatteis konnte keine Kolonne, kein Wagen von der Stelle. Solange es anhielt, mußten wir von unserem Vorrat zehren.

Im Norden war der Geschützkampf in gleicher Weise fortgesetzt wie bisher. Der Feind hatte mit großer Lebhaftigkeit gegen den Mont Avron gefeuert und dagegen neue Emplacements gebaut, ein Beweis, daß er von dort her einen Hauptangriff befürchtete. Dies erfüllte uns mit großer Freude, denn wir hofften nun, mit dem Angriff auf St. Denis zu überraschen. Beim Obersten Bartsch waren heute neun Rohre unbrauchbar geworden. Dies war eine recht niederschlagende Nachricht. Der Ersatz ward telegraphisch in Berlin requiriert und sofort zugesagt.

Der 11. Januar. Ich begab mich auf Meudon und in die Batterien Nr. 19 und 20. Die letztere Batterie eröffnete heute ihr Feuer.

Ich fand in allen Batterien ganz unnütz viel Offiziere tätig, so daß nicht genügend deckende Räume für sie vorhanden waren. Zum Teil kam es daher, daß viele Herren zu eifrig waren und ihre Kräfte dadurch zu

*) Rocroy wurde am 5. Januar durch Handstreich genommen. Péronne kapitulierte nach dreizehntägiger Beschießung am 9. Januar.

sehr absorbierten. Da gab es Hauptleute, deren Kompagnien die Batterie permanent besetzten, und die sich nach der Vorschrift mit ihren Leutnants in den Batterien ablösen lassen sollten. Sie waren aber nicht nur alle Tage in ihre Batterien gekommen, um das Feuer zu leiten, sondern hatten auch in denselben geschlafen und sie Tag und Nacht nicht verlassen. Das konnten die stärksten Nerven nicht aushalten, und ich fand die betreffenden Herren so nervös erregt, daß ich sie durch Befehl in ihre Quartiere sandte, um einmal ordentlich auszuschlafen. Auch mußte ich wiederholt tadeln, daß die Herren eine Eitelkeit darin setzten, die vorschriftsmäßige Deckung zu verschmähen und sich den feindlichen Geschossen groß und breit auszusetzen. Meine Ausstellungen in dieser Beziehung fanden nur wenig Gehör, und wenn ich darüber zankte, fanden sich die Herren noch geschmeichelt. Ich mußte ihnen vorstellen, daß sie unrecht gegen König und Vaterland handelten, wenn sie mehr Verlust an Offizieren herbeiführten, als unbedingt nötig sei.

Die Batterie Nr. 19 hatte sich gestern gegen die Schildmauern von Issy eingeschossen und hatte heute eine so kräftige Wirkung, daß die die Kasematten deckenden Mauern herunterfielen und die inneren Gewölbe bloßlegten. Der Feind stopfte Erdsäcke hinein, um seinen letzten Zufluchtsort zu schützen. Unser Feuer ward jetzt auf die Pfeiler gerichtet, um die Gewölbe zum Einsturz zu bringen.

In den Batterien erhielt ich aber eine Nachricht unangenehmer Natur, die mich recht bedenklich machte. Die Schanze auf Notre Dame de Clamart, welche wir dem Feinde abgenommen hatten, und in der unsere Vorposten die dahinter stehenden Batterien decken sollten, war des Morgens mit einem Male ganz leer gefunden worden. Eine Feldwache von einem Offizier und dreiundzwanzig Mann Bayern, welche darin gestanden hatte, war total verschwunden. Man fand zwei Tote darin. Der Feind hatte einen Handstreich dagegen ausgeführt. Wahrscheinlich hatte die ganze Gesellschaft geschlafen, war überfallen und aufgehoben worden, denn man hatte in der Nacht keinen Kampf vernommen. Wenn der Feind, der dies ausgeführt, nur ein paar hundert Schritt weiter gelaufen wäre, so hätte er auch die Batterien Nr. 19 und Nr. 20 vernageln können. Dies führte dazu, daß man die Schanze nach dem Feinde zu am nächsten Tage besser schützte und durch Gräben und andere Hindernismittel unzugänglich machte. Bei dieser Arbeit stieß man auf elektrische Drähte. Man grub den Drähten nach und fand eine Pulvermasse unter der Schanze, welche zum Sprengen durch diese elektrischen Drähte vollkommen vorbereitet war. Die Drähte aber wurden jetzt durchschnitten und die Gefahr beseitigt. Ich freute mich, daß ich bis jetzt das Anlegen

einer Batterie auf dieser Schanze verboten hatte. Sie wäre unfehlbar in die Luft geflogen.

Es war, als ob ich eine unbestimmte Ahnung davon gehabt hätte, daß uns der Feind hier eine solche Überraschung zugedacht habe, und mein Widerwille gegen die Schanze auf Notre Dame de Clamart verschwand jetzt, nachdem die Gefahr beseitigt war. Ich erteilte dann die Erlaubnis zur Anlegung einer Batterie im Graben der Schanze, aber nur einer Mörser-Batterie, die sich, auf der Sohle des tiefen Grabens angelegt, trotz der weit vorgeschobenen Lage und Nähe am Feinde, gegen alles Feuer durch den hohen Wall davor schützen konnte. Es sind aber darüber selbstverständlich noch mehrere Tage vergangen, und diese Mörser-Batterie hat erst am 20. Januar ihr Feuer eröffnet.

Das Resultat des heutigen Kampfes bekundete wieder unsere Überlegenheit. Der Feind hatte an mehreren Stellen in neuen Etablissements mit Geschützen auftreten wollen, war aber erdrückt worden und feuerte weder aus den Forts noch aus den Annex-Batterien, sondern nur noch aus entfernteren Aufstellungen und vom Stadtwalle her. Batterie St. Cloud Nr. 1 hatte wieder einen harten Stand dagegen, sie verlor zwei Offiziere, die durch einen Schuß getötet wurden, ging aber gegen Nachmittag wieder siegreich aus dem Kampfe hervor. In den Details der Geschützaufstellungen wurden einige Änderungen vorgenommen. Insbesondere wurde die Batterie St. Cloud nur mit den schwersten Vierundzwanzigpfündern bewaffnet, um sich besser wehren zu können. Wir hatten am ganzen Tage außer den beiden Offizieren noch einen Verlust von elf Verwundeten.

Der Nordangriff, Bartsch, meldete, daß der Transport der Belagerungsgeschütze aus Mézières und Péronne erst am 15. Januar beginnen könne. Dies bedeutete, daß dann der Angriff auf St. Denis nicht vor dem 20. Januar werde beginnen können. Die Aussicht, acht Tage so weiterschießen zu sollen, ohne vorwärts zu kommen und ohne dem Feinde täglich neue empfindliche Schläge beizubringen, stimmte unsere Zuversicht zum endlichen, glücklichen Ausgange des Kampfes zuweilen sehr herab. Aber es war ein Glück, daß Rameke und ich vertraute Freunde waren. Wenn einer von uns anfing zu zweifeln, dann heiterte ihn der andere immer durch irgend eine schnurrige Erzählung auf. Da tauschten wir gar im feindlichen Feuer oft die wunderlichsten Anekdoten aus. Ich erinnere mich noch, wie Rameke beim Rekognoszieren einer neuen Angriffsstelle gerade an einer Stelle, die unter dem Feuer der feindlichen Chassepots lag, stehen blieb und sich den Bauch vor Lachen hielt. Ich bat ihn, doch erst dann zu lachen, wenn wir über diese Stelle fort wären,

er aber schrie und sagte, er könne nicht weiter, und wenn er jetzt getroffen würde, sei ich schuld, weil ich ihm gerade da eine so gute Geschichte erzählt. Dabei pfiffen uns die Chassepotkugeln um die Ohren.

Bartsch sandte seinen Belagerungsentwurf ein. Danach wollte er mit fünfundneunzig Geschützen auf einmal den Kampf gegen St. Denis und Aubervilliers eröffnen und nur wenige Batterien im Osten in Tätigkeit lassen. Wir billigten seine Vorschläge im allgemeinen und verschoben die etwa zu machenden Detailbemerkungen auf eine mündliche Besprechung.

Ich mußte heute den König um eine Maßregel bitten, welche mir viele Feinde unter den allervornehmsten Herren machte. Häufig fand ich in den Batterien nämlich Besuch von den regierenden Herren und anderen Fürsten. Diese brachten auch eine größere oder geringere Zahl Adjutanten mit. Wenn nun auch die Anwesenheit vornehmer Herren an gefährdeten Stellen die Mannschaft sehr ermuntert, so ward dadurch doch auch viel Störung verursacht. Die Batteriekommandeure kommandierten bei deren Ankommen „Stillgestanden“ und machten Meldung, wie im Frieden. Da mußte das Feuer unterbrochen werden und die Mannschaft, die gerade nicht beschäftigt war, die Deckung verlassen und sich den feindlichen Geschossen aussetzen. Einige von den Herren gingen noch weiter und bestiegen den Beobachtungsstand und übernahmen dort die Funktion des Beobachtens und Zurufens. Da sie aber ohne Übung und Orientierung waren, beobachteten sie falsch, und die Batterien trafen dann nichts. Ja, eine der Fürstlichkeiten kam zu Pferde, und einmal rief der Offizier, der im Beobachtungsstand mit dem Fernrohr nach dem Ziel auf der Lauer lag, gerade: „Das erste Geschütz abfeuern!“, als ich den Kopf dieses berittenen Fürsten in der Scharte sah und durch meinen Zuruf den Schuß verhinderte, der ihm den Kopf abgerissen haben würde. Er hatte sich verritten und kam von vorn eine Straße hinauf in die Batterien. Nur der Herzog von Coburg hat uns niemals in dieser Weise inkommodiert.

Wenn ich dann diese hohen Herren höflich und dringend bat, die Batterien zu verlassen, und ihnen Frühstück in dem gedeckten Beobachtungsstand auf Meudon anbot, wo sie auch alles sehen könnten, dann sagten sie meist, in den Batterien sei es amüsanter. Also schrieb ich dem Könige, was vorging, und bat ihn, den Zutritt zu den Batterien allen zu verbieten, die nicht dienstlich dort zu tun hätten. Es erfolgte ein dementsprechender Allerhöchster Ukas, der bei den Fürsten zirkulierte, und den mir viele unter ihnen sehr übel nahmen.

Der 12. Januar. Der Nebel verschob den Beginn des Tages bis gegen Mittag. Der Kampf war deshalb heute nicht sehr lebendig, die Verluste nicht bedeutend, drei Tote und neun Verwundete. Nur gegen das VI. Armeekorps war der Feind lebendig. Er trat sogar mit Feld-Batterien ins Gefecht, die aber wieder durch Feld-Batterien vertrieben wurden.

Entgegen der gestern erhaltenen Meldung kamen heute die ersten Geschütze im Park des Nordangriffs aus Mézières an. Derartige Widersprüche erklären sich dadurch, daß die Lebensmittel heranführenden Eisenbahnzüge den Transportzügen mit Artilleriematerial vorgezogen werden mußten, denn daß die Armee leben konnte, ging natürlich vor, und man konnte bei der Unsicherheit der Bahnen in Feindesland nicht mit Bestimmtheit darauf rechnen, wann die Bahn für das Artilleriematerial frei sein werde. Bartsch etablierte seinen Belagerungspark dicht am Bahnhofe von Gonesse. Der Bau der gegen St. Denis bestimmten Batterien war im vollen Gange.

Heute fiel ein Kuriosum vor, das uns später recht erheiterte. Leute, die in Paris Bescheid wußten, wollten genau in Erfahrung gebracht haben, daß in St. Maur oberhalb von Paris ein Pumpwerk existierte, das die Stadt mit Trinkwasser versorge, als Ersatz für das Trinkwasser, das wir ihr durch Ableitung des Kanals de l'Ourcq entzogen hatten. Würden wir dies Pumpwerk zerstören, so hieß es, dann hätte Paris kein Trinkwasser mehr und müsse kapitulieren. Kameke hatte einen Ingenieuroffizier beauftragt, zu rekognoszieren, ob man dagegen eine Stellung ausfindig machen könne, das Pumpwerk zu treffen. Der Offizier sandte heute einen wunderschönen Bericht mit Zeichnung. Auf dem Mont Mesly, südlich von Creteil, war die Stellung für einige Batterien gefunden, und sie brauchten eine Infanterie-Brigade Bedeckung. Da aber die Batterien Nr. 16 und Nr. 17 des Ostangriffs näher an dem Pumpwerk waren als der Mont Mesly, so hielt ich es für besser, diese Batterien telegraphisch zu beauftragen, einmal danach zu schießen. Sie meldeten dann auch, wie günstig sie getroffen, und daß das Pumpwerk nicht mehr arbeite. Die Kapitulation brachte das Pumpwerk in unsere Hände. Es ward besichtigt. Es war weder ein Pumpwerk, noch getroffen. Der Schornstein war der einer seit langem verlassenen, bankerotten Fabrik. Vielleicht hatten die Unternehmer einmal gepumpt. Ein anderes Pumpwerk existierte dort gar nicht.

Batterien Nr. 21 und Nr. 22 können morgen noch nicht schußfähig sein, weil Felsboden, Frost, Glatteis und feindliches Feuer den Bau zu oft unterbrachen.

Prinz Friedrich Karl meldete seinen Sieg von Le Mans.*) Chanzy war geschlagen und wurde verfolgt. Von dieser Seite war also in nächster Zeit kein Entsatzversuch gegen Paris zu erwarten.

Der 13. Januar. Das Wetter war am 13. Januar des Morgens klar, nachmittags nebelig. Ich war, wie immer, früh in der Angriffsfront und verließ sie mit Einbruch der Dunkelheit. Der Feind feuerte aus Stadtfront und Emplacements mit einzelnen schlecht gezielten Lagen. Unser Verlust betrug zwei Offiziere und acht Mann. Die Offiziere waren nur ganz leicht verwundet.

Beim VI. Korps ereignete sich nichts Bedeutendes, dagegen unternahm der Feind im Laufe der Nacht im Norden gegen das Dorf Le Bourget, gegen das er, wie ich schon erzählte, allnächtlich mit kunstgerechten Parallelen näher und näher herangegangen war, einen nächtlichen Angriff mit allen drei Waffen. Unsere Belagerungs-Batterien hatten sich schon am Tage auf die wichtigsten Punkte eingeschossen und die Richtung gemerkt. Jetzt feuerten sie, und die gewaltigen Granaten schlugen in die feindlichen Massen ein. Mit dem Geschrei: „malheur, malheur!“ wandten sich diese zur Flucht. Zu einem nächtlichen Angriff gehören eben bessere Truppen, als dem Feinde jetzt zu Gebote standen.

Auch gegen Clamart versuchte der Feind einen nächtlichen Überfall, aber seine Infanterie schoß sich schon im dunkeln Courage, ehe sie an uns herankam, und kündigte sich damit an. Daß er alles auf dem Posten fand und kläglich abzog, war die Folge. Wir hatten einen verwundeten Artilleristen von dem feindlichen Schießen.

Wir sagten uns zum Vortrage beim Könige an, um zum Angriff gegen St. Denis die Bestätigung Seiner Majestät zu erhalten. Es ward uns auf morgen früh zehn Uhr Gehör bewilligt.

Der 14. Januar. Mit der Meldung, daß auch die Batterien Nr. 21 und Nr. 22 ihre Tätigkeit begonnen hätten, begaben wir uns zur bestimmten Stunde zum Könige.

Der Inhalt meines Vortrages legte die bisherigen Erfolge dar. Wir hatten im achttägigen Kampfe gegen die Übermacht an Zahl drei Forts in Trümmerhaufen verwandelt, unsere täglichen Verluste nahmen in erfreulicher Weise ab, und an Material hatten wir bis jetzt durch feindliches und eigenes Feuer nur sieben Rohre, sieben Lafetten und neun

*) In den Tagen vom 6. bis zum 12. Januar hatte Prinz Friedrich Karl die gegen 150000 Mann starke Armee Chanzys in der Gegend von Le Mans vollständig geschlagen und ihr allein rund 22000 Gefangene abgenommen.

Achsen eingebüßt. Der Ersatz war unterwegs. Dagegen war eine Position gewonnen, aus der wir mit drei Batterien Paris täglich bombardierten. Der Zweck der Aufstellung von Artillerie auf der Südfront war somit erreicht. Selbst wenn wir im Besitz der Forts Issy, Vanves und Montrouge wären, könnten wir mehr nicht erlangen, weil sie nicht wesentlich näher am Zentrum von Paris lagen als die bombardierenden Batterien Nr. 8, Nr. 18 und Nr. 19. Ich bat daher um den Entschluß, auf die Eroberung der Forts Issy und Vanves definitiv zu verzichten, weil wir von dort nicht mehr ausrichten würden als von den bisherigen Positionen, wohl aber die Linie Issy—Vanves auf nächster Entfernung einer übermächtigen Stadtfront von einer Meile Länge liege, und Geschützaufstellungen sich dort nicht würden behaupten können.

Nachdem der Zweck der Aufstellung von Belagerungsartillerie im Süden erreicht und noch kein Kapitulationsantrag von Paris aus erfolgt sei, müsse man einen anderweitigen Druck auf die Bevölkerung ausüben, um ihre Neigung zum Frieden zu erregen. Ich schlug deshalb, in Übereinstimmung mit Kameke, vor, unter Fortsetzung des Bombardements von Süden her, mit den der Maas-Armee zur Disposition gestellten Mitteln St. Denis zu bekämpfen, dessen Festungswerke und Wohngebäude in Trümmer zu schießen, dort eine Position zu gewinnen, um die maßgebende Bevölkerung von Villette und Belleville zu beschießen, und wenn diese Gefahr und die Flucht der obdachlosen Bevölkerung von St. Denis nach Paris noch nicht genügenden Druck auf den allmächtigen Pöbel von Paris ausgeübt haben sollten, dann würde ich, aber erst in den ersten Tagen des Februar, Batterien gegen den Mont Valérien erbauen, deren Positionen ich schon rekognosziert hätte, damit der Brand dieses Stolzes aller Pariser ihnen eine Fackel sei, die ihrem Widerstandsgeist zu Grabe leuchte. Ich bat deshalb, dem V. Armeekorps, das vor dem Mont Valérien lag, zu befehlen, daß es durch Anfertigung des nötigen Strauchmaterials den Bau dieser Batterien jetzt schon vorbereite, und uns beiden zu erlauben, uns morgen zum Kronprinzen von Sachsen nach Margency zu begeben, um die Details über den Angriff gegen St. Denis zu verabreden. Über den Munitionsverbrauch und dessen Ersatz konnte ich nach den Zahlen befriedigenden Aufschluß geben. Wenn auch der Munitionsnachschub wesentlich hinter den Erwartungen zurückgeblieben war, wegen Glatteis sowohl als wegen unerwarteter Störungen, wie der Abmarsch des II. Korps, so war doch auch der Verbrauch geringer gewesen, als ich anfangs gerechnet, weil oft Nebel am Schießen hinderte, und so hatte ich noch immer einen Vorrat auf sieben bis acht Tage übrig. Die Zufuhr mußte aber alle Tage steigen, der Verbrauch nicht.

Kameke schloß sich meinen Ausführungen an. Hatten wir uns doch früher schon über jeden einzelnen Punkt geeinigt.

Der König hatte uns schweigend angehört und fragte dann, ob er auch Belagerungsmaterial genug zu dem von mir als letztes Mittel vorgeschlagenen Artillerieangriff auf den Mont Valérien habe. Da holte der alte Roon tief Atem und sagte: „Euer Majestät haben noch Belagerungsmittel genug in den deutschen Festungen, um noch acht solche Belagerungen durchzuführen wie diese hier."

Darauf fragte der König in der Runde, ob jemand etwas gegen unsere Vorschläge einzuwenden habe. Niemand machte Opposition dagegen. Der Kronprinz war es sehr zufrieden, daß wir seiner Armee eine größere Annäherung an die feindlichen Forts nicht zumuten wollten.

Ich begab mich nach dem Vortrage noch nach Meudon. Es war aber wieder wie am 4. Januar wegen des Nebels gar nichts zu sehen. Freund und Feind feuerten den ganzen Tag, als ob es Nacht sei. Die Belagerungsartillerie hatte heute gar keine Verluste, die Pioniere zwei Verwundete.

Der 15. Januar. Wir, Kameke und ich, fuhren am 15. früh über St. Germain nach Margency zum Kronprinzen von Sachsen. In unserer Begleitung waren Oberstleutnant Heydenreich, Major Peters vom Ingenieurkorps und Leutnant v. Kaas.

Sobald wir ankamen, begann die Besprechung mit dem Kronprinzen. Es nahmen an derselben außer uns beiden noch teil: General v. Schlotheim, Chef des Stabes des Kronprinzen, Oberst Bartsch, die Oberstleutnants v. Himpe und Heydenreich. Eigentlich hätten wir die Besprechung nach einer Viertelstunde beenden können. Der Kronprinz von Sachsen war nämlich von dem glühendsten Eifer für die ihm gestellte Aufgabe beseelt. Er brannte vor Ungeduld, den Feind in St. Denis zusammenzuschießen, und wollte an das erste Artilleriefeuer die regelmäßige Belagerung sich anschließen lassen.

Die zur Verfügung gestellten Streitmittel hielt er für übermäßig ausreichend. Sein Eifer für die Sache hatte sich seiner ganzen Umgebung mitgeteilt. Allen leuchteten die Augen vor Vergnügen über die kommende Zeit, und sie kannten alle keine Schwierigkeiten, meinend, das werde alles Kleinigkeit sein. Bei solchem Geist und Willen war es eigentlich ganz unnütz, die Details der Ausführung zu überwachen, denn der Kronprinz mußte, als Feldherr, doch schließlich alles befehlen und ausführen lassen, und sein Chef des Stabes sowie Bartsch und Himpe

waren ja höchst einsichtsvolle Leute. Nur war Schlotheim äußerst lebhaft und so eifersüchtig auf die Autorität der Maas-Armee als solcher, daß er bei der kleinsten Einwendung unserseits auffuhr.

Im allgemeinen konnten wir mit dem Plan, den Bartsch entworfen und den Schlotheim und der Kronprinz bereits genehmigt hatten, nur einverstanden sein. Bartsch wollte mit fünfundneunzig Geschützen zugleich das Feuer eröffnen und rechnete darauf, hiermit binnen kurzem St. Denis, Fort de l'Est und Aubervilliers zu erdrücken. Es ging aber aus allem eine so große Geringschätzigkeit des Feindes hervor, daß ich nicht umhin konnte, hier und da etwas mehr Vorsicht zu empfehlen. Besonders bedenklich war mir der projektierte Bau der Batterie Nr. 21, fast am Südende von Le Bourget, und ich protestierte dagegen, daß diese Batterie früher mit Geschützen versehen werde, als bis die Batterien auf der Wilhelmshöhe imstande sein würden, vor der Front von Le Bourget das Feld zu fegen und alle Gefährdung der Batterie Nr. 21 abzuwenden. Die Lebhaftigkeit Schlotheims erhitzte die Debatte darüber, aber da wir alle in der Hauptsache derselben Ansicht waren, auch der Kronprinz mit einer souveränen Ruhe und geistiger Überlegenheit die Debatte leitete, so nahm der Streit keinen feindseligen Charakter an. Nach einer Konferenz von vier Stunden war alles einig, und wir mußten abends nicht nur beim Kronprinzen essen, sondern auch wohnen.

Es konnte natürlich nicht mit Bestimmtheit vorausgesagt werden, wann das Feuer eröffnet werden könne, denn es war die Beendigung des Transports des ganzen Belagerungsparks von Mézières und Péronne aus den bereits angegebenen Ursachen noch nicht abzusehen. Der Kronprinz hoffte aber bereits in vier Tagen, also den 19. Januar, anfangen zu können. Auch der Kronprinz hatte eine heilige Scheu vor dem Hotel Réservoir in Versailles. Er trug uns deshalb auf, den König zu bitten, zu erzählen, daß das Feuer gegen St. Denis erst am 23. beginnen könne, wogegen wir dem Könige im geheimen mitzuteilen hatten, er hoffe, spätestens den 21. anzufangen. Zwar hoffe er auf den 19., aber davon dürften wir dem Könige nicht sprechen, denn er wolle nicht gern auf etwas Hoffnung machen, was er nicht erfüllen könne.

Die gnädige Liebenswürdigkeit, mit der uns der Kronprinz aufnahm, stand ganz im Einklange mit dem Eifer, den er bei der Sache zeigte. Er war ganz glückselig bei dem Gedanken, bei der Belagerung von Paris den Ausschlag geben zu können. Die Konferenz hatte so lange gedauert, daß es darüber dunkel wurde. Eine Orientierung im Terrain konnte also nicht mehr vorgenommen werden. Ich hatte sie nicht nötig, denn vor

St. Denis kannte ich jeden Weg und Steg. Kameke verzichtete darauf, um unsere Rückkehr nicht zu verzögern.

Nachdem ich dem Obersten Bartsch noch einen artilleristischen Rat gegeben hatte, ging es von der Konferenz zu Tische. Dieser mein Rat wird die Artilleristen interessieren. Mit Rücksicht darauf, daß Bartsch jede Batterie nach verschiedenen Richtungen hin gebrauchen mußte, z. B. die gegen St. Denis auf der Wilhelmshöhe auch gegen Fort de l'Est und im Fall eines Ausfalls hinüber nach dem Felde vor Le Bourget, empfahl ich ihm, die Batterie ganz ohne Scharten zu bauen, die Rohre über Bank feuern zu lassen und, damit die Bedienung dadurch nicht zu sehr gefährdet werde, die Bettungen zu erhöhen oder, was dasselbe ist, den Hofraum zu vertiefen. Bei der Überlegenheit, auf die wir gleich beim Beginn des Kampfes wegen unserer umfassenden Aufstellung rechneten, war die Gefahr, durch die exponiertere Lage unserer Rohre viel Verluste zu erleiden, vermindert. Gegen einen an Zahl starken Feind, wie z. B. im Süden, kann man so etwas nicht wagen.

Beim Diner war der Kronprinz ungemein fröhlich aufgelegt, und nach demselben blieb er noch bis spät abends beim Whist und Gespräch mit seinem Stabe und uns zusammen. Er fühlte sich behaglich, wenn er mit näheren Bekannten bei einer Zigarre schwatzen und schnurrige Anekdoten austauschen konnte.

Der 16. Januar. Wir verließen Margency noch vor Tage und fuhren nach Versailles zurück. Die gehobene Stimmung, in die uns die energischen Absichten des Kronprinzen und die daran zu knüpfenden Hoffnungen versetzt hatten, ward noch durch einen Umschlag der Witterung vermehrt. Es traten Südwind und Tauwetter ein. Daß bei dieser Windrichtung der Feind die vorbereitenden Arbeiten im Norden von St. Denis nicht bemerken werde, war zu erwarten.

Wir fuhren gleich beim Könige vor und statteten Meldung ab. Der König war sehr erfreut über das Entgegenkommen der Maas-Armee und billigte alles. Auch er teilte die Besorgnisse wegen der Batterie Nr. 21 und riet ebenfalls, sie nicht eher zu armieren, als bis Nr. 22 bis 25 zu feuern imstande seien. Von der Idee des Kronprinzen von Sachsen, die Beschießung von St. Denis demnächst in einen regelmäßigen Angriff zu verwandeln, sagten wir dem Könige noch nichts. Es war Zeit genug dazu, wenn dazu alles bereit war. Versäumt wurde ja dadurch nichts.

Es wurde, obgleich wir ziemlich zeitig von Margency fortgefahren waren, wegen des Glatteises doch so spät, ehe wir in Versailles ankamen, daß ich nach der Meldung beim Könige, der uns natürlich lange aufhielt,

um alles zu erfahren, nicht mehr in die Batterien des Südangriffs reiten konnte. Ich mußte mich daher damit begnügen, den vorgefundenen Meldungen zufolge die nötigen Anordnungen zu treffen.

Der Geschützkampf hatte an den beiden Tagen in derselben Weise rings um Paris fortgedauert, wie bisher. Unser Verlust hatte am 15. Januar vier Offiziere und sechsundzwanzig Mann, am 16. Januar einen Offizier und elf Mann betragen. Unsere Überlegenheit wurde auch jetzt behauptet. Die drei Forts schossen gar nicht mehr und wurden immer ärger zugerichtet. Beim VI. Armeekorps hatte der Feind lebhafter als sonst gefeuert, war aber jedesmal zum Schweigen gebracht. Hier waren zwei Offiziere verwundet, wenn auch leicht, und zwar in der neuen Batterie links von L'Hay, die dem Feinde sehr unbequem war, und gegen die er deshalb sehr viel feuerte. Aber schließlich hatte seine Cachan-Batterie den Kampf aufgegeben.

Batterie St. Cloud Nr. 1 hatte jeden Tag eine neue Garnitur von Geschützen beim Feinde auftreten sehen und von neuem dort ein Geschütz nach dem anderen zusammenschießen müssen. Sie hatte aber natürlich auch Verluste gehabt und mit großer Mühe und Anstrengung jede Nacht die Schäden wieder ausbessern müssen, die bei ihr verursacht waren.

Auf der Nordfront hatte der Feind immer mehr durch seine Maßregeln zu erkennen gegeben, daß er einen näheren Angriff von Nordosten her, von der Seite des Mont Avron, befürchtete. Er arbeitete viel in der Erde am Fort Nogent. Um ihn in dieser Täuschung zu erhalten und ihn von St. Denis abzuziehen, hatte man das Feuer gegen Fort Nogent recht lebhaft unterhalten. Das Fort war in Brand geraten.

Soweit waren die Resultate des Geschützkampfes erfreulich. Dagegen war der Beginn der Ausbrennungen an den Geschützen auch auf der Südfront recht unangenehm. Ja, es wurden schon mehr Rohre täglich unbrauchbar, als hergestellt werden konnten, und es mußten wieder Rohre aus der Heimat bestellt werden. Es mußte daher auf Mittel gedacht werden, unsere schweren Rohre zu schonen. Ich ordnete an, um die vierzig Sechspfünder, die ich noch untätig im Park zu stehen hatte, mitsamt ihren Munitionsmassen zu verwerten, daß überall, wo man nicht mehr Erd- oder Mauerwerk zerstören, sondern nur den Feind in Atem halten wollte, die schweren Geschütze durch Sechspfünder ersetzt werden sollten. Am meisten litten aber durch die eigenen gewaltigen Ladungen diejenigen schwersten Geschütze, welche Paris bombardierten. Es wurde ihnen daher eine Anweisung gegeben, wie sie auch schwächere Ladungen anwenden konnten und sie nur dann und wann die allerstärksten Ladungen zu ge-

brauchen hatten, wenn sie hier und da auch die allerweitesten Quartiere von Paris treffen wollten.

Von den Armeen lauteten die Nachrichten günstig. Prinz Friedrich Karl verfolgte über Le Mans hinaus, Werder hatte dem General Bourbaki Widerstand an der Lisaine geleistet, und wenn er sich noch zwei Tage halten konnte, mußte Manteuffel, der das Oberkommando über das VII. und II. Armeekorps hatte, von der anderen Seite kommen und Bourbaki vernichten. So schien die Gefahr eines Entsatzes immer weniger dringend, und der Kronprinz von Sachsen konnte ersucht werden, sich mit dem Beginn seines Angriffs nicht zu sehr zu übereilen, sondern lieber die Vorbereitungen so zu treffen, daß der Erfolg gesichert sei.

Der 17. Januar. Es zog mich am 17. früh mit einer wahren Sehnsucht nach den Batterien, denn zwei ganze Tage hatte ich nicht im feindlichen Feuer gestanden. Es besteht ein eigentümlicher Reiz darin. Man ist am Ende des Tages seinem Herrn und Gott sehr dankbar, wenn man gesund davon zurückkehrt, und doch sehnt man sich wieder dorthin am andern Tage, besonders wenn man dabei anzuordnen befugt ist und man fürchtet, es könnte etwas versäumt werden, wenn man abwesend ist. Ist das die Macht der Gewohnheit oder die Macht der anerzogenen preußischen Pflichttreue? Ich weiß es nicht, aber ich fühlte es.

Zunächst begab ich mich auf Meudon, um die Lage zu übersehen.

Trotz des Südwindes und des Tauwetters war die Luft hell und klar, die ganze Angriffsfront, ja ganz Paris zu übersehen, ja, man konnte über die Riesenstadt hinweg, in einer Entfernung von drei Meilen, jeden Schuß mit seinem weißen Pulverdampf erkennen, den die von Bartsch noch im Feuer belassenen Batterien im Nordosten und Osten gegen Nogent und St. Maur abfeuerten.

Die Lage, die ich übersah, war die, daß wir ganz Herren waren. Die drei Forts Issy, Vanves und Montrouge waren nur noch leidende Teile, gegen unseren detachierten Flügel beim VI. Armeekorps versuchte der Feind wieder mit Feldgeschützen aufzutreten, ward aber verjagt, die Stadtfront knallte viel und wirkungslos, im Norden und Osten von Paris hatten unsere Batterien auch entschieden die Oberhand und keine Verluste.

Aber die Batterie St. Cloud Nr. 1! Gegen diese Batterie hatte der Feind seine Geschützzahl noch stark vermehrt. Von der Höhe von Meudon herab konnte man da noch zahllose Geschütze stehen sehen, die der Feind in der Verlängerung seines rechten Flügels auf dem Stadtwall auf-

gestellt hatte, und aus denen er, wenn auch schräg und von weiter her, massenhaft gegen die Batterie St. Cloud feuerte. Er hatte da mehr Geschütze, als er bedienen konnte, und wir konnten auch von oben herab die Taktik wahrnehmen, die er befolgte, und die darin bestand, daß, wenn ein Geschütz zerschossen war, die Mannschaft an das nächste lief und daraus feuerte. Dennoch feuerte die Batterie St. Cloud mit großer Ruhe und Sicherheit. Jeder Schuß von ihr traf, wogegen der Feind schlecht schoß, und sie gebot am Schluß des Tages wieder der ganzen Linie Schweigen. Dennoch hegte ich die ernsteste Besorgnis, die Batterie werde abgekämmt werden. Sie erlitt auch an Mannschaft den größten Verlust, und ich hätte sie am liebsten desarmieren und schweigen lassen, denn den Zweck, zu dem man sie erbaut hatte, nämlich die Südfront zu flankieren, konnte sie doch nicht erfüllen. Im Gegenteil, sie hatte, wie ich das vorausgesagt, sich lediglich ihrer Haut zu wehren. Aber gegen einen solchen Rückschritt sprachen gewichtige moralische Gründe. Ein Desarmieren und Schweigen einer Batterie, das einem Zurückweichen gleichkam, hätte dem Feind willkommenen und berechtigten Anlaß gegeben, einen Triumph zu feiern und den sinkenden Mut seiner Streiter dadurch wieder zu heben. Zudem hätte das Verlassen der berühmten und viel bewunderten Batterie St. Cloud Nr. 1, die vor meiner Ankunft in Versailles durch ihren Bau der Stolz der Belagerungsartillerie gewesen war, meinen Gegnern im eigenen Lager willkommenen Stoff gegeben, gegen weitere Fortsetzung der Beschießung zu agitieren. Hatte man mich doch schon, als die Batterien Nr. 10 und Nr. 11 eingegangen waren, weil ihre Geschütze näher an den Feind in anderen Batterien Platz fanden, gefragt: „Nun? Sie haben schon Belagerungs-Batterien eingehen lassen?", worauf ich stolz hatte antworten können: „Jawohl, weil ich damit 2000 Schritt avanciert bin." Es mußte deshalb alles daran gesetzt werden, die Batterie im Feuer zu erhalten, und ich dachte darüber nach, wie ihr aus der Front zu helfen sei. Das war die Folge des Fehlers ihrer Anlage. Statt daß sie dem Hauptangriff durch Flankenfeuer half, mußte ihr aus dem Hauptangriff geholfen werden! Zunächst befahl ich einer der Batterien auf Meudon und den linken Flügelgeschützen der Batterie Nr. 19, flankierend, wenn auch auf großer Entfernung, gegen die feindlichen Geschütze zu schießen, welche vom Point du Jour aus gegen St. Cloud feuerten.

Unser Verlust an diesem Tage rings um Paris herum betrug einen Offizier und einen Mann tot, zwanzig Mann verwundet.

Es wurde gemeldet, daß die Brücke von Villeneuve St. Georges wiederhergestellt sei, nachdem der Eisgang beendet war. Ich hatte Lust,

den Munitionstransport wieder über diese zu leiten, weil der Weg drei Meilen kürzer war als über Corbeil. Aber der Oberst v. Bronikowski bat mich, das eingerichtete Uhrwerk des Munitionsnachschubes nicht zu stören, welches über Corbeil jetzt gut funktionierte. Ich gab seinen Vorstellungen aus dem Grunde nach, weil doch wieder Frost eintreten und die Brücke von Villeneuve nochmals zerstören konnte, was dann eine nochmalige zweitägige Unterbrechung des Munitionstransportes zur Folge gehabt hätte.

Vom Norden kamen verschiedene Nachrichten. Wieder waren sechs Kanonenrohre unbrauchbar geworden, und es mußte Ersatz in der Heimat requiriert werden. Anderseits kam die erfreuliche Nachricht, daß alle Batterien gegen St. Denis, mit Ausnahme einer einzigen, Nr. 28, fertig seien. So erfreulich diese Nachricht auch war, so half sie doch noch nicht viel, denn anderseits kam die Meldung, daß der Geschütztransport von Mézières und Péronne ganz aufgehört habe. Faidherbe rückte nämlich von neuem zum Entsatz heran, und die Eisenbahnen waren durch Transporte von Truppen in Anspruch genommen, die ihm entgegenmarschieren sollten, konnten also keine Belagerungsartillerie fortschaffen. So ward der Beginn der Tätigkeit des Kronprinzen von Sachsen gegen St. Denis hinausgeschoben.

Der 18. Januar. Der König hatte den 18. Januar, den Jahrestag der Krönung des ersten Königs von Preußen im Jahre 1701, dazu bestimmt, um feierlichst zu proklamieren, daß er die ihm von den deutschen Fürsten angebotene deutsche Kaiserkrone angenommen habe.

Deputationen von allen um Paris lagernden Truppen mit allen ihren Fahnen und sämtliche in Versailles anwesenden Offiziere waren zu diesem feierlichen Akt nach dem Schloß von Versailles befohlen. Es war gewiß eine große Kühnheit, daß der König eine solche Feier mitten während des Kampfes vornahm, und er zeigte großes Vertrauen zu seinen Truppen, indem er ihnen hierzu auf einen Tag die Fahnen raubte. Aber der Akt selbst war ja auch von so großer Wichtigkeit, daß dieserhalb schon etwas gewagt werden konnte.

Den welthistorischen Augenblick, in welchem der König in jenem Spiegelsaale von Versailles, dessen Decken in Freskogemälden den Triumph Ludwigs XIV. über Deutschland darstellen, zum Deutschen Kaiser ausgerufen ward, hat der Maler Anton v. Werner in dem bekannten großen Gemälde getreu verewigt. Es machte einen gewaltigen Eindruck, diese Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs gerade hier in dem Versailler Schloß, das jetzt von deutschen Uniformen angefüllt

war, als Wahrzeichen der Rache, die Deutschland für mehrhundertjährige Unbill nahm, als Kennzeichen der Siege, durch die wir das von Ludwig XIV. geraubte Straßburg wiedererwarben.

Ich mußte des Morgens dieser Feier beiwohnen und mich des Abends zum feierlichen Galadiner einfinden, das beim Kaiser in der Präfektur abgehalten wurde. Dennoch erübrigte ich in der Zwischenzeit einige Stunden, um auf Meudon zu reiten und mich über den heutigen Kampf zu orientieren.

Das Diner beim Könige fand unter Beobachtung aller Regeln der Etikette statt, wie bei den größten Zeremonien im tiefsten Frieden.

Feierlich und würdig war die Rede, die der Großherzog von Baden, als der Vornehmste unter den anwesenden Regierenden nächst dem Kaiser, hielt. Die Art und Weise, wie er sprach, und der Inhalt dessen, was er sprach, bewiesen, daß er geistig bedeutend ist. Man konnte keinen würdigeren Redner denken. Er schloß mit einem Hoch auf den Deutschen Kaiser, Wilhelm den Siegreichen, einen Beinamen, den die anwesenden deutschen Fürsten dem neuen Kaiser zu geben übereingekommen waren.

Im Artilleriekampf hatte der Feind heute nur noch geringen Widerstand geleistet. Hinter den Forts hatte er Mörser aufgestellt, die, unsichtbar, im hohen Bogen warfen. Gegen die Batterien des VI. Armeekorps war er aber mit fünf bis sechs Geschützen wieder lebendig geworden. Gegen Batterie St. Cloud Nr. 1 hatte er vierzehn Geschütze vorgebracht, die zum Schweigen gebracht werden mußten. Im Norden war günstig und ohne Verlust gekämpft worden, aber der Südangriff hatte, meist in St. Cloud und von der Stadtfront her, einen Offizier und zehn Mann an Toten, neunzehn Mann an Verwundeten. Batterie St. Cloud war stark mitgenommen, aber zum Glück der Feind ihr gegenüber auch so, daß sie auch diese Nacht wiederhergestellt werden konnte.

Das Mörserfeuer der versteckten feindlichen Batterien, die hinter den Forts neu aufgetaucht waren, mußte erwidert werden, und darum wurde jetzt die Batterie Nr. 23 in dem Graben der Schanze Notre Dame de Clamart, die ich schon früher ins Auge gefaßt hatte, in Angriff genommen, ebenso eine andere Mörser-Batterie nahe gegen Vanves, links von Châtillon, welche die Nummer 24 erhielt. Letztere kam nicht mehr zum Feuern. Es mag vielleicht auffallen, daß der Bau der Batterien so langsam vorschritt, aber die Dritte Armee stellte keine Arbeiter, also mußten die Artilleristen ihre Batterien selbst bauen, dann und wann unterstützt von den Pionieren, die aber auch an den Kommunikationen zu bauen hatten. So ging alles hier einen sehr schleppenden Gang.

Da wir aber hier nicht energisch angreifen wollten, sondern bei St. Denis, so lag uns auch nicht viel daran, diesen Gang zu beschleunigen, wenn es nur überhaupt vorwärts ging. Die Batterie Nr. 23 sollte morgen oder übermorgen mit dem Feuer beginnen.

Der 19. Januar. Um einem langgefühlten Bedürfnis abzuhelfen, hatte ich mir früh die Haare schneiden lassen, wozu der Friseur in seinem Laden vor Tagesanbruch Licht machen mußte, dann war ich vor dem Laden zu Pferde gestiegen, um in die Batterien zu reiten. Wenn ich die Erzählung über diesen denkwürdigen Tag mit einer so persönlichen Kleinigkeit beginne, so geschieht es, um einen Zug jener Weichheit des Gemütes zu berichten, deren alle Franzosen selbst dem Feinde gegenüber fähig sind. Einen Monat später kam ich zu demselben Zweck in denselben Friseurladen. Ich hatte ganz vergessen, daß ich gerade am Schlachttage vom Mont Valérien früh mir dort die Haare hatte schneiden lassen und vor dem Laden zu Pferde gestiegen war, und darum überraschte mich die außergewöhnliche Freude des Friseurs, der Tränen der Freude weinte, mich wiederzusehen. Mein Befremden bekämpfte er mit der Bemerkung: „Mais vous étiez ici la dernière fois le jour de la grande bataille et j'ai eu peur qu'il vous fût arrivé quelque malheur.“ Dabei kannte mich der Mann nicht einmal dem Namen nach.

Als ich zu Pferde gestiegen war, um nach Meudon zu reiten, wo ich Batterie Nr. 23 im Feuer zu sehen hoffte, wunderte ich mich schon, in der Avenue de Paris soviel Menschen zu sehen und gar keine Soldaten. Schließlich traf ich den General v. Voigts-Rhetz, der Kommandant von Versailles war, zu Pferde. Er sagte, er reite in der Stadt herum, um zu sehen, was die Bevölkerung für Miene mache, aber sie schiene ihm noch nichts Rechtes zu wissen. Er habe jetzt nur zwei Kompagnien in der Stadt, die er in der Präfektur zum Schutz des Lebens des Königs konzentriert habe. Die heranbeorderte Brigade von 6000 Bayern könne nicht früher als in drei Stunden eintreffen.

Auf meine erstaunten Fragen teilte mir der General mit, daß die Pariser Armee sich in der Nacht um den Mont Valérien in einer Stärke von etwa 100 000 Mann konzentriert habe und seit Tagesanbruch die Stellungen des V. Korps an der Montretout-Schanze am Park von Buzanval und an der Bergerie angreife. Die gesamte Garnison von Versailles sei bereits auf das Schlachtfeld abmarschiert.

Jetzt eilte auch ich nach der Front. Bei der Feldschlacht hatte ich allerdings nichts zu suchen, aber ich mußte in die Batterien, um ihnen die nötige Ruhe erhalten zu helfen und zu sehen, ob die eine oder die

andere gefährdet sei. Am meisten war ich um die Batterie St. Cloud Nr. 1 besorgt, die in der Nähe des Schlachtfeldes lag.

Mein Weg führte mich durch Viroflay. Dort fand ich die Truppen des XI. Armeekorps gemütlich in ihren Quartieren, allerdings zum Abmarsch bereit. Man konnte hier den Donner der Schlacht deutlich hören, darum war alles fertig gemacht. Ich begab mich in das Divisionskommando. Der Kommandeur war fortgeritten, aber der Generalstabsoffizier teilte mir mit, man habe bereits telegraphisch gefragt, ob das V. Armeekorps Unterstützung brauche, diese sei aber abgelehnt. Nichtsdestoweniger habe der Divisionskommandeur zum Schutze der Batterie St. Cloud Nr. 1 dorthin noch ein Bataillon gesandt. Jetzt seien sechs Kompagnien dort, um die Batterie zu schützen. Dagegen werde wohl die ganze Armee von Paris keine Gefahr bringen. Ich konnte nicht umhin, diese Zuversicht zu teilen, denn ich kannte die Stellung und ritt nun nicht nach St. Cloud, sondern nach Meudon, dessen Terrasse mir eine allseitige Umsicht und Übersicht versprach.

Schon von dem Plateau der Mitrailleusenfabrik, südlich von Sèvres, aus konnte ich den heftigen Kampf sehen, der in der Gegend der Montretout-Schanze tobte. Aber eine Idee von dem Stande des Gefechts konnte ich von da aus nicht gewinnen. Ich machte daher, daß ich nach Meudon kam.

Batterie Nr. 23 war noch nicht im Feuer. Sie war aus Mangel an Arbeitskräften noch nicht vollendet. Alles übrige war im lebhaftesten Artilleriekampfe. Der Feind begleitete seinen Ausfall durch eine nach allen Richtungen hin vermehrte Lebhaftigkeit des Feuers seiner schweren Festungsgeschütze. Überall hatte er mit Tagesanbruch versucht, wieder Geschütze in Tätigkeit zu bringen. Sogar Fort Vanves hatte mit fünf Geschützen zu feuern begonnen, die bald totgemacht wurden. Nur Fort Issy hatte auch heute geschwiegen. Desto fleißiger donnerte der Stadtwall. Es standen da einige hundert Geschütze im Feuer, und es erfolgten immer Salven aus zehn bis zwölf Geschützen zugleich. Wenn diese Heftigkeit des Feuers auch dem verzweifelten Schlage entsprach, den der Feind mit dem heutigen Ausfalle zu führen gedachte, so entsprach dem doch nicht die Wirkung des Feuers, denn der Feind schoß ungezielt, übereilt, schlecht. Die Salven machten es ihm unmöglich, die einzelnen Schüsse zu beobachten und zu korrigieren. Sie waren wohl auch zum Teil ein Resultat der Furcht, denn ich konnte mit dem Fernrohr deutlich sehen, wie die feindliche Bedienung nach der Salve sofort die Geschütze verließ und sich verkroch. Denn jetzt waren ja Batterien Nr. 21 und Nr. 22 nahe

genug am Stadtwall, um auch diesen mit Sicherheit unter Feuer zu nehmen.

Von Mittag ab ließ das feindliche Feuer nach, und nachmittags war es ganz erstickt. Wir hatten den ganzen Tag in der gesamten Belagerungsartillerie zwei Mann an Toten, vier Offiziere und dreizehn Mann an Verwundeten. Unter den Verwundeten befand sich der Oberst v. Rieff. Ein Nadelbolzen eines Explosionsgeschosses war ihm gerade vor die Brust geflogen. Paletot und Rock hatten ihn wohl abgehalten, aber die Erschütterung war doch so heftig, daß er einige Tage das Bett hüten mußte und fieberte. Sobald sich sein Zustand als ungefährlich herausstellte, wurde er noch darüber verspottet. Seit Jahren, hieß es, habe er in der Prüfungs-Kommission darüber debattieren lassen, ob ein Nadelbolzen als Geschoßpartikel anzusehen sei und einen Menschen außer Gefecht setzen könne. Jetzt hätte der Feind diese Streitfrage an ihm selbst praktisch entschieden. Als er getroffen war, hatte sich Rieff mechanisch nach der Brust gefaßt, und das Corpus delicti, der Nadelbolzen, war ihm in die Hand gefallen. Da lag er nun im Bett, besah sich den Nadelbolzen von allen Seiten und knüpfte daran kritische Betrachtungen über die Konstruktion der feindlichen Geschosse.

Während das Feuer der feindlichen Festungsgeschütze zum Schweigen gebracht ward, dauerte der Schlachtenlärm noch bis in die Nacht hinein mit unverminderter Heftigkeit fort. Ich muß gestehen, daß ich mein Fernrohr weit häufiger und länger nach der Feldschlacht richtete als nach dem Kampf der Belagerungs- und Festungsartillerie. Bei letzterem wußte ich den Ausgang. Aber was aus der Feldschlacht werden solle, das erregte meine Nerven ungemein. Konnte ich doch die ungeheuren Massen deutlich sehen, welche um den Mont Valérien herumstanden. Wenn die Armee wirklich 100 000 Mann stark war, so traf sie hier auf das etwa 20 000 Mann starke Armeekorps Kirchbachs.*) In nächster Nähe war nur die Division des XI. Armeekorps (21.) und die Garde-Landwehr, endlich eine Brigade Bayern in Versailles bereit. Der Angriffspunkt war von den Parisern insofern nicht schlecht gewählt, als ja dies der einzige Fleck rings um Paris war, auf dem, wie ich schon früher entwickelt habe, die ausfallende Armee nicht von dem Feuer meiner schweren Belagerungsgeschütze erreicht werden konnte, vor denen die Franzosen einen heillosen Respekt hatten.

Leider konnte ich von dem Beobachtungsstand von Meudon aus unsere Positionen gar nicht sehen. Der Wald von St. Cloud verbarg sie

*) General v. Kirchbach befehligte das V. Armeekorps.



mir. Nur die Montretout-Schanze war sichtbar, und diese war in Feindeshänden, das konnte man mit dem vortrefflichen Fernrohr erkennen. Das war auch nicht überraschend, denn sie war nur von sieben Jägern als Beobachtungsposten besetzt gewesen.

Dahingegen sah ich die feindlichen Massen am Mont Valérien in fortwährender Bewegung nach vorwärts. Zwar kamen viele Stockungen in diese Bewegungen, und die Massen fluteten hin und her und zeigten deutlich, daß entweder kein rechter Plan oder viel Mißverständnisse in ihrer Leitung herrschten. Aber sie kamen doch immer weiter vorwärts, und da, wo die Linien kämpften, waren sie mir verborgen; ich sah nur die Reserven.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit kam es mir vor, als ob nach einem längeren Stillstand die Reserven des Feindes sich nach rückwärts bewegten, was ein Zeichen gewesen wäre, daß der Sieg sich auf unsere Seite neigte. Dann aber deckte die Dämmerung einen Schleier über das Ganze. Noch eine Erscheinung war mir unerklärlich. Ich sah Schrapnells über der Montretout-Schanze platzen. Solche Schrapnells hatten die Franzosen, wir aber nicht, bei der Feldartillerie. Die platzenden Schrapnells aber kamen von der Gegend der preußischen Stellungen her. Wie konnte ich mir das erklären? Sollte gegen Abend die Montretout-Schanze wieder in unseren Besitz gekommen sein, aber von rückwärts her durch französische Schrapnells von der Höhe von Garches her beschossen werden? Dann mußten diese Höhen von den Franzosen erobert sein, und wir mußten die Hauptschlacht verloren haben!

Die Dunkelheit verhinderte mich, Weiteres zu sehen, und es blieb mir nichts anderes übrig, als nach Versailles zurückzureiten und dort die Resultate des Tages und die Befehle für den folgenden zu erfahren.

Als ich bei der Präfektur vorbeiritt, kam eben vor mir der Wagen des Kaisers in den Hof hineingefahren. Fürst Anton Radziwill saß neben ihm. Sie kamen von der Schlacht zurück, die der Kaiser von dem Turm der Wasserleitung von St. Germain aus mit angesehen hatte. Als der General v. Kirchbach ihm hatte melden lassen, der Feind sei auf der ganzen Linie zurückgeschlagen, er sende jetzt seine Reserven in die Quartiere und wolle nur noch die Montretout-Schanze mit Schrapnells beschießen lassen, um sie dann auch noch wiederzunehmen, hatte der Kaiser den Heimweg angetreten. Die Schlacht vom Mont Valérien war gewonnen und ein neuer großartiger Sieg geworden! Wegen der Schrapnells bat ich mir aber eine Aufklärung aus und erfuhr, daß vor kurzem die Artillerie des V. Armeekorps die Schrapnells erhalten hatte, um sie

vor dem Feinde zu versuchen. Jetzt ward mir die Erscheinung klar, die mich vor kurzem so in Unruhe versetzt hatte.

Der Sieg war überaus glänzend. Kirchbach zählte an diesem Tage 20 778 Mann Infanterie, 1115 Pferde, 84 Geschütze, etwa 24 000 Streitbare und hatte 100 000 Mann zurückgeschlagen. Er verlor 40 Offiziere und 570 Mann, wogegen der Feind seinen Verlust auf 189 Offiziere und 3881 Mann angab. Wir hatten 44 Offiziere und 458 Mann Gefangene gemacht. Diesmal hatte der Feind den Angreifer machen müssen und trotz vierfacher Überlegenheit an Zahl eine glänzende Niederlage erlitten.

An demselben Tage traf die Nachricht ein, daß der Prinz Friedrich Karl auch das Lager von Conlie*) erbeutet habe, in dem sich bis dahin Chanzy immer von neuem wieder reorganisiert hatte. Seine Trophäen, die sich bei der Einnahme von Le Mans auf 22 000 Gefangene und eine große Zahl von Geschützen beliefen, hatten sich noch bedeutend vermehrt, denn die ganze feindliche Armee war in Auflösung.

Vom General v. Werder traf die telegraphische Nachricht ein, daß er an der Lisaine in dreitägiger Schlacht bis zum 17. Januar den Feind — Bourbaki — zurückgeschlagen habe, daß der Feind am 18. nicht mehr angegriffen habe, und daß ihn Werder heute verfolge.**)

Endlich hatte Goeben an demselben Tage den General Faidherbe bei St. Quentin geschlagen.***) So waren die letzten Anstrengungen des Feindes zunichte gemacht. Die große Ausfall-Armee war geschlagen, drei Armeen, in unglaublicher Anzahl, welche zum Entsatz von Paris mitwirken sollten, waren überwunden, davon eine, Chanzy, ganz gesprengt, während eine andere, Bourbaki, so umstrickt war, daß sie ihrer sicheren Vernichtung entgegenging.†)

Das war der erste Tag nach der Proklamation des jungen deutschen Kaiserreichs!

Auch die Nachrichten über den Munitionstransport waren heute endlich günstig. Die Rapporte wiesen nach, daß in den letzten drei Tagen

*) Conlie liegt 3 Meilen nordwestlich Le Mans.

**) In der Schlacht an der Lisaine am 15., 16. und 17. Januar hatte General v. Werder zum Schutz der Belagerung von Belfort mit 45 000 Mann und 196 Geschützen die Angriffe des dreifach überlegenen Bourbaki abgewiesen.

***) Am 19. Januar hatte General v. Goeben mit 32 580 Mann die 40 000 Mann starke Armee des Generals Faidherbe entscheidend geschlagen und ihr allein über 9000 unverwundete Gefangene abgenommen.

†) Sie trat in den Tagen vom 30. Januar bis zum 2. Februar, da sie von den Deutschen umstellt war, in der Stärke von rund 80 000 Mann über die Grenze nach der Schweiz über und wurde dort entwaffnet.



der Nachschub dem Verbrauch gleich gekommen war. Es waren noch nicht alle neuformierten Munitionskolonnen angekommen, also mußte später der Nachschub noch zunehmen, und ich konnte auch ohne Besorgnis in dieser Richtung die Zahl der im Feuer stehenden Batterien vermehren.

Bartsch meldete den Beginn des Baues seiner letzten Batterien bei Bourget, Nr. 21 und 23. Alle übrigen waren fertig.

Der 20. Januar. Die Mörser-Batterie Nr. 23 eröffnete ihr Feuer gegen das Fort Issy. Die ganze Gegend war in Nebel gehüllt. Nur die ganz nahe am Feinde liegende Batterie Nr. 23 konnte das Fort Issy deutlich sehen. Die übrigen Batterien machten Nachtfeuer. Aber um zwölf Uhr mittags erhielt ich ein Telegramm von Bartsch, wonach er morgen mit dem Feuer beginnen und heute nacht die Batterien armieren wolle. Jetzt erteilte ich an alle Batterien des Südangriffs den telegraphischen Befehl zu recht lebhaftem Feuer, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns und vom Norden abzulenken. Der Feind schoß im Norden und Süden nur äußerst wenig. Eine allgemeine Entmutigung schien auf den Schlag erfolgt zu sein, den er gestern erlitten.

Ramm meldete, ein schwerer feindlicher Mörser belästige aus sehr entfernter, gedeckter Aufstellung hinter Villejuif die Batterien und Kantonements des VI. Armeekorps außerordentlich, und er bat daher um weittragende Mörser, damit er dies Feuer erwidern könne. Ich fragte telegraphisch nach den Verlusten und erhielt als Antwort: „Keine Verluste!" Danach konnte die Belästigung nicht stark sein, und es war mir unmöglich, anders als ironisch darauf zu antworten, denn ich hatte überhaupt nur sechs weittragende Mörser, die in Batterien Nr. 13, 14 und 15 gegen Issy, Vanves und Montrouge mit je zwei Stück unentbehrlich waren, die Mörser in Batterien Nr. 23 und 24 waren aber glatte und nur auf die nahen Entfernungen von 1000 Metern zu brauchen. Daher antwortete ich dem General v. Ramm — er war am 18. Januar General geworden —, ich hätte keine weittragenden Mörser.

Wir hatten heute in der ganzen Belagerungsartillerie nur einen Verlust von einem Toten und drei Verwundeten, und das war in Batterie St. Cloud Nr. 1. Bereits vor einigen Tagen hatte der Feind zu parlamentieren angefangen. Trochu hatte an Moltke geschrieben, unsere Belagerungsartillerie schösse vornehmlich nach den Kirchen, Hospitälern und Lazaretten, und protestierte gegen solche Barbarei. Moltke ließ mich kommen und fragte, ob das wahr sei. Ich konnte das Lächerliche dieser Behauptung nachweisen, denn wir hatten ja Paris selten gesehen, nie aber die Punkte, auf denen unsere Geschosse im Innern einschlugen. Ich

bat Moltke daher, eine recht ironische Antwort zu geben. Dieser aber sah in dem Schreiben lediglich die Neigung, mit dem Parlamentieren wieder zu beginnen, das seit Anfang Dezember aufgehört hatte, und meinte, Trochu sei der einzige verständige Mensch in Paris, mit dem man noch eine Kapitulation abschließen könne, und er wolle ihm nicht durch eine allzu scharfe Antwort die Lust zum Parlamentieren verderben. Deshalb schrieb er ihm nur unter dem 15. Januar, er protestiere gegen den Vorwurf der Barbarei, denn wir könnten bei dem Nebel, Schnee und Regen und bei der Entfernung die Lazarette usw. gar nicht sehen. Sobald wir aber näher herangekommen sein würden, dann würden wir auch imstande sein, die mit dem Genfer Kreuz bezeichneten Gebäude zu schonen.

Heute kam wieder ein Parlamentär an, und Trochu verlangte einen Waffenstillstand von achtundvierzig Stunden, um die Toten von der Schlacht vom Mont Valérien zu begraben. Der Waffenstillstand sollte rings um ganz Paris gelten. Das war recht schlau ausgedacht. Die Pariser hätten diese zwei Tage benutzt, um die durch unsere Artilleriegeschosse angerichtete Verwüstung zu beseitigen und überall unter frischen Deckungen mit neuen Geschützen, deren sie ja zahllose hatten, aufzutreten. Der Kaiser durchschaute diesen Plan sofort und verweigerte den allseitigen Waffenstillstand. Zum Zweck der Bergung der Toten und Verwundeten genüge ein lokaler Waffenstillstand auf dem Schlachtfelde, zu dem die Vorpostenkommandeure ermächtigt seien.

Mir aber sandte der Kaiser den Flügeladjutanten Fürsten Anton Radziwill und ließ mir sagen, dieser Beginn des Parlamentierens bekunde die wiedererwachende Friedensliebe der Gewalthaber in Paris. Es sei durchaus nötig, diese Friedensliebe zu stärken, und deshalb solle ich ihnen durch eine recht kräftige Artilleriewirkung den Abscheu vor dem Kriege vermehren. Hocherfreut über diese einfache und gesunde Auffassung der Sachlage telegraphierte ich sofort, es war schon abends, an alle Batterien und ließ die ganze Nacht ebenso heftiges Feuer machen als am Tage, für den nächsten Tag aber das Munitionsquantum verdoppeln. Es entstand alsbald ein Höllenlärm, der die Versailler Einwohner im Schlafe erschreckte.

Unterdessen ward der lokale Waffenstillstand auf dem Schlachtfelde am Mont Valérien geschlossen, und Freund und Feind trafen sich gemeinschaftlich da zusammen bei der Arbeit, im Interesse der Verwundeten und zum Begraben der Toten. Die französischen Offiziere waren sehr mißvergnügt über den unsinnigen Widerstand, den sie noch immer auf Befehl der Crapule von Paris leisten mußten, und über die Schlacht am Mont Valérien, welche durch dieselbe Anregung herbeigeführt sei. Dr. Böger,

der bei der Bergung der Verwundeten die Anordnungen leitete, sagte mir, es sei gar nicht zu beschreiben, in welchen Massen die Franzosen an einzelnen Stellen übereinander gelegen hätten, und sie seien alle durch kleine, runde Kugeln getroffen, nicht durch die Spitzkugeln unseres Zündnadelgewehrs. Das waren die Kugeln unserer Schrapnells, welche diese kolossale Verheerung angerichtet hatten. Auch die Schanze Montretout, welche einmal vergeblich von uns gestürmt worden war, hatte das Schrapnellfeuer nachher nicht ausgehalten. Der Feind hatte sie geräumt, worauf unsere Infanterie sie schnell, ohne Schuß, besetzte. Das neue Feldschrapnell hatte seine Probe vor dem Feinde glänzend bestanden und wurde von jetzt ab eingeführt.

Der 21. Januar. Von heute ab sollte der langsame Gang des Artillerieangriffs beschleunigt werden. Ich begab mich auf Meudon, um die Musik von der Telegraphenstation aus zu leiten. Es lag früh ein starker Nebel, aber um Mittag klärte es sich auf, und wir sahen über Paris und St. Denis hinweg den ganzen Horizont in Pulverdampf gehüllt. Unsere Freude war groß.

Der Feind war heute lebendiger als gestern. Wir schienen ihm doch derartig zugesetzt zu haben, daß er wenigstens aus der Stadtfront massenhafte Antwort gab, von den Forts und Emplacements aus konnte er aber nicht schießen. Besonders hatte ihm die neue Mörser-Batterie sehr wehe getan. Die Bomben der gezogenen Mörser, als Spitzgeschoß konstruiert, dringen tief in Erde und Mauerwerk ein und dienen besser zum Zerstören der Gebäude, aber die runden Bomben der glatten Mörser bleiben mehr auf dem Boden liegen und schleudern beim Platzen ihre Stücke allerwärts um sich herum. So war das Fort Issy jetzt derart bearbeitet, daß Tag und Nacht kein Mensch mehr wagte, die deckenden Räume zu irgend einem Zweck zu verlassen, und der Moment vorauszusehen war, wo die Besatzung es da drinnen nicht mehr werde aushalten können. Deshalb versuchte der Feind, diese Batterie Nr. 23 zu vernichten. Lag sie doch nur 3000 Meter von dem Stadtwall, der auf dem fast eine halbe Meile langen Teile hinter Issy jetzt mit einer Unzahl von Geschützen besetzt ward und fast nur auf diese Mörser-Batterie feuerte.

Nachdem ich das Feuer der Batterien Nr. 19 und 20 kontrolliert hatte, ging ich daher in Nr. 23, um zu sehen, ob alles auf dem Posten sei. Der Zugang zu Nr. 23 war recht ungemütlich. Überall schlugen die Geschosse ein, welche über Nr. 23 hinwegflogen. Zwar war der Weg dahin den feindlichen Blicken entzogen, aber wo Häuser, Hecken oder Mauern den Weg verbargen, hatten die Pioniere noch keine Erdkommunikation

erbaut, denn sie hatten noch nicht Zeit dazu gehabt, und man war immer noch dem ausgesetzt, durch Zufall getroffen zu werden. Als ich in die Batterie kam, war ich durch einstürzenden, von feindlichen Geschossen herabgeworfenen Mauerschutt so bedeckt, daß ich wie ein Müllergeselle aussah. Aber in der Batterie war alles munter und guter Dinge. Sie feuerte lustig unten von der tiefen Grabensohle aus und zielte nach den auf dem hohen Walle ausgesteckten Richtstäbchen. Bombe auf Bombe fiel in Fort Issy hinein, das nicht zu fehlen war. Die Massen feindlicher Geschosse erregten nur die Heiterkeit der Kanoniere, denn sie schlugen entweder in den sehr starken, von den Franzosen selbst erbauten Wall, oder sie gingen darüber hinweg, weit hinter die Batterie, dort den Acker zu pflügen. Lachend und jubelnd empfingen mich Offiziere und Mannschaften.

Mein Widerwille gegen diese Schanze Notre Dame de Clamart ward heute durch den Umstand wieder erweckt, daß da unten, auf dem Boden des Grabens, von lauter Erdwänden dicht eingeschlossen, die Fünfzigpfünder-Mörser, die an sich schon so knallen, daß viele Leute davon taub geworden sind, das Trommelfell in dem engen Raume noch mehr erschütterten. Der Druck der Luft allein war schon betäubend. Ich wußte mich gar nicht zu lassen vor Schmerzen in den Ohren und Sausen im Kopf, und nachdem ich alles nachgesehen und in Ordnung gefunden hatte, sagte ich scherzend zu der Batteriebedienung: „Kinder, Ihr seid mir zu grob, bei Euch halt ich's nicht lange aus", und schickte mich zum Gehen an. Ehe ich die Batterie verließ, bemerkte ich einen Infanterieoffizier oben auf der Brustwehr der Batterie frei stehen, das Fernrohr vor dem Auge, den Feind beobachtend. Er war da sowohl dem Chassepotfeuer aus manchem Versteck als auch den massenhaften Artilleriegeschossen ausgesetzt. Ich rief ihn mit ernsten Worten herunter und erkannte, als er sich herumdrehte, den Fürsten von Wied, der im Stabe des XI. Armeekorps den Krieg mitmachte und sich überall durch Tapferkeit und tüchtige Leistungen ausgezeichnet hatte. Ich erinnerte ihn an den Befehl Seiner Majestät, wonach niemand unbefugt in den Batterien sein sollte, und erklärte ihm, daß ich ihm gegenüber am allerwenigsten eine Ausnahme gestatten werde, denn er sei der Armee viel zu viel wert, als daß er da als Zuschauer abgeschossen werden dürfe. Er sagte mir aber lächelnd: „Ich gehe schon. Nicht wahr, Sie bleiben nicht lange hier? Wenn Sie fort sind, komme ich wieder, es ist zu interessant da oben." Ich nahm mir aber jetzt diesen Herrn mit, denn ich hatte keine Lust, hier den Gemahl der Nichte des Kaisers erschießen zu lassen, wo ich es verhindern konnte.

So kehrte ich auf die Terrasse von Meudon zurück, wo ich den General

v. Hindersin fand. Wir sprachen miteinander über die Chancen des Angriffs im Norden, Kameke war auch hinzugekommen, und wir beobachteten den lebhaften Geschützkampf. Wie das bei der lebhaftesten Konversation in der Gesellschaft zuweilen so geht, daß alle gleichzeitig einen Augenblick schweigen, so geschah es auch hier einmal bei der Konversation der schweren Kanonen. Das unaufhörliche Rollen des Donners hörte einen Augenblick auf, und indem ich scherzend sagte: „Es geht ein Engel durchs Zimmer", trat ich an das aufgestellte Teleskop, um es über die Wallinie von Paris schweifen zu lassen. Da erhob sich mit einem dumpfen Getöse die Erde in der eben von mir verlassenen Batterie Nr. 23, eine große Säule Pulverdampf, Erde, Rauch und Staub hob sich gen Himmel, breitete sich oben aus wie ein Riesenpilz und fiel langsam herunter, alles mit einer dünnen Schicht Sand bedeckend. Ich richtete das Teleskop nach dieser Batterie, aus der ich eben den Fürsten von Wied fortgeführt hatte, und sah darin noch einige Menschen hin und her laufen und sich die Erde abschütteln, die ihnen von oben auf die Köpfe gefallen war. Wir sahen uns an, mit einem Gesichtsausdruck, der gewiß an Dummheit nichts zu wünschen übrig ließ.

„Was war denn das?", sagte Hindersin. „Die Pulverkammer ist in die Luft geflogen", sagte ich. Die Batterie schoß auch nicht mehr.

Den nächsten Morgen hat Rieff melden lassen, die Pulverkammer von Batterie Nr. 23, welche von den Pionieren gebaut wäre, sei von einer feindlichen Granate durchschlagen und in die Luft geflogen. Darob war große Wut im Ingenieurkorps, denn es lag darin ein Vorwurf gegen die Güte des Baues durch die Pioniere. Es war dieser Vorwurf auch so unbegründet als möglich, denn die Pulverkammer lag tief unten im Wall der von den Franzosen erbauten Schanze, die so dick war, daß kein Geschoß sie durchschlagen konnte. Auch war ja gerade „ein Engel durchs Zimmer gegangen", d. h. kein Schuß gefallen. Ich bin der festen Überzeugung, daß die beiden Kanoniere, die in der Pulverkammer die Ladungen abwogen, dort geraucht haben. Die fortwährende Beschäftigung mit dem Pulver macht die Leute so unvorsichtig, daß derartige Torheiten oft genug vorkommen, umsomehr, wenn diese beiden Menschen im Dunkeln den ganzen Tag mit der geisttötenden Arbeit des Abwiegens beschäftigt sind und sich eine kleine Abwechslung machen wollen. Sie konnten nicht vernommen werden, denn von beiden zusammen ist nur ein Arm vorgefunden worden. Außerdem wurden noch zwei Mann durch die Explosion verletzt.

Die Batterie hatte kein Pulver mehr, also mußte sie schweigen, bis eine neue Pulverkammer erbaut ward. Ich ließ aber von jetzt ab bei

jeder Batterie zwei Pulverkammern bauen, rechts und links eine, damit eine aushelfen könne, wenn die andere explodiere.

Sobald die Explosion dem Feinde sichtbar ward, vereinigte er ein Schnellfeuer dagegen aus allen Geschützen. Ich kann mir denken, welchen Jubel die Pariser beim Anblick dieser Feuersäule angeschlagen haben mögen. Getroffen haben sie aber auch jetzt noch nichts in der Batterie. Kameke, der hinging, um zu untersuchen, ob der Bau seiner Pioniere schuld haben könne, kam ungefährdet zurück.

Unser Kampf des Südangriffs war im allgemeinen günstig verlaufen. Die Verluste bei der Explosion eingerechnet, hatten wir nur zwei Tote und einen Unteroffizier und fünf Mann an Verwundeten.

Bartsch hatte mit Tagesanbruch gekämpft. Er hatte erst sonnenklares Wetter, eine merkwürdige Erscheinung, die sich öfter wiederholte, daß nämlich beim Nordangriff ganz anderes Wetter war als beim Südangriff, denn wir hatten doch anfangs wegen Nebels nicht schießen können. Dann war dort Nebel eingetreten, nachdem seine Batterien sich eingeschossen hatten, und gegen Mittag hatte es sich wieder aufgeklärt. Der Feind hatte sich von halb zehn Uhr morgens an tapfer zu wehren gesucht, war aber von mittags zwölf Uhr an auf Fort La Briche, St. Denis und Fort de l'Est total verstummt. Um vier Uhr hatte er noch einmal mitzureden versucht, war aber bald wieder erdrückt worden. Er hatte auch noch einen schwachen Versuch gegen Le Bourget gemacht, war aber durch unser schweres Geschütz heimgeschickt worden.

Vergleicht man die Geschwindigkeit, mit der Oberst Bartsch vom 21. bis 26. Januar gegen St. Denis vorrückte, und die Energie und Wirkung, die er hierbei entfaltete, mit der Langsamkeit, mit welcher der Südangriff unter meinen Augen gegen Issy und Vanves vom 5. bis 26. Januar avancierte und schließlich scheinbar ins Stocken geriet, so muß man erstaunen. Vergleicht man aber den Geschäfts- und Dienstbetrieb im Norden mit dem im Süden und die Unterstützung, welche die Artillerie bei der Maas-Armee fand, mit dem bei der Dritten Armee gefundenen, so wird das Rätsel gelöst.

Am 19. Januar war bei der Belagerungsartillerie der Maas-Armee eine Dienstinstruktion herausgegeben, welche, mit der Handhabung des Dienstes bei der Dritten Armee verglichen, volle Aufklärung gibt.

Wenn die Artillerie bei der Maas-Armee Arbeiter gebrauchte, dann hatte sie sich mit ihrer Requisition an die Division zu wenden, in deren Bereich sie kantonierte, und diese Division mußte sie selbigen Tags stellen. Brauchte die Artillerie im Süden Arbeiter, dann begegnete dies unendlichen Schwierigkeiten.

Ingleichen war bei der Maas-Armee die Belagerungsartillerie behufs Verpflegung den Divisionen attachiert, in deren Bezirk sie wohnte, wurde also eigentlich von ihnen gefüttert und brauchte sich um nichts zu kümmern, sondern nur zu kämpfen.

Ferner hatte im Norden von Hause aus die Maas-Armee von jedem Armeekorps zehn, also in Summa dreißig Offiziere, von der Feldartillerie zur Belagerungsartillerie kommandiert, bei der Dritten Armee war aber bisher eine derartige Aushilfe noch nicht zu erreichen gewesen.

Im Norden hatte in jeder Gruppe von Batterien ein Hauptmann Tagesdienst, in jeder Batterie kommandierte ein Leutnant oder Sergeant, in den Batterien des Südangriffs hatte in jeder Gruppe ein Major Tagesdienst, in der Batterie kommandierte ein Hauptmann oder Premierleutnant. Rechnet man dazu noch die Zahl der Instruktionsoffiziere in der Südfront, die im Norden ganz fehlten, so war es natürlich, daß mehr Offiziere in einer Batterie im Süden standen als im Norden, also auch mehr getroffen wurden. Dagegen kam es vor, daß hier und da im Norden einmal ein Geschütz falsch behandelt wurde. Daher kam es, daß im Norden mehr Geschütze verbraucht wurden, im Süden mehr Offiziere.

Zieht man dazu noch in Betracht, daß im Norden Bartsch meinen Rat befolgte und von erhöhten Bettungen über Bank feuern ließ, also weit weniger schwierigen und langwierigen Batteriebau hatte als im Süden, wo man vorschriftsmäßig baute, daß er dies aber auch wagen konnte, weil er an Zahl überlegen war, während man im Süden einer gegen zehn kämpfte, rechnet man dazu noch, daß die Überlegenheit an Zahl den Feind noch in den ersten Vormittagsstunden zum Schweigen brachte, endlich, daß bei der Maas-Armee die Eisenbahn aus der Heimat bis in den Park führte, bei der Dritten Armee vierzehn Meilen davon entfernt war, so hat man die Erklärung dafür, daß Bartsch in sechs Tagen so schnelle Fortschritte machte und Rieff im Süden monatelang gewartet hatte, ehe er einen Schuß zuwege brachte.

Die Geschütze von Bartsch fanden alles schon vorbereitet, wenn sie ankamen, und wurden vom Bahnhof Gonesse aus direkt in die fertigen Batterien gezogen. Die Geschütze von Rieff hatten monatelang im Park von Villa Coublay auf ihre Bestimmung gewartet.

Nach alledem wird auch das nicht überraschen, daß Bartsch mit 20 Kompagnien 147 Geschütze dauernd im Feuer erhielt, d. h. sieben bis acht Geschütze pro Kompagnie, aber Rieff mit 32 Kompagnien nur 132 Geschütze, d. i. vier Geschütze für jede Kompagnie, und daß Rieff, als er jetzt mehr Batterien erbauen und im Feuer erhalten sollte, erklärte, er könne das nicht, wenn er nicht mehr Kompagnien überwiesen erhielte,

wogegen Bartsch noch sechs Kompagnien mehr, die im Norden von Mézières her kamen, nicht gebrauchen konnte und an Rieff auf meine Anordnung abgab.

Bartsch hatte übrigens seinen Angriff gegen St. Denis—Aubervilliers nicht mit fünfundneunzig, wie es erst in seinem Plane lag, sondern mit nur neunundsechzig Geschützen begonnen, weil er ja die Batterien Nr. 21 und 33, elf Geschütze, erst armieren sollte, wenn die anderen bereits im Feuer wären, und weil noch nicht alle Geschütze aus Mézières angekommen waren, denn die Transportmittel waren dazu noch nicht disponibel gewesen, die Eisenbahnen noch für die dringenderen Bedürfnisse der Nord-Armee in Anspruch genommen. Es war sehr richtig von ihm, daß er nicht auch auf das letzte Geschütz wartete, denn er wußte, daß die Lage auf eine Entscheidung drängte. Der schnelle, entscheidende Sieg, den er im Geschützkampf auch mit der geringeren Zahl errang, rechtfertigte ihn vollständig. Er hatte einen Verlust von nur einem Offizier und fünf Mann, so daß der Gesamtverlust rings um Paris bei der Belagerungsartillerie an diesem Tage nur aus einem Offizier und zwölf Mann bestand.

Dagegen nahm auch beim Südangriff die Zahl der unbrauchbar werdenden Rohre zu, und neuer Nachschub aus der Heimat ward erforderlich, besonders an langen Vierundzwanzigpfündern. Da die aptierten bronzenen Vierundzwanzigpfünder, d. h. glatte, die in gezogene verwandelt waren, für die zu den großen Entfernungen nötigen starken Ladungen nicht eingerichtet waren, so entschloß sich das Kriegsministerium, die schweren Vierundzwanzigpfünder aus den Seefestungen zu entnehmen. Hatte doch der Feind auch seine Marinegeschütze nach Paris gebracht, und wenn wir Paris bezwangen, so war es nicht wahrscheinlich, daß wir in die Lage kommen würden, noch in diesem Jahre unsere Seefestungen zu verteidigen.

Der 22. Januar. Der Erfolg gegen St. Denis war so günstig, daß wir, Kameke und ich, es an der Zeit hielten, den Kaiser um die Erlaubnis zu bitten, daß der Versuch gemacht werde, St. Denis zu nehmen. Dann mußten Fort de l'Est und Aubervilliers bald fallen, und es hinderte uns nichts mehr, die Porte de Villette des Stadtwalls von Paris in Trümmer zu schießen. Wir meldeten uns deshalb zum Vortrage an, um diese Änderung des zuletzt von uns vorgeschlagenen Angriffsplans der Allerhöchsten Genehmigung zu unterbreiten. Wir fanden, zwar nicht beim Kaiser, wohl aber beim Kronprinzen zunächst einigen Widerstand. Er fragte, ob St. Denis gestürmt werden sollte. Ich antwortete, daß

dies nicht notwendig sein werde, sondern daß man es in einen Trümmerhaufen verwandeln könne, den der wenig disziplinierte Feind verlassen werde. Dann brauche man es bloß zu besetzen. Schließlich genehmigte der Kaiser unsere harmlos scheinende Bitte, eine Anzahl Ingenieuroffiziere von der Südfront zum Kronprinzen von Sachsen zu senden, das übrige aber letzterem zu überlassen. Wir wußten aber, daß dieser nur darauf brannte, baldigst energisch vorzugehen, wenn er nur diese Erlaubnis hatte.

Einen weiteren Widerstand fand meine Bitte, daß die Dritte Armee in ähnlicher Weise wie die Maas-Armee Aushilfe von Offizieren von der Feldartillerie an die Belagerungsartillerie stellen möge. Wir hatten bis jetzt an Toten, Verwundeten und infolge der Anstrengungen Erkrankten einen Verlust von achtunddreißig Offizieren, der sich zwar durch Wiedergenesung auf achtundzwanzig verminderte. Aber es war immer ein Ausfall von fast einem Offizier bei jeder Kompagnie, und die Vermehrung der Anstrengung bei den übrigen daher so, daß man fürchten konnte, sie würden es nicht lange aushalten. Da wurde mir gesagt, daß die Feldarmee jetzt keine so großen Verluste ertragen könne. Hierauf entgegnete ich, daß dieser Verlust von dreißig Offizieren und dreihundert Mann in sechzehn Tagen noch kein Ruin der Truppe sei, und daß, wenn eine Infanterie-Brigade im Beginn des Krieges einen solchen Verlust erlitt, man dies noch einen leichten genannt habe, daß dieser Verlust aber, weit entfernt, die Feldarmee zu ruinieren, dieser reichlich zugute komme, weil seit dem Beginn der Beschießung die Feldarmee von den täglichen Verlusten durch die feindliche Festungsartillerie befreit sei.

Endlich wurde mir noch eingeworfen, die Offiziere der Feldartillerie würden es aber nicht verstehen, die Festungsartillerie zu bedienen. Ich konnte diesen Einwand leicht durch die Bemerkung zunichte machen, daß die Feldartillerie von der Festungsartillerie nicht getrennt sei, aber beim Beginn des Krieges die Elite der Offiziere erhalten habe, die bei Feld- u n d Festungsartillerie aufs beste ausgebildet seien.

Schließlich wurden unsere Vorschläge genehmigt, und die Armee erhielt den Befehl des Kaisers, Offiziere der Feldartillerie zur Belagerung zu kommandieren.

Nach dem Vortrage begab ich mich in das Gefecht. Es erschien mir nötig, der Batterie St. Cloud zu Hilfe zu kommen. Ich wollte daher Batterien erbauen, die die Stadtfront zum Schweigen bringen könnten, welche St. Cloud zusetzte, sobald die Vermehrung der Artillerie des Südangriffs um sechs Kompagnien Rieff in den Stand setzte, mehr Geschütze zu bedienen. Er wollte die Batterien im Garten von Bellevue, östlich

von Sèvres, anlegen. Aber dort war der Raum, der Abgang und der Zugang sehr beengt. Ich wählte deshalb das freie Feld an der Station Meudon, die Eisenbahn vor der Front, Front gegen Point du Jour. Dieses Feld, ganz in der Nähe von Issy, von dort flankiert, hatte bisher nicht betreten werden können, solange die Möglichkeit vorlag, daß Issy noch schießen könne. Dort sollten sechs Batterien zu je 6 Geschützen erbaut werden und den Namen Kaiser-Batterien erhalten.

Ein Emplacement für Sechspfünder, jenseit des Bahnhofes Meudon erbaut und bestimmt, nur im Falle eines Ausfalls die Straße Issy—Bas-Meudon unter Feuer zu halten, welches noch nicht gefeuert hatte, hatte ich wieder desarmieren lassen, weil die Vorposten erklärten, es nicht schützen zu können. Der Feind hatte es bemerkt und beschossen. Ganz in der Nähe lag ein verlassenes japanisches Häuschen, das seinerzeit 1867 bei der Pariser Ausstellung viel Aufsehen gemacht und Bewunderung erregt hatte. Ein reicher Privatmann hatte es gekauft, hier auf seiner Besitzung aufgestellt und mit den bedeutenden Kunstschätzen, die darin angesammelt waren, durch ein Plakat zu schützen gesucht, das diese Kunstschätze dem Schutze aller gebildeten Menschen bei Freund und Feind empfahl. Wir waren dieser Empfehlung nachgekommen und hatten das Häuschen sorgfältig gehütet und öfter bewundert. Aber die französischen Geschosse trafen es jetzt und zerstörten es von Grund aus.

Das Resultat unseres Geschützkampfes war heute wieder befriedigend. Der Feind hatte nur noch aus der Stadtfront geschossen. Forts und Batterien daneben schwiegen. Die meisten seiner Geschütze feuerten gegen Batterie Nr. 23, die aber die Herstellungsarbeiten fortsetzte. Unser Feuer legte dagegen die Kasematten in Fort Issy und Vanves bloß, die Gewölbe schienen dem Einsturz nahe. Batterie St. Cloud Nr. 1 hielt sich noch gegen das übermäßige feindliche Feuer.

Im Norden brachte der Oberst Bartsch den Feind in St. Denis ganz zum Schweigen, dem der Aufenthalt auf dem Walle gänzlich verleidet ward. Bartsch richtete einen Teil seiner Geschütze gegen die Stadt. Nur die Kathedrale von St. Denis, in der die Königsgräber liegen, mußte auf Befehl des Kaisers geschont werden. Wie ich nachher gesehen habe, hatten die Franzosen dieselbe als ihr Haupt-Pulvermagazin benutzt. Wie ich auch erfuhr, ist die Bevölkerung von St. Denis an diesem Tage heulend und schreiend nach Paris hineingelaufen und hat dort Angst und Schrecken verbreitet und dem tonangebenden Pöbel einen Begriff davon beigebracht, was eigentlich der Krieg sei. Jules Favre hat bei den Unterhandlungen, welche später stattfanden, gesagt, daß von diesem Tage an die Idee des Widerstandes à outrance erschüttert worden sei.

Bartsch beschloß an diesem Abend, mit seinen Batterien baldigst näher an den Feind heranzugehen, um 2000 Schritt, und bestimmte die Plätze für die Batterien Nr. 36 bis 43 in einem Halbkreis um St. Denis auf 1000 Meter Entfernung.

Unsere Verluste betrugen heute fünf Offiziere, dreißig Mann.

Der 23. Januar. Ich beschäftigte mich mit der genauen Bestimmung des Platzes für die neuen Batterien. Dies kostete viel Zeit, weil der Boden sehr aufgeweicht war und man nur mühsam und langsam von der Stelle kam. Auch mußte man viele Umwege in den gedeckten Kommunikationen machen, denn der Feind stand nicht sehr weit in einzelnen Embuscaden und sandte Chassepotkugeln, wenn sich jemand sehen ließ.

Der Kampf verlief günstig. Nur hatten wir einen Unfall zu beklagen, weil in der Batterie Nr. 21 eine Bombe, die hinter derselben eingefallen war, gerade zu der Tür der Pulverkammer hineinrollte, als ein Kanonier hineinging, und dort platzte. Da flog auch diese Pulverkammer in die Luft. Wir hatten zwei Tote darin.

Der kommandierende Offizier, Leutnant Hugo, ließ aber das Feuer nicht schweigen, sondern die sämtlichen Geschütze ruhig weiterfeuern und ihren Bedarf aus der anderen Pulverkammer entnehmen. Batterie Nr. 23 begann ihr Feuer wieder, nachdem sie hergestellt war. Bartsch schoß die Forts La Briche, St. Denis und de l'Est ganz zusammen. Die Verteidiger verkrochen sich, die Einwohner waren geflohen. Wir hatten zwei Offiziere und sechsunddreißig Mann Verlust rings um Paris.

Bei dem Munitionskonsum stellte sich die für Artilleristen lehrreiche Tatsache heraus, daß der Reservevorrat an Zündvorrichtungen, der etatmäßig fünf vom Hundert beträgt, nicht ausreichte, weil bei dem Winterwetter, wo Frost und Tauwetter wechselten, die Mannschaften mit ihren steifen Fingern mehr Zündschrauben verloren, so daß davon zehn vom Hundert Reserve nötig ward.

An diesem Abend aßen wir bei Kameke, bei dem auch die Konferenz abgehalten wurde. Er wohnte eine halbe Meile von mir, am andern Ende von Versailles, in dem Hause nebenan Graf Maltzahn, der Vorsteher der freiwilligen Krankenpflege, Johanniter, der Armee des Kronprinzen. Mit diesem hatte ich etwas zu besprechen und suchte ihn eine halbe Stunde vor dem Essen auf, da ich ihn aber nicht fand, kam ich so viel zu früh zu Kameke, denn es lohnte sich nicht mehr für mich, nach Hause zu gehen. Ich fand Kameke, der in Erwartung der Gäste Patience legte. Ich half ihm dabei, und da man sich zuweilen den Spaß macht, die Patience über etwas zu befragen, so stellten wir vor dem Beginn die

Frage, ob wohl Paris binnen drei Tagen kapitulieren werde. Die Patience wäre aufgegangen, wenn nur eine einzige Karte anders gelegen hätte, und es konnte die Antwort lauten, daß binnen drei Tagen nicht viel mehr an der Kapitulation von Paris fehlen werde. In der Wirklichkeit haben binnen drei Tagen nur fünf Stunden an dem Augenblick gefehlt, in dem der Kampf eingestellt ward. Abergläubische Menschen würden hierdurch in ihrem Glauben an die Unfehlbarkeit des Ausspruchs der Karten bestärkt werden.

Während die Patience gelegt wurde, fragten wir uns, was man in der Heimat wohl sagen würde, wenn man hörte, daß wir beide, die Paris angreifen sollen, Patience legten, und über diesen Gedanken befielen uns Lachkrämpfe. Der Kontrast war auch in der Tat hoch komisch.

Der 24. Januar. Ich begab mich in die vielgeplagte Batterie St. Cloud Nr. 1. Zwar konnte ich von dort nur einen geringen Teil des Angriffsfeldes übersehen, und es war dort deshalb nicht mein Platz, sondern auf Meudon. Aber ich wollte doch einmal sehen, wie es da aussah und der Mannschaft durch meine Anwesenheit Lust machen. Es trat Nebel ein. Auch kamen Parlamentäre an, und während des Verkehrs der Parlamentäre an der Brücke bei Sèvres mußte die Batterie St. Cloud schweigen und ebenso die dagegen feuernden Geschütze. Diese Gefechtspausen kamen der Batterie sehr zustatten, denn sie konnte die ihr zugefügten Schäden ausbessern.

Unter den Verlusten am gestrigen Tage waren auch ein Unteroffizier und zwei Mann, die dadurch getötet waren, daß ein neuer Kruppscher Vierundzwanzigpfünder sprang. Dieses Ereignis erregte große Sensation, weil man es bis jetzt für unmöglich gehalten hatte, daß ein Gußstahlrohr springen könne. Es wurde auch ausfindig gemacht, ein feindliches Geschoß habe gerade im Moment des Abfeuerns auf das Rohr aufgeschlagen, und der doppelten Vibration durch den eigenen Schuß und den Stoß durch das feindliche Geschütz habe der Gußstahl nicht widerstehen können. Ich hielt dies für Unsinn, obgleich die Gelehrten es bestimmt behaupteten, und ließ mir die Stücke des gesprungenen Rohres zeigen. Es waren keine Spuren eines aufgeschlagenen feindlichen Geschosses zu sehen. Später hörte ich durch Jules Favre bei Gelegenheit der Unterhandlungen, daß an diesem gestrigen Tage zwei preußische Granaten an der Madeleine-Kirche in dem Augenblick eingeschlagen seien, als die Frauen in die Kirche gingen. Dies und die heutige Ankunft von einigen Granaten in den Vorstädten von Villette, Belleville und der Butte de Chaumont habe, nachdem die Flucht der Bewohner von St. Denis schon

Schrecken verbreitet, die Volksmasse mit dem Gedanken an eine Kapitulation vertraut gemacht. Derselbe Pöbel, der noch zwei Tage vorher einen jeden gesteinigt haben würde, der von Kapitulation geredet hätte, hielt jetzt jeden Widerstand für nutzlos, da er sich selbst gefährdet sah. Die Kirche Madeleine wird vornehmlich von Frauen besucht, und da die Frauen in Paris einen überwiegenden Einfluß haben, so stimmten sie auch ihre Männer friedlich, sobald sie sich beim Eintritt in ihre Kirche gefährdet sahen. Ich begriff erst nicht recht, wie Granaten bis zur Madeleine kommen konnten, die doch 11 500 Schritt von der nächsten Batterie entfernt war und sonst unsere Granaten höchstens 10 200 Schritt weit reichten. Aber Prehn lachte, als ich ihn fragte, und verriet mir, daß mehr viereinhalbpfündige Kartuschen verbraucht seien als Granaten. Da hatten die Kanoniere in den Bombardementsgeschützen statt einer Ladung zu sechs Pfund, deren zwei zu viereinhalb Pfund genommen, die noch Platz haben in dem Ladungsraum, wenn man sie fest hineinstopft, und jetzt ward mir auch das Springen eines Vierundzwanzigpfünders erklärlich. Er war einfach mit zu viel Pulver geladen.

Die Batterien der Südfront hatten an diesem Tage Nachtfeuer gemacht. Der Nebel hatte den ganzen Tag angehalten. Im Norden hatte Bartsch wieder einmal anderes Wetter. Es war klar, er bearbeitete die Forts weiter, die nur sehr selten zu antworten versuchten. Seine beiden Batterien am Südende von Le Bourget traten heute auch ins Gefecht, und Nr. 33 sandte jene Granaten nach Villette, Belleville und der Butte de Chaumont, welche die dortige Bevölkerung so friedlich stimmten.

In St. Denis und in der Hauptstadt sah man viele Feuersbrünste, der Feind verließ im Norden alle vorgeschobenen Positionen.

Wir hatten im Süden fast gar keine Verluste, im Norden wenig, im ganzen einen Toten, einen Offizier und vier Mann verwundet.

Der 25. Januar. Ich begab mich zunächst wieder nach St. Cloud Nr. 1, denn diese Batterie wurde jetzt mein Angstkind. Die versprochenen sechs Kompagnien waren vom Norden noch nicht angekommen, und ehe sie da waren, konnten aus Mangel an Arbeitern die Batterien nicht erbaut werden, die ihr das Leben erleichtern sollten. Es mußte sich also die Batterie noch einige Tage allein wehren. Die Umgebung der Batterie sah allerdings sehr wüst aus. Aber noch war es möglich, darin auszudauern. Während ich darin war, mußte wieder der Kampf unterbrochen werden, denn es ward wieder von Parlamentären viel geblasen. Die Granaten, welche gestern nach Villette und Belleville hineingefallen waren, trieben Früchte. Die Batterie arbeitete fleißig an der Verstärkung

ihrer Brustwehr, und das Parlamentieren kam ihr sehr zustatten. Ich konnte aber jetzt meine Zeit besser verwerten und ritt nach Meudon hinüber.

Heute hatte ich den Maler Freyberg nach Meudon eingeladen. Dieser junge Künstler machte den Krieg im Gefolge des Prinzen Albrecht (Vater) mit, welcher jetzt an einer Augenentzündung krank in Versailles angekommen war. Freyberg hatte mich besucht und mir viel erzählt von den Gefechten, in denen er im Feuer gewesen. Ich hatte ihm keinen rechten Glauben geschenkt, da er doch nicht Soldat vom Fach war, und wollte ihn auf die Probe stellen, ob er Ruhe im feindlichen Feuer zeige. Da führte ich ihn an einen Platz, von dem aus er die Batterie Nr. 19 im Feuer zeichnen mußte, mit Issy, Mont Valérien und Paris im Hintergrunde. Das Bild sollte er in Berlin in Öl ausführen.*) Da saß der junge Mensch ganz mit seiner Kunst beschäftigt, während die französischen und preußischen Granaten hin und her über ihn hinwegsausten, und machte eine sehr hübsche Skizze, die ich im Original auch behalten habe. Ja, als er damit fertig war, drehte er sich herum und zeichnete noch zu seinem eigenen Spaß die feuernde Terrasse von Meudon von vorn. Nach Verlauf von einer Stunde holte ich ihn wieder ab und freute mich seines kalten Blutes. Jetzt erst verriet ich ihm, daß er ganz in Numero Sicher gesessen habe, denn der Platz, den ich ihm angewiesen, lag so, daß kein Geschoß dorthin kommen konnte.

Der Feind feuerte heute im Süden sehr matt. Wir hatten hier gar keine Verluste. Der Feind schien jetzt zu fühlen, daß es im Norden ernst werde, und wandte dorthin den letzten Rest von Energie, dessen er noch fähig war. Bartsch hatte nämlich bereits heute die Batterien Nr. 36, 37, 39 auf die nahe Entfernung von 1000 Metern mit vierundzwanzig Geschützen in Tätigkeit gebracht, und die Wirkung war erdrückend. Übermorgen sollten noch Batterien Nr. 38, 40, 41, 42, 43 mit weiteren dreißig bis vierzig Geschützen ebensonahe an St. Denis herangehen, und binnen vierundzwanzig Stunden hätten dessen Forts nur noch einen Trümmerhaufen gebildet.

Der Feind versuchte noch einmal wieder zu schießen, aber binnen zwei Stunden tat er keinen Schuß mehr. Auch in Drancy wurde er noch einmal lebendig, um bald, übel zugerichtet, diesen Ort zu verlassen.

Bei dieser Überlegenheit waren unsere Verluste auch im Norden nur gering, drei Tote, vierzehn Verwundete.

*) Das diesem Bande beigegebene Bild von Conrad Freyberg verdankt dieser Skizze seine Entstehung.

Der 26. Januar. Heute ging ich mit besonderem Vergnügen in die Batterien. Zwar konnte Nr. 24 noch immer nicht ihr Feuer gegen Vanves eröffnen und sollte erst morgen vollendet werden, aber Nr. 27 setzte dem Fort Issy wieder zu. Die größte Freude aber hatte ich, weil von morgen ab der Erfolg von Bartsch gewaltig sein mußte und ich darauf rechnete, daß morgen abend St. Denis vom Feinde verlassen werde und von uns besetzt werden könne. War aber einmal der Gürtel der Forts gesprengt, dann konnten die anderen nicht mehr lange widerstehen.

Von Meudon aus ging ich mit Heydenreich, noch einmal die ganze Front zu kontrollieren, zu Fuß von Batterie zu Batterie bis auf den rechten Flügel in die Batterie dicht bei Bagneux. In unserer übermütigen Stimmung häufig den Weg querfeld, wenn auch den gefährlichen, dem Umweg durch die aufgeweichten Kommunikationen vorziehend, kamen wir zuweilen von vorn in die feuernden Batterien hinein, deren Offiziere nicht wenig erschreckt waren, weil sie glaubten, sie hätten können ihre höchste artilleristische Behörde umblasen. Aber wir kannten ja die Lage und die Dienstordnung und waren lustig und guter Dinge, überall versichernd, morgen werde es lustig werden, morgen werde man etwas erleben. Nachdem ich so bis Batterie Nr. 18 und 15 meinen Besuch abgestattet hatte, kehrte ich auf Meudon zurück. Dem etwas korpulenten Heydenreich wurde die lange Fußpromenade recht sauer, und ich sehnte mich nach dem zweiten Frühstück im Sicherheitsstande von Meudon. Ich beschleunigte meine Schritte trotz der Mühe, die Heydenreich hatte, zu folgen. Mittlerweile hatte sich der Nebel gesenkt. Es war ganz klar geworden gegen zwölf Uhr. Von Chaumont aus sah man über Paris hinweg nach St. Denis zu, den Horizont in Wolken von Pulverdampf gehüllt. Bartsch war recht fleißig, wie es schien. Aber auch Paris wurde recht lebendig. Zwar schwiegen die Forts und die Annexbatterien völlig, aber die Stadtfront knallte mit einem Eifer und mit einer Eile wie noch nie. Überall, wo ich auf meinem Rückmarsch vorbeikam, schlugen die Geschosse des Feindes massenhaft ein, bald hier, bald dort hin, aber schlecht gezielt, und nirgends hatten die Batterien Verlust. Der Feind hatte oft ins Blaue gezielt, aber so arg wie heute noch nie.

Von Batterie Nr. 20 führte eine lange Parkmauer hinter Nr. 19 vorbei und diente als Schutz für die Kommunikation. Diese Mauer konnte zwar keine feindliche Granate abhalten, aber sie verbarg dem Feinde doch, wenn jemand dort entlang ging oder fuhr. Als wir gerade hinter Nr. 19 ankamen, wo die auf diese Batterie gemünzten feindlichen Geschosse über, an und durch diese Mauer einschlugen, trafen wir auf ein Geschütz, welches, in seiner Lafette beschädigt, zurückgeschafft werden

sollte. Der kommandierende Gefreite blieb mit dem Geschütz halten. Ich fragte ihn, warum er hier halte. Er meinte, das Feuer des Feindes sei so lebhaft, daß er nicht wage, hinter der Mauer vorzumarschieren. Ich konnte nicht umhin, ihn einen Esel zu nennen, denn er stand gerade als Kugelfang hinter Nr. 19, und die Granaten gingen da durch die Mauer wie durch Butter, während er bloß hundert Schritt weiter zu gehen brauchte, um in voller Sicherheit den Weg nach Villa Coublay einschlagen zu können. Mit größerer Wahrscheinlichkeit konnte man sich allerdings nicht dem Tode in die Arme werfen, als wenn man hier den ganzen Tag halten blieb. Es gehörte die ganze Autorität meines Dienstgrades dazu, um den vor Furcht fast besinnungslosen Mann zur Fortsetzung seines Weges zu veranlassen. Kaum waren wir dreißig Schritt weiter, als ein französischer Marine-„Brummer" an derselben Stelle durch die Mauer fuhr, an der ich den dummen Kerl in Ordnung gebracht hatte, und in der Mauer platzte. Wir gingen noch einmal hin, um das Loch anzusehen, das in die Mauer geschlagen war. Ich konnte durchkriechen.

Nachdem ich noch einmal meine Batterie Nr. 19 begrüßt hatte, ging ich auf Meudon frühstücken. Dort erwartete mich ein telegraphischer Befehl des Kaisers, der mir die plötzliche Lebendigkeit des Feindes erklärte. Er lautete:

„Seine Majestät haben befohlen, daß, insofern das feindliche Feuer aus Paris heute nacht um zwölf Uhr schweigt, auch das Feuer aus sämtlichen diesseitigen Batterien einstweilen einzustellen ist."

Also deshalb verschoß der Feind noch bis heute nacht so viel als möglich von seiner Munition gegen uns, die sonst unser Eigentum werden mußte!

Ich gab alsbald den Allerhöchsten Befehl an alle Batteriegruppen weiter und fügte hinzu, bis zwölf Uhr mitternacht solle doppelt heftiges Feuer gemacht werden.

Jetzt wurde der Lärm erst gewaltig. Die Luft ward von zwölf Uhr ab ganz klar und begünstigte unsere Beobachtung, unsere Korrektur, unser Treffen. Über ganz Paris hinweg sah man Bartsch im heftigsten Feuer. Man konnte trotz der Entfernung von drei Meilen heute wieder jeden Schuß von ihm sehen, und er verdreifachte sein Feuer, denn es hatte ihn eine innere Wut erfaßt, daß er die so schön von ihm vorbereitete Musik am nächsten Morgen unterlassen sollte.

Der Tag ging zur Neige, die Finsternis trat ein. Aber das sonstige langsame Nachtfeuer wurde nicht gemacht. Immer heftiger, wie am Tage, tobte der Lärm. Selbst in der Nacht sah man drüben bei Bartsch

im Dunkeln jeden Schuß aufblitzen, und das fortdauernde Rollen des Kanonendonners, das keinen einzelnen Schuß mehr unterscheiden ließ, außer den ganz in der Nähe abgefeuerten, erinnerte mich an den Lärm vom 18. August und vom 1. September, nur mit dem Unterschiede, daß wir mit geringeren Opfern Sieger blieben. Wir hatten alles in allem einen Toten und fünf Verwundete.

Um zwölf Uhr nachts schwieg der Feind. Da stellten auch unsere Batterien das Feuer ein. Noch fielen dann wieder zwei oder drei Schuß aus der Stadtfront von Paris, und schon traten unsere Kanoniere wieder an die Geschütze, um den Kampf erneut aufzunehmen, aber dann fiel kein Schuß mehr, und der Kampf hatte ein Ende!

Heute traf die letzte der vom Kriegsministerium aus der Heimat verschriebenen Munitionskolonnen ein. Hätte ich darauf gewartet, dann hätte ich heute erst anfangen dürfen, zu schießen.

Podbielski mußte täglich nach Berlin die offiziellen Nachrichten vom Kriege für die Zeitungen telegraphieren. Da man nicht sicher wußte, ob der Feind die verabredete Einstellung des Feuers innehalten werde, so nahm man Anstand, etwas offiziell zu telegraphieren. Aber der englische Berichterstatter erfuhr es, telegraphierte es nach London, und von da kam es in die Berliner Zeitungen zugleich mit dem amtlichen Telegramm: „Vor Paris nichts Neues! Podbielski."

7. Nach dem Kampf.

Die Feuerpause. Auch am letzten Tage des Kampfes war mir eine herbe Nachricht nicht erspart geblieben. Der gute und brave Hauptmann Hoffmann v. Waldau war an der Amputation doch noch gestorben trotz aller Pflege und Hoffnungen. So war sein Siechtum gerade mit dem Kampfe im gleichen Schritt geblieben. Beim ersten Schuß auf Paris war er verwundet, beim letzten war er gestorben.

Nach den mir gewordenen Mitteilungen hatte die Einstellung des Feuers den Zweck, die Kapitulationsverhandlungen mit Paris ungestört zu Ende führen zu können. Solche Verhandlungen konnten sich aber zerschlagen, und ich ordnete alles an, um das Feuer mit doppelter Heftigkeit beginnen zu können, wenn Seine Majestät dies befehlen sollten. An Munition war jetzt kein Mangel. Es wurden daher die Befehle gegeben, die Geschütze zu revidieren und auszubessern, wo es nötig wäre, die

Deckungen und die Batterien zu verstärken, wo das feindliche Feuer ihnen Schaden zugefügt hatte.

Den nächsten Tag fuhr ich erst nach dem Lazarett von Igny, wo die Leiche des Hauptmanns Hoffmann v. Waldau mit militärischen Ehren auf den Transportwagen gebracht ward, der sie nach der Heimat schaffen sollte. Die Bayern hatten eine Ehreneskorte gestellt und taten alles, um dem bundeskameradschaftlichen guten Einvernehmen Vorschub zu leisten. Die ganze Kompagnie des Gefallenen kam als Leidtragende. Er war sehr beliebt. Seine Leute weinten alle.

Von da begab ich mich in die Batterien. Meine Befehle waren nirgends befolgt. Nach dem einundzwanzigtägigen Geschützkampf hatte sich eine allgemeine Sehnsucht nach Ruhe der Gemüter bemächtigt, und ein jeder glaubte nicht an die Möglichkeit, daß es noch wieder zur Tätigkeit kommen könne. Daher waren auch alle meine Befehle, sich zum weiteren Kampf bereitzuhalten, unbeachtet geblieben. Ich war sogar genötigt, hier und da Strafen zu verhängen.

Bei den äußersten Vorposten in Bagneux konnte ich mich allerdings überzeugen, daß eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten seitens der Pariser sehr unwahrscheinlich war, denn die französischen Soldaten kamen in hellen Haufen unbewaffnet und konnten nur mit Mühe am Überlaufen verhindert werden, denn sie sehnten sich danach, die gute Verpflegung in der Gefangenschaft gegen die schlechte in Paris zu vertauschen. Unsere gutmütigen Bayern gaben dort aber den Bettelnden Brot und konnten daran nicht durch die Offiziere verhindert werden, obgleich es gar nicht in unserem Interesse lag, dem Feinde Unterhalt zu gewähren, solange er uns durch keinen Vertrag Sicherheit bot, daß er nicht mehr gegen uns fechten werde.

Die Waffenstillstands-Konvention. In der Nacht vom 28. zum 29. Januar ist endlich die Konvention abgeschlossen worden, welche die Forts in unsere Hände lieferte und bis zum Friedensschluß eine Demarkationslinie feststellte.

Die Bedingungen dieser Konvention versetzten uns alle in die tiefste Betrübnis. Moltke war zu den Verhandlungen nur insofern zugezogen worden, als er um sein Gutachten gefragt worden war. Er hatte es sehr einfach dahin abgegeben, daß die „Festung“ nach den Bedingungen der Kapitulation von Sedan kapitulieren müsse. Trotzdem ging Bismarck mit Jules Favre eine „Konvention“ ein statt einer „Kapitulation“, welche die französischen Machthaber in den Stand setzte, den Einwohnern

von Paris vorzuerzählen, sie hätten uns gnädigst erlaubt, die Forts zu besetzen. Es war diese Konvention deshalb so unglücklich, weil der Glaube der Pariser an die Unbezwinglichkeit ihrer heiligen Stadt dadurch nicht gebrochen ward. Das größte materielle Unheil brach deshalb aber über die Stadt Paris selbst herein. Denn während der nun folgenden vier Wochen des Waffenstillstandes und einer schwach aufrecht erhaltenen Ordnung und laxen Überwachung der städtischen Regierung hatten die räuberischen und meuterischen Elemente der ganzen Welt Zeit, sich in Paris zu sammeln und zu einer Macht zu organisieren, welche später als Herrschaft der Kommune, nachdem wir Paris verlassen hatten, die Stadt über zwei Monate lang mit Mord und Brand heimsuchte. Es war diese Nachgiebigkeit gegen Jules Favre's doktrinäre Wünsche ganz unnütz, denn Paris konnte sich nicht länger halten. Die Not war schon sehr hoch gestiegen, und bei Verteilung der Lebensmittel an die zweieinhalb Millionen Einwohner hatte man schon auf halbe Portionen zurückgehen müssen. Jules Favre selbst erzählte, daß die Gefährdung der Madeleine, die Flucht der 20 000 Einwohner aus St. Denis nach Paris hinein die Gemüter an ein Aufgeben des Widerstandes haben denken lassen, daß aber die Granaten, welche Villette und Belleville bedrohten, auch die niederste Volksmasse zum Geschrei nach Frieden gebracht hätten, nachdem die Schlacht am Mont Valérien auch die vornehmeren Schreier und Schreiber von der Nutzlosigkeit fernerer Kämpfe überzeugt hatte. Denn nachdem der gebildete Teil der Bürger immer auf eine größere Tätigkeit der Armee gedrängt hatte, waren die von ihnen formierten Bataillone der Nationalgarde an diesem Schlachttage in erster Linie verwendet worden und hatten nun unsere Überlegenheit durch ihre massenhaften Verluste fühlen und erkennen gelernt. Ende Januar war daher die Entmutigung in ganz Paris in allen Schichten der Bevölkerung so allgemein, dazu die Nerven der Einwohner durch mangelhafte Nahrung und Furcht so gebrochen, daß sie sich alles hätten gefallen lassen. Hätte man uns daher Paris einfach durch Kapitulation übergeben, so hätten wir durch 100 000 Mann dort die Ordnung streng aufrecht erhalten können und nach dem Friedensschluß der französischen Regierung eine Hauptstadt zurückgegeben, die von allen aufrührerischen Elementen rein erhalten war. Aber die Gewalthaber hatten geschworen, nie eine Kapitulation zu unterzeichnen. Also mußte es eine „Konvention“ genannt werden.

Die Konvention erhielt auch einen Waffenstillstand für alle Armeen in ganz Frankreich. Jules Favre bestand darauf, daß Bourbakis Armee und Belfort davon ausgenommen werde. Er glaubte uns nicht, daß Bourbaki bereits geschlagen sei, und hoffte von ihm einen Umschwung der

Dinge. Das entsetzliche Elend, das jetzt über diese Armee hereinbrach, fällt also der unsinnigen Eitelkeit der französischen Advokaten zur Last, welche die Regierung der Nationalverteidigung zur Zeit in den Händen hatten.

Die Konvention ist vom 28. Januar datiert. In der Tat ist sie aber erst nach Mitternacht, also am 29. Januar, gezeichnet. Ich habe eine große Freude darüber empfunden, daß Paris gerade am Geburtstage meines Vaters die Waffen streckte.

Zustand der Forts. Im Laufe des Vormittags am 29. Januar erfuhren wir, Kameke und ich, den Abschluß des Vertrages. Nur kurze Zeit verwandten wir auf den Unmut über die dem Feinde gemachten Zugeständnisse, dann dachten wir an unsere Pflicht. Es war zunächst unsere Sache, uns von der Übergabe der Forts zu überzeugen. Wir fuhren daher alsbald nach Fort Issy. Dort trafen wir fast gleichzeitig mit den Bataillonen des XI. Armeekorps ein, welche es besetzten. Die Übergabe aller Forts sollte zwischen zehn und zwölf Uhr stattfinden und erfolgte auch im Laufe des Tages ohne Hindernis, nur am Mont Valérien wäre beinahe ein Konflikt entstanden, dessen Folgen unberechenbar gewesen wären. Unsere Truppen vom V. Armeekorps marschierten dort friedlich, die Musik an der Tete, auf die Festung zu, wie es verabredet war. Da kam ein französischer Offizier entgegengeritten und erklärte ihnen, daß wenn sie noch einen Schritt weiter marschierten, würden sie mit Kartätschen zusammengeschossen werden. Unsere Truppen standen ganz frei in dichter Marschkolonne auf der Straße. Im Mont Valérien wußte man von der Kapitulation nichts. Es ist zu vermuten, daß die Pariser Gewalthaber es nicht gewagt hatten, der Besatzung des Mont Valérien den Befehl zu geben, aus Furcht, die Soldaten könnten Exzesse begehen, denn die Besatzung des Mont Valérien hatte noch keinen feindlichen Schuß gefühlt und wußte nichts von dem Elende innerhalb von Paris. Auf Veranlassung unseres die Kolonne kommandierenden Offiziers telegraphierte der Kommandant vom Valérien erst nach Paris und erhielt die Bestätigung. Unsere Bataillone mußten eine erwartungsvolle peinliche Stunde im Freien fast vor den Mündungen der mit Kartätschen geladenen feindlichen Kanonen zubringen. Die französischen Soldaten verunreinigten im Mont Valérien vor dem Abmarsch noch alle Kasernen in der Wut gröblich und zertrümmerten Türen, Möbel und Fenster.

Solcher Mühe waren sie allerdings im Fort Issy überhoben. Es läßt sich gar nicht beschreiben, wie dies Fort aussah. Die Kasernen lagen

in Trümmern. In den Kasematten der nach uns zugekehrten Front waren unsere Granaten eingedrungen. Die Öffnungen waren durch Erdsäcke unvollkommen ausgefüllt. Noch gab es weiter hinten gedeckte Räume, Kasematten, Patronen- und leere Pulvermagazine. In diesen Räumen hatte sich die Besatzung des Forts vor unserem Feuer verkrochen, und dort hatte sie auf verfaultem, schon lange nicht mehr erneutem Stroh gelegen. Seit dem 21. Januar, wo die glatten Mörser der Batterie Nr. 23 alle freien Räume unsicher machten, hatte die Mannschaft nicht mehr gewagt, die gedeckten Räume zu irgend einem Zweck zu verlassen. Binnen sechs Tagen hatte sich daher in denselben Räumen, in denen die Leute schliefen und aßen, eine Menge Gestank angesammelt, der die Luft darin verpestete. Als ich zu einer Tür einer solchen Kasematte hereintrat, taumelte ich ob des Pesthauches zurück, der mir entgegenschlug. Krankheiten aller Art waren da ausgebrochen. Von der Besatzung, in der Zahl von etwa 1700 Mann, waren 170 an den giftigen Pocken gestorben. Ungefähr ebensoviel waren von unseren Geschossen hingerafft. Der französische Offizier, der das Fort übergab, sagte uns, die Garnison habe es nicht mehr darin aushalten können und würde es geräumt haben, auch wenn kein Waffenstillstand abgeschlossen worden wäre. In einem ähnlichen Zustande waren Vanves und Montrouge. Das Fort Double Couronne de St. Denis war ganz in Trümmern, aber noch nicht ersteiglich, wäre es aber ohne Zweifel geworden, wenn Bartsch die am 27. Januar nahe aufgestellten weiteren dreißig bis vierzig Geschütze nur einen Tag hätte spielen lassen können.

Die Batterien. Auch bei unseren Batterien sah die Umgegend recht wüst aus, aber ihr Inneres war geordnet und unverletzt, weil immer wiederhergestellt. Zahlreiche Besucher überschwemmten jetzt die Batterien, Photographen kamen und brachten auch der Heimat diese Bilder zur Anschauung. Am interessantesten sah die Verwüstung aus, welche vor, hinter und neben der Batterie St. Cloud Nr. 1 angerichtet war. Die Häuser am Bergabhange vor der Batterie waren der Erde gleich. Hinter der Batterie war jene Felswand in einen schrägen Abhang von Schutt und Gerölle verwandelt. Weiterhin war der Wald bis in eine Tiefe von 200 Schritt abgeholzt. Die feindlichen Granaten hatten die schönsten alten Bäume, welche dort die Zierde des Kaiserlichen Parkes bildeten, gänzlich zertrümmert und umgelegt. Als der Großherzog von Oldenburg diese Verwüstung sah, meinte er zu mir, nach seiner Ansicht habe jeder Kanonier, der in dieser Batterie ausgehalten, den Orden pour le mérite verdient.

Aber auch in der Umgegend der anderen Batterien sah alles übel genug aus. Die herrlichen Landhäuser lagen in Trümmern, und wo sie nicht Feuer gefangen hatten, da waren ihre Mauern doch von den französischen Granaten derart durchlöchert, daß sie jeden Augenblick zusammenzustürzen drohten. Wer die Photographien der Batterien gesehen hat, wird sich der in der Nähe umgeknickten oder auf halber Höhe abgeschossenen Bäume erinnern, die ihre Häupter traurig zur Erde neigten. Es läßt sich auch nicht annähernd schätzen, wieviel Geschosse aus Paris in die Umgegend geschleudert sind und sie verwüstet haben. Da unser täglicher Munitionsverbrauch fast 10 000 Zentner wog, so ist der der Franzosen aus ihrer größeren Geschützzahl ungleich bedeutender gewesen, und alle diese Munition hat nur ihr eigenes Land, ihre eigenen Häuser verwüstet.

Verluste. Im Vergleich hiermit war unser Verlust nicht bedeutend zu nennen. Die gesamte Belagerungsartillerie hatte 32 Offiziere, 385 Mann an Toten und Verwundeten verloren, größtenteils auf der Südfront, denn Bartsch hatte bis zum 22. Januar nur einen Verlust von 1 Offizier und 25 Mann. Wieviel er im ganzen verlor, kann ich nicht angeben, aber sehr viel mehr ist es nicht gewesen. Dies beweist, daß energisches Draufgehen unter Umständen die eigenen Truppen schont. Allerdings hatte Bartsch auch die Übermacht an Zahl. Unter den Verlusten zählten wir 8 Offiziere und 70 Mann an Toten, wobei bemerkt werden muß, daß die an den Wunden Verstorbenen bei den Toten eingerechnet sind, also der ganze Rest wieder genesen ist. Der Gesamtverlust ist bei einer Kombattantenzahl von 11 200 Mann mit etwa 224 Offizieren nicht gerade erschrecklich, wenn er auch bei dieser, einer Division etwa gleichkommenden Mannschaftszahl fast ebenso groß ist wie der der Armee in der großen Schlacht am Mont Valérien, 40 Offiziere, 570 Mann. Interessant ist der Vergleich des Verlusts an Offizieren zu denen an Mannschaften. Bei der Mannschaft betrug der Gesamtverlust dreieinhalb vom Hundert, die Toten sieben vom Tausend, bei den Offizieren der Gesamtverlust fünfzehn vom Hundert, die Toten vierzig vom Tausend. Das kam daher, weil die Offiziere, von einem Geschütz zum anderen gehend, fortwährend aus der Deckung heraustreten müssen, aber auch oft daher, weil sie den Schutz der Wälle verschmähten, wo sie ihn hätten benutzen können.

Was haben wir denn eigentlich getroffen? wird der Artillerist fragen. Die Ingenieure behaupten oft, die Wirkung der Artillerie sei nur moralisch, ihr materieller Erfolg fast Null, besonders bei Belage-

rungen. Dasselbe hatte während der Beschießung von Paris der höchst geistreiche und brave Major Schumann vom Ingenieurkorps behauptet. Er kam mit uns auf Fort Issy, und als er dort die zerschossenen Rohre und zertrümmerten Lafetten sah, beugte er sich lächelnd und sagte: „Ich bin überwunden". Allein in Fort Issy und Vanves lagen vierzig zerschossene Rohre, siebzig demontierte Lafetten. In St. Denis war fast kein Geschütz mehr brauchbar. In den Annex-Batterien war fast alles zerstört, nur die am Kirchhof beim Fort Issy war unverletzt.

Was die französische Armee an Menschen durch die Beschießung verloren, läßt sich gar nicht berechnen. Im Fort Issy sollen nach Mitteilung des erwähnten Offiziers die Verluste durch unsere Geschosse den durch die Pocken verursachten gleich gekommen sein. Im übrigen fehlen Angaben. Der Stand der zum Teil aus Freiwilligen, zum Teil aus Mobilgarden bestehenden Armee war täglich wechselnd, und wenn einer fehlte, wußten die Führer nicht, ob er tot oder fortgelaufen war. Dagegen ist der Verlust der Zivilbevölkerung, der durch unser Bombardement verursacht war, genau von der Zivilbehörde angegeben. Er betrug dreiunddreißig bis vierunddreißig Menschen durchschnittlich täglich an Toten und Verwundeten, also etwa siebenhundert Menschen in den zweiundzwanzig Tagen der Beschießung.

Das Elend, das durch die Hungersnot entstand, war aber viel größer. Noch starb zwar niemand lediglich an Hunger, aber die Sterblichkeit nahm wegen der schlechten und ungenügenden Nahrung und der daraus entstehenden Epidemien derart zu, daß in den letzten Tagen der Belagerung 2000 Menschen täglich mehr in Paris starben als in Friedenszeiten. Wenn daher die Beschießung von zweiundzwanzig Tagen die Kapitulation nur um einen einzigen Tag früher herbeigeführt hat, als sie durch bloße Einschließung erfolgt wäre, so ist dies Bombardement ein Akt der Menschlichkeit gegen Paris gewesen, denn es hat 1300 Parisern das Leben gerettet, ganz abgesehen davon, daß nicht alle durch die Beschießung Getroffenen gestorben sind, und daß es viel schrecklicher ist, an Entbehrung und Hunger zugrunde zu gehen als durch eine feindliche Kugel. Es klingt diese Behauptung parador, es ist aber eine Wahrheit, wenn ich auch damit nicht behaupten will, daß ich aus Mitgefühl für die Pariser sie bombardiert hätte.

Und wie sah die Einwohnerschaft von Paris aus, als wir das Feuer einstellten, und ehe noch die gehörigen Massen von Verpflegung hineingeschafft werden konnten! Am 1. Februar begab ich mich nach Besichtigung des Mont Valérien an die Brücke von Neuilly, welche die Grenze der Demarkationslinie bildete. Der Verkehr der Außenwelt mit Paris,

um die nötigen Lebensmittel für die Bevölkerung in die Stadt zu schaffen, war auf bestimmte Eisenbahnlinien und Bahnhöfe beschränkt, wo er bei uns dahin überwacht wurde, daß nicht mehr als der tägliche Bedarf hineingeschafft werde, damit sich Paris nicht für den Fall auf längere Zeit verproviantiere, daß dem Waffenstillstand kein Friede folge. Über die Brücke von Neuilly aber war der Verkehr verboten, und da standen unserseits am diesseitigen Ende preußische Wachen, am jenseitigen französische Sergeants de Ville, um das Verbot aufrecht zu erhalten. Hinter den französischen Sergeants stand eine Volksmenge, die nach vielen Tausenden zählte. Diese Menschen sahen alle elend, verhungert, hager aus. Ich ging hinüber und sprach mit den Sergeants. Da standen Menschen, nach ihrer Kleidung augenscheinlich den besseren Ständen angehörig, und bettelten um Brot. Das arme Volk dauerte mich. Ich kaufte Brot in den nächsten Häusern und gab es denen, die ich erreichen konnte. So ging es den ganzen Tag, und unsere Soldaten teilten ihr Kommißbrot mit den hungrigen feindlichen Einwohnern. Noch steht vor meinen Augen ein wohlgekleideter Mann mit einem Kind von etwa fünf Jahren auf dem Arm. Beide trugen die Spuren entsetzlichen Hungers auf dem Antlitz. Die Kleine aber schlug mit den Händchen kläglich zusammen und rief: „Oh Monsieur, pour la grace de Dieu, un petit morceau de pain." Wer das gesehen hat, der stimmte mit mir dahin überein, daß es viel grausamer ist, eine Stadt durch Hunger zu bezwingen als durch Bombardement. Wohl ist der Gedanke schrecklich, daß ein Säugling den Armen seiner Mutter durch eine Bombe entrissen werden könne. Aber noch schrecklicher ist der Gedanke, daß tausend Säuglinge und tausend andere Mütter aus Mangel an Nahrung elend, langsam zugrunde gehen.

Unsere Heeresverwaltung war bereit, bei der täglichen Verpflegung von Paris behilflich zu sein mit den eigenen Vorräten. Aber sie konnte doch nur in beschränktem Maße Hilfe gewähren, denn die Einwohnerschaft von Paris betrug siebenmal soviel Seelen als das Heer, das belagerte, und auf sieben Tage Vorrat des Heeres reichte erst auf einen Tag für Paris. Viel mehr als auf sieben Tage wird aber in den Magazinen unseres Heeres an Vorrat nicht vorhanden gewesen sein. Dennoch wollte unsere Verwaltung tun, was sie konnte. Da kam aber die deutsche Ehrlichkeit in Konflikt mit dem betrügerischen Sinn einzelner Machthaber der französischen vorübergehenden Regierung. Als eine Partie von einigen tausend Hammeln überwiesen werden sollte, verlangten die Franzosen, man solle attestieren, daß sie ein paar Tausend mehr gekauft hätten, und wollten den Unterschied mit unseren Beamten teilen. Weil diese sich auf solchen Unterschleif nicht einlassen wollten, zerschlug sich das Geschäft, und die



Franzosen schrieben in ihren Zeitungen, die deutsche Verwaltung habe bei Überlassung einer Herde Hammel an die hungernden Pariser solche Schwierigkeiten gemacht, daß sich der Handel zerschlagen habe. Überhaupt kam die Versunkenheit auch der höheren französischen Stände jetzt vor uns recht zutage. Kam doch der erste französische General, der das Einstellen des Kampfes mit uns als Parlamentär unterhandeln sollte, in einem so betrunkenen Zustande in Versailles an, daß mit ihm nicht zu verhandeln war und er zurückgeschickt werden mußte.

Beute. Nach den Kapitulationsbedingungen ward das Kriegsmaterial der Forts unser Eigentum. Wir erbeuteten darin 1362 Festungsgeschütze, 3½ Millionen Patronen, 7000 Zentner Pulver und 300 000 Bomben und Granaten. Unter den Geschützen befanden sich 150 eiserne. Die anderen waren von Bronze.

Ferner mußten von den Geschützen auf dem Stadtwalle die Rohre aus den Lafetten genommen werden. Es bezog sich dies auf weitere 2000 Festungsgeschütze. Die Pariser hatten also 3362 Festungsgeschütze gegen meine 385 Belagerungsgeschütze gehabt und sind unterlegen.

Die Armee wurde kriegsgefangen, blieb aber in Paris. Ihre Waffen mußte sie nach den Armeelisten abliefern. Ich hatte sie zu übernehmen. Die Listen waren von meinem Freunde, dem unglücklichen Obersten Stoffel, unterzeichnet. Ich übernahm 602 Feldgeschütze, 177 000 Infanteriegewehre, 1200 Munitionswagen. Somit betrug die Zahl der erbeuteten Geschütze 1962.

Charakteristisch für den Wirrwarr, der in Paris herrschte, ist die Tatsache, daß die französische Armee 1800 Infanteriegewehre mehr ablieferte, als sie verpflichtet war. Sie wurden später reklamiert und auf Befehl des Kaisers wiedergegeben, aber ein paar hundert Munitionswagen, die sie uns zu viel gegeben, haben die Franzosen nicht bemerkt.

Die Offiziere, welche das Material abliefern mußten, erfüllten mich mit dem innigsten Mitleid. Wenn da die endlosen Züge von Feldkanonen aus Paris anmarschiert kamen, da sah man die hellen Tränen den Offizieren die Wangen herunterlaufen, und sie drehten mir den Rücken zu, weil sie sich schämten, mich anzusehen. Ich mußte mir sagen, daß ich den qualvollsten Tod einem solchen Dienst vorziehen würde.

Das nächste Geschäft war, dies kolossale Material, soweit es nicht von uns noch verwendet werden konnte, nach Deutschland zu schaffen. Dabei hatte ich eine spaßhafte Differenz mit dem Kriegsministerium in Berlin. Es verlangte, die geladenen Geschosse sollten vor dem Transport

nach Deutschland entladen werden. Das Entladen geladener Geschosse ist aber eine sehr gefährliche Arbeit. Ich protestierte. Man schickte mir eine viele Bogen lange Instruktion. Unter den 300 000 Geschossen waren aber 192 000 geladene. Wie lange hätten wir noch in Frankreich bleiben müssen, bis diese Arbeit von den wenigen Fachkennern bewältigt wäre? Schließlich sind nach dem Friedensschluß die geladenen Geschosse in die Seine geworfen worden. Bis dahin aber hätten sie noch Verwendung finden können, wie ich bald erzählen werde.

Die erbeuteten 150 eisernen Rohre wurden durch Dynamit zerstört und als altes Eisen an Händler verkauft, weil sie den Transport nicht wert waren. Dies Sprengen mit Dynamit war sehr unterhaltend anzusehen. Die Masse war weich und klebrig wie ein Brei. Davon wurde eine Handvoll auf das Rohr geklebt und durch ein Leitfeuer entzündet, das in der breiartigen Masse mit einem Kupferhütchen endete. Man brauchte sich nur 20 Schritt weit zu entfernen. Die Explosion war nicht so stark wie ein Kanonenschuß. Das stärkste Kanonenrohr wurde aber davon durchschlagen und fiel in Stücken an die Erde. Ein Rohr wurde bloß geköpft wie mit einem scharfen Schnitt. Auch unsere eisernen zwanzig Bombenkanonen hatten dasselbe Schicksal, wie ich bereits erwähnte. Dies Sprengen der Rohre hatte noch nach Wochen ein originelles Nachspiel. Ein solches Rohr lag noch ohne Kopf in dem Kasernenhofe des Forts Aubervilliers, bereits an den Händler verkauft, aber noch nicht abgeholt. Um die müßige Zeit der Okkupation auszufüllen, scherzte ein Kanonier mit einigen anderen Soldaten, ritt auf dem riesenhaften Rohr, steckte eine Schlagröhre, die er gefunden, hinein, rief: „Geschütz Feuer!“ und brannte sie ab. Das Rohr war aber noch geladen, und der Schuß ging los. Der Kanonier fiel ohnmächtig herab, die Granate ging in die Kaserne und platzte in einer Stube, wo eine große Anzahl Grenadiere des 4. Garde-Regiments damit beschäftigt war, Mäntel auszuklopfen. Die Stücke zerrissen viele Mäntel, berührten aber keinen Menschen. In diesem Kriege hatten wir eben viel Glück. Nur der Kanonier hatte einigen Schaden davon, denn nachdem er sich von seiner Ohnmacht erholt hatte, spazierte er sieben Tage in Arrest. Wem die Schuld zufiel, daß das Kanonenrohr nicht, wie Vorschrift ist, bei der Übernahme untersucht worden war, ob es geladen sei, war nicht mehr zu ermitteln. Es wurden aber jetzt die anderen gesprengten Rohre untersucht, und es fanden sich noch drei geladene darunter. Von dem Sprengen wurde nur die große Valérie auf dem Mont Valérien ausgenommen, um als Trophäe am Berliner Zeughause aufgestellt zu werden, desgleichen zwei eiserne Kanonen, um die der Johanniter-Orden bat.

Arbeit an den Forts. Unser dringendstes Geschäft war aber, die Maßregeln vorzubereiten, welche nötig werden mußten, um den Kampf zu erneuern, wenn die Unterhandlungen nicht zum Frieden führen sollten. Der Waffenstillstand dauerte nämlich bis zum 19. Februar, zwölf Uhr mittags. Bis dahin mußten die Forts auf der der Stadt zugewendeten Linie verteidigungsfähig gemacht und Geschütze aufgestellt werden, um den Stadtwall durch Artilleriefeuer zu öffnen und die Stadt mit einer Masse von Projektilen zu überschütten, wenn sie sich nicht ergeben sollte.

Wir meldeten uns daher zum Vortrage an und wurden zum Tage nach der Übergabe der Forts, den 30. Januar, befohlen. Hier baten wir, Kameke und ich, Seine Majestät möge befehlen, daß und wie die Forts gegen Paris umgebaut und bewaffnet würden. Zur Bewaffnung wollten wir nur französische Kanonen verwenden. Ferner wollten wir Paris auf das heftigste bombardieren, wenn es den Waffenstillstand bräche oder nach Ablauf desselben nicht die Tore öffne. Auch zum Bombardement wollten wir nur französische Geschütze verwenden, weil es dabei nicht auf Genauigkeit des Treffens ankam. Wir schlugen drei Punkte vor, von denen aus bombardiert werden sollte, nämlich Courbevoye am Fuß des Mont Valérien, Fort Romainville und die Linie Montrouge—Bicêtre. Endlich wollten wir an zwei Stellen den Wall der Stadt einschießen und die Tore öffnen. Dazu suchten wir als Hauptangriffspunkt die Porte de Villette aus, sowohl weil dieser Punkt leicht von uns umfaßt werden konnte, als auch wegen des Ausschlag gebenden Charakters der Einwohner. Gegenüber sollte in einem Nebenangriffe von Fort Bicêtre aus die Porte d'Italie eingeschossen werden. Zu diesem Breschelegen der Stadt sollten nur preußische Geschütze verwendet werden, weil sie genauer schießen als die französischen. Damit im Norden an der Porte de Villette das entscheidende Artilleriefeuer gemacht und unterhalten werden könne, sollten alle die neueren Geschütze, also die kurzen Vierundzwanzigpfünder und die gezogenen Mörser dem Obersten Bartsch überwiesen werden und zu ihrer Bedienung drei Bataillone Fußartillerie aus der Südfront.

Um die Details für dies alles anordnen zu können, mußten wir den ganzen Umkreis der Forts bereisen und besichtigen und baten dazu um Urlaub.

Schließlich mußte ich noch darum bitten, die Munitionstransporte von Lagny nach Villa Coublay zu sistieren, weil dort übrig viel Munition lag, besonders wenn die Geschützzahl im Süden noch vermindert werden sollte.

Der König genehmigte alle unsere Vorschläge und erhob sie zum Befehl, wobei mit befohlen ward, daß die beiden Armeen, Dritte und

Maas-Armee, alle Aushilfe an Arbeitern von der Infanterie stellen mußten, die die Belagerungsartillerie und das Ingenieurkorps verlangen würden. Das konnten sie auch, denn sie hatten sonst nichts zu tun. Rieff war sehr unglücklich, daß er Geschütze und Truppen nach dem Norden abgeben sollte.

Wir machten jetzt unsere Rundreise um Paris herum und setzten hiernach Einzelheiten der Arbeiten fest. Überall trafen wir schon alles fleißig an der Arbeit, denn der Befehl, die Kehlwälle der Forts gegen Paris verteidigungsfähig zu machen und in Erde aufzuführen, war uns schon voraufgegangen. Unsere Reise nach Norden war gegen die am 15. Januar unternommene schon bedeutend abgekürzt. Wir fuhren über St. Cloud und Asnières nach St. Denis und dann nach Gonesse. In St. Cloud sahen wir die Stadt in Trümmern. Das Schloß von St. Cloud war durch französische Granaten in Brand gesteckt worden und ein Raub der Flammen. In dieser Stadt hatte Trochu nämlich bei seinem Rückzuge aus der Schlacht der Besatzung den Befehl zum Rückzug zu geben vergessen. Diese Besatzung hatte sich noch am 20. Januar recht tapfer gewehrt und erst kapituliert, als sie das Hoffnungslose jeden Widerstandes erkannte. Der Anblick dieser verwüsteten Stadt war grauenvoll. Überall waren die vorderen Mauern der Häuser an den Straßen eingestürzt. Das Innere rauchte noch. An manchen Häusern standen noch die Mauern nach den Höfen zu, und hier und da sah man in der dritten und vierten Etage oben an den dem Einsturz nahen Deckbalken ein Bett oder ein Pianino hängen, als ob es sich ängstlich von dem jeden Augenblick drohenden Absturz retten wollte. Einwohnerlos war die Stadt St. Cloud allerdings gewesen, und Menschen sind dabei nicht umgebracht worden, aber unnütz ist diese Verwüstung doch gewesen, denn St. Cloud hatte keine taktische Bedeutung. Die Verwandlung eines 500 Schritt breiten Parkstreifens von St. Cloud in einen langen, undurchdringlichen, mit Drahtfäden durchzogenen Verhau verwüstete auch den herrlichen Park, war aber doch notwendig, um dort die Annäherung an unsere Zernierungsposition unmöglich zu machen.

Zwischen St. Cloud und Asnières fuhren wir den Kai der Seine entlang, auf der äußersten Grenze der Demarkationslinie. Auf dem andern Ufer der Seine standen, nicht 200 Schritt entfernt, die Franzosen und schauten neugierig hinüber nach den Barbaren. Was taten aber diese Barbaren? Das ganze Flußufer entlang konnte man auf der Promenade für Fußgänger alle drei Schritt einen nachgekommenen Ersatzmann sehen, der unter einem Unteroffizier oder Gefreiten Detailexerzieren übte, um die übereilige Detaildressur des Ersatz-Bataillons zu vervollständigen.

Diese einzelnen Exerzierer drehten alle den am anderen Flußufer promenierenden Franzosen und Französinnen die Nordseite zu, während sie entweder Griffe übten oder in heilgymnastischen Freiübungen Arme und Beine in die Luft streckten. Nichts war drastischer als der Unterschied zwischen Krieg und Frieden, den wir hier in so kurzer Zwischenzeit vor Augen hatten, und Kameke wäre mir vor Lachen beinahe aus dem Wagen gefallen, wenn ich ihn nicht gehalten hätte. „So was ist nur in der preußischen Armee denkbar", schrie er. Die Franzosen aber kratzten sich nachdenklich hinter den Ohren und sagten:

„Voilà que vous faites la théorie le lendemain de la victoire. On voit bien pourquoi vous êtes les vainqueurs. Nos soldats, après la victoire, ils se mettraient à boire et non à faire la théorie."

In St. Denis sahen wir das Fort La Double Couronne. Noch war es nicht zu ersteigen. Aber das Feuer eines einzigen Tages aus den nahe gerückten Batterien des Obersten Bartsch würde die letzte Schranke zu Falle gebracht haben.

In Gonesse empfing uns der Prinz von Württemberg jubelnd mit seiner gewohnten Gastfreundschaft. Ich wohnte jetzt als Gast in demselben Zimmer, das monatelang mein Kriegseigentum gewesen war. Den nächsten Tag besichtigten wir Aubervilliers und Romainville und die dort einzunehmenden Stellungen.

Es machte mir einen eigentümlichen Eindruck, wie einige von den Herren ihrer Abneigung gegen Erdarbeiten einen unverhohlenen Ausdruck gaben; sie fanden es nicht angemessen, zu „graben". Ich konnte keinen Unterschied in der Würde finden, ob man zu Kriegszwecken in der Erde gräbt oder andere Kriegsmittel anwendet. Je näher die kommandierenden Offiziere der Truppe standen, desto einverstandener waren sie, besonders in der Charge der Hauptleute und der Regimentskommandeure, damit, daß ihre Leute beschäftigt wurden, denn sie fürchteten gefährliche Folgen für die Disziplin von dem untätigen Leben, unmittelbar nach dem Kriege voll Gefahr, während des Waffenstillstandes bei guter Verpflegung, vielem Weine und doppelter Löhnung. Auf Fort Romainville fand ich die Sachsen bei der Erdarbeit. Dort ging es recht lustig zu. Um der Mannschaft die Erdarbeit mundgerecht zu machen, hatten die Kommandeure die Musik dazu bestellt. Sie blies lustige Weisen. Da sah man die sächsischen Soldaten lustig im Polkaschritt ihre Karren schieben.

Herrlich war der landschaftliche Blick vom Fort Romainville auf Paris zu unseren Füßen, ebenso auf die im Norden sich ausbreitende Ebene, in der wir monatelang nach diesem Fort hinauf geschaut hatten.

Das Terrain zwischen den Forts Romainville und Aubervilliers ist freies Feld. Diese beiden Forts mußten, die Porte de Villette umspannend, bis Dorf Aubervilliers durch Batterien verbunden werden, welche den Zwischenraum anfüllten. Wenn das geschah, kamen wir zu der Überzeugung, daß den Franzosen in der ersten Nacht der Aufenthalt hinter dem Stadtwalle bei Porte la Villette unmöglich gemacht würde, denn von Fort Romainville aus war da jeder Mensch wegzublasen. Anderseits hatten wir am Mont Valérien die Überzeugung gewonnen, daß eine Erbauung von Batterien bei Courbevoie ganz unnütz war. Der Mont Valérien selbst lag so viel höher und so wenig weiter als Courbevoie, daß man vom Mont Valérien aus Paris besser bombardieren konnte. Wir standen daher von Erbauung von Batterien bei Courbevoie ab und beschlossen, das Bombardement von Paris nur von den Forts 1. Romainville, 2. Valérien, 3. Montrouge—Bicêtre—Ivry ins Auge zu fassen. Die Lage der Batterien zum Artillerieangriff auf Paris ward genau bestimmt.

In diesem Sinne machten wir unseren Rapport und Vortrag beim Kaiser am 5. Februar. Unsere Vorschläge wurden auf Allerhöchsten Befehl zum Beschluß erhoben und dabei bestimmt, daß alle Arbeiten am 18. Februar vollendet sein müßten, so daß, wenn Seine Majestät es befehlen sollte, am 19. Februar, mittags zwölf Uhr, das Höllenfeuer beginnen könne.

Jetzt ging es an die Arbeit in der Erde. Die Armeen stellten in fortlaufender, sich fortdauernd ablösender Arbeit immerwährend 20 000 Mann Infanteristen zur Arbeit. Diese und die mehr als 10 000 Artilleristen leisteten alles, was nötig war.

Die Forts wurden, Front gegen Paris, ebenso formidabel, wie sie bis jetzt mit der Front nach außen gewesen waren. Daneben entstanden in die Erde versenkte Batterien, in denen Geschütz an Geschütz ein Fort mit dem anderen verband und Verderben drohend, tief in die Erde geduckt, auf den Augenblick lauerte, wo der telegraphische Befehl eintreffen werde, Paris in einen Trümmerhaufen zu verwandeln.

Täglich war ich unterwegs, um bald hier, bald dort mich zu überzeugen, daß den gegebenen Direktiven gemäß gearbeitet werde, und um etwaige Mißverständnisse abzustellen, Unzuträglichkeiten zu beseitigen.

So vergingen die Tage in dieser Arbeit und in der der Übernahme des Beutematerials.

Manchmal schien es, als ob die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Kampfes unnütz seien, denn die Armee Bourbakis ward in dieser Zeit

vernichtet, Belfort kapitulierte.*) Dann aber wurde wieder die Aussicht auf den Frieden geringer. Unsere Armeen setzten sich in Bewegung, denn die Unterhandlungen gediehen nicht zum Abschluß, und man erfuhr, daß die bedeutendsten Generale der französischen Armee, Faidherbe und Chanzy, für eine Fortsetzung des Krieges gestimmt hätten. Am 17. Februar besichtigte ich die fertigen Arbeiten der Südfront und wohnte der Armierung der Batterien bei, nachdem die Forts schon lange vorher mit Geschützen versehen worden waren.

Jetzt meldeten wir uns zum Vortrage beim Kaiser an und konnten unseren Rapport am 18. Februar machen.

Unser Bericht meldete zunächst die gemachte Beute. Das Kriegsmaterial, das auf dem Wege nach Deutschland war, erforderte allein vierzig Eisenbahn-Extrazüge zu hundert bis hundertvierzig Achsen.

Ferner waren die Forts mit Wällen gegen Paris versehen und dagegen mit französischen Geschützen bewaffnet. 75 französische Geschütze waren ferner bereit, um Paris zu bombardieren, und außerdem zwei Kränze von preußischen schweren Geschützen, in vielen Batterien, um im Norden die Porte de Villette, im Süden die Porte d'Italie und den daran stoßenden Wall einzuebnen. Im ganzen waren 680 Geschütze in Batterie gestellt, zum Feuern bereit, davon im Süden 76, im Norden 96 preußische Geschütze. Unsere 58 Kompagnien konnten diese alle natürlich nicht Tag und Nacht dauernd im Feuer erhalten. Es waren aber darunter viele Geschütze, die nur im Falle eines Angriffs aus Paris zur Verteidigung in Tätigkeit zu treten hatten. Aber für die 313 Geschütze, die zuerst beginnen sollten, hatten wir Mannschaft genug. Munition war auf vier Wochen vorhanden. Ich fragte um Befehl, ob am nächsten Mittag um zwölf Uhr das Feuer wieder zu eröffnen sei.

Der Kaiser hörte den Vortrag schweigend an, sprach seine Anerkennung über die Leistung aus und fügte dann lächelnd hinzu: „Gott sei Dank scheint es aber so, als ob die Mühe der Herren vergebens gewesen sei. Der Waffenstillstand ist verlängert, zwar nicht, wie Jules Favre es erst verlangte, bis zum 30. Februar, denn dann hätten wir nie Frieden, weil nie ein 30. Februar kommen wird, aber um drei Tage und weiter, mit dreitägiger Kündigung, und es scheint, als ob er zum Frieden führen werde."

Dann entließ uns der Kaiser und befahl uns zum Diner. Vor dem Diner ernannte er den General v. Kameke zum wirklichen Generalinspekteur des Ingenieurkorps, und mir verlieh er den Orden pour le

*) Belfort kapitulierte am 16. Februar.

mérite. Ich ward auch mit gnädigen Worten von allen Seiten von den Königlichen Herrschaften überhäuft. Am Tage des Einzuges in Paris, den 1. März, nach der Parade, kam der Kronprinz mit ausgestreckter Hand auf mich zugeritten und sagte: „Na, wir beide haben etwas zusammen erlebt.“ Ich äußerte mein Bedauern darüber, daß ich zuweilen gezwungen gewesen sei, eine der seinigen entgegengesetzte Ansicht zu verfechten, und er erwiderte: „Ach was! In so großen Zeiten wird man sich doch wohl einmal zanken können, ohne später wieder daran zu denken.“

Das artilleristische Herz in mir aber trauerte darob, daß alle diese Arbeiten vergeblich waren, und die Musik von 680 Belagerungsgeschützen gar nicht gehört werden sollte, wenn ich auch die allgemeine Freude über das bevorstehende Ende des großen Krieges zu teilen nicht umhin konnte.

Betrachtungen. Der langsame und schleppende Gang der Beschießung von Paris hat in der ganzen Welt eine heftige Kritik erfahren, besonders der lange Zeitraum, der von unserem Erscheinen vor der Festung, dem 19. September, bis zum ersten Schuß aus Belagerungsgeschütz, dem 27. Dezember, verstrich. Besonders laut waren die Zeichen der Mißbilligung in der Heimat unter denen, die nichts vom Kriege verstanden. Das war natürlich, denn sie waren durch unsere kolossalen früheren Erfolge verwöhnt. Der Krieg gegen Österreich hatte nur sieben Tage gedauert. Der Krieg gegen Frankreich hatte uns in sieben Wochen von Berlin nach Paris geführt, und die ganze französische Armee befand sich in Deutschland in Gefangenschaft. Da begriff man nicht, warum wir nicht nach Paris hineinmarschierten, wo es, wie man in Deutschland glaubte, keinen Soldaten mehr geben könne.

Die offiziösen und privaten Nachrichten, welche einzelne Personen bald nach unserem Erscheinen vor Paris nach der Heimat gelangen ließen, und in denen sie oft mehr ihren individuellen Wünschen und Hoffnungen Ausdruck gaben als den Aufträgen der Heeresleitung, bestärkten das Publikum in Deutschland in dem Glauben, daß vom 19. September ab das Ende des Krieges jeden Tag mit der Kapitulation von Paris eintreten müsse. Statt dessen wurden unsere Truppen mit schwerstem Festungs- und Marinegeschütz begrüßt. „So schießt doch wieder mit schwerstem Geschütz“, schrie man in den heimatlichen Zeitungen. Da tauchten englische und auch deutsche Stimmen auf, es sei unmenschlich, grausam, die heilige Stadt zu beschießen. Die größte allgemeine Entrüstung antwortete hierauf. „Wer unsere Söhne und Brüder beschießt, kann wieder beschossen werden“, so antwortete die öffentliche Meinung, nicht mit Unrecht. Da ließen sich jene offiziösen Stimmen aus dem

großen Hauptquartier vernehmen: „Geduld, es geschieht bald", jedoch mit dem geheimen Hintergedanken, daß die Bevölkerung nicht Lebensmittel auf lange Zeit haben und bald kapitulieren werde. Ein derartiges Vertrösten der öffentlichen Meinung mit Dingen, die nicht zur Wirklichkeit werden, ist immer recht bedenklich.

Als man sich endlich entschloß, Paris mit Artillerie anzugreifen, hat man in betreff der Wahl der Angriffsfront wiederholt geschwankt. Erst entschied man sich für St. Denis, dann für die Südfront und dann für ein Vertreiben des Feindes vom Mont Avron, der gar nicht zur Befestigung von Paris gehörte, sondern ein außerhalb derselben liegender Berg ist. Dann wurde im Süden geschossen, und endlich legte man erst den Schwerpunkt des Angriffs gegen St. Denis und führte dadurch die Entscheidung herbei. Fragen wir uns, ob und wieviel durch diese Schwankungen in den Entschlüssen versäumt ist.

Wir haben gesehen, daß, solange uns nur eine, und zwar eine oft unterbrochene und oft den Zerstörungen durch die feindlichen Franktireurs ausgesetzte Eisenbahn aus der Heimat bis vor Paris zur Verfügung stand, diese Eisenbahn so sehr durch Truppentransporte, Lebensmittel für die 600 000 Streiter und alle ähnlichen, dringenderen Bedürfnisse in Anspruch genommen war, daß Belagerungsmaterial nur tropfenweis vor Paris ankam. Überdem hat man auch wohl Anstand genommen, das schwerfällige und nicht schnell wieder fortzuschaffende Belagerungsmaterial vor Paris zu schaffen, solange man nicht über mehr Armeen disponierte, die die Massenformationen in unserem Rücken zurückschlugen. Denn wenn es diesen gelungen wäre, uns auch nur vorübergehend zum Aufgeben der Einschließung zu bewegen, so wäre unser Belagerungsgeschütz in Feindeshand gefallen. Also ehe Metz gefallen war, hatte man wohl nicht ernstlich daran gedacht, Belagerungskanonen gegen Paris anzuwenden.*) Ward doch v. der Tann bei Coulmiers geschlagen und der Ausgang einige Zeit kritisch. Erst als die Armeen des Prinzen Friedrich Karl und Manteuffels zum Schutz des Rückens der Belagerer eintrafen, konnte man daran denken, das schwere Geschütz kommen zu lassen.

Wir haben aber gesehen, wie wenig von den Leistungen der Eisenbahn diesem zugute kam, und wie bei den jetzigen Mitteln der Ver-

*) Schon am 9. September, auf dem Marsche nach Paris, aus Reims, ging dem Kriegsministerium der Befehl zu, möglichst viel Belagerungsgeschütze mit der nötigen Munition und der erforderlichen Festungsartillerie heranzuschaffen, und Ende Oktober standen schon 235 schwere Geschütze im Park von Villa Coublay.

teidigung und des Angriffs nur dann eine Belagerung einer großen Festung mit voller Energie durchgeführt werden kann, wenn eine Eisenbahn aus der Heimat in den Park zur Verfügung steht. Hätte man früher gegen St. Denis vorgehen können, wenn man diesen Angriffspunkt von Hause aus festgehalten hätte? Erst der Fall von Mézières am 1. Januar eröffnete uns diese Verbindung nach dem Bahnhofe Gonesse, und der Fall von Péronne schützte diese Linie. Selbst dann noch leistete diese Eisenbahn so wenig, daß der Kronprinz von Sachsen am 21. Januar nicht die volle für den Beginn für nötig erachtete Geschützmasse in Tätigkeit setzen konnte. Es muß also in Zweifel gezogen werden, ob wir viel früher gegen St. Denis hätten vorgehen können, wenn auch diese Angriffsfront von Hause aus und dauernd im Auge behalten worden wäre, und wir haben durch den Befehl in den Entschlüssen eigentlich nichts versäumt.

Wohl aber haben wir durch den Donner unserer Belagerungsgeschütze vom 28. Dezember bis 21. Januar mittlerweile unseren Soldaten die Zuversicht gestärkt, dem Feinde imponiert, die Ausfalltore nach Osten, Brie und Champigny, nach Süden, L'Hay und Chevilly, nach Norden, Bourget, gesperrt und verleidet, so daß nur noch die einzige Ausfallrichtung unter dem Schutze des Mont Valérien zur Sprache kommen konnte.

Ferner gelang es gerade durch diese lange Verschleppung, den Feind zu überraschen, und die Überraschung ist der halbe Erfolg. Wir haben gesehen, daß der Feind unsere Vorbereitungen vor der Südfront erfahren hat. Als monatelang nichts erfolgte, glaubte er, wir hätten diesen Angriff aufgegeben, und am 20. Dezember hielt er die langen Züge unseres nach dem Mont Avron transportierten Materials für einen Rückzug, auf dem wir den Park in Sicherheit brächten. So überraschte ihn unsere Beschießung des Avron gewissermaßen im Schlafe, und der Feind verließ in eiliger Flucht diesen vorgeschobenen Posten. Von da ab machte er sich gegen einen regelmäßigen Angriff vom Mont Avron her gefaßt. Plötzlich schossen wir von Süden her die drei Forts vor der Südfront zusammen, und während der Feind dort alle Aufmerksamkeit und Verteidigungskraft vereinigt, und nachdem er noch einen verzweifelten Versuch am Mont Valérien gemacht hat, sich Luft zu schaffen, überrascht ihn das überwältigende Feuer gegen St. Denis wieder und gibt in kräftiger Steigerung und im entscheidenden schnellen Vorschreiten binnen sechs Tagen den Ausschlag. So hat unser Wechsel in den Plänen, eine Schwankung, die sonst nur Unheil bringt, uns hier sogar genützt. Wir haben eben in diesem Kriege überall Glück gehabt.

In artilleristischer Beziehung haben wir vor Paris natürlich eine Menge Erfahrungen gemacht, die für eine zukünftige ähnliche Tätigkeit verwertet werden können.

Ich will hier nur die wichtigsten erwähnen.

Zunächst haben sich gegen früher die Grundsätze ganz geändert, welche von jetzt ab bei der Wahl der Angriffsfront maßgebend sein werden. Mit Ausnahme der kleinen und noch nach altem System erbauten Festungen, welche nur kurzen Widerstand leisten, werden jetzt die Festungen von derjenigen Seite angegriffen werden, zu welcher eine Eisenbahn aus der Heimat des Belagerers führt. Terrain und Stärke der Werke wird meist erst in zweiter Linie in Betracht kommen. Denn die Angriffsmittel sind jetzt so gewaltig, daß sie fast jedes Terrain überwinden und jedes Bauwerk zertrümmern können. Aber diese Mittel sind an Gewicht so schwer, daß sie ungewöhnliche Transportmittel erfordern. Ja, die neu hinzukommenden Geschütze und Geschosse werden noch schwerer werden. Man denke nur an die 28 cm Mörser und 21 cm kurzen Kanonen sowie die 15 cm Ringkanonen.

Damit Hand in Hand gehen geänderte Grundsätze über die Ausrüstung mit Munition. Die frühere Lehre, daß eine bestimmte Schußzahl für jedes Geschütz für die Belagerung einer Festung ausreichen müsse, und daß der Belagerungspark gleich mit dieser Schußzahl auszurüsten sei, ist hinfällig geworden. Denn die jetzigen Verkehrsmittel gestatten, besonders wenn man eine Eisenbahn zur Disposition hat, weit schnelleren Nachschub an Munition als die früheren. Es ist daher nur nötig, so viel Vorrat im Belagerungspark anzuhäufen, daß man so viel Tage fortzufeuern imstande ist, wie der Munitionsnachschub möglicherweise Stockungen erleiden kann. Dabei muß aber der tägliche Munitions-Nachschub dem täglichen Munitionsverbrauch gleichkommen, denn sonst läuft man Gefahr, daß der Artillerieangriff aus Mangel an Munition ins Stocken kommt, und das ist ein großer Übelstand, weil dann der Feind Zeit hat, nicht nur die verursachten Schäden auszubessern, sondern auch etwaige Schwächen seiner Werke zu beseitigen, die sich erst während der Beschießung herausstellen. Es kann daher vorkommen, daß bei einer Festung, je nach Lage des Krieges, ein dreitägiger Munitionsvorrat genügt, bei einer anderen ein zehntägiger nötig wird.

Der tägliche Munitionsverbrauch wird wohl, wie bisher, auf fünfzig bis sechzig Schuß pro Geschütz zu veranschlagen sein. Zwar kann man aus dem Vierundzwanzigpfünder wohl alle fünf Minuten einen Schuß tun, und das gäbe bei mittlerer Dauer des Tageslichtes 144 Schuß pro Tag. Aber so schnelles Feuer halten die Kräfte der Mannschaft auf die

Dauer nicht aus, ebensowenig wie die Geschütze, die heiß werden und ausgewaschen werden müssen. Wenn also fünfzig bis sechzig Schuß pro Tag den Durchschnitt bilden, so können doch Fälle vorkommen, wo man lebhafter feuern muß, und es kann der doppelte Munitionsverbrauch eintreten. Zu diesem müssen die erbauten Geschoßräume, Pulverkammern, überhaupt Apparate, ausreichen. Deshalb und weil trotz des besten Baus und der größten Sorgfalt das Explodieren einer Pulverkammer stattfinden kann, ist es gut, zu jeder Batterie zwei Pulverkammern zu bauen, hinter jedem Flügel eine. Dann braucht man wegen eines solchen Unfalls das Feuer nicht einzustellen.

Auf eine gehörige Anzahl von Unterstandsräumen für die Mannschaft muß gerechnet werden, und diese Räume müssen ebenso sicher eingedeckt sein wie die Pulverkammern. Denn es übersteigt die Nerven der Bravsten, permanent, Tag und Nacht, in Lebensgefahr zu sein. Selbst während des Kampfes muß der Mensch dann und wann von der Gefahr an einem ganz gesicherten Platz ausruhen können. Nichts aber macht einen übleren Eindruck auf die Truppe, als wenn sie plötzlich da in ihrem Leben gefährdet wird, wo man ihr gesagt hat, daß sie einen gesicherten Ruheplatz hat. Daher sind die Unterstandsräume sehr fest und sicher mit Erde einzudecken.

Eine einfache Berechnung ergibt, daß eine kriegsstarke Kompagnie Mannschaft genug hat, um vierundzwanzig Geschütze zu bedienen oder bei dreifacher Ablösung fortdauernd Tag und Nacht im Feuer zu erhalten. Aber die Truppen rücken nie mit ihrer vollen Kriegsstärke ins Gefecht. Auf einen Prozentsatz Abgang an Kranken usw. ist immer zu rechnen. Dann reduziert sich die Zahl der Geschütze, welche eine Kompagnie im Feuer erhalten kann, bald auf sechs, besonders wenn die Belagerungs-Armee von der Artillerie noch Abkommandierungen verlangt. Bei der Beratung eines Normal-Belagerungsentwurfs hat mir deshalb die Zahl von sechs Geschützen in einer Batterie als eine normale vorgeschwebt. Denn es schien mir wichtig, daß dieselbe Batterie immer, solange sie schießt, von ein und derselben Kompagnie bedient werde, die dann am besten über alles orientiert ist. Aber die Subalternoffiziere hatten die Erfahrung gemacht, daß ein Kommandeur nicht gut mehr als vier Geschütze im Auge behalten könne, besonders weil Traversen und Unterstandsräume jetzt noch den Raum vergrößern und störend zwischen den Geschützen liegen. Das fünfte und sechste Geschütz begingen immer Fehler oder mehr Torheiten, und auf ihre Wirkung sei nicht zu rechnen. Dies bewog die Kommission, für die Zukunft die Zusammenstellung von vier Geschützen zu einer Batterie als normal hinzustellen. Jetzt ist man in

neuester Zeit davon abgegangen und will grundsätzlich wieder Batterien zu sechs Geschützen erbauen. Man mag wohl annehmen, daß in Zukunft die Belagerungsartillerie zuverlässiger und besser schießen wird und nicht so der permanenten Aufsicht durch den Kommandeur bedarf, seitdem nach der neuen Organisation mehr für ihre Ausbildung geschieht. Ich will wünschen, daß man sich darin nicht täuscht. Die Zusammenstellung der Batterien in Gruppen und deren Vereinigung unter dem Kommando eines höheren Offiziers hat sich bewährt.*)

Die Belagerungsartillerie leistete das Doppelte, wo die Feldartillerie ihr behilflich war, als wo dies nicht geschah. Bei der Maas-Armee fertigte die Feldartillerie nicht nur das ganze Baumaterial an, ehe die Belagerungsartillerie eintraf, sie half nicht nur durch Offiziere aus, sondern sie baute den Belagerungsartilleristen auch ganze Batterien mit Hilfe von Infanteriemannschaften, so daß die Belagerungsartillerie oft nur kämpfte und gar nicht durch die Erdarbeit in Anspruch genommen ward. Dazu hat diejenige Feldartillerie größtenteils Zeit, die einen integrierenden Teil der Belagerungs-Armee bildet, denn sie hat sonst während der Belagerung fast gar nichts zu tun. Sie wird solche Hilfe aber nicht mehr in Zukunft leisten können, seitdem die Feldartillerie organisch so von der Fußartillerie getrennt ist, daß den Offizieren der einen Truppengattung der Dienst bei der anderen ganz unbekannt bleibt. Dies ist ein Hauptgrund mit gewesen, weshalb ich mich so energisch gegen diese vollständige Trennung der Feldartillerie von der Fußartillerie ausgesprochen habe.

Der Friedensschluß. Nachdem die Arbeiten zur Fortsetzung des Kampfes gegen Paris beendet waren, diese Fortsetzung aber nach dem Ausspruch des Kaisers keine Wahrscheinlichkeit für sich hatte, gab es für mich nichts mehr zu tun. Der Kaiser befahl aber, daß ich noch in meiner Funktion in Versailles bliebe, bis die Friedenspräliminarien wirklich abgeschlossen sein würden. So verlebte ich also vom 18. Februar ab eine Zeit in Versailles, in der ich weiter nichts zu tun hatte, als spazieren zu reiten. Bekannte in Menge kamen nach Versailles, und ich zeigte ihnen die Batterien und die Angriffsarbeiten. Einer derselben konnte, als er von der Höhe von Meudon herab Paris überblickte, den Ausruf nicht unterdrücken: „Welche Riesencourage gehört von seiten des Kaisers dazu, den Angriff auf eine solche Welt von Stadt überhaupt nur zu beginnen!" Eines Tages besuchte mich auch der Herzog Wilhelm von

*) Bei einer Beurteilung dieser Vorschläge ist zu bedenken, daß sie im Jahre 1883 niedergeschrieben sind.



Württemberg, österreichischer Feldmarschall-Leutnant, derselbe, der 1864 bei Översee verwundet worden war. Ich konnte meine Freude nicht unterdrücken, ihn in österreichischer Uniform im preußischen Heere zu sehen. Er meinte, seit der Schlacht von Sedan sei die preußische Armee in Österreich beliebt und in der östereichischen aller Haß gegen uns geschwunden. Auf meine Frage, was denn die Schlacht von Sedan damit zu tun habe, erklärte er mir diese Erscheinung, indem er darauf hinwies, die österreichische Armee habe es bisher als eine Schande empfunden, bei Königgrätz von der preußischen geschlagen worden zu sein. Seitdem aber die preußische Armee die ganze französische gefangen habe, von der doch die österreichische 1859 geschlagen worden sei, da liege keine Schande für diese mehr darin, daß sie habe vor der preußischen zurückweichen müssen.

Am 26. Februar war ich zum Diner beim Kronprinzen. Nach Tische sprach ich mit Kameke über die schwebenden Friedensverhandlungen. Er war sehr erregt, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, Bismarck wolle den Vorstellungen von Thiers nachgeben und für Deutschland auf den Besitz von Metz verzichten.

Am 27. Februar gaben wir der Einladung des Oberstleutnants Heydenreich zu einem Frühstück nach. Beide Stäbe, der des Generals v. Kameke und der meinige, vereinigten sich da wieder fröhlich. Als wir eben begonnen hatten, den Austern in bester Laune zuzusprechen, ward Kameke zu Moltke gerufen. Er kam zurück mit der Nachricht, die Friedenspräliminarien seien abgeschlossen, übermorgen, den 1. März, würden danach die Truppen in Paris einziehen, und er, Kameke, sei zum Gouverneur von Paris ernannt. Seinen Stab solle er bilden. Ich sagte ihm, vor allem brauche er einen Artillerieoffizier vom Platz, und deutete mit den Augen auf unseren Wirt, der auch sofort dazu ernannt ward. Da vorauszusehen war, daß die Nationalversammlung von Bordeaux sich beeilen werde, die Präliminarien zu bestätigen, und die Okkupation der Stadt nur bis dahin dauern sollte, so war die Dauer dieses Dienstgrades natürlich auch nur sehr vorübergehend, die Stellung des Gouverneurs nur eine Ehrenstellung und ebenso die seines Gefolges.

Mittags fand ein großes Galadiner beim Kaiser zu Ehren des Königs von Württemberg statt, welcher auf dem Kriegsschauplatze angekommen war. Es waren sämtliche anwesenden Generale befohlen. Während wir uns in dem hierzu bestimmten Saale versammelten, kam der Kaiser tief bewegt heraus aus dem Zimmer, in dem die deutschen Fürsten sich versammelten, und verkündete unter Tränen der Rührung und Freude das Ende des langen und schweren Kampfes. Dann ging er von einem zum anderen und drückte jedem dankend die Hand. Während er so Umgang

hielt, trat Moltke herein. Sowie ihn der Kaiser sah, stürzte er mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu und küßte ihn auf beide Wangen, indem er sagte: „Und Sie, Moltke, waren mir alles.“ Der alte Moltke erbleichte, dann stürzten ihm die Thränen aus den Augen.

Am Dienstag, den 28. Februar abends, erhielt ich eine Allerhöchste Kabinetts-Ordre, die meiner Stellung als oberster Leiter der Belagerungsartillerie von Paris ein Ende machte. Als ich mich indessen den folgenden Tag, am 1. März, nach der Parade beim Kaiser abmelden wollte, befahl er mir, noch in Versailles zu bleiben, weil ich doch vielleicht noch wieder in Tätigkeit treten könnte, solange die Okkupation von Paris dauerte.

In der Nacht vom 28. Februar zum 1. März hatte sich nämlich die Nationalgarde der stets aufrührerischen Vorstädte, die nur aus dem niedersten Pöbel bestand, der Feldgeschütze der Nationalgarde von Paris überraschend bemächtigt und sie nach dem Montmartre hinaufgebracht, wo sie mit den Mündungen nach den Einzugsstraßen aufgepflanzt standen. Dies war die erste Handlung des Volkes unter der unterirdischen Leitung jener Verschwörer, welche später als „Kommune von Paris“ eine Schreckensherrschaft ausübten. Die französische Regierung hatte vergeblich versucht, diese Menschen in Güte zur Herausgabe der Geschütze zu bewegen, sie wollte uns auch nicht das Schauspiel eines Bürgerkrieges gerade während unseres Einzuges bieten und vermied deshalb, Gewalt zu versuchen, sondern erklärte uns nur, sie sei der Vorstädte Villette, Belleville und Montmartre nicht mächtig und könne für nichts stehen. Unserseits wurde dagegen den Machthabern eröffnet, daß beim ersten feindlichen Akt der Friede als gebrochen angesehen werde. Die Einäscherung von Paris durch unsere Artillerie sei dann die unausbleibliche Folge. Unsere Kanoniere besetzten die Kanonen der Belagerungsartillerie, und während die Truppen friedlich auf dem Longchamps vor dem Kaiser in Parade vorbei- und dann in Paris einzogen, standen jene 680 schweren Geschütze wieder bereit, um auf einen telegraphischen Wink die Musik zu beginnen, welche schon zum 19. Februar bereitgehalten war und das französische Babel in einen großen Schutthaufen verwandelt haben würde.

In Paris. In dieser Unsicherheit fand die erste Parade auf dem Longchamps am Bois de Boulogne statt. Vom Paradeplatze aus rückten die zur Besatzung von Paris bestimmten Truppen durch die Porte de Neuilly und den Triumphbogen, die Champs Elysées entlang, in die Stadt ein, nachdem sie am Kaiser vorbeimarschiert waren. In Parade

standen das XI., II. bayerische und VI. Armeekorps. Soviel ich mich erinnere, waren aber die Truppen nur in halber Stärke, denn die Zernierungspositionen blieben besetzt.

Es war ein eigenartiger Anblick diese Parade auf dem Longchamps, wo sonst die Garnison von Paris den Einwohnern das militärische Schauspiel gab, auf diesem Rennplatz, wo die berühmtesten und teuersten Rennen des Kontinents bisher vor den Augen von ganz Europa abgehalten worden waren und dadurch dem Pariser Volk den Glauben beigebracht hatten, daß es auch auf dem Felde des Sports der ganzen Welt überlegen sei, an diesem Bois de Boulogne, diesem Stolz der stolzen Stadt, das allerdings durch Ausdehnung, Üppigkeit der Vegetation und Schönheit der Anlagen den Wiener Prater und den Berliner Tiergarten übertrifft. Da paradiert jetzt die preußische Infanterie und die Bayern, ces soldats bleus, die seit der Schlacht von Sedan und der Vernichtung von Bazeilles der Schrecken der Franzosen geworden waren. Les barbares entweihten den geheiligten Boden, geheiligt durch die Eitelkeit und den Glauben an Unüberwindlichkeit der Nation, die an der Spitze der Zivilisation zu marschieren sich eingeredet hatte.

Aber uns befriedigten dieser Einzug und diese Parade nicht. So wie die Konvention nur eine halbe Kapitulation war, die uns nur die Forts und nicht die ganze Festung in die Hände lieferte, so war der Triumphzug nach Paris hinein doch auch nur ein halber Einzug und trug mit seinen Einschränkungen den Stempel einer Schüchternheit, die mit der Größe unserer Siege nicht im Einklang stand. Durften wir doch nur etwa den vierten Teil der Stadt betreten, zwar den schönsten, üppigsten und reichsten Teil, aber immer nur einen Teil. Da oben auf dem Montmartre stand eine fanatisierte Volksmasse mit ihren geladenen Kanonen der Nationalgarde, stolz und jeden Augenblick bereit, ein Feuer zu eröffnen, das zwar den Untergang der Stadt herbeigeführt haben würde, aber sie stand immer doch da in dem ungedemütigten Glauben, daß sie uns nur gnädigst erlaube, da unten in das Viertel der Reichen hineinzugehen und die Kunstschätze zu bewundern. Und wir duldeten das! Noch mehr. Die Trophäen, die preußischen Fahnen und Adler, die Frankreich vom Jahre 1806 her im Hotel des Invalides aufbewahrte, und die eine übel angebrachte Milde schon zweimal, 1814 und 1815, dort belassen hatte,*) wir durften sie wieder nicht fortnehmen und damit die vor mehr

*) Das Invalidenhotel bewahrt keine preußischen Fahnen und Adler von 1806 mehr auf. Diese wurden vielmehr vor dem Einzuge der Verbündeten in Paris am 30. März 1814 vom Marschall Serrurier auf dem Hofe des Invalidenhotels verbrannt und ihre Reste in die Seine geworfen. Später sind daraus einige Fahnenspitzen von den Franzosen wieder herausgefischt.



als sechzig Jahren uns zugefügte Schmach sühnen. Das alles stimmte uns wehmütig und traurig und erinnerte uns an des alten Blüchers Aussprüche über die Diplomaten.

Als die Parade beendet war, ritt der Kaiser zu seinem Wagen und fuhr nach Versailles zurück. Er ist am nächsten Tage ohne Eskorte, nur vom Adjutanten, Fürsten Anton Radziwill, begleitet, den Jäger auf dem Bock, ganz allein im offenen, zweispännigen Wagen durch Paris gefahren. Der Mut, der dazu gehörte, wird richtig bemessen, wenn man erfährt, daß er damals täglich Drohbriefe erhielt, die ihm seine demnächstige Ermordung ankündigten, und deren höflichster mit den Worten anfing: „Cochon de Guillaume". Er fuhr auch durch ganz entlegene Straßen der Stadt, und Radziwill erzählte mir, er habe wiederholt die Rufe gehört: „Qu'est-ce que ceci? Mais c'est Guillaume! Tiens, il a osé!" Verschiedene Herren unter den deutschen Fürsten hatten den Kaiser gefragt, ob er ihnen erlaube, mit in Paris einzurücken. Er hatte geantwortet, er dürfe ihnen die Erlaubnis dazu nicht erteilen. Wie konnte er auch die Verantwortung dafür übernehmen, da er die Kanonen in feindlicher Absicht auf dem Montmartre wußte, und ein einziges Mißverständnis, der geringste Streit, während des Einzuges einen wütenden Straßenkampf auf Leben und Tod herbeiführen konnte, in dem der einzelne sehr leicht durch Zufall umzukommen in Gefahr geriet. Wer ohne Erlaubnis hineinritt, der tat es eben auf seine Gefahr. Daher hielt ich es für besser, nicht erst zu fragen, um kein Verbot zu hören, und ritt in der Richtung des Einzuges. Doppelmair fragte mich: „Ziehen wir mit in Paris ein?" — „Nein", sagte ich, „wir reiten nach Versailles." — „Aber das ist nicht die Richtung", sagte Doppelmair. — „Ich mache nur einen Umweg." — „Na", sagte Doppelmair befriedigt, „mit Ihnen bekommt man doch etwas zu sehen." Einige hatten aber doch ebenso gedacht wie ich. Ich befand mich bald in der Nähe des Prinzen Albrecht (Vater), Bruders des Kaisers, der, elend, wie er war, aber trotz seiner Leiden es nicht versäumen wollte, diesem Triumph der preußischen Waffen beizuwohnen, und des Prinzen Adalbert in seiner Marineuniform.

Der ganze Einzug bot eine solche Fülle von bunten, jeden Augenblick wechselnden Bildern dar, daß es mir unmöglich war, sie alle festzuhalten. Ging er doch durch die schönste, von den stolzesten Palästen mit ihren herrlich gepflegten Gärten begleitete Straße der weltberühmten Stadt, durch die Champs Elysées, und hatte ich doch diese Stadt noch nie gesehen. Alle auf die Straße führenden Fenster waren fest verschlossen. Nur hier und da hatten sie sich weit geöffnet, um von dicht gedrängten Neugierigen besetzt zu werden, deren Kopfformen die Kinder Albions

verrieten, und dann und wann wurde der schließende Laden so weit gelüftet, daß die Spalte einer Pariserin durchzublicken gestattete, deren Neugierde doch noch stärker war als der nationale Haß.

Das Straßenvolk stand dichtgedrängt zur Seite, durch eine Kette Sergeants de ville von der Mitte fern gehalten. Es war schwer, das Volk von den Hütern der öffentlichen Ordnung zu unterscheiden, denn jeder Mann trug die Nationalgarde-Uniform, blauen Rock und blaue Hosen mit breiten roten Streifen. Selbst die Knaben von zehn Jahren waren ebenso angezogen, und der größte Teil der Weiber, besonders die jungen und hübschen, stolzierten in einer Art von Marketenderinuniform einher, und eine jede bildete sich ein, ein Mädchen von Saragossa zu sein.*) Am allerdichtesten waren die Massen da, wo die Querstraßen durch eine Schnur in den Farben der Republik abgesperrt waren, zum Zeichen, daß hier die Grenzen unserer Okkupation gezogen seien. Das Volk war unbewaffnet, wenn auch in Uniform. Zum größten Teil zeigte es eine stumme Neugierde. Aber nicht selten ertönten Rufe, welche dem Haß Ausdruck gaben, oder, wenn ihnen etwas komisch vorkam, Spott und Gelächter. Als die Bayern auf dem großen runden Platz ankamen, auf dem der Triumphbogen steht, versuchte das Volk, feindlich auf sie einzudringen, denn es war durch die bisherige schweigsame Haltung unserer Truppen immer dreister geworden, und die Hellblauen waren von allen am meisten gehaßt und gefürchtet. Da ließ der Bataillonskommandeur halten und mit ungeladenen Gewehren auf die betörte Volksmenge zielen. Sofort stürzte alles in Hast davon, und viele purzelten übereinander.

Der Triumphbogen war durch Ketten abgesperrt, damit die Truppen nicht hindurchziehen könnten. Unsere Truppen beseitigten die Ketten. Von den den Triumphbogen umgebenden großen Statuen war diejenige in Trauerflor gehüllt, welche Straßburg darstellte. Der Gouverneur von Paris, Kameke, ließ den Franzosen diesen Spaß. Eine breite Seitenstraße nach links ließ eine große Kirche sehen, und da mir gesagt wurde, dies sei die Madeleine, so ritt ich darauf zu, um einen Anblick auf die Fassade zu gewinnen. Da brüllte mir die Volksmasse donnernd ein Halt zu. „Ceci c'est la limite, vous ne passerez pas par ici." — „Par-

*) Bei der Belagerung von Saragossa 1808 durch die Franzosen feuerte ein 22jähriges Mädchen, Auguste Aragon, deren Verlobter vor ihren Augen fiel, an seiner Stelle das von ihm bediente Geschütz auf die Angreifer und rettete so die Batterie. Diese Tat ist die geschichtliche Unterlage für die poetische Gestaltung des „Mädchens von Saragossa".



don, Messieurs“, sagte ich sehr höflich, „je n'ai pas l'intention de passer, je désire seulement admirer cette belle église.“ — „Ah, c'est différent“, riefen die Franzosen geschmeichelt, „Monsieur ne veut qu'admirer l'église, c'est la Madeleine, une belle église, n'est-ce pas, Monsieur?“ Während ich nach der Kirche hinblickte, sagte ich: „En effet, admirable!“ Da wurden die Umstehenden ganz artig und freundlich und sagten: „Eh bien, et Paris, quelle belle ville par exemple!“ Als ich nun sagte: „Mais c'est connu, c'est la plus belle ville du monde“, da hatte ich die Herzen derer gewonnen, welche es hörten. Die Pariser sind vor Eitelkeit lauter Narren. Ich kam durch meine Betrachtung dieser Kirche auf den linken Flügel der einziehenden Masse Reiter und streifte somit dicht an dem Spalier bildenden Volke vorüber, dessen Haltung meine Aufmerksamkeit am meisten fesselte. Eine junge, sehr hübsche Dame in Uniform machte sich dadurch bemerkbar, daß sie sich vordrängte und der Richtung des Einzuges entgegen an uns vorbeihüpfte. Als sie mich beinahe streifte, konnte ich bei ihrem Anblick nicht umhin, zu lächeln. Sie sah mir gerade ins Gesicht, steckte die Zunge heraus und lüftete ein wenig, bloß symbolisch, hinten das Kleid. „Ah“, rief ich, „est-ce bien la grâce si fameuse des Parisiennes?“ Das Volk fiel entrüstet über sie her, und sie verschwand wieder unter den Verwünschungen der Menge. So ging es bis an die Tuilerien, die Grenze der Okkupation. Hier wandte ich mein Pferd und ritt, den Truppen begegnend, den Weg zurück, den ich gekommen, nach Versailles. Vom Paradeplatz bis nach den Tuilerien hatte ich zwei Stunden gebraucht. Pferd und Reiter kamen aufs äußerste ermüdet in Versailles an.

Es war die Einrichtung getroffen worden, daß die besetzenden Truppen alle zwei Tage wechseln sollten, und zum 3. März waren die Garde, die Garde-Landwehr, die Königs-Grenadiere und die Belagerungsartillerie zur Parade auf dem Longchamps befohlen. Unterdessen durften unsere nicht eingezogenen Truppen, je nachdem sie Lust dazu hatten, nach Paris hinein, sich die Stadt ansehen und, jedoch ohne Waffen, die Tuilerien, Museen, Galerien und sonstigen Sehenswürdigkeiten besuchen, auch wo dieselben außerhalb des besetzten Rayons lagen. Ich sandte deshalb am 2. März alle Burschen, Trainsoldaten und Ordonnanzen, die am 1. März nicht mit mir eingezogen waren, zu Wagen in die Stadt. Meine Herren begaben sich auch dorthin. Ich hatte von dem einen Male genug.

Am 2. März abends traf schon die Ratifikation der Friedenspräliminarien aus Bordeaux ein. Die Nationalversammlung hatte sich allerdings sehr beeilt, und unsere Truppen mußten dem Vertrage zufolge

Paris schon am 3. März räumen. So haben nur Deputationen aller Truppen Paris gesehen.

Zu der Parade des 3. März bat ich um Erlaubnis, meine Funktionen als Kommandeur der Artillerie des Gardekorps dadurch übernehmen zu dürfen, daß ich auf dem dafür bestimmten Platz hielt und mit vorbeiritt. Es ward mir gestattet. Ich war demzufolge sehr früh auf dem Platz. Der Kronprinz von Sachsen kommandierte diese Parade. Fünf Jahre vorher hätte er sich das nicht träumen lassen, daß er an diesem Orte 60 000 Mann preußischer Garden kommandieren werde. Die Truppen waren nämlich durch den requirierten Ersatz und die Rückkehr von Rekonvaleszenten, auf die man beim Requirieren des Ersatzes nicht gerechnet hatte, überkomplett.

Es war die schönste Parade, die ich je gesehen. Die Massen kamen lautlos angegangen, die Anordnungen waren sehr gut getroffen. Kein Mißverständnis fiel bei der Aufstellung vor, kein Tadel war hörbar, wie es sonst wohl bei dem Eifer vor einer großen Parade vorschriftswidrig vorkommt. Die Truppen rückten in ihr Alignement, und die Richtung gelang gleich im ersten Einrücken so schnurgerade, daß man hätte glauben können, das Gardekorps habe während des ganzen Krieges weiter nichts getan, als Paraden geübt. Und doch hatten die Truppen gekämpft, marschiert, unsägliche Strapazen und Entbehrungen überwunden und Erdarbeiten durchgeführt. Nur eins war geschehen, um ihnen ein stattliches Ansehen zu geben. Der Monat Februar war benutzt worden, um die Bekleidung herzustellen, und so sahen die Truppen heute aus, als ob ihr Anzug eben vom Schneider gekommen wäre: „Wie aus dem Ei gepellt", sagt man in Berlin.

Dazu kam das Selbstbewußtsein der Mannschaft, das große Taten erzeugen, und die Freude, ihren König als Kaiser wiederzusehen. Sie wollten ihm aber auch durch Eifer und Präzision zeigen, daß der Krieg ihre Disziplin, ihre Exerzierfähigkeit nicht geschädigt habe. Die Gesichter der Mannschaft strahlten, als des Kaisers erhabene und hohe Figur in bekannter wundervoller Haltung angesprengt kam. Das dreifache Hurra, das ihnen erlaubt war, donnerte lauter als das schwerste Belagerungsgeschütz, und als der Kaiser die Front entlang ritt, sahen ihm die Soldaten nicht nur, wie es Vorschrift, offen, ehrlich und gerade ins Gesicht, sondern freudeleuchtend und zuversichtlich, mit einer Körperhaltung unter und trotz präsentiertem Gewehr ohne Zwang, aber gerade wie die Lichter, fest wie die deutschen Eichen. Nicht der älteste Exerziermeister konnte eine schönere Haltung ausklügeln, und wenn der selige

Möllendorf*) aus dem Grabe auferstanden wäre, er hätte an dieser Parade nichts auszusetzen gefunden. Und wie sie erst vorbeimarschierten, mit Gewehr über, den rechten Arm lose schwenkend! Wenn jener Sergeant für den Vorbeimarsch den Rekruten sagte, er solle den Vorgesetzten ansehen, als ob er hundert Taler in der Tasche habe, so hatte heute jeder Gardist eine Milliarde in der Tasche. Gerade diese freie stolze Haltung, die durch keine Ängstlichkeit beeinträchtigt ward, bewirkte, daß die Richtung spielend festgehalten wurde und die Truppe so elegant und gut aligniert vorbeikam, wie ich es vor und nachher nie wieder gesehen habe. Zur Garde werden die größten und schönsten Männer der Monarchie ausgewählt. Wenn diese ein reiferes Alter erreicht haben, werden sie wahre Hünengestalten. Dann bilden sie die Garde-Landwehr, deren Soldaten das durchschnittliche Alter von dreißig Jahren haben. Mit ihren breiten Schultern, ihrer mächtigen Brust, ihren sonnen- und wettergebräunten Gesichtern und ihren weit herabwallenden Bärten sehen diese Recken aus, wie man sich die alten Cimbern und Germanen vorstellt, wenn man liest, daß Marius und Cäsar ihre Soldaten sich erst wochen- und monatelang an ihren Anblick gewöhnen lassen mußten, damit sie sich nicht davor erschreckten. Was aber Zucht und Ordnung anbetrifft, so wollten sie vor ihren jüngeren Kameraden der Linie nicht zurückstehen und setzten ihre Ehre darin, es noch besser zu machen als diese. „Qu'est-ce que c'est que ces géants?“ fragten die Franzosen. „C'est notre garde nationale mobile.“ — „Ah, c'est pourquoi nous sommes perdus!“

Die Parade verlief somit in glänzendster Weise, und während derselben verließ Kameke die Stadt. Er ritt mit dem letzten Zuge Kavallerie, der die Arrieregarde bildete, zum Tore hinaus. Zwar drängte der Pöbel nach und versuchte zu insultieren. Die Kavallerie hatte manchmal Kehrt und Miene zur Attacke machen müssen, worauf die großen und kleinen Gassenjungen, übereinander stürzend, die Flucht ergriffen hatten. Auch sonst hatte es an kleinen Reibungen nicht gefehlt. Aber im großen und ganzen war die Okkupation von Paris friedlich verlaufen, und wenn auch der Pöbel seine Geschütze auf dem Montmartre gegen den Willen der schwachen Pariser Regierung behalten hatte, so ging uns das nichts an, was die Regierung mit dem Pöbel da zu tun hatte, denn diese Geschütze schossen nicht. Vierzehn Tage später waren diese Geschütze das Signal zum berüchtigten und entsetzlichen Aufstand der Kommune.

*) Feldmarschall v. Möllendorf war vor 1806 Gouverneur von Berlin. Er hatte einst als Hauptmann mit dem 3. Bataillon Garde in der Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember 1757 den Kirchhof des Dorfes ruhmvoll gestürmt, wie es das bekannte Bild des Professors Röchling darstellt.



Am 4. März meldete ich mich ab und machte diverse Abschiedsbesuche. Am 5. März ritt ich nach Gonesse und übernahm dort beim Gardekorps wieder mein früheres Kommando.

Untätige Okkupation. Jetzt begann für uns eine Zeit der Untätigkeit, die ihresgleichen sucht und um so drückender wurde, als sie unmittelbar auf die soeben durchlebte wechselvolle Zeit folgte, und als wir, an unsere Kantonements mit seltenen Ausnahmen des Urlaubs gefesselt, wenig Mittel hatten, uns die Zeit nützlich zu vertreiben, denn wir mußten täglich auf Befehl zum Marsch oder zum Kampfe bereit sein. Da blieb oft gar nichts anderes übrig, als vormittags Billard zu spielen, nach Tisch Whist, dann Croquet, als das Frühjahrswetter dazu einlud, abends wieder Whist. Nur wenige Momente brachten Abwechslung in dieses Leben voller Müßiggang in dieser Zeit von vollen drei Monaten!

Die erste Abwechslung war die Parade, die der Kaiser auf dem Schlachtfelde von Brie und Champigny über das XII. und I. bayerische Korps und die Württembergische Division abhielt. Es war eine echte Parade der Allierten, Bayern, Württemberger und Sachsen zusammen. Ich wohnte der Parade als Zuschauer bei. Als die Württemberger unseren Kaiser ankommen sahen, als sie seine Ansprache hörten, da waren sie entzückt und viele Offiziere tief bewegt.

Noch einmal weidete ich mich am 9. März an dem Anblick der kolossalen Belagerungsartillerie in ihren Batterien von Aubervilliers bis Romainville, ehe sie desarmiert und die Kanonen nach Preußen geschickt wurden.

Mr. de Baru. Am 12. März wurde die Armee in weitere Kantonements gelegt. Das Generalkommando des Gardekorps kam nach Senlis, einem kleinen Städtchen, wo ich eine außerhalb liegende Villa mit dem Stabe des Ingenieurkorps zusammen belegte. Sie gehörte dem Herrn v. Baru, einem alten Legitimisten aus der Zeit der Restauration. Sein Sohn war für die Zeit des Krieges Adjutant bei Trochu gewesen. Die Familie hatte in der Stadt Senlis noch ein Haus, in dem sie wohnte, so daß die Villa uns zur ungestörten Benutzung blieb. Ich besuchte den Besitzer. Unter vier Augen war er sehr freundlich und gesprächig, aber auf der Straße grüßte er mich nicht, aus Furcht, vom Pöbel für einen Preußenfreund gehalten und nach unserem Abmarsche gesteinigt zu werden. Ich hatte recht interessante Konversationen mit dem Vater und dem Sohne. Letzterer tauschte mit mir in einer bei den Franzosen seltenen Objektivität die Suppositionen und Pläne bei den verschiedenen Kämpfen um Le Bourget aus, und der Vater sprach über die Politik.

Er wunderte sich, daß wir Henri V.*) nicht wieder einsetzten und so die Freunde Frankreichs würden, wie 1815. Ich sagte ihm, der Erfolg habe gezeigt, daß uns das nichts genützt, und wenn ein Experiment zum Nachteil ausschlage, tue man gut, es nicht zu wiederholen. Bei seinem Urteil über die Ursachen des gegenwärtigen Krieges zeigte er die Logik und Denkungsweise des Franzosen in unverhüllter Gestalt. Er sagte, Grammont sei doch nicht so schuldig am Kriege, wie allgemein angenommen werde, denn er habe den Kriegsminister Leboeuf gefragt, ob er bereit sei, dieser habe ihm gesagt: „Je suis archiprêt", ich bin erzbereit, also sei Grammont zum Beginn des Krieges berechtigt gewesen. Was liegt darin für eine Auffassung! Schuldig ist der nicht am Kriege, der ihn mit sicherer Aussicht auf Erfolg beginnt, natürlich Erfolg im französischen Interesse, denn jeder Krieg ist nach Ansicht der Franzosen gerecht, der den Franzosen Sieg und Vorteil bringt. Die benachbarten Nationen sind nicht Menschen wie sie, sondern eine untergeordnete Rasse von Wesen, halbe Tiere, Herden, Raja, wie die Türken die Andersgläubigen nennen, die man als Franzose zu scheren und zu schlachten berechtigt ist, wenn es nur gelingt. Ich verzichtete auf die Entgegnung, denn gegen solche Denkungsweise ist nur durch Schlachten zu antworten. Und so denken alle Franzosen, sie mögen Republikaner, Sozialisten, Bonapartisten oder Legitimisten sein, wenn sie nicht zum großen Haufen des „tout le monde" gehören, der gedankenlos nachspricht, was die Schreier vorsagen.

Mademoiselle de C. Wie Herr v. Baru bei verschlossenen Türen freundlich und liebenswürdig gegen uns war, uns aber auf der Straße nicht kannte, so machten es alle Franzosen. Wir hatten auch ein Beispiel davon an einer jungen Französin, einer Mademoiselle de C., aus einer der ersten französischen Familien. Sie flüchtete mit einer Tante und einer Großmutter aus Paris vor dem Aufstand der Kommune in Paris und kam nach Senlis, wo die Erscheinung einer Dame von achtzehn Jahren und seltener Schönheit Aufsehen erregte. Es gelang einigen Offizieren des Hauptquartiers, ihre Bekanntschaft zu machen. Sie verkehrte gern mit ihnen, natürlich nur in Begleitung ihrer Tante, und wenn es kein anderer Franzose sah. So kam sie gern nach der Villa außerhalb Senlis und spielte mit uns Croquet. Das Haus betrat sie nie, um zu keinem Gerede oder Verdacht Grund zu geben. Aber wenn

*) Gemeint ist Heinrich, Graf von Chambord, der Sohn des Herzogs von Berry und Enkel Karls X., das letzte Haupt der französischen Bourbons, der 1883 in Frohsdorf kinderlos starb. Mit ihm erloschen die französischen Bourbons.

man ihr auf der Straße von Senlis begegnete, durfte man nicht so tun, als ob man sie kenne. Dadurch ward die Bekanntschaft nur um so poetischer. Da das junge Mädchen eine für eine Französin sehr seltene und außergewöhnliche Erziehung genossen hatte und z. B. Deutsch sprach wie eine Deutsche, Englisch wie eine Engländerin, so war sie auch recht interessant. Sie schien sich übrigens für den einen der jungen Offiziere aus dem Hauptquartier besonders und vorzugsweise zu interessieren. Als ich ihr aber einmal eine Andeutung darüber machte, daß ich hoffte, sie werde auf diese Weise bald auch annektiert werden, da sagte sie, halb lachend, halb traurig: „Ah ça non, qu'est-ce qui deviendrait de ma dot, mon père ne consentirait jamais.“ Die Französinnen denken nämlich immer ans Geld, auch in der Liebe.

Reims. Mitte März machte ich einen Besuch bei meinem Bruder Carl in Reims, zugleich mit meinem Bruder Friedrich Wilhelm. Wir frühstückten erst, eingeladen von der Wirtin meines Bruders, bei Madame Pommery, Besitzerin des Champagnergeschäfts Pommery & Greno. Diese ältliche Dame war eine passionierte französische Republikanerin vom reinsten Wasser und haßte uns Preußen in der Gesamtheit mit der ganzen Hitze des gallischen Blutes. Das verhinderte sie aber nicht, gegen uns persönlich von der größten Liebenswürdigkeit zu sein. So gab sie bei dem Frühstück von sechs bis acht Gängen zu jedem Gericht einen anderen Wein, und jeder Wein war eine Delikatesse, ausgesucht aus den Weinen, die ihr als Brautgeschenk verehrt waren. Sie hatte erwachsene Kinder. Dabei politisierte sie während des ganzen Frühstücks in heller Wut gegen die Preußen. Einmal erzählte sie, wie les ulans sich roh benommen, denn sie hatte sich erschreckt, als sie die Straße entlang galoppierten. „Mais Madame“, sagte Mr. Vannier, ihr Verwalter, „ce n'étaient pas des ulans, c'étaient des hussards.“ „Ça m'est égal“, sagte sie, j'appelle tout ça des ulans“, und dabei schnalzte sie verächtlich mit dem Finger. Bei aller Leidenschaftlichkeit gegen uns duldete sie doch kein Verbrechen und hat einmal sogar den Großherzog von Mecklenburg vor einem hinterlistigen Mordanfall bewahrt. Es ist das auch ein charakteristischer Zug der Franzosen. Sie möchten uns in der Masse vertilgen und würden während dieses Geschäfts bereit sein, jeden einzelnen von uns mit Gefahr ihres Lebens zu retten.

Wir sahen die endlosen Kreidekeller und Gänge, in denen der Champagner seine zweijährige Bereitung durchmacht, ehe er genußfähig wird, wir sahen die Merkwürdigkeiten von Reims mit der weltberühmten Kathedrale und dinierten spät abends und pokulierten bis tief in die

sinkende Nacht. An dem Tage hatte plötzlich wieder Schnee und Frost das milde Frühlingswetter abgelöst. Um so empfindlicher war es mir, daß ich in Senlis in einen Zug geriet, in dem durch einen Zusammenstoß zwei Stunden vorher alle Fenster zertrümmert waren. Ich fand nur in einem Coupé III. Klasse, nach vorwärts sitzend, Platz. Der heftige Zug bei der plötzlichen Kälte strafte mich, und ich mußte nach dieser Expedition mehrere Tage an einem ernsten rheumatischen Fieber das Bett hüten.

Frühjahrsleben in Frankreich. Am 18. und 19. März begann, wie bekannt, der offene Aufstand in Paris. Der Versuch, die Geschütze vom Montmartre wieder wegzuführen und der zuständigen Nationalgarde zu übergeben, gab den Anstoß hierzu. Die rote Republik siegte, wurde Herrin der Stadt und der Forts im Süden. Nur der Mont Valérien blieb in den Händen der französischen Regierung, während wir die Forts im Norden besetzt hielten. Da standen sich also drei verschiedene Gewalten auf Kanonenschußweite gegenüber, und die französischen Kommunards suchten mit uns freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Wir aber neigten natürlich zu der geordneten und von uns anerkannten Regierung, die indes jede tätliche Hilfe unserseits ablehnte und eine wohlwollende Neutralität vorzog, bis sie durch die allmähliche Rückkehr der halben Million Kriegsgefangener aus Deutschland Truppen genug haben würde, um angriffsweise gegen die Anarchisten vorgehen zu können. So wurden wir durch die Ereignisse in Paris zwar in andauernder Spannung erhalten, aber zu keiner Tätigkeit berufen. General v. Pape, der in St. Denis residierte, beobachtete mit Aufmerksamkeit die Vorfälle in der Stadt.

Am 22. März, mittags zwölf Uhr, erschreckte ein Kanonendonner, der von Paris bis zum Meere hin in allen von unseren Truppen besetzten französischen Ländern die Luft erfüllte, die Bevölkerung. Sie lief erschreckt aus ihren Häusern. „Malheur! malheur!“, schrien sie überall. Bald verwandelte sich aber der Schrecken in stillen Ingrimm. Wir Barbaren feierten den Geburtstag unseres Monarchen überall, wo Artillerie stand, durch hundertein Salutschüsse, und da die Artillerie, wie alle Truppen, ziemlich gleichmäßig über das ganze Land in Kantonements verteilt lag, so wurde fast in jedem Ort kanoniert.

Der vorübergehende Frost hatte wieder dem französischen Frühling Platz gemacht, und alles grünte und sproßte. Von der Schönheit eines französischen Frühlings hat man in Deutschland keine Ahnung. Die Vegetation ist viel üppiger als in Deutschland, weil das Klima wärmer, aber sie hat noch nicht jene fahle, staubiggrüne Farbe wie die durch die

Hitze verbrannten Ebenen Italiens mit ihren das Auge ermüdenden blaß-grünen Oliven- und Maulbeerbäumen, sondern das Grün ist saftig und erfrischend für das Auge. Stundenlang konnte man in den herrlichsten Kastanienwaldungen galoppieren, die mit riesenhaften Buchen- und Eichenbeständen abwechselten, in jenen Wäldern von Compiègne und Chantilly, und der Fußboden war goldgelb gefärbt, denn die goldene Waldlilie bildete, dicht Blume an Blume stehend, den schönsten natürlichen Teppich, den sich die kühnste Phantasie ausdenken kann. Dabei konzertierte außer den übrigen Scharen von Singvögeln in den Zweigen der Laubwaldungen Nachtigall an Nachtigall und erinnerte uns daran, um wieviel die Natur dieses Land vor dem unsrigen bevorzugt hat, wo dieser Vogel nur in den künstlich sorgfältig gepflegten Gärten eine seiner würdige Heimat findet, die Wälder aber verachtet. Bei diesem Konzert von Nachtigallen erregte die Dummheit eines deutschen Zeitungsartikels unsere Heiterkeit im hohen Grade. Man fand, daß es in diesem Jahre am Rhein mehr Nachtigallen gebe als sonst, und wollte wissen, in Frankreich gebe es gar keine mehr, denn sie hätten sich vor dem Kriegslärm alle aus Frankreich nach Deutschland geflüchtet. Weise sein sollende Bemerkungen hatten sich daran über die Folgen des von Frankreich so leichtsinnig begonnenen Krieges angeschlossen.

Wer eine Flinte mitgebracht hatte, ging jetzt auf die Jagd; ich hatte darauf nicht gerechnet, mußte mir also dieses Vergnügen versagen. In Anbetracht der geschlossenen Friedenspräliminarien gestattete der Kommandierende in Privatforsten nur die Jagd auf Schnepfen, die nur auf dem Frühjahrszug durchkamen, in den Staatsforsten aber auch auf Fasanen, denn die Jagdaufseher kamen und baten, man möge eine Anzahl Hähne abschießen, die sehr überhand nahmen, weil während des Krieges kein Abschuß im Herbst erfolgt war.

Da fiel ein sonderbares Jagdabenteuer vor. Zwei Offiziere schossen einen Fasanenhahn aus der Luft herunter, der vor ihnen aufgestanden war. Als sie ihn im Grase aufhoben, hatten sie eine Schnepfe in der Hand. Sie sahen sich wie versteinert an und wußten nicht, ob sie an Zauberei glauben sollten. Bald kam aber Herr v. Watzdorff mit einem Hunde auf demselben Fleck an und gab die Aufklärung. Der Prinz von Württemberg hatte am Abend vorher sehr spät auf dem Schnepfenstrich eine Schnepfe geschossen, aber wegen der einbrechenden Dunkelheit nicht finden können. Herr v. Watzdorff hatte den Platz gezeichnet und kam mit einem Hunde, die Schnepfe zu suchen. Der Fasanenhahn war auf denselben Fleck gefallen und, wahrscheinlich nur geflügelt, wohl fortgelaufen, denn er war nicht mehr da.

Ein andermal hatte sich den Jägern beim Schnepfenstrich ein Wolf präsentiert. Es ist verschiedentlich auf ihn geschossen worden, aber der dünne Schnepfenschrot tat ihm nichts. Wölfe streifen aus den Ardennen zuweilen bis in die dortige Gegend, in diesem Jahre mehr als sonst, weil wir der Bevölkerung die Waffen abgenommen und die Förster, die übrigens meist gegen uns im Felde gestanden haben mögen, gar nichts gejagt hatten, solange der Krieg gedauert.

Auch anderweitiger Zeitvertreib ward gesucht, denn wenn auch nichts versäumt wurde, um durch fleißige, regelmäßige Übungen die Kriegstüchtigkeit der Truppen zu erhalten und überall da wiederherzustellen, wo sie durch den Krieg selbst gelitten hatte, so blieb noch viel Zeit übrig, weil die anstrengendste Friedenstätigkeit, die Ausbildung der Rekruten und Remonten, gänzlich ausfiel. Auch fehlte den Offizieren der heimatliche Familien- und gesellige Verkehr.

Da wurden sogar einmal in Chantilly auf dem großen Rennplatze Rennen abgehalten, an denen sich Offiziere von allen benachbarten Armeekorps beteiligten. Kronprinz und Kronprinzessin von Sachsen beehrten die Rennen mit ihrer Gegenwart und dinierten auf dem Rückwege nach Compiègne beim Prinzen von Württemberg in Senlis. Während dieses Diners konnte man sehen, wie kriegerisch sogar die Damen geworden waren. Denn als ein Telegramm die Nachricht brachte, daß im Schloß von Compiègne Feuer ausgebrochen sei und der Salon der Kronprinzessin brenne, lachte diese nur, ließ sich aber im Diner nicht stören. Sie fand es sogar für besser, nach Tisch noch etwas länger in Senlis zu verweilen, als erst beabsichtigt war, damit unterdessen mehr Zeit sei, die Feuersbrunst zu löschen. Auf die Nachricht, daß man des Feuers Herr sei, begaben sich die Herrschaften nach Compiègne zurück. Das Feuer hatte manche Merkwürdigkeit, besonders kostbare alte Gobelins, zerstört.

Bei Gelegenheit einer Aufwartung in Compiègne, einer Dinereinladung und der Geburtstagsgratulation am 23. April, konnte ich das schöne Schloß sehen, in welchem der dritte Napoleon seine so berühmten Jagdsaisons abgehalten hat. Es hat einen eigentümlichen Eindruck auf die Kronprinzessin von Sachsen gemacht, daß sie hier von den Tellern und mit dem Silber speiste, das durch das N mit der Kaiserkrone gezeichnet war. Hätte sie ihm seinerzeit nicht ihre Hand verweigert, so würde sie auch jetzt nicht in Compiègne haben residieren können.

Straßburg und Belfort. Die ersten Tage des Monats Mai nahm ich einen Urlaub nach Straßburg und Belfort, um die Belagerungsarbeiten

dieser beiden Festungen in Augenschein zu nehmen. Der Prinz von Württemberg gab diesen Urlaub, wogegen er jedes Urlaubsgesuch in die Heimat abschlug, zu dem er sich nicht befugt glaubte; nur innerhalb des Kriegsschauplatzes gab er Urlaub. Die Belagerung von Straßburg ist so genau beschrieben, daß eine Schilderung meiner Eindrücke bei Besichtigung der Spuren der Arbeiten überflüssig wäre. Hier wie vor Belfort konnte man an dem frischen Erdreich noch jeden Laufgraben und jede Batterie erkennen. Bei Belfort wunderte ich mich über den Mangel an Energie, mit dem man anfangs die Belagerung gehandhabt hatte, bis, nach vergeblichen Versuchen auf allen Seiten, erst der Oberst v. Scheliha ankam, den richtigen Angriffspunkt wählte und daselbst den Angriff mit Energie durchsetzte. Die Bahn von Straßburg nach Belfort führte, kurz ehe man an die Festung kam, auf einem mehrere hundert Fuß hohen Viadukt über ein Tal. Diesen Viadukt hatten die Franzosen gesprengt. Unsere Ingenieure hatten ihn durch einen provisorischen Viadukt aus hölzernem Gitterwerk ersetzt. Oben hatte derselbe nur eben die Breite für die Schienen. Über dieses luftige Bauwerk, neben dem nicht der geringste Schutz angebracht war, fuhr der Zug, allerdings sehr langsam, hinweg. Aus den Fenstern des Wagens sah man direkt hinab in die entsetzlich drohende Tiefe. Ich erinnere mich nicht, daß mich je an den gefährlichsten Passagen in den Alpen, auf der Gemsjagd oder bei Bergbesteigungen ein so unangenehmes Gefühl erfaßt hätte, wie, als ich da zum Fenster hinaussah. Gänzlich vom Schwindel erfaßt, taumelte ich in das Coupé zurück.

Besichtigung der Reiter. Nach meiner Rückkehr von diesem Urlaube wohnte ich der Besichtigung der neu im Reiten ausgebildeten zukünftigen Fahrer der Fußartillerie durch den Obersten v. Helden in der Woche vom 8. bis 13. Mai bei. Ich habe schon früher erwähnt, daß die Fuß-Batterien bereits seit dem Oktober angefangen hatten, von den Rekruten des Jahres 1869/70 Leute im Reiten zu unterrichten, damit sie später einen neuen Turnus Fahrkanoniere hätten und nicht in Verlegenheit kämen. Hierzu hatten sie an vielen Tagen schon während des Krieges Muße, da sie fast immer in denselben Kantonements blieben. Wenn dieser Unterricht auch bis Ende Januar durch die kriegerische Tätigkeit und durch den starken Frost vielfach unterbrochen worden war, so konnte er doch seit der Einstellung der Feindseligkeiten fleißig fortgesetzt werden, und die zwölf Fuß-Batterien hatten in Summa 273 Mann, für jede Batterie fast 23 Mann, neu im Reiten ausgebildet, das ist mehr als im Frieden, denn sie hatten ja auch mehr Pferde dazu als in

Friedenszeiten. War dieser Unterricht auch nicht ganz so gründlich als in Friedenszeiten, weil bedeckte Reitbahnen fehlten, so war er doch zur Not ausreichend.

Eine solche Besichtigung der Reiter in ihrer Elementarausbildung ist gewöhnlich recht langweilig durch die Wiederholung derselben Sachen. Aber diese friedliche Besichtigung auf französischem Boden, während sich in unserer Nähe die Franzosen untereinander zerfleischten, hatte einen ganz besonderen, eigentümlichen Reiz. Ganz im speziellen war es der Tag, an dem wir die neuen Reiter der 1. Fuß-Abteilung in St. Denis sahen, welcher in dieser Beziehung die stärksten Kontraste zur Anschauung brachte.

Der Zug, der uns von Senlis nach St. Denis führte, ging schon vor Tage ab. Wir trafen zeitig auf dem Reitplatze von St. Denis ein. Während dort die Reiter um uns herumgaloppierten, Volten ritten, mit Hieb zur Erde über die Barriere sprangen oder sonst ihre Künste auf Kommando produzierten, donnerten die Kanonen vom Mont Valérien herab und antworteten die der Aufständischen vom Stadtwall an der Porte de Neuilly. Wenn dann die Kanonade besonders heftig wurde oder das Knarren der Mitrailleusen einen entscheidenden Kampf vermuten ließ oder gar auf noch nicht einer halben Meile von uns die Batterien bei St. Ouen mit einstimmten, dann kam es oft vor, daß die Aufmerksamkeit der Mannschaft von dem Kommando und der Kritik der Vorgesetzten abgelenkt und von dem nahen Schlachtenlärm in Anspruch genommen wurde und erst durch ernste Worte wieder in die richtige Direktion gebracht werden mußte.

Nach Beendigung der equestrischen Produktion begaben wir uns alle nach dem bekannten wegen seiner Schönheit bei den Parisern beliebten Vergnügungspark Enghien, wo wir in einer Restauration Mittag aßen. Nach dem Essen war großes Konzert in einem öffentlichen Garten. Die Musikkorps des 1. und 3. Garde-Regiments spielten dort. Die Franzosen kamen dorthin aus Paris und Versailles, also fanden sich da die Kämpfenden aus beiden Heerlagern zusammen und mußten angesichts unserer Waffen Frieden miteinander halten. Es ist gerade an diesem Tage sogar vorgekommen, daß ein Omnibus, der aus Paris kommende Vergnügungsreisende von St. Denis über Gennevilliers und Argenteuil nach Enghien führte, von den Parisern selbst für Artillerie gehalten und beschossen worden war und Verlust erlitt. Nachdem wir nachmittags das Treiben im Konzert etwas angesehen und uns vornehmlich über das Originelle der ganzen Situation amüsiert hatten, fuhren wir nach dem Mont d'Orgemont bei Sannois, von wo aus wir den Artilleriekampf zwischen dem

Mont Valérien und der Stadtfront am besten beobachten konnten. Die sich neigende Sonne beleuchtete von rechts rückwärts her das Schauspiel auf die für uns vorteilhafteste Weise, weshalb es uns auch bis nach Sonnenuntergang fesselte. Als die Dunkelheit einbrach, fuhren wir nach St. Denis in die andere Komödie. Die unglücklichen Schauspieler aller Theater in Paris waren schon seit Ende September ohne Verdienst. Da kamen sie jetzt gern allabendlich aus der Stadt nach St. Denis und spielten in dem dortigen Theater, sangen und tanzten in einem bis auf den letzten Platz besetzten Hause, denn außer den preußischen Militärs drängte sich dorthin auch die Einwohnerschaft von St. Denis und Paris, soweit sie Lust verspürte, auch einmal wieder Theater spielen zu sehen. General v. Pape hatte den Hauptmann v. Prittwitz I, Chef der 2. schweren Batterie, zum Theaterintendanten ernannt, und dieser regelte die Bedingungen mit den Künstlern, die Preise usw. Nach dem Theater waren die Restaurationen überfüllt, und man mußte sich schon vor demselben einen Platz festgehalten haben, wenn man nachher noch etwas zur Nacht speisen wollte. Da unter den aus Paris kommenden Zuschauern sich selbstverständlich eine große Masse von Glücksritterinnen befand, so sah man in diesen Restaurationen sehr bunte Bilder. Von den Glücksritterinnen war eine besonders merkwürdig. Sie wohnte bei der Kapitulation in St. Denis in einem Dienstgebäude, und man behauptete, sie sei ganz befreundet mit dem in St. Denis bis dahin kommandierenden Admiral La Roncière gewesen. Sie weigerte sich, diese Wohnung zu verlassen. General v. Pape wies daher die Wohnung einem sehr entschlossenen jungen Offizier an. Beide vertrugen sich vortrefflich. Manchmal reiste die Dame, die von unseren Offizieren „die Admiralin" genannt wurde, nach Versailles zum Admiral, manchmal fuhr sie auch nach Paris. Man sagte, sie sei auch ganz vertraut mit einem der Führer des Aufstandes, dem so übel berüchtigten Delescluze. Jedenfalls hatte sie von den Absichten der Aufständischen wie der Versailler Regierung immer die genauesten Kenntnisse. Gewiß wird sie die Aufständischen an die Regierung verraten haben und umgekehrt, und nicht ohne Nutzen. Was sie von uns wußte, hat sie gewiß beiden hinterbracht. Das schadete nichts, denn wir hatten, mit beiden Parteien im Frieden, keine Geheimnisse. Dagegen erfuhren unsere Behörden alles von ihr.

Boden, Klima, Reichtum. Bei Gelegenheit dieser Besichtigung von St. Denis erhielt ich einen Begriff von der Fruchtbarkeit des französischen Bodens und dem Fleiße des französischen Landmanns. Überall, wo der Krieg in der Umgegend von Paris gehaust hatte und die Ein-



wohner wieder in ihre Ortschaften zurückgekehrt waren, sah man keine Spur mehr von den angerichteten Verwüstungen. Alle Zerstörungen waren beseitigt, alle Erdarbeiten eingeebnet, die Felder auf das sorgfältigste bestellt, und die Frühjahrswitterung hatte bereits alles in einen blühenden und grünenden Zustand versetzt. Dieser Fleiß der Menschen und diese Fruchtbarkeit von Boden und Klima erklärten mir, wie es möglich ist, daß die unterste Volksklasse auf dem Lande sich einer so verhältnismäßigen Wohlhabenheit erfreut, die mit ihren im Vergleich hiermit geringen Bedürfnissen und bescheidenen Ansprüchen an das Leben im Zusammenhange steht. In der Gegend von Senlis erhielt der Arbeiter, der gar nichts gelernt hat, als in der Erde graben, fünf Franken Tagelohn, Mittagessen und eine Flasche Wein. Dabei war er gekleidet in blauer Bluse, ebensolchen leinenen Hosen und der unvermeidlichen Zipfelmütze, einem Anzug, der sich in nichts von dem seines Arbeitgebers, des Besitzers, unterschied. Am Sonntag aber war der Arbeiter wie der Besitzer in einem sehr sauberen schwarzen Anzug mit schwarzem niederen runden Hut, nicht Zylinder, gekleidet, und dieser Anzug war viel billiger als irgendwo ein Anzug von ähnlicher Güte in Deutschland. Es gab in der Nähe von Paris, noch mehr aber im Norden von Orléans, bei Tours und im südlichen Frankreich Gegenden, wo soviel Wein produziert wurde, daß die Bevölkerung ihn nicht austrinken konnte. Diejenigen Sorten, die den weiten Transport nicht aushalten und deshalb nicht in den Handel nach dem Auslande kommen, und solcher Sorten gibt es viel und recht schmackhafte, sind daher so billig, daß man in Fuhrmannswirtshäusern an den Straßen beim Eintritt in das Schanklokal zwei Sous oder zehn Cents Entree zahlt, etwa acht deutsche Pfennige, und dafür so viel trinken kann, als man will, solange man im Lokal ist. Durch solchen Überschuß des Ertrags der Arbeit über die Lebensbedürfnisse wird der solide Arbeiter in den Stand gesetzt, viel zu sparen. Er kauft sich für seine Ersparnisse Rente und spart so lange, bis er von den Zinsen das bisherige Leben, ohne zu arbeiten, fortsetzen kann. Dann, d. i. wenn er vierzig, fünfundvierzig, nach Umständen fünfzig Jahre alt ist, arbeitet er gar nicht mehr, sitzt die ganze Woche, seine kurze Pfeife rauchend, in seinem blauen Kittel und mit Holzpantoffeln und Zipfelmütze vor der Tür und geht Sonntags in seinem schwarzen Anzug in die Kirche und in die Kneipe.

Daher kommt das Sprichwort: „Es geht ihm gut wie Gott in Frankreich", denn wenn es dort den Menschen schon so gut geht, wie wohl muß sich da der liebe Gott fühlen, denkt der Deutsche.

Daß in der nach Millionen von Einwohnern zählenden Hauptstadt

eines solchen Landes, wo sich, wie in allen Hauptstädten, das Laster und die Verbrechen zusammendrängen und durch Beispiel wuchern; bei so leicht erworbenem Wohlleben auch die Trunksucht unter den sonst mäßigen Franzosen eine große Ausdehnung gewinnt, ist erklärlich, und daß der diesem Laster ergebene Pöbel stets zu Exzessen bereit ist und die natürliche Armee aller Revolutionsmacher bildet, ist die unausbleibliche Folge.

Ein große Masse Deutscher wird durch die leichte Lebensweise der Franzosen verlockt, ihr Glück in Paris zu versuchen. Politisch Verdächtige oder Verfolgte bildeten bis zum Jahre 1870 den Kern dieser Auswanderer. Aber der Franzose läßt den Deutschen selten aufkommen. Sehr wenige finden das Glück, das sie suchen. Die meisten müssen in der niedrigsten Arbeit ihren Erwerb finden. Das ging so weit, daß in Paris bis zum Jahre 1870 mehr als 30 000 Deutsche die Straßen reinigten. Aber kein Franzose gab sich zu dieser Arbeit her. Sie dünkte ihm unter seiner Würde. Was Wunder, daß der Franzose die deutsche Nation auch verachtete und sie nur wie seine Gassenkehrernation ansah.

Am 14. Mai traf der Befehl ein, daß am 23. der Transport des Gardekorps nach der Heimat beginnen solle. Generalstabsoffiziere wurden nach Zwischenstationen gesendet. Die Freude war groß, denn wir hatten keinen Genuß von dem Faullenzerleben, indem man doch, fern von der Heimat, die eigene Behaglichkeit und Ruhe vermißte, und jeder wollte die Seinen wiedersehen.

Aber schon in der darauffolgenden Nacht löste sich die schöne Aussicht in Nebel auf. Es traf Befehl ein, die Maas-Armee solle sich näher an Paris konzentrieren. Wir marschierten am 17. Mai nach Montmorency, wo das Generalkommando des Gardekorps sein Hauptquartier aufschlug. Dieser Ort liegt auf einem hohen Bergvorsprunge, der eine weite Aussicht auf das zu den Füßen der Höhe sich hinziehende Paris gestattet. Da brauchte ich nur einen kurzen Spaziergang aus meinem noch einwohnerlosen, aber auch aller Möbel beraubten Hause an dem großen historischen Kastanienbaum Rousseaus zu machen, um von dem freien Platz auf der vordersten Bergnase aus dem Kampfe zuzusehen, welcher noch immer zwischen der Armee der Regierung von Versailles und den Aufständischen in der Stadt geführt wurde. Noch bestand dieser Kampf lediglich in Geschützfeuer. Die Regierungstruppen hatten vom Mont Valérien bis nach der Montretout-Schanze zahlreiche Batterien erbaut, mit denen sie die westliche Stadtfront bearbeiteten. Von den Höhen von Meudon usw. schossen sie aus meinen Batterien gegen Issy, Vanves und Montrouge, und die Aufständischen antworteten aus diesen Forts und vom Stadtwalle her. Aber die Versailler Regierung glaubte jetzt durch die Orga-

nisation der aus Deutschland zurückgekehrten Gefangenen Truppen genug zu haben, um bald zum Nahangriff auf die Stadt schreiten zu können. Sie hatte sich daher mit unserer Regierung dahin verständigt, daß den Abend vor dem Angriff auf den Stadtwall unserseits die Stadt hermetisch abgeschlossen, niemand hinein- und herausgelassen werden solle, damit die Führer der Aufständischen nicht entwischen könnten. Bis zu diesem, uns telegraphisch zu gebenden Winke standen wir also von jetzt ab in den Massen konzentriert bereit, um der hermetischen Abschließung, wenn es nötig werden sollte, auch mit der Gewalt der Waffen Nachdruck geben zu können.

Im Laufe der nächsten Tage hatten wir täglich das Schauspiel des Artilleriekampfes, in welchem sich die Versailler Regierung langsam, aber mit Überlegenheit dem Stadtwalle von Paris näherte, und unterdessen erreichte uns die Nachricht, daß der Friede, welcher am 10. Mai zu Frankfurt die geschlossenen Präliminarien bestätigt hatte, am 19. Mai auch von der Nationalversammlung bestätigt worden sei. Am 21. Mai sahen wir eine unter dem Schutze der vom Mont Valérien bis zur Montretout-Schanze aufgestellten kolossalen Artilleriemasse im Bois de Boulogne vorgeschobene Bresch-Batterie die Stadtmauer in Trümmer schießen und erhielten die telegraphische Nachricht, daß die Aufständischen sich von der südlichen und westlichen Stadtumfassung zurückzuziehen begännen.

Noch am selben Abend traf das telegraphische Ersuchen der Versailler Regierung ein, die Stadt Paris auch von unserer Seite hermetisch abzuschließen. Es war gerade während des Theaters in St. Denis. Wer dazu aus Paris herausgekommen war, konnte nicht wieder hinein. Einen sehr merkwürdigen Anblick boten den anderen Morgen die Straßen von St. Denis dar. An allen Straßenecken hockten einige jener Glücksritterinnen von Paris zusammen, die kein Nachtquartier gefunden und die Nacht im Freien zugebracht hatten, in ihrer nur für eine dürftige Abendbeleuchtung berechneten Toilette, dekolletiert, difformiert und schlecht bemalt, mehr Unglücksritterinnen oder Ritterinnen von der traurigen Gestalt zu nennen.

Am Abend, gegen Sonnenuntergang, waren die Truppen der Regierung von Versailles durch die geschossene Bresche in die Stadtmauer eingedrungen und hatten den Trocadero erreicht. Die Regierung hat die Truppen auf das wärmste für die Erstürmung des Stadtwalles belobt. Diese Heldentat ist folgendermaßen verlaufen: Als die Aufständischen den westlichen Stadtwall verlassen hatten und dieser an einzelnen Stellen in Trümmer gefallen war, ist ein ruhebedürftiger Einwohner von Paris auf dem Wall erschienen und hat den Truppen gewinkt. Diese sind dann

durch die geschossene Öffnung hineingegangen, erst vorsichtig, dann in größerer Anzahl. Blut floß hierbei nicht.

Vom 22. Mai ab begann jetzt ein entsetzlicher Kampf in Paris. Die Aufständischen suchten sich dadurch zu wehren, daß sie eine Scheidewand von Feuer zwischen sich und den Regierungstruppen zogen, indem sie ganze Stadtviertel in Brand steckten. Aber sie entbehrten dabei eines Planes und einer geregelten Führung, denn ihre Anführer suchten zu fliehen. Dombrowski, der Pole, den die Aufständischen zum Oberkommandierenden erwählt hatten, und sein Generalstabschef suchten vergeblich in St. Denis beim General v. Pape freies Geleit zu erhalten. Henri Rochefort ward auf der Flucht in Meaux verhaftet und, von preußischen Garde-Husaren eskortiert, nach Versailles ins Gefängnis gebracht. Ohne Führer, wehrten sich die Aufständischen planlos. Einmal des Todes gewiß, der sie ihrer zahlreichen Morde und Brandstiftungen wegen erwartete, brannten und mordeten sie weiter. Eine große Anzahl Geistlicher, der Erzbischof von Paris an der Spitze, die sie als Geiseln gefangen gehalten hatten, wurde von ihnen umgebracht, mit Hilfe von Petroleum alle öffentlichen und zahlreiche Privatgebäude in Flammen gesetzt. Am Tage lagerte sich eine dichte Rauchmasse über der unglücklichen Stadt und verbarg uns, was darin vorging. Bei Nacht aber beleuchtete der Feuerschein weithin die ganze Gegend. Eines Abends um elf Uhr traten wir, ehe wir uns zur Ruhe begaben, auf den Bergvorsprung in Montmorency, angelockt durch die hellen Flammen, die zum Himmel emporloderten. Das Schauspiel, das sich uns darbot, war von einer grauenerregenden Mächtigkeit. Der Feuerschein war so hell, daß wir bei demselben die feinsten Bleinotizen in unseren Brieftaschen lesen konnten, und wir standen in einer Luftentfernung von zwei deutschen Meilen von dem Brandherde, den die Tuilerien und das Hotel de Ville bildeten. Eine große Menge Landvolk hatte sich auf derselben Stelle versammelt und staunte hinab nach der brennenden Stadt. Ein Redner in blauer Bluse bestieg eine improvisierte Tribüne und setzte den Zuhörern die Bedeutung dessen auseinander, was sie da sahen. Ich hörte, wie er mit Pathos und einer Stentorstimme rief: „Was Sie da sehen, meine Herren und Damen, ist die Lösung der sozialen Frage. Es hat viele Männer gegeben, die diese Lösung versucht haben, zuerst Sokrates. Er bestimmte, es solle zur Lösung dieser Frage immer ein Reicher eine Arme, und ein Armer eine Reiche heiraten. Aber mein lieber guter dummer Sokrates, was hast Du gemacht? Ich frage noch kühner: Schwachkopf von einem Sokrates, was ist Dir gelungen? Nichts! Du hast Gift trinken und jämmerlich sterben müssen!“ Ein ungeheurer Applaus und schallendes

Gelächter antwortete diesem unsinnigen Wortschwall. So amüsiert sich der Franzose über Dinge, wegen deren er sich in Sack und Asche zu kleiden mehr Ursache hätte. Mir kamen diese Menschen, die einzeln so vortreffliche Eigenschaften haben, in der Masse immer vor, entweder wie die Bewohner eines Tollhauses oder wie gute oder lärmende und unerzogene Kinder.

Der Straßenkampf dauerte vom 22. Mai früh bis zum 27. Mai abends. Solange es hell war, ging jeder von uns, wenn er nur irgend Zeit hatte, bis vorn an die Demarkationslinie und sah dem Gefecht zu. Die Aufständischen schlugen sich schlecht und waren schlecht bewaffnet. Aber auch die Truppen der Regierung waren sehr vorsichtig. Die schnell wieder in Kompagnien, Bataillone und Regimenter zusammengestellten Gefangenen entbehrten noch des inneren Zusammenhalts, des Vertrauens zu ihren Führern, und man konnte also von ihnen nicht erwarten, daß sie sich ebensogut schlagen würden wie bei Colombey, Mars la Tour und St. Privat. Die Regierung hat großes Wesen von der Erstürmung des Montmartre gemacht. Das war ebensowenig eine Heldentat wie das Eindringen in die Stadtenceinte. Die Geschütze der Aufständischen auf dem Montmartre hatten geschwiegen, die der Regierung dagegen noch eine Weile gedonnert. Dann hatte eine Patrouille gemeldet, der Montmartre sei verlassen, und es erhielten zwei Bataillone den Befehl, ihn zu besetzen. Sie marschierten hinauf, und als sie auf der halben Höhe waren, verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, der Montmartre sei unterminiert, und sofort stürzten sie in wilder Flucht herab. Einige Offiziere blieben aber oben, winkten und riefen: „Il n'y a pas de danger“, und da gingen die Bataillone wieder hinauf und besetzten den Berg. Das nannte man den Sturm auf den Montmartre. Indessen war es unseren Truppen doch vergönnt, einmal einen recht eleganten Coup mit anzusehen. Die Aufständischen hatten nämlich in der Nähe der Porte Aubervilliers auf dem Festungswalle zwei Feldgeschütze aufgestellt, welche den Wall entlang feuerten, und die Truppen, die aus der Richtung von Clichy, von Westen, auf dem Walle selbst vordrangen, an weiteren Fortschritten verhindert. Da wir außerhalb des Walles auf wenige Hunderte von Schritten als neutrale Macht standen, so hatten die Aufständischen gar keine Aufmerksamkeit in der Richtung nach uns hin. Ein Offizier der Truppen benutzte diese Unaufmerksamkeit, kroch mit einer Handvoll Leute durch eine Scharte auf die äußere nach uns zugekehrte Böschung des Walles und dort, von uns genau gesehen, aber vom Feinde unbemerkt, bis hinter die Geschütze, die er, plötzlich über den Wall springend, von hinten angriff und nahm. Beim Anblick dieses Streichs sprangen

unsere Besatzungen der Demarkationslinie auf die an der Grenze aufgestellte Barrikade und brachten den Franzosen ein Hurra. Der französische Offizier trat auf den Wall und salutierte dankend.

So standen wir auf dem besten Fuß der Artigkeit mit den Truppen und ihren Führern, welche vor wenigen Monaten unsere erbitterten Feinde gewesen waren. Gönnten wir ihnen doch auch von ganzem Herzen den Sieg gegen die Feinde aller Ordnung. Sobald die Truppen bis an die Porte de St. Denis vorgedrungen waren, standen sie auch in einem steten Verkehr mit unserem Divisionskommando in St. Denis durch Ordonnanzen und Adjutanten. Vielen unserer Offiziere war es fast unerträglich geworden, täglich Zeugen eines Kampfes sein zu müssen, ohne daran teilnehmen zu dürfen. Wenn sie eine Blöße der Aufständischen sahen, gelüstete es sie, dieselbe zu benutzen und anzugreifen. Fehler der Truppen ärgerten sie, und es drängte sie, hinzueilen und ihren Rat zu geben, denn sie hatten doch mehr Erfahrung als die aus der Gefangenschaft eben zurückgekehrten Franzosen. Da ritten eines Tages zwei Offiziere, ein Hauptmann und ein Rittmeister, die sich beide besonders im Kriege hervorgetan hatten, unverfroren über die Demarkationslinie hinaus und durch die Porte St. Denis geradenwegs auf den Montmartre. Die französischen Wachen, an den Verkehr der Adjutanten gewöhnt, ließen sie nicht nur passieren, sondern präsentierten sogar das Gewehr. Aber der auf dem Mantmartre kommandierende französische General fragte sie nach ihrer Legitimation, mit der sie die Demarkationslinie überschritten hatten, und da sie eine solche nicht vorzeigen konnten, erklärte er ihnen sehr höflich, er müsse sie eigentlich arretieren, aber wenn sie ihm ihre Namen nennen wollten, so werde er sich begnügen, Klage zu führen und sie zu ersuchen, baldigst wieder dorthin zu reiten, wo sie hergekommen. Die Klage ward beim Kronprinzen von Sachsen geführt, der sehr ungehalten war und die Angelegenheit dem Prinzen von Württemberg zur Erledigung anheimstellte. Dieser war sehr aufgebracht über solche Eigenmächtigkeit und stellte dem General v. Pape anheim, das Weitere gebührend zu veranlassen. Pape ließ sie kommen und sagte ihnen, ihr Betragen sei im höchsten Grade unüberlegt. Wenn sie dahin hätten reiten wollen, dann hätten sie zu ihm kommen können und mit ihm reiten, denn bisher sei er täglich bei den Franzosen im Kampfe gewesen, aber er habe vorher die Genehmigung des betreffenden französischen Generals erbeten. Jetzt sei ihm dieser Spaß verdorben, denn nachdem solches zum Gegenstand der Klage geworden, könne er selbst sich dies Vergnügen nicht mehr erlauben. Das schmerzte ihn tief. Damit waren die beiden Herren entlassen, aber gewiß weit betrübter, als wenn ihnen eine Arreststrafe zuerkannt worden wäre.

Als die französischen Truppen weiter gegen Osten vordrangen, kamen sie bis an den Canal de l'Ourcq. Dieser führt, von Fußpfaden zu beiden Seiten begleitet, in der Nähe der Barriere von Pantin sein Trinkwasser unter dem Stadtwalle hindurch nach Paris hinein. An diesem Tage bildete der Kanal innerhalb der Stadt die Grenze zwischen den Streitenden. Alle Versuche der Regierungstruppen, den Kanal auf den Brücken zu überschreiten, waren bei dem mörderischen Feuer der Aufständischen gescheitert, das diese aus den gegenüberliegenden Häusern unterhielten. Aber auch die Aufständischen hatten den Kanal verlassen. Auf der der Barriere zunächst gelegenen Brücke über den Kanal hatten sie indessen eine rote Fahne aufgepflanzt. Diese Fahne ärgerte den Offizier vom Garde-Füsilier-Regiment, der sie von der Barrikade bei Pantin aus sah, wo er die Wache an der Demarkationslinie hatte. Er ging daher ganz allein auf dem Fußweg am Kanal unter dem Stadtwalle hindurch bis auf die Brücke, nahm trotz des heftigsten Feuers der Aufständischen die Fahne fort, schwenkte sie gegen diese zum Zeichen des Triumphes dreimal, salutierte damit den Regierungstruppen und kehrte unverletzt mit der Fahne zu seiner Barrikade zurück. Arrest wird er wohl dafür erhalten haben, denn das Verbot, die Demarkationslinie zu überschreiten, war eben in Erinnerung gebracht, aber die rote Fahne behielt er zum Andenken.

Nachdem die Versailler Truppen in Paris weit genug nach Osten vorgedrungen waren, erbaten und erhielten sie die Erlaubnis, durch unsere Linien hindurch zu marschieren, um auch vom Plateau von Romainville und vom Fort von Vincennes her die Aufständischen anzugreifen. Jetzt waren diese von allen Seiten eingeschlossen, und im Laufe des 27. Mai wurden sie allseitig bewältigt, nachdem am Abend auch die Butte Chaumont genommen war. Ein großer Teil der Stadt, besonders die größten und schönsten Gebäude, war ein rauchender Trümmerhaufen. Im Laufe des 28. trafen aus allen Teilen Frankreichs, selbst aus London, Löschmannschaften mit Spritzen ein, um die Brände zu löschen.

Jetzt wurde unser Rücktransport ins Werk gesetzt. Am 4. Juni, früh vier Uhr, setzte sich von der Barriere von Pantin aus der Militär-Transportzug in Bewegung, der das Hauptquartier des Gardekorps nach Berlin schaffen sollte. Der Transport dauerte vier Tage und drei Nächte in einem Zuge. Mit Erlaubnis des kommandierenden Generals, der es ebenfalls tat, verließ ich diesen langsamen Zug auf heimatlichem Boden in Bingerbrück, um einen Kurierzug zu besteigen, überschlug einen Zug in Homburg, wo ich den dort zur Rekonvaleszenz weilenden Hauptmann v. Elern besuchte, der die Chassepotkugel als

Berlocke an der Uhr trug, welche durch seine Lunge gedrungen war, verlebte einen Tag in Frankfurt a. M. mit meiner Schwester Erbach, meinem Schwager und meinem Bruder und traf zugleich mit dem Transportzuge des Hauptquartiers in Berlin ein.

Mein erstes Wiedersehen mit einem Bekannten in Berlin war wegen der Persönlichkeit und der Art der Begrüßung sehr komisch und originell. Als ich nämlich am 8. Juni früh meine Wohnung verließ, um meine Meldung bei Seiner Majestät dem Kaiser zu machen, traf ich wenige Schritte von der Wohnung mit dem berühmten Professor Leopold v. Ranke zusammen. Ich begrüßte ihn, und er freute sich unendlich, mich wiederzusehen. Er habe, meinte er, mich solange nicht gesehen, ich sei wohl verreist gewesen. „Gewiß", sagte ich, „über zehn Monate." — „So?", meinte er, „haben gewiß viel Interessantes gesehen? Müssen mir einmal erzählen!" Ich glaube, dieser gute Herr lebt als Historiker so sehr lediglich der Vergangenheit und gar nicht in der Gegenwart, daß er vom ganzen Kriege nichts gemerkt hat. Mein etwaiger Stolz auf die siegreiche Durchführung des Artillerieangriffs auf Paris ist dadurch wesentlich herabgestimmt worden.

Am 16. Juni fand der feierliche Einzug des Gardekorps in Berlin statt. Dieser große Festtag ist wohl noch in der Erinnerung eines jeden, der ihn erlebt hat. Wohl eine Million Fremde kamen dazu aus allen Teilen Deutschlands herbei. Vom ersten Hause von Berlin an vor dem Halleschen Tor, die ganze Königgrätzerstraße und die Linden entlang bildeten eroberte Geschütze, Rad an Rad, mit den Mündungen nach der Mitte stehend, zu beiden Seiten des für die Truppen reservierten Weges Spalier, es waren also mehrere Tausend. Ich kam auf den Gedanken, Tags zuvor mir die Straße anzusehen, und entdeckte, daß am Denkmal Friedrichs des Großen diese Geschütze so eng standen, daß die Artillerie der einziehenden Truppen dort nicht hätte hindurch marschieren können, um auf dem Opernplatze zu defilieren, und ich machte der Kommandantur Mitteilung, die Abänderung versprach. Die Pracht, mit der die Stadt geschmückt war, die Triumphbogen, die provisorisch aufgeführten Kunstwerke, Malereien usw. waren über jede Beschreibung schön. Um zehn Uhr erschien der Kaiser auf dem Tempelhofer Felde und begrüßte die in Parade aufgestellten Truppen. Dann setzte er sich an ihre Spitze und zog die Triumphstraße entlang ein. Der Tag war entsetzlich heiß. Es erwuchs den Truppen, besonders der Infanterie, eine ganz außergewöhnliche Anstrengung daraus, daß sie in solcher Glut mit zugemachtem Kragen den langen Weg auf dem heißen Steinpflaster in strammer Haltung zurücklegen mußten, denn der ganze Einzug dauerte sechs Stunden. Es war

vier Uhr vorbei, als die letzten Truppen auf dem Platze vor dem Opernhause vorbeimarschiert waren, und die meisten von ihnen mußten zu der Paradeaufstellung auf dem Tempelhofer Felde, die um zehn Uhr angesetzt war, aus meilenweiten Kantonements herbeimarschieren und nachher wieder in solche zurückkehren. Die größte Anstrengung fand schließlich kurz vor dem Vorbeimarsche statt. Die Öffnungen, welche die Kommandantur zu beiden Seiten des Denkmals Friedrichs des Großen in den Dekorationen hatte machen lassen, erwiesen sich schmäler, als daß die Infanterie in derselben Front hätte hindurch marschieren können, in der sie eingezogen war (Zugbreite). Da stockte der Marsch an diesem Denkmale, und die Kolonnen rückten in Massen dicht auf, hierdurch die Luft noch mehr verdickend und erhitzend. Die Infanterie mußte abbrechen, auf der anderen Seite im Laufschritt aufmarschieren und im Laufschritt nacheilen, um die verlorenen Distanzen wiederzugewinnen. So erhitzten sich die Leute immer mehr. Noch einmal nahmen sie alle Kräfte zusammen, um gut beim Kaiser vorbeizumarschieren. Aber sobald sie vorbei waren, ließen die Kräfte nach, und schon an der Schloßbrücke fielen manche vor Hitze um. Nicht geringer war die Anstrengung derjenigen höheren Führer, welche in der ganzen Zeit stramm zu Pferde neben oder hinter dem Kaiser halten mußten. Nur der Kaiser selbst, der Älteste von allen, fühlte weder Hitze noch Ermüdung. Er schenkte dem durch die erwähnten unglücklichen Einrichtungen teilweise verunglückenden Vorbeimarsche dauernd die gespannteste Aufmerksamkeit, aber auch volle Nachsicht mit Rücksicht auf das Festliche des Tages, und als der Vorbeimarsch beendet war, ritt er nach dem Lustgarten, wo das Denkmal seines Vaters enthüllt wurde. Dem Denkmal gegenüber war ein Zeltpavillon für die Kaiserliche und Königliche Familie errichtet, die anderen drei Seiten des Platzes waren durch Deputationen der sämtlichen Truppen eingenommen. Vor dem Denkmal standen alle Fahnen, die preußischen sowohl als auch die eroberten französischen. Als das Zeichen zum Fallen der Hülle gegeben ward, salutierten die Truppen die Musiken intonierten die Nationalhymne, die Hülle fiel, und die Fahnen senkten sich vor der Reiterstatue Friedrich Wilhelms III. Dann wurden die Fahnen wieder gehoben, aber nur die preußischen, die französischen blieben liegen zu den Füßen des verewigten Monarchen, eine Huldigung, eine Sühne, die der Sohn dem Vater darbrachte für die vielen Unbilden, die dieser dereinst von demselben Feinde erlitten. Es war ein erhebender Augenblick! Danach ritt der Kaiser noch zu den Deputationen und verweilte längere Zeit bei ihnen. Es war, als wünsche er, daß dieser Tag kein Ende nehmen möge.

Nachtrag.

8. Die Reise nach Rußland.

Urlaub. Als ich vollständig in den Zustand der Ruhe zurückgekehrt war, fühlte ich erst, wie sehr die aufgeregte Zeit meine Nerven erschüttert hatte. Ich konnte keinen Lärm hören, ohne zu erschrecken. Ich konnte keine Soldaten marschieren sehen, ohne mit Bewegung an ihre Bravour zu denken. Wenn aber erst die „Wacht am Rhein" gespielt wurde, traten jene Sänger bei der Moranville Ferme wieder vor meine Augen, die mir das Lied in der ersten Biwaksnacht auf französischem Boden so hübsch vorgesungen und so bald darauf den Heldentod gefunden hatten, und es kostete mich die äußerste Überwindung, um der Gefühle Herr zu bleiben, die mich zu überwältigen drohten. Zugleich erfaßte mich eine schreckliche Langeweile und Gleichgültigkeit bei allem, was auf den militärischen Dienst im Frieden Bezug hatte. Ich fühlte die dringende Notwendigkeit, demselben längere Zeit fern zu bleiben, wenn ich ihm noch später einiges Interesse zuwenden wollte. Daher erbat ich einen längeren Urlaub, besuchte erst meine Eltern und ging dann nach Tölz*) und nach Reichenhall. Überall sah und hörte ich nichts von Soldaten, und als ich im September auf meinen Posten zurückkehrte, waren meine Nerven wieder stark und mein Interesse für den Friedensdienst wieder erneut.

*) Anmerkung des Verfassers aus dem Jahre 1891:
In der Nähe von Tölz wurde im Jahre 1871 das Oberammergauer Passionsspiel fortgesetzt, welches der Krieg 1870 unterbrochen hatte, weil der Christusspieler als Kanonier zur Truppe einberufen worden war. Viele strömten hin, das Spiel zu sehen. Ich nicht. Mir widerstrebte es, das, was mir am heiligsten ist, auf einem Theater dargestellt zu sehen. Aber durch die vielen Photographien wurden mir die Gesichtszüge der Darsteller bekannt. Ein Jahr später übernachtete ich in Innsbruck. Abends sah ich im Speisesaale des Hotels den Herrn Joseph Mayer, den Christusdarsteller von Oberammergau, im tadellosen englischen Reiseanzug mit zwei Damen soupieren, einer in mittleren Jahren und einem Backfisch. Ich erfuhr vom Kellner, die Damen seien eine englische Lady mit ihrer Tochter. Erstere habe sich so für den Christus begeistert, daß sie ihn bewogen habe, ihr steter Begleiter zu sein. Den andern Morgen, als ich über den Platz nach dem gegenüberliegenden Bahnhofe ging, sah ich den Herrn Mayer eine Havanna rauchend zum Fenster hinausliegen. Wilhelmine v. Hillern hat in einem sensationellen Roman „Am Kreuz" diesen Studentenstreich des falschen Christus idealisiert.

Schießübung. Ich hatte im September noch eine Schießübung zu leiten, denn die im Herbst 1870 bei der Ersatz-Abteilung eingestellten Rekruten hatten noch keinen Kanonenschuß abgefeuert. Diese Schießübung war etwas abgekürzt, aber trotzdem anstrengend für die Truppe. Es war die letzte Übung, die ich leitete, denn während derselben ward ich zum Inspekteur der 2. Artillerie-Inspektion ernannt.

Diese Schießübung hatte mir eine besondere Befriedigung gewährt, denn ich hatte derart Fühlung mit meinen Untergebenen, ich ward so von ihnen unterstützt und verstanden, daß alles ohne die geringste Störung wie spielend ablief und ich selten in die Lage kam, erinnernd einzugreifen. Von Tadel oder Strafe ist in der ganzen Zeit nicht die Rede gewesen. So geht es im militärischen Leben. Wenn man sich am besten in seine Stellung hineingelebt hat, wenn die Truppen am vortrefflichsten auf unsere Intentionen eingehen, wenn wir uns ganz mit ihnen eins wissen, dann werden wir von ihnen getrennt und müssen in eine andere Stellung rücken.

Nach der Schießübung schrieb ich, aufgefordert durch die militärische Gesellschaft, einen Vortrag in derselben zu halten, den Extrakt meiner Erfahrungen im Belagerungskriege nieder. Ich kam am 15. März 1872 an die Reihe mit meinem Vortrage, dem ich den Titel gab: „Ideen über Belagerungen".

Im Oktober hatte ich einen großen Schmerz. Mein guter Begleiter im Feldzug, der russische Oberst Doppelmair, der während des Krieges vom Leutnant zum Obersten und Flügeladjutanten des russischen Kaisers avanciert war, stürzte beim Spazierenreiten mit dem durchgehenden Pferde im Tiergarten und zerschmetterte sich den Schädel.*) Ich erwartete ihn gerade zum Mittagessen, wozu ich ihn und den auf Besuch anwesenden Oberstleutnant Heydenreich eingeladen hatte, und erhielt statt dessen die Nachricht von dem Unglück. Er verschied denselben Abend.

Einladung nach Rußland. Während ich im Herbst mit den Arbeiten der Inspektion beschäftigt war, erhielt ich im November eine Einladung des Kaisers von Rußland zum Feste des Georgen-Ordens nach Petersburg. Es schien mir fast unmöglich, dieser Einladung Folge zu leisten, denn ich hatte gerade in dieser Zeit die Qualifikationsberichte zu bearbeiten mit dem unendlichen Material, welches die Taten der Offiziere während des großen Feldzuges hierzu darboten. Aber unser Kaiser äußerte sich bei Gelegenheit eines Diners, es liege ihm viel daran, daß

*) Er stürzte über einen von ruchloser Hand über den Weg gezogenen Eisendraht.

alle, die zu diesem Fest vom Kaiser Alexander eingeladen seien, der Einladung Folge leisteten, weil die Einladung ein politischer Akt sei, unsere Freundschaft mit Rußland zu befestigen. Kaiser Alexander, der in uns seine ältesten und natürlichen Bundesgenossen sah und so begeistert war von den Leistungen der preußischen Armee, daß er stolz darauf schien, deren Uniform zu tragen, wollte das nächste Georgsfest zu einer Art Verbrüderungsfest der beiden Armeen machen. Bei der politischen Wichtigkeit dieser Einladung mußten selbstverständlich alle anderen Rücksichten in den Hintergrund zurücktreten, und es nahmen alle Geladenen die Einladung an.

Es waren: der Prinz Friedrich Karl, der Feldmarschall Graf Moltke, der Prinz August von Württemberg, der General Constantin v. Alvensleben,*) General v. Werder,**) Generalleutnant v. Budritzki, ich und der Oberst Graf zu Lynar, Kommandeur der Gardes du Corps, der im Feldzuge die Kaiser von Rußland-Kürassiere kommandiert hatte, außerdem der junge Herzog Paul von Mecklenburg-Schwerin. Im Gefolge der Königlichen Prinzen befanden sich noch einige Herren, wie Major v. Arnim und Rittmeister v. Krosigk beim Prinzen Friedrich Karl und Hauptmann v. Lindequist beim Prinzen von Württemberg.

Die Einladung des russischen Kaisers ward uns auf Befehl des unsrigen durch das Militär-Kabinett übersandt und dabei anheimgestellt, uns über den Tag der Reise bei dem Prinzen Friedrich Karl zu erkundigen.

Abreise nach Petersburg. Am Abend des 3. Dezember setzte sich die ganze Reisegesellschaft in dem nach Petersburg abgehenden Kurierzug in Bewegung. Die Eisenbahnverwaltung hatte jedem der Königlichen Prinzen einen Salonwagen zur Disposition gestellt. Der Prinz von Württemberg lud mich ein, in dem seinigen mit Platz zu nehmen. Den Prinzen Friedrich Karl bekam ich bis Eydtkuhnen nicht zu sehen. Der Winter war früh eingetreten, die Kälte recht empfindlich, und da uns mitgeteilt war, daß in Petersburg die Kälte noch strenger sei, so nahm jeder mit, was er an Pelzen nur besaß und in der Eile gekauft hatte. Unterwegs litten wir aber nicht, denn der Salonwagen war geheizt.

Der Prinz von Württemberg hatte zu seiner Begleitung noch Lindau mitgenommen, und als wir nach der Nachtfahrt in Königsberg gefrühstückt hatten, verkürzte das aus dem Feldzuge gewohnte Whistspiel uns

*) Im Kriege 1870 kommandierender General des III. (Brandenburgischen) Armeekorps.

**) Der Sieger von der Lisaine.



die Zeit, dann und wann wechselnd mit der lustigen und heiteren Konversation, zu der Lindequist, Lynar und Lindau Stoff genug lieferten. So kamen wir gegen Einbruch der Dunkelheit am 4. Dezember in Eydtkuhnen—Wirballen an, wo uns russische Offiziere empfingen: General v. Albedynsky, Oberst Sedler, Oberst Baron v. Korff, General v. Minkwitz. Die ersteren beiden waren bestimmt, uns in Petersburg zu führen, General v. Albedynsky im speziellen dem Prinzen Friedrich Karl beigegeben.

Im russischen Extrazuge. Wir bestiegen den Extrazug, den uns der Kaiser von Rußland entgegengesendet hatte. Ich machte hierbei den Versuch, mich in Gemeinschaft meines Dieners um mein Gepäck zu bekümmern. Aber ich irrte vergeblich in der Dunkelheit mit meinem Gepäckschein in der Hand umher. Eine Menge Russen, die kein Wort Deutsch oder Französisch verstanden, waren über eine Menge Kisten und Koffer hergefallen. Die russischen Offiziere, denen ich meine Not klagte, sagten „Venez toujours“, und führten mich in den Extrazug, und mein Diener ward ebendahin von Leuten „verladen“, die sich nur durch Zeichen mit ihm verständigen konnten.

Als ich die Einrichtung des Extrazuges sah, wurden meine Besorgnisse, wie ich später zu meinem Gepäck kommen könne, bedeutend vermindert.

Die Mitte des Extrazuges wird durch drei Salonwagen gebildet. Zwei davon sind als Gesellschafts-, Rauch- und Spielsäle eingerichtet, einer ist Dinersaal. An diese drei Wagen schließen sich die Schlafwagen, welche an der Seite einen Kommunikationsgang haben, von dem in die einzelnen Schlafzimmer Türen hineinführen. In jedem Schlafzimmer standen zwei sehr bequeme Schlafstellen, Chaiselongues, quer zur Zugrichtung. Das Fußende der Chaiselongue konnte aufgeklappt werden, und da fand man Raum, einen Wandschrank zu drehen, der eine mit allen Bequemlichkeiten versehene Waschtoilette produzierte. Unter dem Kopfende der Chaiselongue war Raum für das Gepäck.

An die Schlafwagen schlossen sich die der Diener und daran die Gepäckwagen. Sämtliche Wagen waren durch Brücken miteinander verbunden und diese Brücken durch eine elastische Umgebung (dichte Leinwand auf Drahtreifen) vor äußerer Luft geschützt. So konnte man während der Fahrt von einem Ende des Zuges zum anderen gelangen und das Gepäck ordnen, alles erreichen, ohne eine Station abwarten zu müssen.

Die Wagen waren durch doppelte Fenster gegen die Kälte geschützt und so gut geheizt, daß wir meist in einer Temperatur von zwanzig bis einundzwanzig Grad Réaumur schwitzten, wie die vielfach angebrachten Thermometer besagten. Leider konnte man die Fenster nicht öffnen, und wenn man frische Luft haben wollte, mußte man durch die ganze Länge des Zuges sämtliche Verbindungstüren öffnen. Das wurde aber nur einmal versucht, denn es entstand dadurch bei der Geschwindigkeit der Fahrt ein so mächtiger Zug mit plötzlicher, eiskalter Luft, daß es niemand aushalten konnte. Wir mußten also in der heißen, stickigen Luft bleiben.

Bald nachdem alles in den Extrazug hineinbefördert war, wurden wir zum Diner gerufen. Das russische Diner bei Hofe und in allen Kreisen der vornehmen Welt gibt dasselbe Menu wie in der übrigen gebildeten Welt. Nur wird vor dem Diner der alten russischen Sitte der Sakuska Rechnung getragen, jedoch mehr durch eine Andeutung als durch die Wirklichkeit. Diese alte Sitte bestand darin, daß den Gästen, während sie sich zum Diner versammelten, die auf einem Tisch servierte kalte Küche und verschiedene Sorten von Schnäpsen, besonders Allasch und Korn, aufgenötigt wurden, so daß sie schon in einer gewissen Stimmung zu Tische gingen. Bei Hofe wird, während der Kaiser sich mit den versammelten Gästen unterhält, denen, mit denen er nicht gerade spricht, eine Schüssel kleiner Kaviar- oder Sardellenbrötchen und ein kleines Likörgläschen präsentiert, und es steht jedem frei, davon zu nehmen oder nicht. Während der Fahrt wurde die Sakuska in einem kleinen Vorgemach aufgestellt, durch das wir hindurchgehen mußten, um zum Dinersalon zu gelangen, und im Vorbeigehen nahm man ein Kaviarbrötchen, das gerade einen Bissen bildete.

Das Menu war ausgesucht, ohne überladen zu sein, die Küche unübertrefflich. Nur eins war daran zuletzt zuwider. In der ganzen Zeit des Aufenthalts in Rußland waren wir täglich zu großen Diners zu Gaste, und es wurden als Braten täglich Haselhühner gegeben, die allerdings außerhalb Rußlands eine Delikatesse sind. Beim täglichen Genuß ekelten sie mich bald so an, daß ich nicht mehr davon essen konnte.

Die Art, wie gedeckt war, bewies, daß man in Rußland viel Übung darin hat, unterwegs Diners zu servieren. Die Gläser und Flaschen hingen in einer Art von Plattmenagen, statt auf dem Tisch zu stehen, und alles, was Flüssigkeiten enthielt, wurde ähnlich serviert, um bei den Erschütterungen der Eisenbahn nicht den Inhalt umherzuspritzen oder umzufallen. Diese Gläser und Flaschen, die in metallenen Ringen hingen, gerieten aber immerhin, wenn der Zug in Gang kam, in eine

zitternde Bewegung und klirrten und klapperten so stark, daß man sich schwer verständigen konnte.

Nach Tische ging es in die Unterhaltungssalons. Es wurde geplaudert, geraucht, Whist gespielt. Spät abends wurde die Station Wilna gemeldet. Eine zahlreiche Generalität stand da in Gala zur Begrüßung, wir wurden einander vorgestellt, ich habe aber keinen Namen behalten, denn es ging bald weiter.

Als Nacht gemacht werden sollte, fand ich auf meiner Chaiselongue alle Bedürfnisse für die Nacht aus meinen Sachen bereit gelegt. Ich wollte meinen Diener noch fragen, ob auch alle meine übrigen Effekten glücklich in den Zug verladen seien. Aber ich rief vergebens. Erst kamen einige nur Russisch sprechende Menschen und endlich einer der Offiziere, der mir lächelnd sagte, mein Diener werde morgen früh kommen, heute sei es unmöglich. Unsere gesamte Dienerschaft war nämlich ebenfalls mit größter Gastfreundschaft bewirtet worden, und die Russen hatten nicht eher geruht, sondern solange mit ihnen angestoßen, als bis sie alle sinnlos betrunken schnarchten.

Um neun Uhr wurden wir zum ersten Frühstück, um zwölf Uhr zum zweiten gerufen. Die Zwischenzeit verging mit Konversation und Whistspiel. Wo wir waren, erfuhren wir nie. Stationen wurden nicht angesagt, und die festzugefrorenen Fenster gestatteten keinen Ausblick auf die Umgegend. Zuweilen, wenn der Zug einmal hielt, gewann ich einen Anblick von der Umgegend. Ich sah aber nichts als endlose Schnee-ebenen, aus denen hier und da dürres Gestrüpp herausragte, oder Nadelholzwaldungen. In Zarskoje-Selo stieg unser Botschafter in Petersburg, Prinz Reuß, in den Zug ein und benachrichtigte uns, daß der Kaiser in Gatschina ebenfalls den Zug besteigen werde. Wir machten Toilette, und zwar vollen Paradeanzug mit russischen Ordensbändern. In Gatschina begrüßte uns der Kaiser in preußischer Paradeuniform mit dem Großfürsten-Thronfolger und dem Großfürsten Wladimir, und in der Begleitung des Kaisers befanden sich General v. Werder, der in Petersburg kommandiert war, Fürst Barjatinski, der Feldmarschall und Bezwinger des Kaukasus, Graf Adlerberg und General Baranzoff. Es ist sonst nicht einmal üblich, daß ein Monarch dem andern auf der Eisenbahn entgegenfährt. Wenn der Empfang sehr herzlich sein soll, empfängt er den besuchenden Monarchen auf dem Bahnhofe, Prinzen Königlicher Häuser aber wartet er in seiner Wohnung ab. Daß der russische Kaiser uns einige Meilen in Begleitung seiner Söhne und mehrerer hoher Würdenträger entgegenfuhr, war eine der ganzen preußischen Armee dargebrachte Huldigung. Er fuhr mit uns nach Petersburg.

Ankunft. In Petersburg waren sämtliche Generale zum Empfange auf dem Bahnhofe. Darunter befanden sich nicht weniger als 120 Generaladjutanten des Kaisers. Der Kaiser soll im ganzen 138 Generaladjutanten und über 250 Flügeladjutanten haben.

Zu Mittag aß ich beim deutschen Botschafter, denn wir existierten offiziell in Petersburg nicht eher, als bis wir unsere Meldungen und Visiten gemacht hatten, obgleich uns der Kaiser empfangen. Nach dem Essen ging es in die italienische Oper.

Die Oper hatte eine höchst interessante Zeit. Es gastierten Pauline Lucca und Adeline Patti zu gleicher Zeit, jedoch abwechselnd, einen um den anderen Abend. Die Russen ergreifen alles mit großer Leidenschaft. Die beiden Sterne am Himmel des Gesanges erfaßten die russische Welt, spalteten sie aber auch in zwei Teile. Über den Streit zwischen den Luccisten und Pattisten vergaß man den Streit zwischen den Feinden und Freunden Deutschlands. Man fragte mich, ob ich Luccist oder Pattist sei, und begriff nicht, wie man beide große Sängerinnen gern hören könne, man müsse Partei ergreifen, hieß es.

Nach der Oper wurde uns schon um elf Uhr erlaubt, uns zurückzuziehen, ausnahmsweise, weil wir zwei Nächte im Eisenbahnwagen zugebracht hatten. Wir waren alle im Winterpalais einlogiert, und es erhielt ein jeder einen Lohnlakaien. Der meine sprach Deutsch und Russisch.

6. Dezember. Meldungen und Visiten. Den 6. Dezember früh begannen wir unsere Meldungsreise. Die beiden Königlichen Prinzen hatten natürlich eine andere Art von Visitenreise zu machen, aber wir anderen fuhren in mehreren Wagen hintereinander. Ich fuhr mit Graf Lynar zusammen. Als Führer diente uns Oberst Sedler. Zuerst ging es zum alten Marschall Barjatinski, der im Winterpalais wohnte und uns annahm, dann zu den Großfürsten. Die Zeit der Parade in der großen Manege unterbrach die Meldungs- und Visitenreise, die wir nachher nach einer von Sedler entworfenen Liste fortsetzten. Als wir uns, ebenso wie es in Berlin Sitte ist, bei den Mitgliedern der regierenden Familie aufschrieben, wollte ich auch für die Adjutanten, Kammerherren und Hofdamen Karten abgeben, aber der Oberst Sedler widersetzte sich dem auf das entschiedenste. Das sei in Berlin Sitte, meinte er, aber nicht in Petersburg. Ich weiß aber zu gut, daß die Kaiserlichen Herrschaften ihre Adjutanten nach Namen und Stand der Besuchenden fragen und dieses nur aus den Karten wissen können. Als daher gegen Einbruch der Dunkelheit unsere Meldereise beendet war, eilte ich zum General v. Werder, der beim Kaiser Alexander kommandiert war, und sagte

ihm, was vorgefallen. Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Nirgends werde mehr auf Visitenkarten gegeben als in Petersburg, sagte er, wo man gewissermaßen davon lebe. Wenn wir an die Gefolge der Herrschaften nicht Karten abgäben, werde die ganze preußische Generalität als die größten Grobiane der Welt verschrieen. Ich sandte sofort meinen Wagen mit dem Lakaien die ganze Rundreise bei der Kaiserlichen Familie noch einmal herum und ließ von uns allen Karten abgeben, so viel, als es da Menschen im Gefolge gab.

Unter unseren Freunden war nächst dem Kaiser die einflußreichste Persönlichkeit die verwitwete Großfürstin Helene, eine Schwester des Prinzen August von Württemberg. Da sie eine sehr verständige Dame war, alles Reelle befürwortete, den Schein und haltlose Zeremonien bekämpfte, Kunst und Künstler, Wissenschaft und Gelehrte begünstigte, auch deren bedeutendste Größen ohne Rücksicht auf Adel in ihrem Salon empfing, verschrieen sie die Gegner als das Haupt der Demokraten, obgleich sie von revolutionären oder auch nur seicht liberalen Doktrinen ganz frei war. Wenn sie aber eine Äußerung tat, wie: „Hier in Rußland ist alles nur auf den Schein basiert, nichts auf das Wesen", dann wurde diese Kritik schon als eine revolutionäre Äußerung ausgebeutet. Neben ihr war der Großfürst Nicolaus, Bruder des Kaisers, unser wärmster Freund und Verehrer. Er war das Ebenbild seines Vaters, passionierter Soldat, aber ohne tiefe Kenntnis der militärischen Dinge. Wie sein Vater, glaubte er, den Feind lediglich durch die eisernste Disziplin zu schlagen, und sah in schnurgerader Richtung und in einer gelungenen Parade das höchste zu erstrebende Endziel militärischer Tätigkeit. Aber die Leistungen der preußischen Armee im Kriege erfüllten ihn doch mit Zuneigung für dieselbe. Ich kam zuweilen in den Fall beim Diner neben ihm zu sitzen und mußte ihm aus dem Kriege erzählen. Dann konnte er mich wiederholt umarmen und mir die Hand drücken und hatte Tränen der Freude im Auge.

Baranzoff, der russische Generalinspekteur der Artillerie, gehörte zu den eifrigsten Freunden der preußischen Armee. Die Waffe, in der wir beide dienten, führte mich mehr mit ihm und dem Fürsten Massalsky, dem Kommandeur der Gardeartillerie, der dieselbe politische Ansicht hatte, zusammen, als mit anderen Generalen. Da hatte ich längere Gespräche unter vier Augen, bei denen diese Herren unverhohlen sprachen. Sie erzählten mir, wie groß die Zahl unserer Gegner in Rußland im vorigen Jahre gewesen sei, und wie viele Schwierigkeiten der Kaiser im Festhalten an einer uns wohlwollenden Politik gefunden habe. Auf die Nachricht von der Schlacht bei Sedan sei ein Schreck durch ganz Rußland

gefahren. Alle Welt habe gefürchtet, wenn wir die ganze französische Armee gefangen nehmen könnten, dann sei es uns ein leichtes, ganz Rußland zu vernichten, dessen Armee sich als nicht so mächtig erwiesen wie die französische, und alle Welt habe den Kaiser gedrängt, durch energisches Einschreiten gegen uns unseren Fortschritten Halt zu gebieten, damit wir nicht zu übermächtig würden. So hatte uns die Schlacht von Sedan die russische Armee entfremdet, während sie uns mit der österreichischen aussöhnte. Trotzdem fand Thiers, als er auf seiner Herbstrundreise an den Höfen Europas auch nach Petersburg im Jahre 1870 gekommen, unter den einflußreichen Menschen daselbst wohl Sympathien, aber niemanden, der dafür gestimmt hätte, daß Rußland auch nur einen Mann marschieren lassen möge. Die Kündigung des Pariser Friedens und die Vorteile, die der Kaiser in dem neuen Vertrage mit der Pforte erreichte, überzeugten dann die Russen davon, daß sie von ihrer Freundschaft mit uns Vorteil hätten, und brachten den Wunsch eines tätlichen Einschreitens gegen uns ganz zum Schweigen, und unsere Gegner verhielten sich seitdem in Rußland still grollend.

Desto lauter und unverhohlener äußerten sich unsere Freunde. General Baranzoff erzählte mir, daß Thiers bei seiner Anwesenheit in Petersburg bei allen möglichen Menschen angeklopft habe, um auf eine Hilfe für Frankreich seitens Rußlands hinzuwirken. Da sei er auch zu ihm gekommen und habe ihm ein Langes und Breites auseinandergesetzt, wie Preußen ein gar zu gefährlicher Feind Rußlands sei. Aber er habe ihm geantwortet, seit mehr als einem ganzen Jahrhundert sei Preußen der aufrichtigste und ehrlichste Freund Rußlands. Nur ein einziges Mal sei es feindlich gegen Rußland aufgetreten, und zwar 1812, wider den eigenen Willen, nur durch Frankreich gezwungen. Frankreich hingegen sei allemal den russischen Interessen feindlich gegenüber getreten, sowohl 1812 wie 1854. Rußland habe keine Veranlassung, einen durch Jahrhunderte bewährten Freund von sich zu stoßen, um einen bewährten und natürlichen Gegner vorübergehend zum zweifelhaften Freunde zu machen.

Raswod. Die Parade in der großen Manege, welche unsere Meldungs- und Visitenreise am ersten Tage unterbrach, war die tägliche Wachtparade. Wenn er irgend Zeit hatte, hielt der Kaiser diese Wachtparade, Raswod genannt, persönlich ab. Das war dann einer der feierlichsten Momente am ganzen Tage. Die Reitbahn ist von einer bei uns ganz ungekannten Ausdehnung und erlaubt die Aufstellung aller auf Wache ziehenden Truppen in Linie und ihren Vorbeimarsch vor dem Kaiser. Hinter dem Kaiser, den Truppen gegenüber, stehen dann die

sämtlichen anwesenden Offiziere, die Generale müssen sämtlich da sein, und zwar genau nach ihrem Patent geordnet. Der Kaiser hatte es sich als eine uns besonders erwiesene Ehre ausgedacht, daß wir nicht als fremde Offiziere behandelt, sondern nach unserem Patent unter die russischen Offiziere gestellt wurden. Wenn der Kaiser den Raswod abhielt, marschierten auch nach der Wachtparade die Tscherkessen usw. vom Dienst vorbei, und zwar in der Karriere, wobei sie ihre Kunststücke machten. Der eine schoß in der Karriere scharf durch ein auf dem Boden liegendes Papier, der andere hob es, in der Karriere vorbeireitend, vom Boden auf, ein dritter stach dabei durch einen Ring usw. Böse Zungen behaupteten, daß das aber nicht immer die Tscherkessen und Kosaken vom Dienst seien, sondern daß für anwesende Fremde dazu immer dieselben, nur auf dies eine Kunststück eingeschulten Kerle ausgesucht würden und damit die Fremden nur glauben gemacht werden sollten, daß alle Kosaken und Tscherkessen ebenso geschickt seien. Bei diesem ersten Raswod machte ich die Bekanntschaft von einer so ungeheuren Zahl von Generalen, daß ich keinen einzigen Namen behalten habe.

Nach Gatschina. Nachdem wir alle unsere Visiten und Meldungen abgemacht hatten, fand im Winterpalais für uns Generale eine Marschallstafel statt, während die beiden Königlichen Prinzen beim Kaiser an der Familientafel speisten. Unmittelbar nach der Tafel mußten wir in höchster Eile die Toiletten wechseln, die Diener hatten während des Essens eingepackt, und dann ging es in der Karriere auf den Bahnhof, um nach Gatschina zur Bärenjagd zu fahren. Obgleich ich mich entsetzlich beeilt hatte und mein Diener sehr gewandt war, kam ich doch nur eine Minute vor dem Kaiser auf dem Bahnhof an, der in unglaublich kurzer Zeit Toilette macht und in seinem leichten, von drei Pferden gezogenen Schlitten mit einer fabelhaften Geschwindigkeit durch die Straßen fliegt. Es waren noch nicht alle zur Jagd Geladenen zur Stelle, als der Kaiser kam, so daß dieser auf dem Bahnhofe warten mußte. Er tat dies mit großer Liebenswürdigkeit und Geduld und unterhielt sich in heiterster Laune mit den Gästen, bis ihm gemeldet ward, daß alles bereit war. Es war etwa zwischen sieben und acht Uhr, als der Zug sich nach Gatschina in Bewegung setzte. Dort warteten offene Schlitten auf dem Bahnhofe und führten uns mit Windeseile durch die Dunkelheit nach dem Schloß. Daselbst fand Souper und Unterhaltung statt. Um zwei Uhr nach Mitternacht begab man sich zur Ruhe.

Während der Fahrt und bei der Abendgesellschaft war der Anzug: Militärüberrock und Mütze. Einen Zivilanzug kennt man beim russischen

Hofe nicht. Nur während der Jagd selbst trug man einen beliebigen Jagdanzug. Moltke, Werder, Alvensleben und Budritzki waren nicht Jäger und hatten für die Jagdeinladung gedankt. Außer uns Gästen aus Berlin nahmen an der Jagd teil: der Kaiser mit seinen beiden Söhnen, dem Thronfolger und Großfürsten Wladimir, der alte Fürst Kutusow, der berühmte Todleben, Verteidiger von Sebastopol, der zu jeder Jagd den Kaiser begleitet, ein Fürst Woronzow-Daschkow, Kommandeur der Garde-Husaren, Flügeladjutant Fürst Dolgorucky, der zum Prinzen Friedrich Karl kommandiert war, ein Prinz von Altenburg und die beiden Oberjägermeister, Graf Lieven und der Fürst Trubetzkoi. Außerdem begleiteten, wie zu jeder Jagd, den Kaiser der deutsche Botschafter, Prinz Reuß, und der Generalmajor v. Werder.

Bei der Abendunterhaltung war der Kaiser von der größten Heiterkeit und Liebenswürdigkeit. Er sprach stets deutsch mit uns. Unsere Sprache war ihm sehr geläufig. Er hatte nur einen unbedeutenden Akzent, und es kam sehr selten vor, daß er nach einem Ausdruck suchte. Aber er war nicht nur gegen die Gäste freundlich. Auch die russische nähere Umgebung bewegte sich sehr frei und ungeniert. Der alte Zwang, der starre Blick aller Russen nach dem Kaiser, die Angst, wenn er erschien, die ich in früheren Zeiten bemerkt hatte, als Kaiser Nicolaus noch lebte, waren aus seiner Nähe verschwunden, und nur in den weiteren Kreisen, die den Kaiser nur selten sahen, zeigte sich noch die alte Unterwürfigkeit. Statt dessen freute sich ein jeder, wenn der Kaiser erschien, sichtlich. Die beiden anwesenden Söhne, sechsundzwanzig und vierundzwanzig Jahre alt, verkehrten ebenfalls ganz ungezwungen mit ihrem Vater, der große Freude an ihnen zu haben schien, besonders an ihrem ganz enormen Appetit. Er verzog sie sehr, bestellte ihnen ihre Lieblingsspeisen und lachte von ganzem Herzen über die Massen, die seine Söhne verzehrten. Er war aber auch gegen die Dienerschaft ebenso freundlich wie gegen die Söhne und die Offiziere. Wenn etwas vorfiel, was gegen die Befehle des Kaisers lief, so erkundigte er sich ruhig und gelassen nach der Ursache. So war ich sehr erstaunt, mit welcher Unbefangenheit und Ungezwungenheit, als der Kaiser ein Gericht vermißte, das er für den Großfürsten Wladimir bestellt hatte, der darüber befragte erste Kammerdiener seinem Gebieter lächelnd die Gründe auseinandersetzte, die den Monarchen zufrieden zu stellen schienen. Man fühlte sich unbedingt äußerst behaglich in der Nähe dieses russischen Zaren. Dazu kam seine wunderschöne, große imposante Figur, sein edles Gesicht und seine freundlichen blauen, etwas schwärmerischen Augen. Mir wurde gesagt, daß der Kaiser stets in dieser gleichmäßigen, wohlwollenden

Stimmung sei, außer wenn er an einer gewissen Migräne litte. Dieser heftige Kopfschmerz plage ihn zuweilen vierundzwanzig Stunden. Dann sei er ein ganz anderer Mensch. Dann suche jeder seine Nähe zu fliehen und bessere Zeiten abzuwarten.

Die beiden Großfürsten waren sehr freundlich. Sie sahen weit jünger aus, als sie waren. Beim Großfürsten-Thronfolger keimte ein kleines, rötliches Schnurrbärtchen, aber der Großfürst Wladimir sah noch aus wie ein wohlgenährter Knabe von siebzehn Jahren. Sie sprachen beide nur sehr gebrochen Deutsch und zogen es vor, mit uns Französisch zu reden.

Der 7. Dezember. Bärenjagd. Am 7. Dezember früh, noch ehe es Tag war, wurde zur Jagd aufgebrochen, nachdem in der großen Jagdhalle, die uns am Abend vorher vereinigt hatte, der Kaffee gemeinschaftlich eingenommen worden war. Selbstverständlich mußte man in der Dunkelheit aufbrechen, denn wir lebten ja in der Zeit der kurzen Tage, in denen in Petersburg die Sonne kaum erscheint und es nur von zehn bis zwei Uhr so hell ist, daß man schießen kann. Man mußte also um zehn Uhr auf dem Platz sein und hatte noch weit zu fahren. Die Schlitten führten uns auf den Bahnhof, von da der Extrazug noch eine Stunde weit ins Land hinein. Auf dem freien Felde ward gehalten. Eine große Anzahl Schlitten erwartete uns daselbst, um uns noch etwa eine Stunde lang über Felder und durch dichte Wälder auf den Platz zu führen.

Ein jeder von uns ward an seinen einspännigen Schlitten geführt. Mit Erstaunen sah ich mir das Instrument an, das man hier einen Schlitten nannte und mit einem Pferd in der Gabeldeichsel bespannt hatte. Es waren eigentlich nur zwei eng aneinander laufende, miteinander fest verbundene, niedere, hölzerne Kufen, auf denen ein Bund Heu lag und nur ein Mensch Platz hatte. Das Gefährt war dem Pickschlitten ähnlich, auf dem Kinder im Winter einen Rutschberg herabfahren. Davor stand in einer daran befestigten Bracke ein jämmerlich aussehendes Bauernpferd in einer Gabeldeichsel, deren Stangen nach vorn hoch in die Höhe gingen, so daß ihre Spitzen höher standen als die Ohren des Pferdes. Der Bauer stand daneben und schwatzte Russisch, während er mich durch Handbewegungen bedeutete, auf dem Heubunde Platz zu nehmen. Ich dachte, er werde nebenher laufen, und gehorchte. Sobald ich mich aber gesetzt hatte und mich so ohne Lehne oder Seitenstütze wenige Zoll über dem Erdboden befand, machte mir der Bauer noch durch Zeichen verständlich, daß ich mich mit den Händen an den Kufen zur

Seite festhalten solle, und hüpfte mit Behendigkeit so hinein oder hinauf, daß er auf meinen Füßen saß, die seinen aber auf die beiden Stangen der Gabeldeichsel legte. Und nun ging es mit einem Zuruf an das Pferdchen fort, in die lange Schlittenkolonne hinein, an deren Spitze sich der Kaiser in einem ähnlichen, nur etwas hübscher ausgestatteten Schlitten in Bewegung gesetzt hatte.

Während der etwa einstündigen Fahrt amüsierte ich mich vortrefflich. Der Russe schwatzte unaufhörlich auf Russisch, und ich antwortete auf Deutsch, und dann lachten wir beide herzlichst, denn keiner verstand vom andern auch nur eine Silbe. Wir kamen auch durch einige Dörfer. Die Bauern kamen gelaufen und riefen dem Kaiser jubelnd etwas zu. Es wurde mir später gesagt, sie hätten gerufen: „Seht da, unser Väterchen, das uns frei gemacht." Auch der Thronfolger, Zäsarewitsch, ward jubelnd begrüßt. Beide Personen gelten dem Volke als besonders heilig. Um die anderen Großfürsten kümmert sich der gemeine Russe nicht. Man sah aber, wie die Blicke der Bauern leuchteten, wenn sie den Kaiser sahen. Und dennoch haben zehn Jahre später solche Freigemachte diesen Kaiser umgebracht! Wer denkt da nicht an den Sklaven, der mit den gelösten Ketten seinen Befreier erschlägt!

Alle Augenblicke stutzte die Kolonne. Die Folgenden fuhren dann dicht auf, und es ertönte ein Halt! Ho! Hoi! durch die ganze Reihe in der Morgendämmerung. Denn man hörte, anfangs erschreckend überrascht, bei solchem Stutzen in der Luft hinter sich keuchen, und wenn man sich umsah, hatte man den schnaubenden Kopf mit den beiden hoch in die Luft ragenden Deichseln der Gabel des aufgeprellten nachfolgenden Schlittens über sich. Das Stutzen der Schlittenkolonne rührte immer daher, daß irgend ein Schlitten umgeworfen war und erst wieder aufgerichtet werden mußte, denn die Reihe ging geradlinig auf das Ziel los, ohne Weg und Steg, über freie Flächen, deren magere, aus dem tiefen Schnee herausragende Spitzen der Dornsträucher auf einen geringen Grad der Kultur schließen ließen, und durch Nadelholzwaldungen, nicht selten über querüber liegende Baumstämme hinweg. Solches Umwerfen mit diesem Gefährt wird aber sehr harmlos betrachtet, denn die Geschwindigkeit der Fahrt ist nicht bedeutend, und man fällt nur ein paar Zoll tief in einen weichen Schnee wie in ein Bett, d. h. man wird gemütlich auf die Seite gelegt. Dann steht man auf, kippt den Schlitten wieder gerade, legt das Heu hinein und setzt sich wieder darauf. Es gehört dies Umwerfen so mit als wesentliches Element zu der Fahrt, daß der Kaiser nach der Ankunft auf dem Rendezvous jeden lachend fragte, nicht etwa: „Sind Sie umgeworfen?", sondern: „Wie oft sind Sie

umgeworfen?", und als ich nur „zweimal" melden konnte, bemerkte: „Gar nicht zu rechnen!" Außerdem war man fleißigst unterwegs damit beschäftigt, sich an den Schlittenkufen festzuhalten, um nicht herabzufallen von dem Sitz, auf dem man balanzierte; dies kostete mich solche Anstrengung, daß ich trotz der scharfen Kälte schweißgebadet ankam. Als alles ausgestiegen war, ging es zu Fuß auf die Schützenlinie.

Bald wurde das Sprechen verboten, und die Gesellschaft marschierte in ernstem Schweigen, einer hinter dem anderen. In ernstem Schweigen, denn eine Bärenjagd kann auch ihre ernsten Seiten haben. Hatte doch vor kurzem ein krank geschossener Bär den Kaiser angegriffen, und dieser hatte mit bewundernswertem kalten Blute dem auf ihn zustürmenden Petz die Kugel auf solche Nähe sicher durchs Herz gejagt, daß das sich überkugelnde Tier auf die Pelzdecke zu liegen kam, die dem Kaiser auf dem Stande unter die Füße auf den Schnee gelegt wurde, damit er sich nicht erkältete, denn er neigte zu Erkältungen. Ein anderer angeschossener Bär hatte, ebenfalls vor kurzem, den türkischen Gesandten schon verwundet, als er von den zu Hilfe Eilenden getötet ward. Da der Türke von der sehr leichten Kratzwunde sehr viel Aufhebens machte, so erzählten die Russen, ein Bär habe einen Türken angefressen, dem Türken habe das nichts geschadet, aber dem Bären, der sei darüber draufgegangen.

Aber auch aus anderem Grunde nimmt man die Bärenjagd sehr ernst, denn es gehören viel Vorbereitungen dazu, und sie gelingt nicht immer, also sucht man alles zu vermeiden, was zum Mißlingen der Jagd beitragen könnte.

Wenn der Winter eingetreten und der erste Schnee gefallen ist, dann begibt sich nämlich der Bär zu seinem Winterschlafe in irgend eine Dickung des Waldes. Er kesselt sich ein, wie die Jäger sagen. Wird er nicht gestört, so verläßt er sie nicht eher, als bis das Frühjahr kommt. Hat man an der Spur im Schnee eine Dickung erkannt, in der sich der Bär eingekesselt hat, dann kann man ihn sicher treiben. Er geht ziemlich genau, aus dem Schlafe aufgescheucht, auf derselben Spur zurück, die er auf dem Wege zum Kessel hinterlassen hat. Ist dann der Wind dort günstig, so kommt er dem Schützen so gut wie sicher. Wenn aber der Wind ungünstig ist, dann bekommt der Bär Wind vom Schützen, und es ist unsicher, welchen Weg er nimmt. Zuweilen bricht er auch durch die Treiber.

Besitzer, welche keine Jäger sind, in deren Waldung sich aber ein Bär einkesselt, verkaufen denselben nicht selten im Lager und überlassen es dem Käufer, ihn erst zu jagen und zu schießen. Weil sich die leidenschaftlichsten Jagdliebhaber in Petersburg befinden, gehen solche Besitzer gleich

dorthin und bieten ihren Bären feil. So bildet sich in Petersburg beim Beginn des Winters eine vollständige Bärenbörse.

Wenn der Kaiser eine Bärenjagd abhalten will und in den Kaiserlichen Forsten gerade kein eingekesselter Bär sicher eingespürt ist, so kommt es auch vor, daß das Hofjagdamt einen Bären an der Bärenbörse kauft. In der Regel aber gibt es in den ausgedehnten Kaiserlichen Forsten eingekesselte Bären genug.

Nachdem ich dies vorausgeschickt habe, muß ich noch erwähnen, daß eine Bärin mit zwei Jungen eingekesselt war, daß der Wind auf das günstigste stand und alles eine gute Jagd versprach. Man marschierte mäuschenstill die Schützenlinie entlang, von rechts nach links. Die Fährte des Bären ward lautlos gezeigt, auf ihr blieb der Kaiser stehen. Vorher, rechts von ihm, war der Prinz Friedrich Karl aufgestellt, weiter rechts schon die anderen Prinzen, links vom Kaiser war der Stand des Großfürsten-Thronfolgers, und ich erhielt Befehl, mich neben ihn in denselben Stand zu stellen. Der Großfürst sagte mir sehr freundlich: „Vous tirerez, je ne tirerai pas.“ Ich wollte Gegenvorstellungen machen, aber er befahl.

Der uns angewiesene Stand war vorn von einem dichten Kiefernschirm umgeben. Hinter uns standen zwei Jäger mit sehr ernsten Gesichtern, jeder mit zwei Doppelbüchsen versehen, und hinter diesen zwei riesenhafte, jeder mit einer Art von Hellebarde zum Nahkampf versehene Kerle. Diese Hellebarden waren gerade Sensen an einer langen Stange. Was konnte uns sechs, bis an die Zähne bewaffneten Menschen wohl passieren, dachte ich. Dennoch kommt Unglück vor, wenn die vier dahinten nämlich ausreißen.

Wir standen noch nicht lange auf unseren Plätzen, als ein Schuß bei den Treibern das Signal zu einem infernalen Spektakel gab, den auf der anderen Seite der Dickung die Treiber erhoben, um die Bärenfamilie aus ihrem Schlummer zu wecken. Jeder Treiber schrie, was er konnte, in allen ihm zu Gebote stehenden Tonarten, klapperte mit Stöcken an den Bäumen, dazwischen erinnerten mich Flintenschüsse und die Explosion von Kanonenschlägen an den im vergangenen Jahre oft erlebten Schlachtenlärm. Das war allerdings geeignet, selbst einen Bärenschlaf zu unterbrechen. Es dauerte auch nicht gar lange, da sah ich etwas auf fast 100 Schritte vor mir im Walde sich bewegen. „Tirez“, flüsterte der Großfürst. Ich schüttelte den Kopf, denn die schwarze Masse, die sich näherte, nahm vor mir die Richtung gerade auf den rechts von mir stehenden Kaiser zu. Dem wollte ich die Jagd nicht verderben. Hinter der ersten schwarzen Masse folgten zwei kleinere. Es war die Bärin mit

ihren Jungen. Bei der großen Geschwindigkeit, mit der sie flüchtig ankamen, glichen sie runden schwarzen, gerollten Kugeln, die vor mir nach rechts vorbeiflitzten. Bald lag der Kaiser im Anschlage und schoß zweimal, dann die ganze Schützenlinie nach rechts hin, wo die Bären sich entlang hingewandt hatten. Nach einer Weile fiel noch ein Schuß links, dann war alles stumm. Die Leiter der Jagd kamen, konstatierten und bliesen Halali.

Der Kaiser hatte auf die alte Bärin geschossen und behauptete, sie gefehlt zu haben, ob aus Höflichkeit gegen die Gäste oder aus Überzeugung, das weiß ich nicht. Nächst ihm hatte der Prinz Friedrich Karl auf die alte Bärin geschossen und behauptete, sie getroffen zu haben, die russische Jägerei konstatierte auch pflichtschuldigst, daß die Bärin von des Prinzen Stand an geschweißt. Dann war sie dem Prinzen von Württemberg gekommen. Dieser war schlau genug, nicht danach zu schießen, denn er wußte, daß sie ihm nicht zugesprochen werden würde, also hatte er lieber nach einem der jungen Bären geschossen und diesen auch unter Feuer erlegt. Die Bärin war dann die ganze Schützenlinie entlang gelaufen, hatte noch viele Kugeln erhalten, unter denen sie endlich verendete. Ehre und Haut ward dem Prinzen Friedrich Karl zugesprochen. Das andere Junge war gegen die Treiber und dann im weiten Bogen nach dem linken Flügel gewichen, wo es vom Rittmeister v. Krosigk, Adjutanten des Prinzen Friedrich Karl, erlegt ward. Man kann nicht leugnen, diese Bären waren gut diszipliniert. Erst waren sie pflichtschuldigst auf den Monarchen zugelaufen, dann hatte jeder der Königlichen Prinzen, die zu Gaste waren, einen geschossen, alle Gäste hatten Bären gesehen, viele hatten darauf geschossen und konnten sich mit der gerechtfertigten oder illusorischen Überzeugung tragen, einen Bären getroffen zu haben.

Der Kaiser selbst und alle Leiter der Jagd waren von dem schnellen und glücklichen Erfolg überrascht. Das Frühstück, das im Freien eingenommen werden sollte, war noch gar nicht bereitet, und man versammelte sich am Feuer und wartete. Ein Kaiser und warten! Und dieser Kaiser tat es lachend und scherzend, und die erlegten Bären wurden malerisch aufgestellt, und wir standen und plauderten im Umkreise.

Frühstück. Die heftige Kälte zwang jeden zu besonderer Kleidung, und die meisten von uns sahen darin recht komisch aus. Der den Kaiser stets begleitende Hofmaler Zichy hat die Gruppe karikierend skizziert und dabei keinen geschont, auch den Kaiser selbst nicht, der, wie immer, frierend und schlotternd sich zusammenzieht. Prinz Friedrich Karl mit

über die Ohren gezogener Pelzmütze, Prinz von Württemberg, unter der sprichwörtlich gewordenen Jagdmütze mit unendlich weit vorstehendem Schirm, stehen in erster Linie neben dem Kaiser. Überaus originell, fast baschkirenhaft, sieht Woronzow-Daschkows überzogener Baschlik mit den lang herabhängenden Enden aus, während des Grafen Lieven hagere Erscheinung in einem schlafrockähnlichen langen Pelz, mit der zweifelhaften Mütze und den Ohrenklappen den Beschauer in Zweifel läßt, ob er die Gestalt eines alten Weibes oder eines vertrockneten Skeletts sieht. An der Seite stehen die beiden jungen Großfürsten am Feuer, und hungrig, wie sie immer sind, schauen sie in das brodelnde Essen hinein, um zu sehen, was es gibt. Dem Kaiser hat diese Skizze so gefallen, daß er sie photographisch vervielfältigen ließ und jedem Teilnehmer an der Jagd ein Exemplar schenkte.

Wolfsjagd. Nach Beendigung des Frühstücks beriet sich der Kaiser mit den Leitern der Jagd und rief dann alles in die Schlitten. Es seien noch Wölfe in der Nähe eingespürt, und wenn wir uns eilten, könnten wir noch vor Einbruch der Dunkelheit eine Wolfsjagd machen. Jeder sprang auf seinen Schlitten, und es ging drei Viertelstunden lang fort in einen entfernten Teil des Waldes.

Die Einleitung des Treibens war wie vorher, nur daß keine Beschützer hinter uns standen. Wir standen wieder in derselben Ordnung, also auch ich wieder beim Großfürsten-Thronfolger.

Der Tag neigte sich zu Ende, als der Lärm der Treiber begann. Aber in diesen Breitengraden dauert die Dämmerung lange, und die Wölfe ließen sich nicht lange bitten. Bald kam einer auf mich zu und wandte sich auf den Kaiser. „Pourquoi ne tirez-vous pas?“, sagte der Großfürst ärgerlich. Wieder protestierte ich, denn ich wollte dem Kaiser nichts fortschießen. Dann kam ein Wolf, den der Kaiser gefehlt hatte, langsam zu uns getrollt. „A présent tirez“, sagte der Großfürst. Der Wolf hörte ihn sprechen, blieb stehen und sah uns groß an. Es waren achtzehn Schritte bis dahin. Ich schoß ihn tot; es war kein Kunststück. So ein gemütlicher Wolf war mir noch nicht vorgekommen. Ein anderer Wolf kam von links gleich darauf. „A vous Monseigneur“, sagte ich. „Non, tirez“, rief der Großfürst. Ich schoß auch diesen. Jetzt aber stellte ich mein Gewehr fort und erklärte, ich schieße nicht mehr. Es kam noch ein Wolf zu uns, etwas weit, der Großfürst schoß zweimal, traf ihn auch, aber der Wolf ging krank weiter.

Als das Signal Halali geblasen ward, ging der Großfürst auf den Anschuß seines Wolfs, und ich hörte unterdessen, wie der Graf Lieven

dem Kaiser acht Wölfe meldete. Ich folgte dem Großfürsten, und wir fanden Schweiß im Schnee auf seinen Schuß. Ich sagte ihm, es seien acht Wölfe erlegt. Da hörte er sofort zu suchen auf und begab sich zum Kaiser, indem er zu mir sagte: „Si tous les huit loups sont trouvés, je n'ai pas besoin de chercher.“

Jetzt ward mir klar, warum die Wölfe so gemütlich waren. Es waren jung eingefangene, halb gezähmte Wölfe, die man bereit gehalten hatte, wenn die Bärenjagd verunglücken sollte. Gleich nach der Jagd ging es zu Schlitten, um durch eine Schlittenfahrt im Dunkeln den bereit stehenden Extrazug zu erreichen, der uns nach Gatschina zum Diner führte.

Beim Diner saß ich neben dem Grafen Lieven, dem, als dem Leiter der Jagd, der Platz dem Kaiser gegenüber angewiesen war. Ich begann damit, dem Grafen Glück zu wünschen zu dem glänzenden Resultat der Jagd. „Nun“, sagte er, „mit dem Bären, das ist Glückssache, das kann man nicht zwingen. Ist der Wind schlecht, dann weiß man nicht, wie der Bär läuft. Aber mit den Wölfen, da habe ich es ganz sicher. Da kann Seine Majestät Wolfsjagd befehlen, wann er will, und wir werden immer Wölfe haben.“ „So?“, sagte ich, und bat mir das Mittel aus, weil in meiner an Rußland grenzenden Heimat auch Wölfe vorkämen. „Sehen Sie“, sagte er, „ich füttere die Wölfe den ganzen Winter mit Pferdefleisch, immer ein klein wenig, daß sie in die Gegend kommen, und wenn Majestät befehlen, Donnerstag soll Jagd sein, dann füttere ich Mittwoch so viel, daß die Wölfe ganz vollgefressen sind und gehen, zu schlafen dicht am Futterplatz. Sehen Sie, diese acht Wölfe kosten mich siebzehn Pferde.“ „Es gibt wohl viel Wölfe hier in den Wäldern?“ „O, viele Hunderte.“ „Ich sah gar keine anderen Wildspuren auf der langen Fahrt im Schnee; gibt es gar kein Rotwild, keine Rehe, keine Hasen?“ „O nein, gar nichts.“ „Nur Wölfe und Bären?“ „Nur Wölfe, Bären und Luchse!“ „Wovon leben denn diese vielen Wölfe, wenn Sie sie nicht füttern?“ „Ja, wovon werden sie leben“, sagte er mit der trübseligsten Miene von der Welt, „sehen Sie, das ist's ja eben, sie leben von Schafen, die sie den Bauern stehlen, und dann hauptsächlich von Kindern!“

Es gelang mir, nicht herauszuplatzen vor Lachen, sondern ein recht gläubiges, dummes und trauriges Gesicht über die armen Bauernkinder zu machen.

Der Kaiser selbst aber hatte nicht die Absicht, uns den Witz mit den Wölfen auf die Dauer vormachen zu lassen. Unter den Zichyschen Skizzen, deren Photographien er uns nach Deutschland nachsandte, ist

eine, welche darstellt, wie die berittenen Pikeure in der Dickung die Wölfe mit der Hetzpeitsche den Schützen zutreiben.

Was übrigens die Luchse anbetrifft, so gibt es diese Tiere auch wild bei Gatschina, aber der Kaiser jagt nie darauf, weil man sie nicht einspüren kann, denn sie springen von Baum zu Baum. Es ist ein sehr seltener Zufall, daß ein Jäger auf einen Luchs zu Schuß kommt. Dieser Zufall hatte eben stattgefunden, als wir in Gatschina ankamen. Drei frisch geschossene Luchse lagen vor dem Schlosse für den Kaiser zur Ansicht.

Nach dem Diner fuhren wir mit Extrazug nach Petersburg zurück. Wir kamen um zehn Uhr abends an. Müdigkeit gibt es am russischen Hofe nicht, also mußten wir uns noch umkleiden und das Ballett im Theater bewundern, denn es ward uns angekündigt, daß der Kaiser ins Ballett gehe, und wem das angekündigt wird, der ist so gut wie ins Theater kommandiert.

Der 8. Dezember. Das Georgsfest. Der 8. Dezember war der Tag, zu dem wir eigentlich eingeladen waren, der Georgstag, und an diesem Tage werden alle in Petersburg anwesenden Ritter des Georgen-Ordens zum Kaiser eingeladen. Dieser Orden steht bekanntlich in Rußland in hohem Ansehen. Er kann nur vor dem Feinde erworben werden. Der Kaiser hatte dadurch, daß er zu diesem Feste aus der preußischen Armee Ritter dieses Ordens einlud und beim Feste genau wie russische Offiziere behandelte, eine Annäherung der Stimmungen in beiden Armeen herbeiführen wollen.

Das Fest bestand aus drei Akten. Des Morgens war zeremonielle und kirchliche Feier. Mittags, das heißt abends sechs Uhr, großes Galadiner, abends Galavorstellung. Vor dem Morgenfest holte ich mir einige Instruktionen bei Werder und Reuß, die mit den Sitten am russischen Hofe sehr vertraut waren, denn ich wollte um keinen Preis anstoßen. Der Kaiser, der mir wiederholt seinen Dank dafür aussprach, daß ich den armen, jetzt verunglückten Doppelmair als meinen Gast zehn Monate im Kriege bei mir gehabt hatte, und der Großfürst Nicolaus hatten mir wiederholt gesagt, wenn es mich interessiere, irgend etwas Militärisches zu sehen, so solle ich nur den Wunsch aussprechen. Nun wußte ich nicht, ob derartige Offerten nur Redensarten seien, oder ob ich sie annehmen dürfe. Beide Herren sagten mir, ich müsse die Anerbietungen annehmen und irgend etwas zu sehen erbitten, sonst werde ich als grob gelten. Ich begab mich daher in der Zwischenzeit zwischen der Morgenfeier und dem Diner zu Todleben, Baranzoff und Massalsky und besprach mit ihnen,

was ich mir ansehen könne. Als der passendste Tag für militärische Besichtigungen ward der 11. Dezember ausgesucht.

Bei dem Feste selbst wurde die ganze Pracht des Hofes und der Toiletten entfaltet. Die Prunksäle des Winterpalais sind von einer ganz enormen Ausdehnung und Anzahl und ihre Ausstattung von einem großen Luxus. Das zeremonielle Fest des Morgens erinnert an das Ordensfest in Berlin, wenn auch die Anordnungen wesentlich voneinander verschieden sind. Bei der Versammlung wird jeder auf seinen Platz gestellt, den er nicht anders als in der Reihe marschierend verläßt. Die Aufstellung erfolgte nach dem Datum, an welchem man den Gorgen-Orden erhalten hatte. Man wurde paarweise abgeteilt. Ich erhielt danach als Festkumpan einen russischen General, der nur einen Fuß hatte und sich mit Stelzfuß und Krücke mühsam durch die Säle schleppte.

Der Kaiser erschien bei den Versammelten, begrüßte sie und begab sich dann nach der Kirche. Hinter ihm marschierten die Georgsritter zu zweien durch die endlosen Säle nach. Vor dem Eingange in die große Kirche des Palastes ließ der Kaiser die Georgsritter im Parademarsch an sich zu zweien vorbei- und in die Kirche hineinmarschieren. Trompeten-, Fanfaren- und andere Militärmusik erfüllten die Räume mit betäubendem Lärm. Voraus und hinterdrein marschierende Riesensoldaten verschiedener Truppen fehlten nicht. Der Parademarsch auf dem glatten Parkett fiel sogar bei den geübten Soldaten recht ungünstig aus. Bei den Generalen konnte man ihn lächerlich, bei den unglücklichen alten Herren, zum Teil lahm, zum Teil mit einem Holzfuß, kläglich nennen.

In der Kirche fand eine Zeremonie statt. Ich verstand kein Wort davon. Die Geistlichen mit ihren langen, bis auf die Brust herabwallenden Bärten sehen viel ehrwürdiger aus als unsere glattrasierten Prediger. Daß ich keine Silbe von den Popen verstand, fiel zu ihren Gunsten bei mir aus, denn sie sollen von einer entsetzlichen Unwissenheit sein. Als die Zeremonie in der Kirche beendet war, verließ sie der Kaiser zuerst und nahm Aufstellung in den anstoßenden Sälen. Wir mußten dann die Kirche in umgekehrter Ordnung, die Jüngsten zuerst, zu zwei und zwei verlassen und wieder ebenso beim Kaiser vorbeimarschieren. Eine originelle Zeremonie.

Das Diner war glänzend. Alle in Petersburg anwesenden Georgsritter, auch die aus dem Stande der Unteroffiziere und Gemeinen, waren geladen. Man saß in den großen Sälen an unglaublich langen Tafeln. Der Kaiser brachte einen Toast auf den besten Freund der russischen Armee, den Deutschen Kaiser, aus. Der Toast wurde telegraphiert, die

Antwort kam noch aus Berlin während der Tafel und wurde vom Kaiser verkündet. Der Deutsche Kaiser verlieh damit dem russischen den Orden pour le mérite. Die Antwort erregte einen lauten Beifallssturm.

Theater. Es ward uns angekündigt, der Kaiser werde nach dem Diner in das russische, dann in das deutsche Theater gehen. Er mußte sich nämlich an diesem größten Ehrentage der russischen Armee im russischen Theater zeigen, wo patriotische Stücke gegeben wurden, und so mußten wir alle auch in ein Theater gehen, wo wir keine Silbe verstanden. Nachdem wir dort eine Stunde gesessen, ging der Kaiser, also auch wir, in das deutsche Theater, wo die berühmte Goßmann spielte. Wir verstanden aber auch nicht viel, denn wir kamen in der zweiten Hälfte des Stücks. Das Theater war zwischen elf und zwölf Uhr zu Ende, worauf wir einer Einladung der Großfürstin Helene zum Tee folgen mußten. Die Gesellschaft dauerte bis gegen zwei oder drei Uhr des Morgens. Wir kamen somit erst zwischen drei und vier Uhr zur Ruhe. Das ist in Petersburg Regel. Bälle dauern länger.

In einem Breitengrade, in dem es im Winter kaum Tag, im Sommer kaum Nacht wird, ist es eigentlich gleichgültig, wann man schläft und wacht. Wer aber an diese Tagesordnung nicht gewöhnt ist, den ermüdet sie sehr, besonders, wenn man des Morgens noch zu militärischen oder anderen Tätigkeiten aufgefordert wird.

Bei der Großfürstin Helene. Ich erwähnte schon, daß man bei der Großfürstin Helene gebildete Leute aus allen Ständen fand. Da wurde musiziert, deklamiert und alles mögliche durch die Kunst geleistet, was das Leben angenehm macht und veredelt. Der Salon der Großfürstin war sehr gesucht. Den Künstlern, die dorthin geladen wurden, gab es wegen des als ausgesucht anerkannten Geschmacks der Großfürstin ein besonderes Relief, und wer in der Gesellschaft für gebildet gelten wollte, suchte, dort empfangen zu werden. Daher kam es, daß sich natürlich auch alles dort einfand, was die Petersburger Aristokratie an Blaustrümpfen aufzuweisen hatte. Dieses Genre von Damen ist dort entstanden, seitdem der Kaiser Alexander sein liberales Regiment angetreten und den Unterricht obligatorisch gemacht hat. Es setzten damals viele junge Damen eine Ehre darin, ihr Lehrerinnenexamen zu machen, ehe sie in die Welt traten, und Frau v. S., eine Schöne von 22 Jahren, sagte, indem sie stolz ihren Busen mit dem Fächer berührte: „**Je suis professeur, moi**". Ich verschwieg, daß ich im stillen wünschte, sie hätte deshalb ihre Toilette nicht vernachlässigt. Als sie aber gar auch noch anfing, zu politisieren und uns über die Verhältnisse der Ostseeprovinzen aufklären

wollte, da riß meinem Freunde, dem dicken Lynar, die Geduld, denn alle Welt redete uns auf diese Ostseeprovinzen an, für die wir uns doch gar nicht interessierten. Aber die Russen fürchteten eben, es könne uns in den Sinn kommen, sie zu erobern. Lynar machte also ein möglichst treuherzig stupides Gesicht und fragte: „Die Ostseeprovinzen, wo liegen denn die?“ — „Mein Gott, an der Ostsee!“ rief die junge Frau ganz entrüstet. „Liegen sie schon lange da?“ fragte Lynar. Alles lachte, nur die junge Gelehrte war sehr gekränkt.

Man fühlte sich sehr behaglich in diesem Salon der Großfürstin Helene, denn die steife Etikette war aus diesen Räumen verbannt. Wenn Musik gemacht oder etwas vorgestellt wurde, so ward durchaus nicht die ganze Gesellschaft gezwungen, da zuzuhören und sich steif hinzusetzen. Im Gegenteil. Ein großer Teil der Gesellschaft verkehrte in den anderen Zimmern, schwatzte oder spielte Whist, wie es jedem gefiel. Die Großfürstin und ihre Tochter Katharina, Gemahlin des Herzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz, verkehrten unter der Gesellschaft wie deutsche bürgerliche Hausfrauen, für jeden sorgend und keine Rücksicht auf sich beanspruchend, ja sogar solche Rücksichten ganz unmöglich machend. Dafür legte sich die Großfürstin auch selbst keinen Zwang auf, wenn sie, da sie schon bei Jahren war, sich angegriffen fühlte. Da verschwand sie wohl von der Gesellschaft unbemerkt und begab sich zur Ruhe, ihrem Hofstaat die Sorge für die Gäste überlassend.

Es war mir anfangs sehr auffallend, daß die Russen sie kurzweg „die Helene Paulowna“ nannten, und ich glaubte darin eine Nichtachtung bemerken zu können. Später aber beobachtete ich, daß man in Rußland alle diejenigen, mit denen man entweder besonders vertraut ist, oder die man besonders hoch achtet, und deren allgemeine Bekanntschaft man voraussetzt, einfach mit dem Taufnamen und Vatersnamen bezeichnet. So würde z. B. der vornehme Russe nicht sagen: „Ich kann heute nicht zur Großfürstin Helene gehen, weil ich zum Großfürsten Nicolaus geladen bin“, sondern: „Ich kann heute nicht zur Helene Paulowna gehen, weil ich zum Nicolaus Nicolajewitsch geladen bin“.

Der 9. Dezember. Am 9. Dezember fand große Parade statt. Aufstellung und Vorbeimarsch der Truppen waren auf dem großen Platze vor dem Winterpalais.

Es wird in Rußland noch mehr als an anderen Höfen auf den Anzug Wert gelegt. So hatte sich der Kaiser bei dieser Parade ausgedacht, die preußische Armee durch den Anzug besonders zu ehren, denn es ward dasselbe Kostüm befohlen, das die preußischen Truppen beim Siegeseinzug

in Berlin am 16. Juni getragen hatten, also kleine Uniform, ohne Busch mit Feldachselstücken, aber mit Ordensband. Weil aber die Kälte so empfindlich war (ich glaube zwölf Grad), daß man die Mäntel anziehen mußte, so war von dieser Finesse des Anzuges nichts zu sehen als das Fehlen des Busches auf dem Helm. An die Parade schloß sich ein Dejeuner beim Kaiser im Winterpalais, zu dem alle Stabsoffiziere befohlen waren. Auch bei diesem Dejeuner ward uns durch die Toilette eine besondere Aufmerksamkeit erwiesen, denn es durften nur Kriegsorden angelegt werden, deren wir natürlich gerade jetzt mehr hatten als die Russen.

Die Parade in dem kniehohen, durch die herrschende Kälte in dünnen, tiefen Sand verwandelten Schnee hatte ihre großen Schwierigkeiten. Um sie recht stattlich zu gestalten, waren die Gardetruppen aus den nächsten Garnisonen mit dazu herangezogen worden. Ein Kavallerie-Regiment hatte dazu um Mitternacht abmarschieren müssen.

Man konnte kein Urteil über die Truppe von dieser Parade fällen. Infanterie in langen Mänteln, die durch knietiefen Schneesand vorbeisteigt, kann keine Exerzier- und Marschtätigkeit zeigen. Erstarrte Hände können weder Gewehre noch Zügel richtig führen. In solchem Boden können die Pferde keinen richtigen Trab traben. Gewisse Schwadronen mußten in der Karriere vorbeireiten, und der Chok fiel in dem tiefen Schnee gewaltig aus. Die Geschütze wurden nur mühsam unter großer Anstrengung fortgeschleppt. Aber das konnte die vorzüglichste Truppe unter diesen Umständen nicht besser machen.

Der Pferdeschlag der Gardekavallerie gefiel mir gar nicht. Die großen, aufgezogenen, häßlichen Gäule mit hohem Hinterteile, niedrig gestellter Vorhand, infolge von Überzäumung das Kinn auf der Brust tragend, schienen mir zu schnellen Gängen auf die Dauer nicht geeignet. Die kleinen, kurzen, gedrungenen Kosakenpferde gefielen mir besser.

Nach dem Frühstück wurden die sämtlichen Gäste en grand cortège in der Stadt herumgeschickt, um die Merkwürdigkeiten derselben zu sehen. Eine ganze Reihe von Kaiserlichen Schlitten und Equipagen jagte in sausendem Tempo von einem Platz zum anderen, von einem Denkmal zum anderen, von einer Kirche zu anderen. Wo man aussteigen mußte, war alles vorbereitet, um das Innere zu sehen, und der Prinz Friedrich Karl, der natürlich an der Spitze fuhr, wurde auch von den Führern und Erklärern empfangen und geleitet; wir andern konnten aber nicht zugleich mit ihm aussteigen, denn der tiefe Schnee erlaubte nur das Aussteigen vor den betreffenden Portalen; auch stand überall eine so dichte Volksmasse neugierig bei den Eingängen, daß sie von anderwärts Aus-

gestiegenen nicht hätte durchdrungen werden können. Die Polizei hatte auf eine solche Neugier des Volks wohl nicht gerechnet und nicht die gehörige Anzahl Mannschaft überall aufgestellt, um die Eingänge freizuhalten. Da strömte die Menge der Russen in ihren dicken Pelzen und mit ihren Schaffellmützen hinter dem Prinzen Friedrich Karl in die Kirche nach, und wir später Nachfolgenden wurden abgedrängt, sahen nichts von den Merkwürdigkeiten und hörten nichts von den Erklärungen. Am meisten traf das uns, Lynar und mich, die wir nach unserem militärischen Range mit zu den letzten gehörten. In der einen Kirche war mir durch die dichte Volksmasse, die dem Prinzen Friedrich Karl nachfolgte, als er wieder einstieg, der Ausgang absolut versperrt, und ich sah kommen, daß ich den Anschluß ganz verfehlen würde. Ich schaffte mir durch eine List Platz. Die gemeinen Russen fragten uns nämlich fortwährend, mitten im Gedränge: „Wo is Moltke?“ in ihrem gebrochenen Deutsch. Da zeigte ich nach dem Innern der Kirche, Moltke sei noch am Altar. Sofort strömte die Masse dorthin, denn Moltke war ihnen der Merkwürdigste von allen. Ich hatte die Tür frei und konnte weiterfahren. Aber ich hatte doch so viel Zeit verloren, daß ich bei der nächsten Kirche gerade ankam, als deren Besichtigung beendet war. Ich kann ehrlich sagen, daß ich von allen diesen Merkwürdigkeiten eigentlich gar nichts gesehen habe, bis wir schließlich bei den Kaiserlichen Stallungen einen Ruhepunkt der Hetzjagd fanden. Hier zeigte uns der Oberstallmeister, Fürst Galitzin, die ganzen Stallungen und Wagen und produzierte auch einige Pferde. Ich kann nicht sagen, daß mir die Pferde imponierten. Selbst die Leibreitpferde des Kaisers sind nicht tadelfrei. Einen Vergleich mit dem Pferdeschlag des Berliner Königlichen Stalles halten sie nicht aus. Die häßlichen, langschwänzigen Harttraber, die meist einspännig im Schlitten gefahren werden, und von denen auch unser Kaiser zwei vom russischen Kaiser geschenkt erhalten hat, mit denen man ihn oft in Berlin fahren sieht, gefielen mir noch am besten.

Zum Diner waren wir bei der Großfürstin Helene geladen, nach dem Diner ging es in die Oper; es wurde „Don Juan“ gegeben, und die Lucca sang die Rolle der Zerline, durchaus nicht ihre glänzendste Rolle. Die Oper war etwa gegen Mitternacht zu Ende, und danach fand bei der Fürstin Galitzin, Gemahlin des Oberstallmeisters, die Soiree statt. Ich glaube, daß der Fürst Galitzin diese Soiree auf Befehl und Kosten des Kaisers gab.

Alle die Soireen der ersten Gesellschaft beginnen in Petersburg erst nach der Oper, denn der Besuch der Oper ist dort so kolossal teuer, daß jeder, der einen Platz bezahlt, ihn auch bis zum Schluß verwertet. Wenn

man bedenkt, daß ein Sitzplatz im Parkett sechs bis sieben Rubel — der Rubel stand damals 28 Groschen — kostet, also eine Loge von vier bis fünf Plätzen für eine vornehme Familie gegen vierzig Rubel, so begreift man das. Viele vornehme Familien können sich daher auch nur selten den Besuch des Theaters gönnen. Der Fürst Massalsky sagte mir z. B., er sei höchstens ein bis zweimal im Jahre dazu in der Lage. Und doch hatte er eine Revenue von 6000 bis 7000 Rubel außer seinem Diensteinkommen. Dabei sagte er mir, dies sei das Geringste, was ein Offizier in Petersburg haben müsse, um zu existieren, von welchem Dienstgrad er auch sei.

Die Fürstin Galitzin gehörte zu den gefeiertsten Schönheiten von Petersburg. Es war sehr amüsant zu sehen, wie diese von aller Welt angebetete junge Frau rasend verliebt war in den jungen Herzog Paul von Mecklenburg, der es aber, bescheiden und etwas schüchtern, wie er noch war, gar nicht merkte. Das jugendliche, fast mädchenhafte Gesicht in der roten Husarenuniform sah aber auch allerliebst aus. Selbst der alte Fürst Suwarow schwärmte für den Anblick dieses Prinzen und meinte, er sehe der Königin Luise, seiner Urgroßmutter, die Suwarow noch gekannt hatte, zum Sprechen ähnlich.

Diese Fürstin Galitzin war nicht die, welche ich in Reichenhall kennen gelernt, sondern die beiden Ehemänner waren Brüder. Da beide Fürstinnen Helene hießen, so kamen oft Verwechslungen vor, zum großen Ärger der schönen, denn die andere war abschreckend häßlich und lebte von der Welt zurückgezogen. Ich fand den anderen Tag Zeit, meiner alten Bekannten einen Besuch zu machen und sie wiederzusehen.

10. Dezember. Der 10. Dezember war ein Sonntag. Der Vormittag war uns also überlassen, da die Kaiserliche Familie ihre kirchlichen Zeremonien absolvierte. Ich besuchte einige alte Bekannte unter den Russen, darunter Frau v. Budberg, die Witwe des früheren Botschafters in Berlin, Frau v. Peterson usw., die alle in der Zurückgezogenheit lebten. Diese Zurückgezogenheit stand im schneidenden Gegensatze zu dem Glanze, in dem ich sie in Deutschland gesehen, solange sie eine offizielle Stellung einnahmen und durch das hohe Gehalt aus Petersburg zu Luxus befähigt wurden. Die Wohnungen waren eng, dunkel, ja dürftig. Was ich aber am meisten in den Privatwohnungen, auch der Damen, vermißte, war die Reinlichkeit, während die großen Logis der offiziellen Persönlichkeiten wie die Putzkästen gehalten waren. Unwillkürlich überkam mich das Gefühl, daß auch bei dem gebildetsten Russen die Zivilisation in vielem nur Firnis ist. Übrigens sind die Bedürf-

nisse in Petersburg alle im Verhältnis ebenso kostspielig wie das Theater, und manches, was man wo anders nicht kennt, wird zur unbedingten Notwendigkeit, so daß, wer auf seine Pension angewiesen ist, in Petersburg nur ein sehr eingeschränktes Leben führen kann. Zu diesen unbedingten Lebensbedürfnissen, auch der Minderbegüterten, gehört die Erwärmung des ganzen Hauses, auch der Treppen, durch Luftheizung, wovon in den Mietshäusern die Mieter natürlich die Kosten tragen müssen. Wie der Mensch in dem rauhen Klima im Winter im Freien sehr ausfriert und viel Wärme ausgibt, so bedarf er dann in der Wohnung um so höherer Wärmegrade. Nirgends werden daher Hausflur und Zimmer so heiß gehalten wie im hohen Norden. Wir, die wir daran nicht gewöhnt waren, glaubten, ersticken zu müssen, besonders weil die Luftheizung die Luft so stark austrocknet und, selbst im Winterpalais, die Fenster nicht geöffnet werden können, sondern behufs Ventilation nur ganz kleine Ventilatoren angebracht sind. Öffnet man die Haustür eines solchen Hauses, so entsteht, selbst wenn die gewöhnliche Windstille dieser Breiten herrscht, durch den Unterschied der Temperatur auf der Straße und im Hause, der über dreißig Grad Réaumur beträgt (oft vierzig), ein sturmartiger Zug von der Straße nach dem Hause, der die Mütze vom Kopfe reißt und namentlich den aus dem heißen Hause Heraustretenden mit tödlicher Erkältung bedroht. Deshalb haben alle Häuser, in denen ein gebildeter Mensch wohnen kann — die Paläste und offiziellen Häuser in erster Reihe — immer doppelte Haustüren. In dem Zwischenraume steht der Portier, der weiter nichts zu tun hat, als die Türen auf- und zuzumachen, und dafür zu sorgen, daß nie beide Türen auf einmal offen stehen, damit jener gefährliche Zug nicht entstehen kann. Solch ein Portier muß auch bezahlt werden. Dazu kommt, daß jeder der Dienerschaft nur für bestimmte Dienste zu brauchen ist. Ein Bedienter rührt keinen Ofen an, dazu ist der Heizer da, usw. Und die große Schar der Diener muß, wenn sie auch schlecht bezahlt wird, genährt werden, sie trinkt und stiehlt und betrügt, eine Tradition aus der Zeit der Leibeigenschaft, denn damals rechnete es der Leibeigene nicht für Unrecht, seinen Herrn zu bestehlen, denn er entwendete ihm nichts, gehörte er doch mit allem, was er hatte, aß und trank, dem Herrn.

Mittags wurden wir zum Diner zum Kaiser befohlen, nach welchem der Kaiser, also auch wir alle, in das Theater ging, um ein Ballett zu sehen.

Zu der Fahrt nach dem Ballett ließ mich der Wagen im Stich, und ich empfing bei dieser Gelegenheit von meinem Lohnlakaien eine Lehre über russische Sitten.

Als ich meine Visiten beendet hatte, wollte ich den Kutscher entlassen und zu acht Uhr abends wieder bestellen, denn zum Diner in demselben Winterpalais brauchte ich keinen Wagen. „I bewahre", sagte der Lohndiener, „kann warten in der Straße." Ich erschrak bei dem Gedanken, daß der Kutscher mit den Pferden in einer Kälte von fünfzehn Grad drei Stunden auf der Straße warten sollte. „Wenn Sie entlassen Kutscher, geht er saufen, liegt er besoffen, kommt er nicht wieder — kann warten." Mein Gefühl empörte sich, und ich ließ den Kutscher darauf aufmerksam machen, daß er nicht saufen dürfe. Er versprach, nüchtern zu bleiben. Aber er kam nicht, und als nach ihm geschickt wurde, lag er sinnlos betrunken im Stall. In Petersburg hält man übrigens den Trunk nicht für ein tadelnswertes Laster, sondern für ein hilfebedürftiges Schicksal. Ich habe bei den wenigen Fußpromenaden durch die Straßen recht viele Betrunkene gesehen. Dabei fiel mir auf, daß keiner von ihnen lärmte und Händel suchte wie bei uns, sondern sie waren alle selig, stillvergnügt und selbstzufrieden. Der Russe hat einen zärtlichen Rausch. Der Nüchterne aber hilft auch dem Betrunkenen, damit ihm kein Unheil widerfährt, und verabscheut ihn nicht wie bei uns. Ich glaube, diese Bereitwilligkeit zur Unterstützung kommt daher, weil keiner weiß, wie bald er vielleicht ebenso hilfsbedürftig sein wird.

Das Ballett war recht gut. Die erste Tänzerin war eine jugendliche Schönheit, eine Deutsche, die ihren Namen in Gramzowa russifiziert hatte. Später hat sie sich in Berlin wieder in Gramzow germanisiert und kurze Zeit Furore gemacht, bis sie durch die Ungeschicklichkeit eines Arztes bei einer unbedeutenden Hilfsleistung ihr Leben verlor.

Nach dem Ballett wurden wir zu einer Soiree bei der Großfürstin Constantin befohlen, die bekanntlich eine deutsche, eine altenburgische, Prinzessin ist. Sie wohnte auch im Winterpalais. Auch diese Soiree dauerte bis lange nach Mitternacht.

Als die Soiree zu Ende war, wollte ich eben mit Graf Lynar, in dessen Nähe ich wohnte, die endlosen Korridore des Palais entlang in unsere Zimmer gehen, als wir bemerkten, daß der alte Fürst Suwarow und seine Tochter in der Nähe des Schloßportals auf einem Sofa im Korridor saßen und noch keine Anstalten machten, nach Hause zu fahren. Der Kutscher hatte sie im Stich gelassen, und sie warteten auf einen anderen Wagen. Vielleicht war der Kutscher demselben Schicksal verfallen wie der meinige. Wir blieben also bei dem alten Herrn und seiner Tochter und leisteten ihnen Gesellschaft. Das rührte den Fürsten, und er wollte sich uns dankbar erweisen, indem er uns die Gemächer zeigen wollte, in denen der Kaiser Nicolaus gewohnt hatte, und die noch ganz

so erhalten waren, wie zu Lebzeiten dieses Monarchen. Wir befanden uns nämlich gerade vor der Tür dieser Gemächer. Er ließ den Schlüssel holen und die Eingangstür öffnen. Als wir eben eintreten wollten, rief ein Lakai hinter aus: „Seine Majestät der Kaiser", und der regierende Kaiser erschien. Als derselbe erfuhr, was Suwarow für eine Absicht gehabt, sagte er: „Ich werde Ihnen selbst die Zimmer zeigen" und führte uns hinein.

Da lag in den Zimmern des vor mehr als sechzehn Jahren verstorbenen Kaisers alles so, als ob er eben fortgegangen wäre, nur daß die Taschentücher, Wäsche usw., die er im täglichen Gebrauch hatte, sorgfältig zusammengelegt waren, wie sie aus der Wäsche kamen. Erstaunlich war die Einfachheit der Einrichtung dieser Zimmer. Die Möbel waren aus einfachem Holz, mit Rohr, die Stühle steif und unbequem und sehr billig, das Bett möglichst hart und unbequem. Da war kein bequemer Lehnstuhl oder Sofa. Den Schmuck der Wände bildeten recht einfache und, man kann sagen, schlechte Lithographien, die Erinnerungen aus dem Leben des Kaisers darstellten, meistens Soldaten oder Paraden preußischer Truppen aus der Zeit des Königs Friedrich Wilhelm III. Man sah an diesen Bildern, mit welcher Liebe der Kaiser Nicolaus an seinem Schwiegervater und an dessen Armee hing.

Was mir aber bei dieser nächtlichen Wanderung durch die Zimmer des verstorbenen Kaisers den meisten Eindruck machte, war der regierende Kaiser, der uns führte. Die Genauigkeit, mit der er jeden einzelnen Gegenstand beschrieb, die Pietät, die er dabei für alle Gewohnheiten seines Vaters an den Tag legte, die Wärme, mit der er jede Kleinigkeit betonte, die Tränen, die dabei aus seinen Augen hervorquollen, bezeugten die an göttliche Verehrung grenzende Liebe des Sohnes zu seinem dahingegangenen Vater. Es ist mir dieser Grad von Verehrung bei einem Sohne unbegreiflich gewesen, der doch politisch ganz andere Wege gegangen ist als sein Vater, der alle Härten desselben ausgeglichen hat, der sein Land viel weiter geführt hat und nach meiner Ansicht das Bewußtsein haben mußte, daß er weit höher dastand als sein Vater und seine Russen zur besseren Kultur geführt habe, während dieser sie in der Barbarei und Knechtschaft mit Gewalt zurückgehalten hatte. Aber davon hatte Alexander II. in seiner Bescheidenheit keine Ahnung, und ihm schwebte der Vater immer als ein höheres, unerreichbares Wesen vor Augen, wahrscheinlich deshalb, weil derselbe ihm, dem Sohne, eine so vortreffliche, sorgfältige, allseitige Erziehung hatte zuteil werden lassen. Tief gerührt von dieser kindlichen Pietät verließen wir den Kaiser, als er uns entließ, um unsere Zimmer aufzusuchen.

Der 11. Dezember. Den 11. Dezember waren wir uns selbst überlassen, denn an diesem Tage kehrte die Kaiserin aus Livadia zurück, und der Kaiser empfing sie, fuhr ihr wohl auch einige Stationen weit entgegen. Jedenfalls sollten wir uns um ihn nicht kümmern und er nicht um uns. Die Kaiserin war von sehr zarter Gesundheit und konnte das Petersburger Klima gar nicht vertragen. Deshalb lebte sie möglichst viel im Süden, wo sie in Livadia in der Krim ein Schloß in einem fast tropischen Klima hatte. Aber die unglückliche Frau mußte den Winter, also gerade die kälteste und rauheste Jahreszeit, in Petersburg zubringen, um, wie es hieß, ihren Pflichten als Kaiserin nachzukommen. Ich glaube nicht, daß der Kaiser die Macht gehabt hätte, sie davon zu entbinden und ihr eine andere Jahreszeit für den Aufenthalt in Petersburg auszusuchen. Die öffentliche Meinung in Rußland, die Gewohnheit durch lange Jahre, verlangte es so, daß die Kaiserin im Winter in der Hauptstadt repräsentiere, wenn sie auch dort das Winterpalais nie verließ, sondern nur in ihren eigenen, stets gleichmäßig geheizten, durch künstliche Entwicklung von Sauerstoff und Wasserdampf möglichst gesund gemachten Salons fremde Menschen empfing. So brachte sie also die milde Jahreszeit im milden Klima zu, die rauhe im rauhen. Jetzt kam sie aus Livadia an, wo noch warmes Herbstwetter war, wie man uns sagte, und traf bei ihrer Ankunft in Petersburg gerade einen Tag, an dem das Thermometer auf siebzehn bis achtzehn Grad Réaumur unter Null fiel.

Dieser Tag war, wie ich schon früher angab, dazu bestimmt, daß mir die artilleristisch interessanten Dinge gezeigt werden sollten. Man zeigte mir die Geschützgießerei und die anderen Artilleriewerkstätten, die Patronenfabriken, die Artillerieschule und einige Kasernen. Da ich durchaus Wünsche aussprechen sollte, was ich noch sehen wollte, und nach Verabredung mit Reuß und Werder auch aussprechen mußte, mich aber in bescheidenen Grenzen zu halten hatte, so war mit Massalsky die Verabredung getroffen, daß man mir die drei Geschütze der russischen Feldartillerie, die Mitrailleuse, den Vierpfünder und den Neunpfünder, im Exerzieren auf der Stelle, bei der schweren Kälte im Exerzierhause, und irgend eine Reiter-Abteilung in der Reitbahn zeigen werde.

In der Geschützgießerei und in den Artilleriewerkstätten fand ich eine ganz kolossale Tätigkeit. Ungeheure Massen von bronzenen Röhren waren da in Arbeit, teils halb, teils ganz fertig, teils schon in Lafetten und zum Versenden bereit. Es drängte sich mir der Gedanke auf, daß die russische Armee entweder noch gar keine Artillerie habe und erst eine neue schaffen wolle, oder daß sie einen ganz großen Krieg vor der Tür habe. Man sagte mir aber, daß man das ganze Artilleriematerial

erneuere, weil man erst jetzt die gezogenen Geschütze in der ganzen Armee einführe. Da man sich aber nicht am Vorabend eines großen Krieges befand, so schien mir, daß man sich bei der Fabrikation übereilte. Denn man änderte die Konstruktion bei jedem neuen Rohr, das auf die Ziehbank kam. Ich sah nur bronzene Rohre, sowohl für Feldgeschütz als auch für Festungsgeschütz, ja, gezogene Mörser mit unsinnig langem Flug, also von verhältnismäßig unnötigem Rohrgewicht. Auf meine Frage, ob sie Gußstahlgeschütze in Essen bei Krupp bestellten, erfuhr ich, daß man dort die Marinegeschütze habe machen lassen, aber jetzt im Lande einige Gußstahlfabriken anlege, Privatunternehmungen, die der Staat subventioniere, um nicht vom Auslande abhängig zu sein und um dem eigenen Lande den Geldgewinn zukommen zu lassen. Offiziere, welche technische Kenntnisse hatten, waren durch bedeutende Geldzuschüsse seitens des Staates ermutigt worden, solche Fabriken von Gußstahl zu errichten. Da wurde mir unter andern der Hauptmann Bilderling genannt, der im Jahre 1869 meiner Schießübung zugesehen hatte und damals Flügeladjutant des Kaisers gewesen war. Als ich meine Bedenken aussprach, ob diese Fabriken bald imstande sein würden, einen für Kanonenrohre brauchbaren Gußstahl herzustellen, da es doch bis jetzt in Preußen weder den Königlichen Gießereien noch den größten Privaten, selbst Gruson in Magdeburg, nicht gelungen war, Krupp das Geheimnis abzulauern, ward mir mit dem russischen „Muß" geantwortet. Geschaffen wird es damit allerdings, aber schlecht und unbrauchbar.

In der Patronenfabrik interessierten mich die zahllosen Maschinen, welche sinnreich erfunden sind, um dem Betrug und dem Diebstahl vorzubeugen. Sobald eine Patrone nur ein Paar Körnchen Pulver zu wenig hat, oder die Kugel ein Minimum zu wenig an Blei wiegt, steht die ganze Maschine still oder wirft das Corpus delicti heraus. Selbst das Einfüllen des Pulvers geschieht nur von Maschinen, und kein Mensch hat dort anzufassen, damit er nichts stehlen kann.

Die Arbeiter in der Patronenfabrik wurden mit einem Rubel täglich gelöhnt. Dieser Lohn kam mir sehr hoch vor. Und dennoch versicherte man mich, daß die Leute dafür nur ein äußerst ärmliches Leben führen könnten, weil die Preise der Lebensbedürfnisse und Wohnungen in Petersburg so hoch sind. Während in Frankreich die hohen Tagelöhne die Folge des Reichtums des Landes sind, liegt die Ursache der hohen Löhne in Petersburg in der dortigen Armut des Landes oder, besser gesagt, in der Unnatur der Lage der Reichshauptstadt in der unwirtlichen kalten Zone und in der großen Entfernung, aus der die kleinsten Lebensbedürfnisse herbeigeschafft werden müssen, die dadurch sehr kostspielig werden.

Mit imponierendem Glanz ist die Artillerieschule eingerichtet. Es ist dort alles geschehen, um die Schüler derselben in den Wissenschaften zu fördern und ihnen Lust zum Lernen zu machen. Als ich sah, wie jeder Schüler im Unterricht in Chemie sein eigenes Laboratorium hatte, in welchem er mit allerhand Drogen und Stoffen selbst experimentieren konnte, da dachte ich mit Neid an den dürftigen Unterricht in Chemie, den ich auf der Artillerieschule erhalten, wo wir sechzig Schüler die Woche zweimal, nachmittags von vier bis sechs Uhr, in einem wegen Holzersparnis ungeheizten Saal auf Bänken zusammengepfercht saßen und froren, während uns einer der ersten Professoren der Chemie an der Tafel für uns ganz unverständliche Apothekerformeln hinschrieb, die uns anwiderten, so daß wir nichts dabei lernten. Einer der Schüler lag hier in Petersburg auch im Lazarett, denn er hatte beim selbständigen Experimentieren aus Versehen eine explosible Flüssigkeit zusammengebraut, die auch explodiert war und ihm Hände und Gesicht verbrannt hatte, so daß er um eine fühlbare praktische Erfahrung reicher war. Ich betrat auch den Unterrichtssaal, in welchem Mathematik gelehrt wurde. Ein berühmter Professor, der, wie alles in Petersburg, einen militärischen Rang, und zwar den eines Generals, hatte, aber trotz dieser Uniform in seinem schlecht sitzenden, offenen Rock und nach seiner Haltung den Professor nicht verleugnete, stand auf dem Katheder. Die Schüler befanden sich im zweiten, vorletzten, Kursus, der, wie bei uns, im Oktober begonnen hatte, also im ersten Quartal. Vorgetragen wurden gerade, als ich da war, die Gesetze, nach denen der Luftwiderstand mit der Geschwindigkeit zunimmt, wie ich nach den Formeln der aufgeschlagenen Bücher sah. Ich staunte. Denn wenn dies schon im Beginn des zweiten Lehrjahres vorgetragen wurde, so mußten sämtliche Schüler am Ende des letzten Jahres die Grenzen des gesamten mathematischen Gebietes erreichen. Die Schüler sind älter als bei uns und erreichen beinahe das dreißigste Lebensjahr, wenn sie die Anstalt verlassen. Daß Menschen, die bis dahin nur studiert und weder praktischen Dienst noch Reiten gelernt haben, jetzt keine praktischen Batteriechefs mehr werden können, ist klar. Die Unterrichtsklassen waren auch nur neun bis zehn Köpfe stark. Es konnte der jährliche Übertritt von neun bis zehn Offizieren aus der Schule in die gesamte russische Artillerie den jährlichen Bedarf an Offizieren natürlich nicht decken, und somit mußte die russische Artillerie die große Masse ihres Bedarfs ebenso heranziehen wie der Rest der Armee. Diese neun bis zehn jährlich von der Artillerieschule ausgebildeten Offiziere waren nur eine durch Avancement bevorzugte gelehrte Elite, die nicht reiten und nichts kommandieren konnte. Mein

verstorbener Doppelmair war auch daraus hervorgegangen. Neun Gelehrte alle Jahre ist für die Artillerie zuviel. Im praktischen Dienst waren sie aber wegen ihres Mangels an Elementar-Dienstkenntnis wenig geschätzt, wegen der ihnen zuteil gewordenen Bevorzugung mit scheelen Augen angesehen. Die übrigen, die praktischen Offiziere, waren aber anderseits von einer solchen Unwissenheit, daß sie die Einrichtung der gezogenen Geschütze nicht einmal begriffen, wie ich bald zu bemerken Gelegenheit hatte. So entstand durch die Vorzüglichkeit der Artillerieschule und die geringe Zahl von Auserwählten, die auf ihr ausgebildet wurden, in der russischen Artillerie eine unüberbrückte Kluft zwischen Theorie und Praxis. Diese Kluft existiert, wenn auch nicht in derselben Größe, in allen Armeen. Bei uns wird sie durch die Schießschule ausgefüllt, auf welcher jeder Artillerieoffizier während seiner Dienstzeit einige Male in der Zeit von ein paar Monaten Kenntnis von dem Gebrauch der neuen Erfindungen nimmt. Auf meine Frage nach einer Schießschule sagte mir Baranzoff: „A quoi bon une école de tir? Ils tirent assez bien dans la troupe.“ Das scheint sich nicht erfüllt zu haben, denn gegen Plewna haben sie nichts getroffen.

In den Kasernenstuben interessierte mich, daß am Ende jeder Stube ein Heiligenbild steht, an dem ein Lämpchen Tag und Nacht brennt. So stark wird auf die Orthodoxie auch in der Armee gehalten. Die Stuben waren vortrefflich gehalten. Aber ich wurde nur in diejenigen Stuben geführt, welche auf meinen Besuch vorbereitet waren. Der General Baranzoff sagte mir, die russischen Soldaten seien gewohnt, wenn man ihre Stuben besuche, daß man ihnen „guten Tag“ sage. Ich ließ mir das auf Russisch vorsagen und versuchte, es nachzusprechen. Es war ein Wort mit fast nur Konsonanten, und ich brachte es nicht heraus. Als ich daher eine Stube betrat, muß ich es so undeutlich ausgesprochen haben, daß mich niemand verstand, denn die Soldaten sahen mich stier und erstaunt an und antworteten die ihnen dafür vorgeschriebene Klausel nicht. Ich bat daher Baranzoff, die Begrüßung für mich auszusprechen.

Das Exerzieren von drei Geschützarten im Exerzierhause war für mich sehr amüsant. Ich bat nur, daß jedes Geschütz mit jeder Geschoßart einmal geladen und abgefeuert werde, natürlich nur exerzierend ohne Patronen. Hierbei sah ich, daß die Mannschaft, welche doch gewiß ausgesucht war, ihr Geschütz nicht kannte, und daß auf ein genaues Zielen wenig Wert gelegt wurde. Es waren vorschriftsmäßig feldkriegsmäßig verpackte Protzen hinter den Kanonen aufgestellt, und als ich fragte, ob ich ein Schrapnell sehen könne, wurde nach einem solchen gerufen, aber es dauerte lange, bis es gefunden ward. Weder die Mannschaft, noch die

Unteroffiziere, noch der Offizier wußten, wo es zu finden war. Dann zeigte man mir die Mitrailleuse und exerzierte blind damit. Daneben lag eine gleiche Mitrailleuse, die in ihre Teile zerlegt war. Man sagte mir, sie könne in fünf Minuten zusammengesetzt und schußfertig gemacht werden. Dies sollte mir produziert werden. Aber es gelang nicht, die Teile paßten nicht. Ich hatte gut achtgegeben und bemerkt, daß ein Teil verkehrt eingesetzt war, so daß ich ihnen aus der Verlegenheit helfen konnte. Es war mir dies ein Beweis, daß die neuen Erfindungen in der Artillerie von der großen Menge derjenigen nicht verstanden werden, die damit kämpfen sollen, und führte mir die große Kluft zwischen Theorie und Praxis deutlich vor Augen, von der ich oben gesprochen. Ehe die Zivilisation nicht bis in die allerunterſten Schichten der Bevölkerung verhältnismäßig durchgedrungen ist, wird auch die russische Armee nicht diejenige Kraft entfalten können, die der Zahl ihrer Soldaten entspricht.

Ich hatte darum gebeten, mir eine Abteilung zu zeigen, wie sie im Winter in der Bahn zusammen Reitunterricht erhielte, sei es Rekruten oder Remonten oder Reiter der reitenden Artillerie. Man ließ neun Reiter einrücken, es waren aber nicht Reiter, die zusammengehörten, das sah ich schon an den Farben der Pferde, denn in Rußland wird noch strenger als bei uns darauf gehalten, daß die Pferde derselben Batterie von derselben Farbe seien. Die mir vorgestellten Pferde waren aus drei Batterien entnommen. Sie zeigten mir solche Kunststücke der hohen Schule, wie man sie sonst nur in der spanischen Schule zu Wien oder im Zirkus von Renz sieht. Der Schritt war nur spanischer Tritt, Piaff, der Trab Radop. Die Seitengänge waren tadellos, die Pferde so in den Hanken gebogen, wie es bei einem Artilleriepferd fast ein Wunder genannt werden könnte. Es war mir klar, daß diese neun Pferde nur dazu gehalten und dressiert wurden, um gelegentlich Vorgesetzten und Fremden gezeigt zu werden. Ich ließ mir aber nichts merken, sondern bewunderte nur die Leistungen und versicherte Massalsky und Baranzoff, daß so etwas bei mir nicht gezeigt werden könnte. Man zeigte mir auch die Karriere, aber keinen Galopp. Auf meine betreffende Frage ward mir gesagt, es sei verboten, daß die Artillerie galoppiere. Selbst in der Reitbahn dürfe nicht galoppiert werden. Die Artillerie dürfe nur Trab und Karriere üben. Ich konnte meine Verwunderung nicht unterdrücken, wie Pferde ohne Galoppübungen so vortrefflich in den Hanken gebogen werden und eine so gehaltene Karriere laufen könnten. Lächelnd vertraute man mir nun an, dies sei allerdings unmöglich. Im geheimen galoppiere man auch, und dann zeigte man mir auch alle Galopp-

übungen in hoher Vollkommenheit, wie sie ein gut zugerittenes Pferd ausführen können muß.

Die Vierpfünder und Neunpfünder sind in Rußland größer als die unsrigen. Der russische Vierpfünder würde bei uns etwa Fünfpfünder, der Neunpfünder fast Zwölfpfünder genannt werden. Sie müssen danach mehr Wirkung haben als unsere Feldgeschütze, sind aber auch viel schwerfälliger. Die Mitrailleuse feuert nicht lagenweise wie die französische, sondern gibt ein fortwährendes Einzelfeuer. Ich denke, es muß dies noch schwerer zu beobachten und zu korrigieren sein als das französische.

Größere Übungen im Freien konnte ich bei der Kälte von 17 bis 18 Grad Réaumur nicht sehen.

Zu Mittag gab der Botschafter Prinz zu Reuß der ganzen Deputation ein solennes und offizielles Diner. Nach demselben ging es wieder in die Oper. Es war ein interessanter Abend, denn die Lucca und die Patti sangen zusammen, was, soviel ich weiß, bisher und auch später nirgends vorgekommen ist. Die Verehrer der beiden Rivalinnen fanden sich vollzählig ein. Das Haus war Kopf an Kopf gefüllt, und der Applaus ein lärmender Kampf zwischen den beiden Parteien. Bei beiden Künstlerinnen wurde so viel Lärm als möglich gemacht, und es ist schwer zu sagen, welche von beiden Sängerinnen die gefeiertste war. Wenn aber der Erfolg der einen bedeutender genannt werden soll, so ist es der der Patti gewesen. Auch zahlte ihr der Pächter der Italienischen Oper ein höheres Honorar, denn er gewann es jeden Abend dem Herrn Nicolini, dem späteren Gemahl der Patti, im Spiel, wie man sagte, wieder ab, wogegen die Lucca ihr Geld behielt. Letztere war mürrisch und wenig erfreut über den Petersburger Aufenthalt. Nach der Oper war wieder Soirée bei der Großfürstin Helene von zwölf bis zwei Uhr.

Dienstag, den 12. Dezember. Frühmorgens wurden die Feuerwehr und das Pagenkorps besichtigt, wobei sämtliche Gäste zugegen waren. Dann wurden wir der Kaiserin vorgestellt.

Die Kaiserin bewohnte ein prächtiges Corps de Logis im Winterpalais zu ebener Erde. Die weiten, hallenartigen Salons waren durch Blumen, tropische Pflanzen und Gitter in Teile geteilt, die wie Gartenlauben eingerichtet waren, während man den Salon selbst für einen Garten halten konnte. Die künstliche Verbesserung der Luft, die ich schon erwähnte, kam auch den tropischen Pflanzen zugute und fristete der leidenden Kaiserin das Leben, die zwar damals schon an der ausgesprochenen Schwindsucht litt, aber doch noch fast neun Jahre durch die

Kunst der Medizin am Leben erhalten worden ist. Sie war sehr gnädig und freundlich gegen jeden von uns.

In den Salons der Kaiserin hingen an den Wänden einzelne Gemälde von Meisterhand aus dem 15. Jahrhundert, Originale der Niederländer und Italiener, wie man sie sonst nur in den Galerien findet. Es wurde mir gesagt, daß die kranke Kaiserin, die die Malerei sehr liebt, sich diese Gemälde aus der Petersburger Galerie bringen und nach ein oder zwei Wochen wieder austauschen läßt. Die arme leidende Monarchin konnte ja nicht hingehen, sie zu sehen. So hatte sie mehr Muße, sich daran zu erfreuen, und das Publikum entbehrte das eine oder andere Bild der Galerie immer nur auf kurze Zeit.

An demselben Tage mittags wurden wir um fünf Uhr — eine ausnahmsweise frühe Stunde — zum Diner zur Kaiserin befohlen, zugleich wurde uns bekannt gegeben, daß wir uns um sechs Uhr auf dem Bahnhof einzufinden hätten, um mit dem Kaiser zur Jagd auf Elentiere abzureisen. Vor dem Diner wurden wir auch der anwesenden Großfürstin-Thronfolger*) vorgestellt, einer dänischen Prinzessin. Sie war noch sehr jung, nicht sehr groß und nicht eine normale Schönheit. Aber ihre dunklen klugen Augen in dem freundlichen Gesicht mit der Haut von unübertrefflicher nordischer Zartheit hatten einen bezaubernden lieblichen Ausdruck. Sie war natürlich freundlich gegen uns alle und so ungezwungen dabei, daß ich mir nicht denken kann, sie könne vom dänischen Kriege her noch einen Widerwillen gegen uns haben; ist sie doch auch eigentlich eine deutsche, eine holsteinsche Prinzessin.

Das Diner wurde mit solcher Schnelligkeit serviert, daß wir kaum etwas essen konnten, und als wir entlassen waren, rannten wir, so schnell wir konnten, die endlosen Korridore des Winterpalais entlang, die hohen Treppen hinauf, wechselten die Kleidung in Eile, stürzten in die Wagen und jagten nach dem Bahnhofe, denn der Kaiser war pünktlich wie ein Chronometer, gerade wie unser Kaiser.

Diesmal ging die Fahrt viel weiter als zu der Bärenjagd. Wir fuhren über sechs Stunden lang. Der Kaiser spielte Whist (Jeralasch) mit dem Prinzen von Württemberg und einigen anderen Herren. Ich unterhielt mich meist mit Todleben, wie schon bei der ersten Jagd. Dieser hatte in Sebastopol die Artillerie des Verteidigers kommandiert, ich bei der Belagerung von Paris die des Angreifers. Dieses gab uns so viele

*) Maria Feodorowna, geborene Prinzessin Dagmar von Dänemark, Tochter König Christians IX., geboren den 16. November 1847, Mutter des jetzt regierenden Kaisers Nicolaus II.



Gesprächsstoffe, daß wir hätten ein ganzes Jahr lang zusammen auf die Jagd fahren können, ohne alle dahin einschlagenden Fragen zu ergründen. Todlebens breite Stirn umfaßte ein sehr gewaltiges Gehirn. Seine Riesenfigur war imposant. Seine Lebhaftigkeit und seine Stentorstimme verschafften ihm bei etwaiger Verschiedenheit der Meinung die unbestrittenste Überlegenheit. Bald gab ich, schon um bei dem Eisenbahnlärm meine Lunge zu schonen, jeden Streit auf und ließ ihn dozieren, denn er dozierte gern, liebenswürdig und interessant, und ich beschränkte mich darauf, durch kurze Fragen den Stoff für seine Vorträge immer zu erneuern. So lernte ich des berühmten, lebhaften Mannes Ansichten kennen.

Er war unbedingt einer der bedeutendsten unter den damaligen Generalen nicht nur Rußlands, sondern auch Europas. Seine Arbeitskraft war ungeheuer, seine Tätigkeit ununterbrochen. Als Generalinspekteur des Geniekorps förderte er diese Waffe ungemein. Als er mir erzählte, was er alles unternehme, fragte ich ihn, wie er bei dem anstrengenden geselligen Treiben in Rußland dazu Zeit finde. Da lachte er und sagte, er gehe nie in irgend eine Gesellschaft, er empfange und erwidere keine Visiten, er habe keine Bekannten, und seine einzige Erholung sei, den Kaiser die Woche einmal auf der Jagd zu begleiten und im Monat einmal als Generaladjutant du jour im Theater zu sitzen.

Die Ansichten Todlebens über den Krieg rochen, wie man so sagt, alle nach Pulver und Blei. Dabei war er, wenn er sprach, so lebhaft und seine Phantasie so mächtig, die Erinnerungen an den nun schon vor mehr als sechzehn Jahren beendeten Sebastopol-Kampf noch so deutlich vor seiner Seele, daß er bei jeder Frage gleich den Kampf selbst mit poetischen Farben schilderte und der Zuhörer ihn zu erleben glaubte. Ich war nur in zwei Punkten nicht mit ihm einverstanden. Erstens waltete in allen seinen Maßnahmen eine Rücksichtslosigkeit gegen das Leben der eigenen Soldaten vor, welche zur bedenklichen Schwächung der eigenen Streitkräfte führen muß. Diese Rücksichtslosigkeit ist ein Grundzug aller russischen Führer. Zweitens war er trotz aller dem entgegenstehenden Erfahrungen der Kriege von 1859, 1864, 1866 und 1870/71 noch ein Freund von glatten Geschützen und wollte sie wenigstens zur Hälfte zur Verteidigung von Festungen beibehalten. Sein Ideal einer Festung sollte eine doppelte Verteidigungslinie haben, davon die äußere mit gezogenen, die innere mit glatten Geschützen. Es ist eine sich stets wiederholende Erfahrung, daß die besten Vervollkommnungen nur langsam Eingang in den Köpfen selbst der einsichtsvollen Menschen finden, um wieviel langsamer der beschränkteren großen Massen. Übrigens denke

ich, daß Todleben, nachdem er Plewna mit fünfhundert gezogenen Geschützen beschossen hat, von seiner Neigung für glatte etwas zurückgekommen sein wird.

Obgleich sich Todleben durch seine Verteidigung von Sebastopol einen europäischen Ruf gemacht hatte und in Rußland überall als Held gefeiert wurde, obgleich er den Kaiser auf allen Jagden begleitete, der ihn sehr gern hatte, so war er doch in allen allgemeinen militärischen Fragen ohne allen Einfluß. Sein deutscher Name und seine Vorliebe für alles Deutsche machten ihm die Stockrussen zu Feinden. Er ließ sich bei allen seinen Ansichten über militärische Fragen nur durch die Rücksichten auf den Krieg leiten und kam dadurch in steten Widerspruch mit dem Großfürsten Nicolaus und allen denen, die die Friedens- und Paraderücksichten voranstellten. Er war wahr und allen Unterschleifs Feind und wurde von den zahllosen Betrügern gefürchtet. So kam es, daß der Kaiser, um Frieden in seiner Umgebung zu haben, Todleben, den er liebte, in allgemeinen Fragen gar nicht mehr zu Rate zog und nur in seiner Leitung des Ingenieurkorps frei walten ließ.

Wir kamen nach Mitternacht in einem kleinen Orte an und wurden zu Schlitten vor ein kleines Haus gefahren, wo der Kaiser wohnte. Da man im Salonwagen soupiert hatte, zog sich der Kaiser sofort zurück und begab sich zur Ruhe. Wir anderen hatten unser Nachtquartier in einer Kaserne. Es dauerte lange, ehe wir in dem kleinen, unbeleuchteten Nest, knietief im Schnee watend, unseren Bestimmungsort fanden, denn wir wurden durch Leute geführt, die schlecht instruiert waren, und mit denen wir uns nicht verständigen konnten. Noch länger dauerte es, bis unsere Dienerschaft sich mit dem Gepäck zurechtfand.

Wir wurden in Offiziersstuben einquartiert, in denen drei bis vier Betten pro Stube aufgeschlagen waren. Die betreffenden Offiziere hatten diese Stuben räumen müssen. Wie sie geschlafen haben, ob im Schnee oder irgendwo auf einer Diele, weiß ich nicht. Ich habe keinen gesehen. Ich hatte mich auf ein von russischem Ungeziefer bevölkertes Nachtlager gefaßt gemacht und war nicht wenig erstaunt, in dem sonst gar nicht möblirten, aber gut geheizten und frischgewaschenen Zimmer ein Bett, Waschtoilette und einige Stühle sowie einen Spiegel für jeden zu finden. Alles war ganz neu und ebenso elegant und luxuriös wie im Winterpalais in Petersburg. Die Betten hatten seidene Steppdecken und Federbetten und die feinste Wäsche. Mir wurde nachher erzählt, sie seien für diese eine Nacht in Petersburg neu gekauft und würden dann an dem Ort wieder versteigert. So kostete dem Kaiser, der selbst der einfachste

Mann von der Welt war und wie sein Vater für sich selbst gar keine Bedürfnisse hatte, eine einzige Elenjagd ein kolossales Geld.

Es war zwischen zwei und drei Uhr nach Mitternacht, ehe wir zur Ruhe kamen, denn außer daß die Auseinandersetzung unserer Sachen viel Zeit kostete, dauert, wenn drei bis vier in demselben Zimmer zu Bett gehen, die noch nie miteinander genächtigt, das Schwätzen und Lachen und Scherzen bekanntlich immer sehr lange.

Der 13. Dezember. Früh acht Uhr fand sich alles beim Kaiser zum Kaffee ein. Das Haus, in dem dieser abgestiegen, war das Quartier des Regimentskommandeurs. Ein ziemlich kleiner Salon nahm uns auf. Wir genossen unseren Kaffee stehend und erhielten etwas Gebäck dazu. Um neun Uhr fuhren die Schlitten vor. Sie waren von derselben Konstruktion wie die der Jagd von Gatschina. Ich war nicht wenig erstaunt zu sehen, daß derselbe alte Bauer mit weißem Bart den Kaiser fuhr wie auf der letzten Jagd, und wir befanden uns doch, wie man mir sagte, in der Nähe des Peipus-Sees, das Städtchen hieß, glaube ich, Pskow, dreißig deutsche Meilen von Gatschina. Da wurde mir mitgeteilt, dieser Bauer habe schon den Kaiser Nicolaus gefahren, der nur sehr selten jagte, wenn er Gäste hatte, und habe das Vorrecht, den Kaiser zur Jagd zu fahren, wenn er nur irgend das Jagdterrain erreichen könne. Da fahre er über hundert Werst weit, Tag und Nacht, nur um sich diese Ehre nicht entgehen zu lassen. Seine beiden Söhne fuhren die beiden Großfürsten.

Es war noch dunkel, als wir den Ort verließen, ich sah daher nicht viel von der Provinzialstadt, nur ließen mich die kleinen Häuser vermuten, daß auch bei Tage da nicht viel zu sehen ist.

Die Fahrt war länger als die bei Gatschina, die Gegend womöglich noch wilder. Es waren zugefrorene Sümpfe in der Nähe des Sees. Ich machte alsbald Freundschaft mit dem auf meinen Füßen sitzenden Kutscher, indem ich ihm Zigarren zum Rauchen gab, und ich unterhielt mich wieder mit dem redseligen Mann, ohne daß wir uns verständigen konnten. Auch gewährte häufiges Umwerfen eine Tätigkeit erheischende Abwechslung. Es war an Graden nicht so kalt wie bei der letzten Jagd, aber wir fuhren meist über freies Feld, und ein heftiger Wind ging durch Mark und Bein und machte die Kälte empfindlicher.

Es wurde ein Treiben gemacht, das endlos lange dauerte. Ich stand mit einem alten russischen General auf demselben Stand, wir froren zu Stein, und es fiel kein Schuß. Man muß, sagte man mir, sehr große lange Treiben machen, weil das Elen sehr rege ist und aus kleinen

Treiben durch den Lärm der Anstellung von Treibern und Schützen verscheucht wird, ehe man den Raum umstellt hat.

Als das resultatlose Treiben beendet war, fuhr man zu einem improvisierten Frühstück im Freien und suchte sich durch Punsch zu wärmen, aber vergeblich, denn gegen solchen Wind schützte der dickste Pelz nicht. Wir blieben da sehr lange, denn das nächste Treiben war sehr weit vom ersten, und man mußte den Treibern Zeit lassen, zu Fuß dorthin zu kommen. So kam es, daß es schon zu dämmern begann, ehe wir zu Schlitten das nächste Treiben erreichten. Sowie wir ankamen, aber noch ehe wir angestellt waren, fingen die Treiber zu treiben an, und wir mußten uns im Dauerlauf durch den Schnee auf unsere Plätze begeben. Das machte viel Lärm. Die meisten Elentiere, die nicht schon vor unserem Anstellen die Schützenlinie passiert hatten, wandten sich wegen dieses Lärms zurück und gingen durch die Treiber. Eins sah ich auf etwa zweihundert Schritt vor mir im hohen, lichten Holz. Seine Bewegungen und seine Gestalt trugen das Gepräge einer urweltlichen Schöpfung. Um das Tier nicht durch eine Bewegung zu verscheuchen, wenn es näher käme, machte ich mich schon schußfertig. Aber der alte General neben mir glaubte, ich wollte schon auf so weite Entfernung dahin schießen, und sagte ganz laut im tiefen Baß: „pas encore". Da wandte sich das Tier und ward nicht mehr gesehen.

Ein einziges Elen kam zu Schuß. Es erhielt einige Kugeln und wurde dem Prinzen Friedrich Karl zugesprochen. Als das Treiben zu Ende war, war es dunkel. Es zeigte sich jetzt, warum man zu früh mißverständlich zu treiben begonnen und die Jagd verdorben hatte. Die ganze Jägerei war betrunken und unzurechnungsfähig. Der gutmütige Kaiser sagte kein tadelndes Wort, denn er entschuldigte diese Erscheinung mit der grimmigen Witterung.

Nach der Jagd kehrten wir auf unsere Schlitten und dann in denselben nach der Eisenbahnstation zurück. Der Weg war noch viel weiter als der früh zur Jagd. Somit scheinen wir uns durch die Fahrt vom ersten zum zweiten Treiben noch mehr von der Station entfernt zu haben. Aber wir schlugen eine andere Straße ein, wenn man die unwegbaren, schneebedeckten Lichtungen so nennen kann. Wir fuhren meist im Walde, die Dunkelheit nahm zu, wir konnten nichts mehr sehen, und bei jedem Stutzen und Umwerfen kam man in Gefahr, von dem dicht auffolgenden Pferd des nächsten Schlittens auf den Kopf getrampelt zu werden. Es war recht ungemütlich für jemand, der so etwas nicht gewöhnt ist. Mit einem Male wurde die Reise noch ungewöhnlicher. Die Waldung lichtete sich, der Schlitten glitt im beschleunigten Tempo ein Talufer entlang

herab einem Flusse zu. Der Fluß war nicht zugefroren. Das Pferd ging bis über den Bauch im Wasser. Damit aber Kutscher und Jäger nicht von der Strömung fortgeschwemmt würden, standen kräftige Männer bis über die Kniee in dem eisigen Flusse und trugen einen Schlitten nach dem anderen seinem Rößlein nach. Die armen Kerle! Sie bildeten eine lebendige Brücke. Das ist so und nicht anders in Rußland. Ich bedauerte diese Leute erst herzlich, dann aber fiel mir auf, daß sie sehr lustig und guter Dinge gewesen sind und mit meinem Kutscher heitere Wort ausgetauscht haben, denn sie lachten laut, als sie mit ihm schwatzten. Sie müssen wohl ein gutes Stück Geld durch das kalte Bad verdient haben, das ihnen bei ihrer chronischen Armut selten zufließt. Es war wieder stockfinstere Nacht, als wir auf der Eisenbahnstation ankamen.

Wir wurden sofort in den Zug geführt. Unsere Diener und unser Gepäck war mittlerweile installiert, wir hatten uns nur, während der Zug sich in Bewegung setzte, umzukleiden, ein jeder in seiner Koje, um zum Diner zu erscheinen. Es mag wohl zwischen fünf und sechs Uhr gewesen sein, als der Zug abfuhr, denn wir waren zwischen elf und zwölf Uhr in Petersburg.

Unterwegs wurde erst diniert, dann gab man sich den verschiedenen Unterhaltungen hin. Ich meinesteils konversierte wieder mit Todleben und reizte ihn durch Fragen und Einwendungen zu immer lebhafteren Vorträgen. Der Kaiser spielte unterdessen Whist, an welchem Spiel der Prinz von Württemberg teilnahm. Bei der Ankunft in Petersburg war der letztere sehr ärgerlich: „Nichts gesehen", sagte er, „geschweige was geschossen, zwei Nächte und einen Tag um die Ohren geschlagen, fünfmal umgeworfen und 135 Rubel im Spiel verloren, das soll ein Vergnügen sein!"

Nach elf Uhr kamen wir in Petersburg an. Der Kaiser begab sich in das Winterpalais, um den nächsten Tag die Beisetzungsfeierlichkeiten eines Mitgliedes der Kaiserlichen Familie, einer Prinzessin von Oldenburg, abzuhalten, die, ich glaube, in der Schweiz gestorben war, und deren Leiche hergebracht wurde. Wegen dieses Todesfalls hatte in dieser Zeit der russische Hof Trauer, und es waren deshalb bisher alle Bälle unterblieben, welche in anderen Jahren zur Zeit des Georgsfestes stattfinden.

Wir eingeladenen Gäste paßten zu einer Trauerzeremonie nicht und wurden während der Zeit derselben nach Moskau gesandt und dort beschäftigt. Also fuhren wir abends elf Uhr von einem Bahnhofe zum anderen, um dort den bereitstehenden anderen Extrazug zu besteigen, der uns nach Moskau führen sollte.

Die Abfahrt verzögerte sich außerordentlich, weil die Dienerschaft des Prinzen Friedrich Karl verloren gegangen war und in dem weiten Petersburg gesucht wurde. Der Kutscher des Schlittens, in den sich diese Diener gesetzt hatten, war nämlich sehr betrunken. In diesem Zustande hat er Diener und Gepäck des Prinzen in weit entlegene Gegenden Petersburgs, zuletzt auch auf den Feldern spazieren gefahren und mehrere Male umgeworfen. Im Dunkeln und unfähig, sich verständlich zu machen, wären die Leibjäger des Prinzen ganz ratlos gewesen, wenn sie nicht zufällig in einer entlegenen, menschenleeren Straße einem Offizier begegnet wären, der Deutsch verstand und sie zurechtwies. Es war Mitternacht vorbei, als unser Extrazug sich in Bewegung setzte.

Wir begaben uns bald auf unsere Lagerstellen und suchten zu ruhen. Die Anstrengungen der Elenjagd gaben uns ein Anrecht auf Ruhe.

Der 14. Dezember. Am Morgen ward vor Tage Kaffee getrunken und dann in den Salons die Zeit so gut als möglich hingebracht, denn die Gegend bot ebensowenig Stoff zur Abwechslung und Unterhaltung wie zwischen Wirballen und Petersburg. Es wird erzählt, daß, als man sich entscheiden sollte, wo die Eisenbahn von Petersburg nach Moskau zu führen sei, so viele verschiedene Sonderinteressen für diese oder jene Stadt usw. mitgesprochen hätten, daß Kaiser Nicolaus über die Streitigkeiten die Geduld verlor, sich eine Karte geben ließ und ein Lineal von Petersburg nach Moskau legte, einen Strich zog und damit die Route dekretierte. Ganz genau so ist die Bahn nun nicht gebaut, denn sie weist jetzt auf der Karte einige geringe Krümmungen auf. Im allgemeinen läuft sie aber achtzig deutsche Meilen weit geradlinig. Da berührt sie fast gar keinen größeren Ort, sondern läuft bis zu ganzen Meilen daran vorbei. Ich hätte gern einen Blick auf Twer geworfen. Aber ich bekam, aussteigend und mich umschauend, nur den Bahnhof zu sehen. Die Stadt liegt hinter den Wäldern eine Meile weit.

Wir hatten noch bei Tage in Moskau ankommen sollen, aber durch die eine Stunde Verspätung bei der Abfahrt in Petersburg kamen wir auch später in Moskau an, als es schon dunkel war.

Die gesamte Generalität von Moskau war im Paradeanzug mit Ordensbändern auf dem Bahnhofe zum Empfange und eine Kompagnie als Ehrenwache mit Musik. Das war wieder ein Empfang, wie er bei uns nur Souveränen bereitet wird. Der Prinz Friedrich Karl — Prinz von Württemberg war in Petersburg bei seiner Schwester geblieben — ging die Front der Ehrenwache entlang und wollte sie dann auf dem Bahnhofe an sich vorbeimarschieren lassen. Aber dies mißlang, denn

eine Masse neugieriger Moskowiter drängte sich mit ihren nervigen Fäusten heran, um uns alle zu sehen, und schob uns fast vom Perron herunter auf die Schienen. Es wurde deshalb beschlossen, die Ehrenwache auf dem Platze vor dem Bahnhofe vorbeimarschieren zu lassen. Aber die Volksmasse drängte nach, kam zwischen uns, und viele von uns wurden ganz abgedrängt. Auf dem schlecht erleuchteten Platze mußte erst Raum geschaffen werden, damit der Vorbeimarsch stattfinden könne, und ein Adjutant des Generalgouverneurs Fürsten Dolgorukoff wendete zu dem Ende recht gewaltsame Mittel an, um die Menge zurückzudrücken. Er packte immer einen derer, die sich am meisten vordrängten, bei der Gurgel und verwendete ihn als Rammbär, um mit dessen Rücken die anderen unter kräftigen Flüchen zurückzustoßen. Ich war in das dichteste Gedränge geraten und arbeitete mich mit Mühe durch die Masse durch, um wieder den Anschluß zu gewinnen. Als es mir eben gelang, die Masse zu durchbrechen, ergriff der Adjutant, der im Dunkeln keinen Anzug unterscheiden konnte, mich bei der Kehle und wollte auch mich als Rammbär gegen die Masse verwenden. „Mais voyez donc, qui vous tenez“, rief ich mit dem Rest von Stimme, die mir die Ermüdung von den Anstrengungen der letzten Tage und die erstickende Wirkung des Gedränges noch gelassen hatten. Mit vielen Entschuldigungen ward ich nun befreit. Nach dem Vorbeimarsch ward ich in einen Wagen mit Graf Lynar gesetzt und nach dem Kreml gefahren. Dort ward mir ein sehr prächtiges Quartier angewiesen, und ich freute mich, daß ich eine halbe Stunde allein, ohne reden zu müssen, in einem der bequemen Fauteuils werde ruhen und rauchen können, bis die Diener mit dem Gepäck nachkommen würden, so daß wir für die Herrlichkeiten, die uns erwarteten, Toilette machten. Aber kaum hatte ich mich gesetzt und eine Zigarre angezündet, als ich schon gerufen ward. Wenn man in Rußland mit Gewalt amüsiert wird, dann hat man keine Minute für sich. Ich sollte mit der ganzen Reisegesellschaft den Kreml besichtigen, der in seinem Innern festlich erleuchtet war wie zu einem der größten Galafeste oder zur Krönung. Man kann sich allerdings nichts Prachtvolleres denken als diese hohen und ungeheuer weiten Räume der alten Zarenburg in ihrem Glanze. Sie übertreffen darin alles, was ich bisher gesehen, und wohl auch alles andere Existierende. Aber müde und erschöpft, wie ich war, hatte ich gar keinen Genuß davon, und die tausenderlei einzelnen Merkwürdigkeiten sowie die Erklärungen über ihre Bedeutung, die uns in voller Ausführlichkeit von den herumführenden Beamten gegeben wurden, entgingen mir ganz.

Es mag fünf Uhr abends gewesen sein, als diese Besichtigung des Kreml beendet war und uns angezeigt wurde, wir seien um sechs Uhr

zum Diner zum Generalgouverneur, Fürsten Dolgorukoff, geladen, aber vorher müßten wir noch unsere Visitenreise machen. Die Wagen waren angespannt. Wir machten in Eile Toilette, stürzten uns auf die Straße und jagten in rasender Eile im zugemachten Wagen in der schlecht erleuchteten Stadt umher. Dann und wann wurde angehalten, und der Lohndiener gab die Karten ab nach der Liste, die er empfangen hatte. Es war ganz unnütz, daß wir in dem Wagen drin saßen.

Als wir in den Kreml zurückkamen, war es gerade Zeit, die Toilette für das bevorstehende Diner einzurichten und uns zum Generalgouverneur zu begeben. Dies Diner war sehr glänzend. Eine Menge russischer Generale, ich glaube alle, die in Moskau stehen, war zugegen, und das Menu war genau nach dem Muster eines Diners der gebildeten Welt. Der Fürst Dolgorukoff war in seinen äußeren Allüren ein Weltmann, an dessen geselliger Bildung und Manieren nichts auszusetzen war.

Vom Diner ging es in die Oper. Es wurden die Puritaner gegeben. Das Haus war dichtgedrängt voll. Alle Besucher hatten Toiletten wie zu einer Galavorstellung angelegt. Der erste Rang und das Parkett glänzten unter den Massen von Brillanten, die die Damen trugen. Die Herren hatten in allen Rängen schwarzen Frack und weiße Krawatten. Die Vorstellung hatte schon lange begonnen, als wir ankamen, denn in Moskau fängt das Theater um sieben Uhr an. Ich betrat die für uns frei gehaltene Königliche Loge, da ich im vierten oder fünften Wagen fuhr, erst geraume Zeit, nachdem der Prinz Friedrich Karl eingetreten war, hatte aber noch auf der Treppe viel Lärm im Theater gehört und kam zu den letzten Klängen der Nationalhymne an. Auf meine Erkundigung, was geschehen sei, erfuhr ich, daß beim Eintreten des Prinzen Friedrich Karl in die Loge die Oper unterbrochen worden war. Das ganze Haus hatte sich zum Zeichen der Begrüßung erhoben, ein dreifaches Hurra war erfolgt, an das sich die preußische Nationalhymne angeschlossen hatte. Es war dies eine Ovation, wie sie sonst dem eigenen Herrscher nur aus besonderer Veranlassung gebracht wird. Diese Ovation war um so bemerkenswerter, als die russische Gesellschaft Moskaus sich nicht kommandieren läßt wie die von Petersburg und häufig eine den persönlichen Neigungen des Kaisers entgegengesetzte oder doch davon abweichende Haltung bewahrt. Von der Oper selbst ist nichts Besonderes zu berichten. Das Haus ist groß und schön, die Vorstellung war recht gut. Im Publikum sah man fast gar keine Uniform, nur bürgerliche Kleidung.

Nach der Beendigung der Oper konnten wir uns endlich der Ruhe hingeben.

Der 15. Dezember. Am Morgen begannen die Besichtigungen der Merkwürdigkeiten. Mit dem Kreml ward angefangen. Diese Burg ist eine Stadt für sich mitten in Moskau. Überall ist ein orientalischer Luxus entfaltet. Wir durchwanderten die weiten Säle noch einmal und sahen den Kronschatz. Man zeigte uns einen vergoldeten Kasten, in dem die polnische Konstitution von 1815 eingeschlossen lag. Es waren auch alte merkwürdige Waffen zu sehen. Am meisten interessierten mich Revolvergewehre mit gezogenen Läufen, von hinten zu laden, aus dem 17. Jahrhundert.*) Sie waren in Sachsen gefertigt und durch August den Starken nach Warschau gebracht, von da durch die Russen nach Moskau. In unserem Jahrhundert hat man also das Alte noch einmal neu erfunden. Dann ging es in die Krönungskirche, die groß und überaus prächtig ist. Der Gesang der Chorknaben, der dort produziert wurde, war von hoher Vollkommenheit und schien mir dem Berliner Domchor nicht nachzustehen. Dann wurden auch die übrigen Kirchen des Kreml in Augenschein genommen und ein Turm bestiegen, von dem aus man eine Übersicht über ganz Moskau hatte. Es war Sonnenschein, aber auf der Stadt lag ein dichter Nebel, der die Häuser einhüllte. Aus ihm ragten die zahllosen vergoldeten Kuppeln der Moskauer Kirchen heraus und wurden von der in jenen Breiten in den kürzesten Tagen nur wenig über den Horizont sich erhebenden Sonne mit einem rötlichen Schimmer beleuchtet, der sich auch auf das dichte Nebelmeer unter den goldenen Kuppeln verbreitete. Es werden dort nämlich die Kirchen nach orientalischer Sitte fast nur mit Kuppeltürmen gebaut, und diese Türme werden alle vergoldet. Der Anblick in dieser Beleuchtung war so wunderbar, so feenhaft, daß man hätte glauben können, ein Märchen aus 1001 Nacht werde zur Wirklichkeit.

Nach der Besichtigung des Kreml wurden die Wagen bestiegen, noch einige offizielle Visiten gemacht und dann die Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt begonnen.

Die Stadt hat ein eigentümliches Gepräge. Dicht um den hohen Berg, auf dem der Kreml liegt, ist in sehr geringer Ausdehnung eine moderne Stadt mit zusammenhängenden Häuserreihen und gepflasterten Straßen nach dem Brande von 1812 aufgebaut. Aber nur der Bau der Häuser ist dort modern. Die Bevölkerung, welche sich darin bewegt, ist ganz nationalrussisch und zum großen Teil orientalisch. Nur die gebildeten Menschen, der höhere Kaufmannsstand und der Adel, tragen die sogenannte fränkische Kleidung der zivilisierten Welt. Sonst sieht man da den Russen in der Nationaltracht, den Kosaken, den Baschkiren, den

*) Es gibt Hinterladegeschütze aus noch viel früherer Zeit.

Tscherkessen, und alle Arten von mohammedanischen Rassen, den Tataren, ja den Perser, der handeltreibend bis hierher kommt. Diese kleine innere Stadt ist die eigentliche Geschäftsgegend Moskaus. Da drängt sich also das Volk zum kommerziellen Verkehr auf einen verhältnismäßig kleinen Raum zusammen, und alle die verschiedenen Trachten wimmeln im bunten Gewirr durcheinander, daß man hätte glauben können, man befinde sich auf einem Karneval zu Venedig, wenn nicht die empfindliche Kälte von etwa 20 Grad Réaumur an das benachbarte Sibirien erinnert hätte.

An die kleine innere Stadt schließt sich im allmählichen Übergange die äußere Stadt an, die ganz anders gebaut ist. Da sieht man fast nur einstöckige Häuser, d. h. solche, in denen es nur Parterrewohnungen und ein Dach darüber gibt. Sie sind von Gärten umgeben, welche hinter den Häusern, je mehr man sich vom Zentrum der Stadt entfernt, an Größe zunehmen, weil die strahlenförmig nach außen führenden Straßen sich mehr und mehr voneinander entfernen und mehr Raum übrig lassen, so daß zuletzt aus den Gärten prächtige Parks werden. Dort hat der reiche Adel des inneren Rußlands, der den Winter in Moskau verlebt, seine Stadtwohnungen, Paläste nur mit Parterrewohnungen, aber dafür von weiter horizontaler Ausdehnung, Paläste, die mit Schindeldächern gedeckt sind, aber innen allen Komfort und allen Luxus aufweisen, der überhaupt erfunden ist, worunter persische Gewebe, Teppiche, Gardinen eine große Rolle spielen. Infolge dieser Bauart haben die Straßen eine ganz enorme Länge und die Stadt eine Ausdehnung, zu der die Einwohnerzahl in keinem Verhältnis steht. Moskau hatte zur Zeit, glaube ich, 600 000 Einwohner, stand aber auf einer Fläche, die größer war als die von London mit seinen drei Millionen.

Die Folge davon ist, daß gerade diejenigen Straßen, in denen die vornehme Welt wohnt, noch weder gepflastert, noch mit Trottoirs versehen, im Winter von knietiefem Schnee, im Frühjahr und Herbst von dito Schmutz bedeckt sind, und daß ein gebildeter Mensch in den besseren Kreisen der Moskauer Welt nur dann verkehren kann, wenn er über Fuhrwerk gebietet. Dadurch wird das Leben in Moskau sehr teuer.

Behufs Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt rasten wir, wie in Petersburg, von einer Kirche zur anderen. Auch die Universität mußte besehen werden. Von allem, was uns da gezeigt wurde, hatten mir nur das eben beschriebene Leben und Treiben in den Straßen und dann die im Bau begriffene Erlöserkirche und die ethnographische Ausstellung Eindruck gemacht. Die Erlöserkirche wird eine großartige Kathedrale, mit Dimensionen, die mit der Peterskirche in Rom rivalisieren. Originell ist bei ihr ein Rundgang im Innern um die ganze Kirche herum, lediglich

zum Zweck der Abhaltung von riesenhaften Prozessionen, weil die Witterung über die Hälfte des Jahres Prozessionen im Freien unmöglich macht. Die riesenhafte Kuppel, welche die Kirche überwölbt, ist ganz vergoldet. Es ist zu dieser Vergoldung für zwei Millionen Rubel Gold aus den Bergwerken des Ural verwendet. Wieviel davon an den Fingern der Beamten und Arbeiter kleben blieb, wurde nicht gesagt. Die Wände werden mit einem kostbaren roten Marmor aus dem Ural, mit gelbem Marmor eingelegt, ausgefüllt. Der eine Altar ist ganz von Labrador, einem Marmor, der bei uns zu kleinem Schmuck für Damen als Halbedelstein verwendet wird und selten ist. Jeder von uns erhielt eine Probe Labrador in der Größe eines Briefbeschwerers zum Andenken. Ein anderer Altar wurde aus Lapis lazuli, wieder einer ganz aus Malachit gefertigt. Als ich fragte, wie hoch der Bau der ganzen Kirche veranschlagt werde, antwortete man mir kopfschüttelnd, davon dürfe nie geredet werden.

Die ethnographische Ausstellung zeigte alle Nationalitäten Rußlands von Kamtschatka bis zum äußersten Westen des Reichs. Die Figuren waren in Lebensgröße, in Nationaltracht und in Gruppen aufgestellt, die sich ihrer charakteristischsten Beschäftigung hingaben. Da wanderte man von den fischfangenden Kamtschadalen, bei den Nachbarn der Mongolen vorbei, zu den renntierfangenden Tungusen und den Samojeden, die mit Eisbären kämpften, bis endlich die Livländer, der kurische Bauer und der polnische Jude die zivilisierteste Bevölkerung Rußlands repräsentierten. Die Figuren waren täuschend, und man konnte zuweilen die eine oder die andere für wirkliche Menschen halten. Die Ausstellung füllte eine Menge Säle. Es war ein bemerkenswertes Zeichen der damals in Rußland herrschenden Meinungen, daß unter den Bewohnern des russischen Reichs auch die Kroaten, die Serben, die Montegriner und sogar die Tschechen in Böhmen aufgenommen waren. Panslavismus in seiner weitesten Ausdehnung.

Als wir uns in dieser Ausstellung längere Zeit aufgehalten hatten und uns dem Ausgange näherten, kam mir die Idee, daß eine derartige Ausstellung in Deutschland wohl auch recht interessante Zusammenstellungen von Nationaltrachten würde aufweisen können.

Während der Reise durch Moskau behufs Besichtigung der Merkwürdigkeiten wurden auch noch einige offizielle Visiten gemacht, die unsere russischen Führer für nötig hielten. Dann hatte der Prinz Friedrich Karl noch eine längere Unterredung mit Katkow, dem bekannten russischen Literaten, dessen Feder einen so bedeutenden Einfluß auf die Stimmung der Russen hat. Der Prinz muß bei dieser Unterredung sehr geschickt ge-

sprochen haben. Denn Katkow, bisher einer der enragiertesten Panslawisten, hatte den Deutschenhaß gepredigt und am meisten gefürchtet, wir könnten eines Tages den Russen die Ostseeprovinzen entreißen. Seit dieser Unterredung ist Katkow wie umgewandelt, und seine Schriften tragen keinen systematischen Deutschenhaß mehr zur Schau, sondern wahren nur auf eine ruhige Weise die nationalrussischen Interessen.*) Unterdessen hatte ich noch ein kleines Stündchen Zeit, eine Fußpromenade durch die Verkehrsstraßen Moskaus in der Nähe des Kreml zu machen und einige Andenken an diese originelle Stadt einzukaufen.

Das Mittagessen ward an diesem Tage um fünf Uhr in einem nationalrussischen Traktir, d. h. Restauration, eingenommen, um uns einen Begriff von der nationalrussischen Küche zu geben. Das ganze Lokal war mit Beschlag belegt. Eine Menge russischer Würdenträger aß mit uns. Es war also eine immens große Tafel gedeckt.

Die Kellner des Traktir waren stämmige, bärtige Burschen mit gebräunten Gesichtern. Ihre Tracht war schneeweiße Leinwand, sowohl Hose wie ein weißer hemdartiger Rock, der in der Taille durch eine weiße Schnur zusammengehalten war. Weiße Handschuhe und eine weiße Mütze in der Form einer preußischen Offiziersmütze ohne Schirm vervollständigten ihren Anzug. Dieser Anzug ist für die Kellner der ersten Restaurants so gewählt, um sie in ihrer Reinlichkeit kontrollieren zu können.

Beim Beginn des Diners erschollen Fanfaren, und dann erfolgte ein Konzert während des ganzen Diners. Der Konzertmeister war ein ungeheures Orchestrion von Kaufmann in Dresden. Der Speisesaal hatte oben eine Galerie, auf der sich ein vornehmes Publikum von Herren und Damen gesammelt hatte, um die Deutschen speisen zu sehen. Ich dachte unwillkürlich an einen zoologischen Garten, wo man die wilden Tiere bei der Fütterung für Geld zeigt. Ob aber unsere Zuschauer Entree bezahlt haben, weiß ich nicht. Aus guten Familien waren sie. In der Nacht sollten wir mit ihnen auf dem Adelsball tanzen.

Die Gerichte waren alle nationalrussisch, und ihre Zubereitung, Zahl und Größe der Portionen auch auf den nationalrussischen Magen der nördlichen Zone berechnet, wo der Mensch sich lange in größeren Kältegraden bewegt, mehr Wärme ausgibt und zum Ersatz dafür mehr fett- und tranhaltige Stoffe in den Körper einführen muß. Eine fette Sterlet-

---

*) Katkow, geboren 1820, gestorben 1887, war auch nach der Thronbesteigung Alexanders III. noch von großem Einfluß auf diesen und bewog ihn zu seinem streng nationalen, reaktionär-absolutistischen System. Er blieb ein Gegner des Deutschtums.



suppe eröffnete den Reigen, dann folgte, um den Appetit zu reizen, eine überaus fette Art von Eierkuchen, wovon jedem seine Portion auf den Teller gelegt wurde, die so groß war, daß sie rings über den Rand des Tellers überhing. Dazu ward Kaviar in großen Massen gegeben, und man sollte den ganzen Eierkuchen damit bedecken. So ging es weiter, das Fleisch schwamm in Fett, und es gab eine Menge Speisen von für uns unerhörten Namen und Stoffen mit für uns ungenießbaren Ingredienzien. Selbst die süßen Speisen waren von einer Festigkeit, gegen welche ein englischer Plumpudding ein Löffelbiskuit genannt werden konnte. Dazu kam, daß es uns nicht erlaubt wurde, die Speisen stehen zu lassen. Wenn man nicht mehr essen konnte, hieß es: „Davon müssen Sie essen, das ist die und die ganz nationalrussische Speise, die bekommen Sie in Deutschland nie.“ Selbst die russische Grütze wurde uns nicht erspart. Was ich da in anderthalb Stunden essen mußte, davon hätte ich für acht Tage genug gehabt, wenigstens fühlte es mein Magen noch acht Tage lang. Die Weine waren schwer, aber gottlob nicht nationalrussisch. Nur eine besondere Sorte Punsch, im Laufe der Mahlzeit serviert, war echt russisch. Auch zu den Weinen wurde man sehr genötigt, aber es gelang doch, zu widerstehen.

Nach dem Diner wurden wir in das Ballett geführt. Es war ganz gut. Getanzt wurde mit musterhafter Disziplin. Die Tänzerinnen waren unbedingt nach der Schönheit ausgesucht, jedoch trugen ihre Gesichtszüge den ausgeprägten slavischen Ausdruck. Hervorragend waren aber die Leistungen der Solotänzer und -Tänzerinnen nicht. Im Zwischenakt wurde dem Prinzen Friedrich Karl proponiert, auf die Bühne zu gehen. Er tat es. Der Feldmarschall Moltke sagte, er sei noch nie zwischen und hinter den Kulissen gewesen, er wolle das auch einmal kennen lernen. So zogen die sämtlichen preußischen Gäste auf die Bühne. Lächelnd und schmunzelnd bewegte sich da der große, weltberühmte, siebzigjährige Stratege unter den wenig und leicht bekleideten Sylphiden. Leider kannte keine eine andere Sprache als die russische. Auch waren sie schüchtern und zurückhaltend und betrachteten nur, sich zusammendrängend und miteinander flüsternd, neugierig die bunten Uniformen, wie etwa die Eingeborenen Amerikas Kolumbus bei seiner ersten Landung betrachtet haben mögen. Es war schade, daß sie nicht so dreist waren wie die italienischen Ballerinen, die dem fremden Besucher auf der Bühne eine Pirouette vormachen und dabei mit der Fußspitze seine Nase berühren. Ich hätte gern beobachtet, wie Moltke das strategisch beurteilt hätte. Auch der brave, fromme Budritzki hat sich vor vierzehn Monaten, als er mit der Fahne in der Hand die Barrikade von Le Bourget überkletterte,

nicht träumen lassen, daß er sich nach einem Jahre mitten unter einem Corps de Ballet hinter den Kulissen befinden werde. Er war übrigens auch hier ganz tapfer, gar nicht entrüstet und meinte, es sei immerhin sehr interessant. Dem alten Werder und dem General Alvensleben aber schienen derartige Gegenden doch nicht so ganz neu zu sein, wenn ich auch früher nie gehört hatte, daß sie sich jemals in ähnlichen Räumen aufgehalten hätten; sie wußten sich da ganz ungeniert zu bewegen.

Nach dem Ballett wurde der Tee beim Fürsten Dolgorukoff eingenommen. Es fand an diesem Abend uns zu Ehren ein Adelsball statt, nämlich ein Ball der im Winter in Moskau wohnenden Aristokratie. Aber wir durften nicht vor Mitternacht auf diesen Ball gehen, weil die Hoftrauer noch bis einschließlich heute dauerte. Der russische Adel aber kümmerte sich nicht um die Hoftrauer und tanzte vor zwölf Uhr. Von uns wäre es ein unverzeihlicher Verstoß gegen die Etikette gewesen, wenn wir vor zwölf Uhr auf einen Ball gegangen wären. Nach zwölf Uhr konnten wir tanzen wie die Wahnsinnigen. Aber anderweit konnten und sollten wir amüsiert werden, und da war die Zeit zwischen dem Ballett und dem Ball auszufüllen. Bei diesem Tee des Generalgouverneurs spielte uns also eine in Moskau ansässige Zigeunerbande etwas vor. Wer jemals Zigeuner gesehen oder von ihnen gelesen hat, der würde unter dieser musizierenden Gesellschaft, welche uns da vorspielte, keinen Zigeuner vermutet haben. Seidene Kleider und Geschmeide von Brillanten und Perlen bei den Damen, National- und Phantasiekostüme, aber von bestem Stoff, Schnitt und Sitz bei den Herren harmonieren wenig mit dem Begriff, den man sich von Zigeunern macht. Die Musik war allerdings ebenso feurig, quiekend und ohrenbeleidigend wie die aller anderen Zigeuner, auch war die Gesichtsfarbe gelblich, aber unter den Damen gab es auch einige mit recht weißem Teint. Daß die Bande in Moskau ansässig war, paßt wieder schlecht zum Zigeunerbegriff. Man flüsterte mir zu, daß die Pointe eines solchen Zigeunerkonzerts darin bestehe, daß man sich in den Zwischenpausen mit den Zigeunerinnen unterhalte und ihnen zu trinken gebe. Dann werde der Abend mehr und mehr regellos und die Musik seltener und Nebensache. Aber Prinz Friedrich Karl saß fest auf seinem Platz, um ihn die Großen von Moskau, ihm gegenüber die musizierende Zigeunergesellschaft, die in hastiger Folge eins dieser Musikstücke nach dem andern durcharbeitete. Natürlich rührte sich auch keiner von uns vom Platz und hielt die zwei Stunden aus. Die Qual, die mir dieses Konzert bereitete, ward wesentlich durch den Platz erhöht, der mir zugefallen war. Ich saß dicht am Kamin, mit dem Rücken am hellodernden Feuer. Das Zimmer war außerdem durch Luft-

heizung überheizt und zeigte über zwanzig Grad Réaumur. Wo ich saß, müssen es dreißig Grad gewesen sein. Bei der feierlichen zeremoniellen Unbeweglichkeit, mit der der Prinz Friedrich Karl während dieser Musik seinen Platz behauptete, konnte auch ich nicht durch Verlangen nach einem anderen Platz die anderen in dem musikalischen Genuß stören und litt stumm, mit Sehnsucht nach der Uhr blickend, weil die Mitternachtsstunde mich von meiner Folter erlösen sollte. Endlich schlug diese Erlösungsstunde, und wir fuhren zum Adelsball.

Der Prinz Friedrich Karl bat sich auf der Fahrt den Generalgouverneur Fürsten Dolgorukoff zur Begleitung aus. Sein Begleiter, General v. Albedynsky, hätte nun allein sitzen müssen und ersuchte mich, mit ihm zu fahren. Ich sagte zu und bemerkte, als es zu spät war, daß das Fuhrwerk ein offener Schlitten war. Darauf war ich mit meinem Mantel nicht eingerichtet, denn ich war bisher im geschlossenen Coupé gefahren und hatte meinen Pelz nicht nötig gehabt. Es war in der Nacht bitter kalt geworden, und ich mußte also aus der Hitze von fast dreißig Grad in die Kälte von fast zwanzig Grad und dort, wenn auch nur während einer kurzen mitternächtlichen Fahrt, ohne Pelz im Mantel still sitzen. Es genügte diese Zeit aber zu einer gründlichen Erkältung. Als ich den Saal des Adelsballes betrat, war ich meiner Stimme vollständig beraubt. Nur mit der größten Anstrengung konnte ich allmählich wieder, nachdem ich Tee und Punsch getrunken, einige Worte vorbringen. Ich wurde dem Adelsmarschall, der ungefähr das ist, was bei uns der Landtagsmarschall eines Provinzial-Landtages, vorgestellt und einigen der vornehmsten Damen. Ich setzte mich zu denselben und sah dem Tanzen zu. Um selbst zu tanzen, dazu fehlten mir die Kräfte und der Atem. Heftige Stiche im Halse beeinträchtigten meine Konversation mit den beiden recht liebenswürdigen Damen, zwischen denen ich saß, der Fürstin Messiersky, Gemahlin des Adelsmarschalls, und einer Gräfin Keller. Beide Damen waren jung und schön.

Der Ball war sehr animiert und schon im vollen Gange, als wir ankamen. Das Lokal bestand aus einem sehr großen, nicht sehr luxuriös ausgestatteten Saale und angrenzenden Zimmern, in denen Büfetts aufgestellt waren. Was mir auffiel, war, daß man fast gar keine russischen Uniformen unter den Tänzern sah. Außer einigen Offizieren vom Generalstabe, ich glaube zwei oder drei, sah man nur Herren im schwarzen Frack tanzen. Der junge Herzog Paul von Mecklenburg mit seinen Begleitern und die Adjutanten des Prinzen Friedrich Karl waren daher den jungen Damen sehr willkommen. Als ich mich wunderte, daß es unter den Tänzern keine Offiziere gebe, sagten mir die genannten russi-

schen Damen, in Moskau stehe nur eine Infanterie-Division, keine Kavallerie und keine Garde, und die Linien-Infanterieoffiziere könne man in Gesellschaft nicht einladen.

Die vornehmste Gesellschaft in Moskau trug also nur Zivilkleidung. Eine Uniform war dort eine Ausnahme. Dieses Faktum kennzeichnet die Stellung, welche Moskau in Rußland einnimmt.

Moskau ist die eigentliche Hauptstadt des russischen Volkes geblieben. Petersburg ist der Sitz der Regierung, die Residenz des Hofes. Moskau hat seine Sitten und Ansichten behalten. Der Moskauer Adel widerstrebt und grollt nicht selten mit dem Hofe, und selbst der gewaltsame Kaiser Nicolaus wagte nicht immer, die Stimmung von Moskau unbeachtet zu lassen. In einer Petersburger Gesellschaft sieht man nur Uniformen, in Moskau keine, in Petersburg dreht sich alles um den Hof, in Moskau spricht man nicht davon, in Petersburg lauert man auf die Winke des Kaisers, in Moskau tanzt man, während der Hof Trauer angesagt hat.

Der Ball hat sehr lange gedauert. Mir gelang es, mich unbemerkt früher zu entfernen, nämlich um vier Uhr morgens.

Der 16. Dezember. Es waren uns nur wenige Stunden Schlaf vergönnt. Da ward eine Deputation des Oberkirchenrats und eine Deputation der deutschen Kaufmannschaft offiziell empfangen, so daß wir ziemlich früh, ehe noch der Tag anbrach, in Toilette sein mußten. Die Deputation der deutschen Kaufmannschaft erbat sich noch eine spezielle Audienz beim General v. Werder, um ihm ihre Hochachtung und den Dank dafür auszusprechen, daß er Süddeutschland vor dem drohenden Einbruch Bourbakis durch sein heldenmütiges Aushalten in der Schlacht an der Lisaine gerettet. „Was wollen denn die Kerle von mir", sagte der alte Werder treuherzig, „ich habe doch nicht mehr geleistet als alle anderen." Werder war überhaupt in Moskau der Gegenstand der allgemeinen Neugierde, und wo wir hinkamen, wurde immer gefragt: „Wo ist Werder?" Nach Moltke fragten die Moskauer weniger. Umgekehrt war es in Petersburg gewesen.

Als ein besonderes Vergnügen war uns nach dem Empfange der Deputationen eine Troikafahrt zugedacht. Eine Troika ist nämlich ein Schlitten, der mit drei Pferden bespannt ist, das mittelste geht in der Gabel und ist ein Schnelltraber. Das Pferd rechts ist rechts, das linke Pferd links scharf ausgebunden. Deshalb muß ersteres rechts, letzteres links galoppieren. Es sieht sehr originell aus und gilt dort als besonderes Vergnügen. Mir taten die durch die unnatürliche Stellung gemarterten Pferde leid. Das Ziel unserer Schlittenfahrt war der Sperlingsberg,

eine Anhöhe, von der aus man Moskau malerisch liegen sehen kann und Napoleon I. es zum ersten Male erblickte. Wir setzten uns bei dichtem Schneegestöber in Bewegung, ein Schlitten hinter dem anderen. Das Tempo war ziemlich mäßig. Ich saß mit Graf Lynar in einem Schlitten, fünf oder sechs waren voraus, einer folgte. Mit einem Male, als wir schon außerhalb Moskaus waren, unterhielt sich unser Kutscher lebhaft mit seinen Pferden und, dadurch aufmerksam gemacht, bemerkten wir, daß ihm beide Zügel gerissen oder ausgeschnallt waren. Kurz, die Pferde liefen ohne Lenkung. Es gelang dem Kutscher, die Pferde durch Zuspruch zum langsamen Tempo zu bewegen, der nachfolgende Schlitten bemerkte die Verlegenheit bei uns, fuhr schnell an uns vorbei und dann quer vor, und unsere guten Tierchen blieben stehen. Ich überzeugte mich so, daß die Pferde in Rußland in der Tat die Worte des Kutschers verstehen. Auf dem Sperlingsberg begnügten wir uns mit der Erzählung von dem schönen Anblick, den man von dort hat, denn wir konnten vor Schneegestöber nicht zwanzig Schritte weit sehen. Nach der Rückkehr wurde noch einmal in die Erlöserkirche gefahren, von der wir gestern noch nicht alle Details gesehen, und dann die Abschiedsmeldungen gemacht. Wir hatten noch Zeit, Lynar und ich, den Damen vom gestrigen Balle Visite zu machen. Hierbei sah ich das Innere der adligen Wohnungen.

Die Sitten der Russinnen beim Empfang von Visiten sind von den unsrigen sehr verschieden. Zu der Visitenzeit, zwischen zwei Uhr und Essenszeit — fünf oder sechs Uhr —, sitzt die Russin, wenn sie sich nicht verleugnen lassen will, hinter dem Samowar, der Teemaschine. Dem Besuchenden wird, wenn er begrüßt ist, eine Tasse Tee und eine Zigarette angeboten. Die Wirtin raucht ebenfalls ein Zigarette. Wenn man sich empfiehlt und die Dame einem die Hand reicht, dann küßt man ihr die Hand, und sie erwidert diese Artigkeit durch einen Kuß auf die Wange. Hony soit qui mal y pense! Wehe dem Frechen, der den Kuß auf die Wange ebenso erwidern wollte! Lynar fand die Sitte sehr nett. Wie aber, wenn die Damen sehr alt oder unangenehm sind?

Um sechs Uhr abends erfolgte die Abreise von Moskau nach Petersburg mittels Extrazuges. Die ganze Moskauer Generalität stand wieder zum Abschied im Paradeanzuge mit Grands cordons auf dem Bahnhofe. Sobald der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, wurde unterwegs diniert und dann geplaudert. Das dauerte aber nicht lange. Es war alles sehr müde und suchte die Lagerstellen verhältnismäßig früh auf. Mein Schlafkamerad war diesmal der alte Budritzki. Wir tauschten unsere Klagen aus, wie schwer uns noch das Moskauer Diner im Traktir

den Magen belästigte, so daß wir heute gar nichts hatten essen können, dann schliefen wir ein. Aber den armen alten Herrn schreckte ich recht unsanft aus dem Schlaf. Die Belästigung meines Innern zog mir nämlich ein heftiges Alpdrücken zu, das ihn erweckte, und er, der so etwas nicht kannte, sprang zu mir, weil er glaubte, ich stürbe. Als ich erwachte, sah ich ihn, wie er mich pflegen wollte und verzweiflungsvoll die Hände rang, weil er gar nicht wußte, wie er mir helfen könne.

Der 17. Dezember. Wir kamen früh in Petersburg an. Der Tag begann zu grauen. Endlose Züge hoch mit Brennholz beladener Schlitten, die den Tagesbedarf an Feuerungsmaterial in die Stadt führten, hielten unsere Fahrt vom Bahnhofe nach dem Winterpalais auf. Man brennt die Kohle dort nämlich nicht. Die Wälder in der nächsten Umgebung reichen nicht für den täglichen Holzbedarf. Von Jahr zu Jahr steigt die Entfernung, aus der dieser herbeigeschafft werden muß, und damit der Preis des Holzes, auch des ganzen Lebens in Petersburg.

Wir konnten einige Stunden ruhen, dann mußten wir zum Raswod, den der Kaiser abhielt. Er verlief wie der erste, dem wir beigewohnt. Nach demselben fand eine matinée musicale statt, welche der Botschafter Prinz Reuß zum Besten der deutschen Notleidenden in Petersburg arrangiert hatte. Er hatte, um recht viel Zuspruch zu haben, angekündigt, die anwesenden deutschen Generale würden das Konzert besuchen, und den Preis der Billetts dann auf zehn Rubel normiert. Dann hatte er uns allen gesagt, er hoffe, wir würden ihn nicht desavouieren. Somit war das Konzert eigentlich Nebensache. Dem liebenswürdigen Prinzen Reuß und den notleidenden Deutschen konnte man aber nichts abschlagen. Die Plätze des großen Konzertsaales waren alle dicht besetzt, das Haus schon einige Tage vorher ausverkauft, so daß Reuß bedauerte, nicht zwanzig Rubel pro Kopf gefordert zu haben.

Er lud uns abends zum Diner ein, und dann hatten wir endlich einmal einen Abend Ruhe mit Rücksicht auf die vorangegangenen Strapazen.

Den Tag unserer Rückreise setzte man auf den 19. Dezember fest. Ich war sehr neugierig auf die Form gewesen, in der die Zeit unserer Abreise bestimmt werden würde. Es geschah, indem Prinz Reuß uns kommandierte, nachdem er die Wünsche, d. h. die Befehle des Kaisers erkundet hatte. Es würde als völlig ungehörig angesehen worden sein, wenn einer von uns nur einen Tag länger hätte in Petersburg bleiben wollen. Nur der Prinz von Württemberg blieb noch einige Wochen bei der Großfürstin Helene, seiner Schwester, zu Gaste.

Der 18. Dezember. Der Tag bis sechs Uhr abends verging mit den offiziellen Abmeldungen, offiziellen und privaten Abschiedsvisiten und kleinen Einkäufen, um Andenken aus Petersburg mitzunehmen. Ich konnte sogar ein wenig in den Straßen herumwandern. Aber das Treiben in Petersburg ist lange nicht so wechselvoll, bunt und originell, wie das in Moskau. Petersburg ist eben eine zivilisierte Hauptstadt wie viele andere, in der das gemeine Volk mit recht häßlich aussehenden, schäbigen, langen Schafpelzen und Schafpelzmützen herumläuft. Ich hätte gern noch eine Konversation mit Todleben gehabt, und er hatte mir zu heute eine Stunde bestimmt. Aber er hatte dasselbe allen gesagt, und so fand sich die ganze Reisegesellschaft, der Prinz Friedrich Karl an der Spitze, da zusammen. Todleben hatte eine Menge — ich glaube zehn — Hochreliefs von Sewastopol aufgestellt, die diese Festung in ihren verschiedenen Stadien der Belagerung darstellten, und hielt einen anderthalbstündigen, höchst interessanten Vortrag über den ganzen Verlauf seiner mehr als einjährigen Verteidigung. Er erzählte bei dieser Gelegenheit, daß er später längere Zeit in Paris gewesen sei und genauer bekannt und befreundet mit verschiedenen seiner Gegner vom Krimkriege geworden, unter andern dem Marschall Niel. Diesen habe er vorgeschlagen, gemeinschaftlich im Interesse der Wissenschaft eine Geschichte des Krimkrieges zu schreiben, nachdem sie die Auffassungen des Angreifers und Verteidigers in Einklang gebracht hätten. Die Franzosen aber haben diesen Vorschlag mit Entrüstung zurückgewiesen und haben sich dadurch so beleidigt gefühlt, daß die geschlossenen Freundschaften erkalteten und Todleben seinen Aufenthalt in Paris abkürzte.

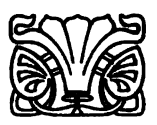
Mittags, sechs Uhr, fand zum Abschied für uns noch ein Diner bei der Kaiserin statt, wonach wir die Lucca in „Fra Diavolo" hörten und nachts wieder bis gegen drei Uhr noch einmal bei der Großfürstin Helene blieben.

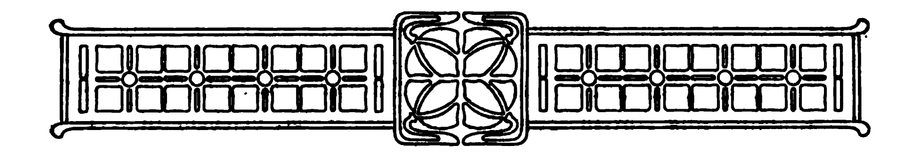
Der 19. Dezember. Es war um die Mittagsstunde, als wir den Salonwagen zur Rückreise bestiegen. Der Kaiser und die Großfürsten kamen auf den Bahnhof. Er war gegen uns alle freundlich und herzlich. Dabei hatte er eine so innige Art und Weise, mit den einzelnen zu sprechen, daß im Augenblick ein jeder glauben konnte, der Kaiser habe ihn ganz besonders innig ins Herz geschlossen. Als er mich mit warmen Worten verabschiedete, war ich tief bewegt. Daß ich ihn nie wieder sehen sollte, ahnte ich damals allerdings nicht.

Der Extrazug führte uns derart nach Wirballen, daß wir den Schnellzug erreichten, welcher am 21. Dezember früh fünf Uhr in Berlin eintrifft.

Die Erkältung, welche ich mir in Moskau zugezogen hatte, erzeugte, weil ich mich nicht schonen konnte, eine Halsentzündung bei mir, die sich unterwegs derart steigerte, daß ich kaum atmen konnte. Es herrschte unter der Reisegesellschaft eine große Furcht vor Diphtheritis, und als ich das merkte, isolierte ich mich. So war die zweitägige Rückreise wenig unterhaltend für mich. Ich hatte, allein liegend, Zeit, die Erlebnisse unseres Triumphzuges nach Rußland vor meinem Gedächtnis zu rekapitulieren.

Sofort nach der Rückkehr ließ ich den Arzt rufen. Aus der Halsentzündung entwickelte sich ein Typhus, aus dem mich mein alter Freund Böger rettete.





Schlußwort des Herausgebers.

Mit den Ereignissen des Jahres 1871 schließen die Aufzeichnungen des Prinzen. Vom Typhus genesen, widmete er sich wieder ganz seinen dienstlichen Obliegenheiten, die ihn in diesem Jahre mehr als sonst in Anspruch nahmen, da die Umgestaltung der Artillerie durch die beabsichtigte Trennung der Fuß- von der Feldartillerie zahlreiche Arbeiten und Beratungen neben den sonstigen Pflichten erforderte.

Am 23. Januar 1873 wurde er unter Belassung in dem Verhältnis als General à la suite Seiner Majestät des Kaisers zum Kommandeur der 12. Division in Neiße ernannt und als solcher am 22. März desselben Jahres zum Generalleutnant befördert, wozu an dem gleichen Tage 1875 seine Ernennung zum Generaladjutanten des Kaisers hinzutrat.

Sieben Jahre befehligte Prinz Hohenlohe mit vollster Hingabe seine Division, indem er bemüht war, seine reichen Kriegserfahrungen für die kriegsgemäße Ausbildung seiner Offiziere und Truppen nutzbar zu machen. So hielt er in der von ihm in Neiße nach dem Vorbilde der Berliner Gesellschaft gegründeten Militärischen Gesellschaft eine Reihe von Vorträgen, von denen er einige geradezu als sein militärisches Glaubensbekenntnis bezeichnete: Betrachtungen über den Kampf um Örtlichkeiten (Neiße 1875), über die Initiative (Neiße 1876), über die Verwendung des Infanteriegewehrs (Neiße 1877), Kriegserfahrung und Kriegsgeschichte (Neiße 1879). Andere von ihm dort gehaltene Vorträge betrafen taktische Fragen, deren Erörterung sich durch die Übungen seiner Division als wünschenswert ergab.

Im Herbst 1879 erbat er seinen Abschied, der ihm am 28. November durch folgende Allerhöchste Kabinetts-Ordre bewilligt wurde:

„Ich habe mit aufrichtigem Bedauern und höchster Überraschung aus Ihrem Schreiben vom 26. d. M. ersehen, in welcher ernsten Weise zur Zeit Ihre Gesundheit gefährdet ist. Unter diesen Umständen kann Ich Mich der Überzeugung nicht verschließen, daß in der Tat eine längere und völlige Ruhe eine der wesentlichsten Bedingungen für Ihre Herstellung ist, und gewähre Ich demzufolge Ihre Bitte, indem Ich Sie unter Belassung in Ihrem Verhältnis als Mein Generaladjutant mit der gesetzlichen Pension zur Disposition stelle. Ich habe zugleich bestimmt, daß Sie bei den Offizieren à la suite der Armee und in der Anciennitätsliste fortgeführt werden, und gebe Mich der Hoffnung hin, daß Ihr Leiden sich nach einiger Ruhe beseitigen werde, und daß Ich Ihnen dann wieder eine militärische Stellung übertragen kann. Es würde in der Tat ein großer Verlust für Mich und die Armee sein, wenn Ihre so hoffnungsvoll begonnene und verlaufene Dienstlaufbahn sich so früh beendigen sollte, und wollen Sie ebensowohl Meiner herzlichen Teilnahme wie Meines warmen Wunsches auf baldige Besserung versichert sein.

Berlin, den 28. November 1879. (gez.) Wilhelm."

In dem Umschlag dieser Kabinetts-Ordre aber lag noch ein eigenhändiges, im Faksimileabdruck hier beigefügtes Schreiben Seiner Majestät des Kaisers, in dem der Allerhöchste Kriegsherr seinen innersten Empfindungen beim Scheiden des Prinzen, der ihm jahrelang persönlich nahe gestanden hatte, Ausdruck gab und zugleich die Hoffnung aussprach, ihn in Zukunft noch einmal in einer hohen Stellung in der Armee verwenden zu können.

Wenn sich diese Hoffnung auch nicht mehr verwirklichen sollte, so nahm der Prinz doch fernerhin an den Fortschritten des Heeres weiter den regsten Anteil, indem er die Muße des Privatlebens benutzte, sein reiches Wissen und seine Erfahrungen aus unseren drei großen Kriegen dem deutschen Offizierkorps in mehreren geradezu klassisch zu nennenden Schriften zunutze kommen zu lassen. Jeder ältere Offizier wird sich noch des Aufsehens erinnern, das Hohenlohes „Militärische Briefe" und „Strategische Briefe" in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hervorriefen. Sie haben ihren hohen Wert für die geistige Ausbildung unserer Offiziere bis zum heutigen Tage ungemindert behauptet.*)

*) Anhang 3 im 1. Bande gibt ein Verzeichnis sämtlicher militärischen Schriften des Prinzen.



Berlin den 30 Novb. 1879.

Mit dem so großen [illegible]
[illegible] für
[illegible] ich [illegible] Ge-
[illegible] empfangen. Denn [illegible]
durch private [illegible]
[illegible] auf [illegible] Wege,
und ich [illegible]
werden, [illegible] bei dem [illegible]
des General Inspecteurs der
Artillerie, ich mich früher im
[illegible] zum Commandi-
renden General eines Armee
Corps

und Kind, der Sie nun bereits

7 Jahre, Ihrem hohen Rathe

entfremdet sind.

Die Details die Sie mir

über Ihre [illegible] [illegible]

[illegible] geben, [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] Alter, so

wie auch Ihren [illegible]

geschriebenen Briefe, so bald

als möglich eine [illegible]

von mir entgegen zu sehen,

nöthigen mich [illegible] Ihrem

Wunsche zu entsprechen, und so

schwer und wie traurig wird!
Denn Sie müssten von nicht
Sie mir immer gestanden
haben daß ich Ihnen aus-
seren Carrière, und ein langes
Dienstzeit Ihren Posten in
den höchsten Stellungen auf-
genommen!

Bei Ihrem Austritt aus der
Disposition, bleiben Sie meinen
General Adjudant, Ihrem
seitherigen Dienstzweigen fort
und werden auch à la suite der
Armee geführt und den Rang dieses.

[illegible] Kaiserin den

bereit finden, wie einig ich

Ihren [illegible] [illegible]

und meiner Armee bedauere,

daß ich auf der [illegible] [illegible]

[illegible], Sie bald wieder in

derselben zurückkehren zu

sehen!!

Ihr

treu [?] ergebener

König

Wilhelm

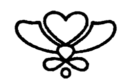
Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin

In Dresden hatte sich der Prinz, nachdem er sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, eine glückliche Häuslichkeit gegründet.

Ein schweres inneres Leiden, das ihn in den letzten Jahren seines Lebens befiel, trug er mit ritterlicher Ergebung, bis ihn am 16. Januar 1892 ein sanfter Tod aus diesem Leben abrief.

Ein reiches Soldatenleben ging mit ihm zu Ende. Zwei Monarchen hatte er in ihrer nächsten Umgebung, zum Teil in schweren Zeiten, treu zur Seite stehen dürfen. Die großen Einigungskriege unseres Vaterlandes durchkämpfte er in wichtigen Stellungen. Seiner geliebten Waffe, der Artillerie, verhalf er durch volles Einsetzen seiner Persönlichkeit dazu, daß sie in der Stunde der Schlachtentscheidung der Infanterie ebenbürtig aufzutreten vermochte. Hatte er schon bei St. Privat am 18. August 1870 nicht weniger als 147 Feldgeschütze, das heißt die größte Zahl, die bis dahin unter einem Kommando in der Feldschlacht gestanden hatte, befehligt, so war ihm vor Paris auch die größte Zahl von Belagerungsgeschützen unterstellt, die je vor einer Festung verwendet waren. So gehörte sein Bestes dieser seiner Waffe. Aber als er an die Spitze einer Division berufen wurde, hat er nicht minder die Kriegstüchtigkeit der Infanterie gefördert. Der ganzen deutschen Armee aber gehören seine literarischen Werke, aus denen sie auch heute noch reiche Lehren zu schöpfen vermag.

Ein volles Bild seines Wirkens und Strebens gewähren seine Aufzeichnungen. Sie zeigen ihn als den treuen Diener seiner Könige, als den weitblickenden Soldaten, der es erkannte, daß es gilt, im Frieden die Erfolge des Krieges vorzubereiten, und der dieser Überzeugung in strenger, sorgsamer Friedensarbeit nachkam, sie zeigen ihn als einen Mann von eiserner Willensstärke in der Stunde der Gefahr. Scharfe Beobachtungsgabe, tiefe Menschenkenntnis, Sinn für Humor und eine seltene Gabe der Darstellung gewähren außerdem diesen Aufzeichnungen auch für den Nichtfachmann eigenartigen Reiz. Niemand wird sie ohne hohen Genuß und reiche Belehrung aus der Hand legen.



Anhang.

Über die Belagerung und Beschießung von Paris sowie über die hierüber entstandenen Streitfragen ist eine ganze Literatur vorhanden. Es würde zu weit geführt haben, hier auf die verschiedenen Fragen einzugehen; wir müssen uns daher darauf beschränken, dem Leser, der sich hierüber näher unterrichten will, ein Verzeichnis der wichtigsten hierfür in Frage kommenden Werke und Schriften zu geben. Es sind dies außer dem Werke des Großen Generalstabes über den deutsch-französischen Krieg noch folgende:

1. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte, Heft 4. Die Tätigkeit der Belagerungsartillerie vor Paris im Kriege 1870/71. Von Deines, Premierleutnant im Rhein. Fußartillerie-Regiment Nr. 8, Adjutant der 2. Fußartillerie-Brigade. Berlin 1884.

2. Die Tätigkeit der deutschen Festungsartillerie bei den Belagerungen, Beschießungen und Einschließungen im deutsch-französischen Kriege 1870/71. Von H. v. Müller, Generalleutnant z. D. 4. Band. Die Artillerieangriffe auf Paris. Berlin 1901.

3. Die Beschießung von Paris 1870/71 und die Ursachen ihrer Verzögerung. Von v. Blume, General der Infanterie. Berlin 1899.

4. Heyde und Froese, Geschichte der Belagerung von Paris. Berlin 1874.

5. Vinoy, Siège de Paris. Paris 1872.

6. Ducrot, La défense de Paris. Paris 1875—1878.

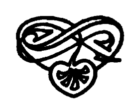
7. Duquet, Paris. Paris 1890—1898.

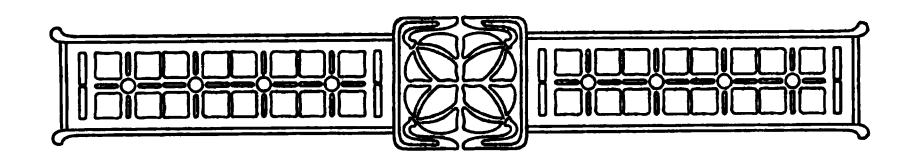
8. Tagebücher des General-Feldmarschalls Graf v. Blumenthal. Stuttgart und Berlin 1902.

9. Im großen Hauptquartier. Von Verdy du Vernois, General der Infanterie. Berlin 1895.

10. Zur Frage über die Beschießung von Paris. Von Otto Herrmann. Berlin 1903.

11. Moltke in Versailles, Militär-Wochenblatt 1902.





Namen- und Sachverzeichnis.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

K.

L.

M.

N.

Q.

R.

S.

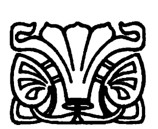
T.

U.

V.

W.

Z.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Karte 1
Übersicht
zum Krie

